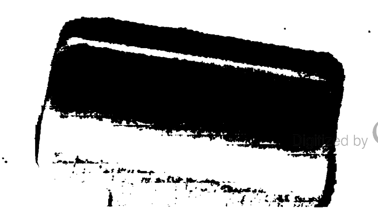

UC-NRLF
$B 99 620



Friedrich Perthes Leben

nach dessen

schriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität in Bonn.

Dritter Band.

Fünfte Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1861.



Vorrede.

Die Mittheilungen, welche ich in diesem letzten Theile aus dem Leben meines Vaters von dem Jahre 1822 an bis zu dessen 1843 erfolgtem Tode mache, sind aus den Briefen an ihn, mehr als zwanzigtausend an der Zahl, und aus den Briefen von ihm geschöpft. Viele der letzteren wurden mir von den Empfängern freundlich zurückgegeben, viele andere aber wurden mir nur aus der kurzen Angabe des Inhaltes bekannt, die Perthes sich bei der Absendung oftmals aufgezeichnet hatte. Die empfangenen und die abgesendeten Briefe enthalten über kirchliche und politische Ereignisse manche für die Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, neue und interessante thatsächliche Nachrichten, welche aber zum größten Theil jetzt ihr Interesse verloren haben, weil das damals Unbekannte später allgemein bekannt geworden ist. Nur ausnahmsweise sind daher solche thatsächliche Nachrichten mitgetheilt. Ansichten, Urtheile, Richtungen dagegen behalten selbst, wenn sie nur den Eindrücken eines bestimmten Jahres ihren Ursprung verdanken, immer eine biographische und oft auch eine historische Bedeutung und sind deshalb ausführlicher aufgenommen, obschon ich auch in diesem Theile es als meine Aufgabe festgehalten habe, nicht die Zeit, sondern das Leben eines einzelnen Mannes in seiner Zeit darzustellen.

Eine große Zahl von Beziehungen und Verhältnissen, in welchen Perthes stand, sind ganz unberührt geblieben, theils um das Werk nicht zu umfangreich werden zu lassen, theils weil die Rücksicht auf noch lebende oder vor kurzem verstorbene Personen die Mittheilung verbot. Das Vertrauen und die Offenheit, mit welcher sich so viele Männer aller Art an meinen Vater wendeten, durfte nicht die Veranlassung werden, sie schmerzlich oder auch nur unangenehm zu berühren.

Frauen und manchen anderen, welche sich in den beiden ersten Theilen vorzugsweise durch das Sein und Wirken des Menschen angezogen fühlten, möchte ich rathen, in diesem Theile zunächst das sechste und neunte Buch zu lesen, und aus dem siebenten und achten, die den Briefwechsel über literarische, politische und kirchliche Verhältnisse enthalten, nur gelegentlich das eine oder das andere sich heraus zu suchen.

Auch diesen letzten Theil lasse ich mit lebendigem Danke dafür drucken, daß Gott mir vergönnte ihn auszuarbeiten. Noch über das Grab hinaus hat Friedrich Perthes seinen Kindern und Enkeln den Weg zu dem Herzen vieler lieben und guten Menschen gebahnt.

Bonn im Juni 1855.

Clemens Theodor Perthes.

Inhalt.

Sechstes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben während der ersten Jahre seiner Übersiedelung nach Gotha. 1822 — 1830.

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältnisse und über die religiösen und politischen Fragen der Zeit 1822 — 1830.

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechsel im späteren Mannesalter 1830 — 1843.

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben 1830 — 1843.

Sechstes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben

während der ersten Jahre seiner Übersiedelung nach Gotha.

1822—1830.

Zustände und Verhältnisse in Gotha und Perthes' erste Einrichtung in denselben.

1822.

Grade ein halbes Jahrhundert hatte Perthes durchlebt, als er in neuen Verhältnissen gleichsam von neuem zu leben anfangen sollte. Statt des Gewühles der großen Seestadt hatte nun ein stiller Binnenort von etwa 12,000 Einwohnern, statt der sich selbst regierenden Handelsrepublik eine kleine deutsche Residenz ihn aufgenommen. Einen freundlichen Eindruck wird Gotha auf Jeden machen, der sich ihm naht. In einem Halbkreise lehnt es sich an den Schloßberg, von dessen Höhe die weitläufigen Räume des Friedensteines ringsum in die grüne, fruchtbare Ebene hinabschauen, südlich den herrlichen Blick auf den langhingestreckten Zug des einige Stunden entfernten Thüringerwaldes gewährend. Anmuthige, an alten Bäumen, frischen Wiesen und blühendem Strauchwerk reiche Parkanlagen dehnen sich auf der der Stadt entgegengesetzten Seite des Schloßberges in bedeutendem Umfange aus, bergen freundliche Lustschlösser und die selten schöne Orangerie des Herzogshauses in ihrer Mitte und lassen, indem sie in Gärten und Spaziergängen sich fortsetzen, die ganze Stadt wie hineingebaut in einen großen Park erscheinen. Der schmale mit großer Kunst vom Gebirge her geleitete Leinebach kann freilich die Wasserarmuth der Gegend nicht beseitigen, sondern nur

erkennbar machen, und die baumlose, damals von keinen festen Straßen durchschnittene Fläche, welche zwischen der Stadt und dem Thüringerwald sich in einer Breite von mehreren Stunden ausdehnt, rückt das Gebirge in ziemlich weite Ferne.

Das Land ist freilich zu klein, um eine selbständige politische Bedeutung zu haben, aber in verschiedenen Zeitabschnitten hat es dem geistigen Leben, welches die Nation bewegte, auch in seinem Innern einen bestimmten und eigenthümlichen Ausdruck gegeben. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges prägte Herzog Ernst der Fromme das Glaubensleben der Reformation für seine Länder in so gesunden und kraftvollen Formen der Kirche und der Schule, des Unterrichts und der Zucht aus, daß sie auch dann sich fest erhielten, als der Geist, welcher sie hervorgetrieben hatte, erloschen war. Veit Ludwig von Seckendorf und August Herrmann Francke sind von dem Gymnasium Herzogs Ernst des Frommen ausgegangen. Das auf den dreißigjährigen Krieg folgende Jahrhundert ließ die schöpferischen Kräfte in der deutschen Nation ersterben; den Besten der Zeit blieb nichts übrig, als das in besseren Tagen Geschaffene zu erhalten und zu sammeln. Auch die sammelnde Richtung der Nation erhielt in Gotha einen bedeutenden Ausdruck, indem Bibliothek und Münzcabinet auf eine solche Stufe gebracht wurden, daß sie noch jetzt unter den ersten Deutschlands zählen. Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regte sich durch Erneuerung der Literatur ein frischeres Leben in Deutschland. Wenige Jahre, nachdem Lessing 1768 seine Dramaturgie begonnen hatte, war es das Hoftheater in Gotha, welches zuerst unter allen deutschen Bühnen der neuen Richtung Zugang verstattete. Eckhof fand hier eine Zuflucht, Herzog Ernst II. wendete sein Auge der neuen Erscheinung zu, Fr. Wilh. Gotter dichtete, Iffland und Beck spielten, Reichard gab seit 1775 seinen Theatercalender heraus. Die erste Stelle nahm die Gothaer Hofbühne ein, bis später die Mannheimer un-

ter Iffland, die Hamburger unter Schröder und die Weimarische unter Goethe's Obhut hervortraten.

Während dieser Bewegungen auf dem Theater, hatte im Leben die unter dem Namen Aufklärung bekannte Geistesrichtung die Masse aller Gebildeten in Deutschland ergriffen; der mehr oder weniger geübte Menschenverstand sprach, indem er ins Allgemeine ging, nach Goethe's Ausdruck, über innere und äußere Erfahrungen ab; nur was jedem Menschenverstande begreiflich schien, sollte in Religion und Kunst, nur was jedem Menschenverstande nützlich schien, in Erziehung und Politik Geltung haben. In der Verwirklichung auch dieser Richtung trat das Herzogthum Gotha bemerkbar hervor. Salzmann gründete 1784 Schnepfenthal und schrieb seinen Karl von Karlsberg, Rudolph Zacharias Becker gab seit 1784 den überall gelesenen Reichsanzeiger und 1785 das Noth- und Hülfsbüchlein heraus, welches nach einem mäßigen Anschlage in einer Million Exemplare verbreitet ward; Moritz August von Thümmel schrieb von Gotha aus, und Weishaupt, als Illuminatenoberer 1785 aus Baiern vertrieben, konnte unangetastet in Gotha sein Leben schließen. So stark hatte die neue Richtung der Nation sich in dem Ländchen ausgeprägt, daß sie hier auch dann herrschend blieb, als sie in den meisten anderen Kreisen zunächst freilich nur in Kunst und Philosophie den Schlägen der Heroen unserer Literatur zu erliegen begann. Gotha schien vorläufig sein Geistesleben abgeschlossen zu haben, es blieb auf der Entwickelungsstufe stehen, welche es in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eingenommen hatte.

Mit den übrigen deutschen Ländern ward dann auch Gotha in den Strudel, welcher auf die erste französische Revolution folgte, hineingerissen, aber so gewaltsam die Jahre vom Lüneviller bis zum zweiten Pariser Frieden auch ganz Deutschland zusammenschüttelten, waren sie doch nicht stark genug gewesen, um die festhaltende Zähigkeit, welche den deutschen Verhältnissen und Personen innewohnt, überall zu besiegen. In manchem kleinen

Lande hatte sich vielmehr die gute alte Zeit ziemlich ungeändert in die neue Welt hinübergerettet und namentlich im Herzogthume Gotha bot Stadt und Land noch, als Perthes 1822 sich dort heimisch machte, ein Bild in Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen dar, welches recht wohl in die Jahrzehende vor Ausbruch der Revolution zurückversetzen konnte. Allabendlich nahmen die freundlichen, fast nur mit einstockigen Häusern besetzten Straßen die von der städtischen Trift heimkehrenden Kuhheerden auf und Nachts ertönte in ihnen Stunde für Stunde das mächtige Horn des Wächters und sein ermahnendes Wort: Gebet Acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht und lobet Gott den Herrn. Belebt waren die Straßen nur an den wöchentlichen Markttagen, wenn die kraftvollen Gestalten der Thüringer Bauern und ihrer reichbebänderten Weiber und Mädchen von hohem Wuchse und frischem, fröhlichen Ausdrucke Korn und Holz, Butter, Flachs, Obst und sonstige Erzeugnisse des Landes und des Waldes feil hielten und den Platz vor dem alten Rathhause füllten, von dessen Giebel herab ein fratzenhafter hölzerner Kopf mit jedem Glockenschlage künstlich den Mund weit aufsperrte, ungewiß lassend ob er reden oder beißen wollte. Eine Menge wunderlicher Reste vergangener Zeiten begegnete dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt, obschon Einheimische die altgewohnte Erscheinung kaum bemerkten. Tag für Tag wand sich in blauem, mit glänzenden Knöpfen besetzten Rocke ein kleiner Mann auf noch kleinerem Pferde, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirre haushoher Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha über Nacht zu bleiben pflegten. Es war der Weimarische Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder unter ihnen aufsuchte, die das Geleite nicht bezahlt hatten, eine Abgabe einst für die Begleitung durch geharnischte Reiter zum Schutze gegen räuberische Überfälle ritterlicher und nichtritterlicher Wegelagerer erhoben; längst war freilich das Geleite außer Brauch gekommen, aber das Geleits-

geld ward mit eben so unerbittlicher Strenge erhoben, wie das städtische Pflastergeld auch von den Wagen, die nicht durch sondern um die Stadt ihren Weg nahmen. Nicht minder merkwürdig wie dieser kleine blaue Mann waren für die ganze Jugend die baumlangen Gestalten der Gardereiter, in ihren weiten weißen bis auf die Fersen reichenden Mänteln, ein großes Schlachtschwert an der Seite, mächtige Reiterstiefel und klirrende Sporen an den Füßen, aber ohne Pferd; es waren friedfertige, freundliche und gefällige Leute; Schreiner, Schlosser, Zimmerleute, die in der Regel ihrem Gewerbe nachgehend einigemal im Monate gegen einen mäßigen Tagelohn als Krieger auftraten. Für die ganze Schaar waren nur 6—8 Uniformen vorhanden, die von einem Leibe auf den anderen wanderten, so daß die Ablösung wesentlich in einem Umkleiden bestand. Wer um die Mittagsstunde die Stadt betrat, war gewiß einem älteren Schüler zu begegnen, welcher gefolgt von 10—12 kleineren Knaben in athemloser Eile die Gassen einen Choral singend durchlief, um dafür aus diesem und jenem Hause einen Pfennig zu erhalten. Mittwochs und Sonnabends standen die Chorschüler des Gymnasiums mit schwarzem Mantel und dreieckigem Hute im Halbkreise vor den Häusern wohlhabender Bürger und gewannen sich durch ihren festen vierstimmigen Gesang den Unterhalt während der Schulzeit.

Sehr einfacher Art war das Familienleben und der gesellige Verkehr; die Männer kamen Abends in den nach Beruf und Stand abgegrenzten geschlossenen Gesellschaften mit der langen Pfeife bei einem Glase Bier zusammen und die Frauen auch der gebildeten Familien pflegten sich an den Winternachmittagen mit dem Spinnrade zu besuchen. Das Theater befand sich in der großen Stube einer Mühle, wo alle Stände ohne Unterschied gegen ein Kopfstück, d. h. einen Zwanziger, Eintrittsgeld auf Bänken sitzend wandernde Truppen beschauten; Aufwand in Speise und Trank ward nur bei außerordentlichen Gelegenheiten gemacht; die Zimmer waren, da in den letzten Jahrzehenden das Bedürfniß

zu Neubauten gefehlt hatte, in alter Weise niedrig und klein; das Hausgeräthe, oft von blendend weißem Tannenholz, war höchstens dem einheimischen Kirschbaum entnommen; prunklose Wohlhabenheit und eine fast eigensinnige Reinlichkeit fand sich überall. Auch im Handel und Wandel hatte die alte Zeit ihre Formen und Einrichtungen festgehalten. Die Zünfte wachten eifersüchtig, daß keine Arbeit eines Zunftlosen unter die Leute kam, der Sattler keinen Koffer, der Schlosser keine Schmiedearbeit machte, und die Schneider stellten sicher ein Bönhasenjagen an, so oft die Nähterinnen den ihnen gezogenen Arbeitskreis überschritten; die Braugerechtigkeit war an bestimmte Häuser gebunden, deren Eigenthümer der Reihe nach den einzigen Trunk dünne und sauer auf den Tisch der Bürger lieferten. Der Verkehr mit den kleineren Orten auf dem ganzen Gebirge bis in das Vogtland und in das Fränkische hinein ward durch eine Fußbotenpost vermittelt, die sich in Privathänden befand und einen ununterbrochenen kleinen Krieg mit dem Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Lehnspostamte führte. Der Thüringerwald ward nur von der über Tambach und Schmalkalden führenden Straße durchschnitten; den großen Gotha berührenden Handelsweg von Frankfurt nach Leipzig belebte zwar zu allen Jahres- und Tageszeiten zahlloses Frachtfuhrwerk, aber eine Eilpost ging noch nicht, und als im September 1825 der erste fortan zweimal wöchentlich fahrende Eilwagen in Gotha eintraf, hatte sich die halbe Stadt versammelt, um das Wunderwerk zu sehen und Monate lang ward von der Energie des Generalpostmeisters Nagler gesprochen, der das scheinbar Unmögliche doch möglich gemacht. Nach andern Seiten hin war, sobald es geregnet hatte, das Fahren in dem schweren Boden nicht zu wagen: Geschäfts- und Vergnügungsreisen verschob man bis es trockner geworden war. Gegen Norden sah sich überdies der Verkehr bis auf wenige Stunden durch die Preußische Zollgrenze beschränkt, welche von Langensalze aus bis zum Henningsleber Loch vorgeschoben war, weit und breit bekannt, weil dort bei naß-

sem Wetter die Wagen unmittelbar vor dem Zollhause entweder umzuwerfen oder stecken zu bleiben pflegten.

Auch den politischen Zuständen und Formen hätte Niemand anmerken können, daß das Herzogthum Jahre hindurch zum Rheinbund und Herzog August zu den begeisterten Anhängern Napoleon's gehört hatte. Römisches und Canonisches Recht, Sachsenspiegel und deutsche Reichsgesetze, Kursächsische Constitutionen und Ernestinische Landesordnung, Ortsstatute und landesherrliche Patente, bildeten wie vor Alters das Recht des Landes, welches Niemand kennen konnte und Jeder kennen mußte, um sich vor Schaden zu bewahren. Die höheren Ämter waren fast ausschließlich mit dem zahlreichen Adel des kleinen Landes besetzt. Ohne Armee, in der er sich vor dem Verkommen hätte schützen können, ohne Staat, in dessen Geschichte er verflochten gewesen wäre, und ohne bedeutenden Grundbesitz, durch welchen er auf sich selbst geruht hätte, nahm er keine politische, sondern nur eine kastenartig abgeschlossene sociale Stellung ein, theils weil er sie selbst erstrebte, mehr aber noch weil der Nichtadel sie ihm bereitwillig entgegen trug. Das Regierungscollegium war zugleich Obergericht und höchste Verwaltungsbehörde; weil es bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten jede Einmischung des Herzogs und des Ministers zurückweisen mußte, ließ es sich auch in Verwaltungssachen nicht leicht von oben her hineinreden, sondern stand fast unabhängig da und verfuhr in behaglicher thatloser Willkür. Der seit 1804 regierende Herzog August Emil hatte zur Napoleonischen Zeit manches Elend von seinem Lande abgewendet, war aber später fast nur durch seine barocken Liebhabereien, durch seine seltsamen Einfälle und phantastischen Verkehrtheiten bekannt und die Minister, unter denen Herr von Lindenau sich befand, haben damals auf die innere Verwaltung schwerlich einen erheblichen Einfluß geübt. Solchen Verhältnissen entsprachen vollkommen die Stände von Grafen, Ritterschaft und Städten, welche selbst im Jahr 1809 mitten in der Rheinbundzeit versammelt worden waren.

Die Grafencurie allerdings bestand nur aus einer Person, dem Vertreter nämlich der Fürsten von Hohenlohe als Herren der obern und untern Grafschaft Gleichen; auch in der Städtecurie rathschlagten und stimmten nur zwei Personen, der Bürgermeister der Stadt Gotha und der Bürgermeister der Stadt Waltershausen; um so zahlreicher war dagegen die Curie der Ritter, indem sie die Besitzer nicht nur von Rittergütern, sondern auch von Lehnstücken aller Art in sich schloß. Im vorigen Jahrhundert erschienen einmal neben den Hopffgarten und Witzleben, den Griesheim und Seebach, den Utterodt und Gräfendorf, zwei und zwanzig Herren von Wangenheim auf dem landständischen Convente. Da die Grafencurie, falls nicht das Interesse der Grafschaft Gleichen ins Spiel kam, mit den Rittern zu stimmen pflegte, so befanden sich die beiden Bürgermeister stets in der Minderheit und die Rechte und Privilegien der Landschaft waren in Wahrheit Rechte und Privilegien der Ritter. Eine übergroße Macht erhielten sie indessen dadurch nicht; denn obschon landesordnungsmäßig der Landschaft unterthäniger Beirath eingefordert werden sollte, wenn Reichs- und andere Sachen fürfielen, welche unserer „treuen Landschaft Wohlfahrt und Interesse sonderbar mit betreffen,“ so hatte doch die Regierung sich die Auslegung dieser Worte vorbehalten; sie berief den Landtag oder berief ihn nicht, wie sie grade wollte, ohne durch solche Willkür irgend einen Anstoß im Lande zu geben. Dagegen ließ aber auch Herzog August sich gefallen, daß, als er einst, um eine Reise zu machen, 20,000 Thlr. forderte, die Landschaft ihm antwortete: mehr als 5000 Thlr. könne nicht gegeben werden, damit werde seine Durchlaucht wohl ausreichen.

Über alle diese Dinge waren die Zeiten der französischen Gewaltherrschaft fast spurlos dahin gegangen und in den nächsten Jahren nach Vereinigung Gotha's mit Koburg hat die Persönlichkeit des Herzogs Ernst eine weit größere Umwandlung herbeigeführt, als französische Revolution, Rheinbund und Freiheitskriege es vermocht hatten. Über Druck aber und ungerechte Behandlung hatte auch in jener heute schon alten Zeit nicht leicht Jemand zu

klagen und Jeder konnte trotz Karlsbader Schlüsse und Wiener Schlußacte über Personen und Verhältnisse des Landes in Tadel und guten Rathschlägen sich mit behaglichster Breite ergehen.

Obschon die Formen der politischen, kirchlichen und socialen Zustände Gotha's vergangenen Zeiten angehörten, war dennoch zwar nicht in ihnen, aber neben ihnen ein so vielfach belebtes und erregtes Leben hervorgetreten, wie es nicht leicht in Städten gleicher Größe sich findet. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern; die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte v. Lindenau und Encke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; die Naturwissenschaften wurden in mehr wie gewöhnlicher Weise durch v. Hoff und v. Schlotheim vertreten; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen; Andreas Romberg bis 1818 die herzogliche Capelle geleitet. Alle diese Männer standen unter einander in der freundlichsten Verbindung und in ihren regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften war jeder gerne gesehen, der wissenschaftliche Neigungen irgend einer Art besaß. Kaufleute und Handwerker waren thätig und strebsam; aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln hatten sie für ihre Bedürfnisse tüchtige Schulen geschaffen, und mancherlei fördernde Anstalten gegründet; die Humanitätsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts setzten sich in sorgender Thätigkeit für Arme und Verkommene fort; mit Liebe und Aufopferung wurden Freischulen und Armenwesen gepflegt und Vereine für Waisen und Gefangene erhalten. Auch hinaus über die eigenen Grenzen ward das Leben der Stadt durch eine Reihe bedeutender Anstalten geleitet. Die seit 1821 bestehende Feuerversicherungsbank und die Vorbereitungen zu der 1829 erfolgten Gründung der Lebensversicherungsbank, die Arbeiten für das allgemein verbreitete genealogische Taschenbuch, so wie die großartigen geographischen Unternehmungen von Justus Perthes riefen geschäftliche Verbindungen nach allen Seiten hervor; geistige Berührungen

mannigfachster Art wurden durch die vielen in Gotha geborenen oder gebildeten und dann an deutsche Universitäten berufenen Männer erzeugt, und die Eltern und Führer der zahlreichen aus allen Gegenden Deutschlands wie aus Dänemark, Polen und Rußland das Gymnasium besuchenden Schüler brachten auch ferne liegende Interessen in den Gesichtskreis der Stadt.

Zu diesem gesunden und frischen Leben stand die Verworrenheit und Abgestorbenheit der politischen und religiösen Richtungen in einem seltsamen Gegensatze. Hier wie im übrigen Deutschland waren die aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten Glaubensartikel des politischen Rationalismus zu einem bunten Gemenge mit den nationalen Bestrebungen, aber auch mit den phantastischen Zuthaten verbunden, welche im Gefolge der Freiheitskriege, der Burschenschaft und der Turnerei überall hervorgetreten und den Gothanern durch Jena mit Oken, Fries und Luden, wie durch Eisenach mit seinem Wartburgsfeste vor die Augen gebracht worden waren. Das religiöse Leben des Herzogthums war dagegen den Bewegungen völlig fremd geblieben, welche im übrigen Deutschland seit den Freiheitskriegen mehr und mehr hervorgetreten waren. Unangetastet zwar hatten sich die großartigen Kircheneinrichtungen Herzog Ernst des Frommen in gesetzlicher Kraft erhalten, aber sie waren zu einer todten Förmlichkeit geworden, von welcher das Leben sich losgesagt hatte; der Rationalismus herrschte unbedingt und ausschließlich im ganzen Herzogthume auf dem Lande wie in der Stadt; in den Gemeinden galt er als einziges den Menschen nicht erniedrigendes Christenthum, von den Kanzeln ward er verkündet und Bretschneider, einer seiner bedeutendsten gelehrten Vertreter, stand seit 1816 als Generalsuperintendent an der Spitze des gesammten Kirchenwesens. So wenig wurde der reformatorische, so wenig der christliche Gehalt der lutherischen Bekenntnißschriften und Ernestinischen Kircheneinrichtungen, welche die gesetzliche Grundlage der Landeskirche bildeten, verstanden oder auch nur gekannt, daß, wer dieselben ausgesprochen und sich

lebendig angeeignet hätte, als schwachsinnig verlacht, oder hatte er Geist, als Phantast angestaunt, oder hatte er Muth und Kraft, als ein gefährlicher Mensch, als Pietist und heimlicher Katholik gefürchtet und gemieden worden wäre.

Ein echtes Stück Deutschland bot sich in Perthes' neuer Heimath dem Beschauer dar. Todtes und Lebendiges, Krankes und Gesundes, Verstand und Unverstand, Altes und Neues lag bunt durch einander, nicht mehr vielleicht wie in andern Gegenden aber anders und doch auch wunderlicher gemischt. Es galt auch in diesen Zuständen sich zurecht zu finden und den Halt im eigenen Innern nicht zu verlieren.

Das Scheiden von Hamburg hatte Perthes tief ergriffen und die Erinnerung an die schweren Stunden der letztverlebten Monate begleitete ihn in die neue Heimath hinüber. Es ist, schrieb er dem Grafen Adam Moltke, ein schweres Jahr, das hinter mir liegt. In arger Noth war meine Kindheit dahin gegangen, hin und her war ich als Jüngling geworfen, bis mir als Ersatz für alles, was ich entbehrt, Wandsbeck zur Heimath ward; mit Caroline sank sie mir ins Grab; die allmähliche Auflösung meines an Gegenständen lieber Erinnerung immer leerer werdenden Hauses, die letzten Blicke in die nun öden Räume, welche achtzehn Jahre hindurch das innigste Verhältniß bargen, schnitten mir in Mark und Bein. Wir müssen Ungeheueres vor Gott verschuldet haben, sonst könnte, wenn in die Finsterniß, in der wir wandeln, ein Licht in Liebe kommt, der Tod es nicht dahin nehmen dürfen. Nie hat meine Natur es ausgehalten einen großen tiefen Schmerz nur leidend zu durchleben, auch dieses Mal machten allein die Arbeiten und die Anstrengungen, welche nothwendig waren, um als gewissenhafter Mann von Haus und Handlung und städtischem Gemeinwesen zu scheiden, mir es möglich, das Zerreißen so vieler Fäden zu ertragen, an die mein innerstes Leben sich gebunden fühlte. Unsere Reise war glücklich und um einen freundlichen Eindruck hat uns ein kleiner Unfall reicher gemacht. Bei einem Dorfe un-

weit Netra brach die Axe; nie werde ich dieses Dörflein Rittmannshausen vergessen; es war Sonntag, alle Bauern bei der Hand; die vier und zwanzig dort lebenden Familien machten nur eine einzige aus, waren einander mit Liebe und Freundlichkeit zugethan und begegneten sich mit feiner Sitte; Frauen und Mädchen schön, die Burschen kräftigen Wuchses, die Männer gediente Hessen mit dem Feldzeichen auf der Brust, alle verständig gewandt, mit Hülfe zuvorkommend; zwölf Stunden halfen sie sämmtlich dem Wagner und dem Schmiede und ich hatte Mühe ihnen ein Trinkgeld aufzudrängen. In voller, wahrer Wirklichkeit sah ich eine Idylle, die mein Herz erfreute. Am 20. März trafen wir um Mittag in Gotha ein, die Stunde des Wiedersehens ohne die Mutter war schwer.

Während der nächsten Wochen nach seiner Ankunft in Gotha wurde Perthes durch die vielerlei kleinen Arbeiten zur Gestaltung des neuen Lebens in Anspruch genommen. Eine feste Ordnung habe ich, schrieb er im April, noch nicht begonnen; die ersten Einrichtungen und die Anwesenheit meines Sohnes Mathias, der uns von Tübingen aus besuchte, haben die Zeit ausgefüllt. Unsere vorläufige Wohnung liegt frei und offen vor der Stadt, jetzt mitten in einem Meere von Blüthen, wir haben die Aussicht in die Weite, sehen den Seeberg und den Inselsberg; bei klarer Luft tritt in größerer Ferne auch der Brocken hervor. Den neuen Haushalt leitet meine Tochter Mathilde besonnen und fest, Clemens habe ich auf das Gymnasium gebracht, der Unterricht der beiden jüngeren Kinder ist geordnet und die nöthigsten Besuche sind gemacht. Mit meinen verheiratheten Töchtern und deren Männern sind wir viel zusammen, und soviel erkenne ich schon jetzt, daß ich mich in die neue Lebensordnung werde finden können.

Sobald Perthes die nöthigste Sorge für Haus und Kinder getroffen hatte, mußte er in den letzten Tagen des Aprils seiner Handlung wegen nach Leipzig gehen. Das durch das Zusammenströmen der verschiedenartigsten Männer aus allen Gegenden Deutsch-

lands bewegte Leben der Buchhändlermesse übte nicht den erregenden Einfluß auf ihn aus, als wohl in früheren Zeiten. Nicht die Arbeit, schrieb er an Besser, nicht das Geschwirre der Menge, aber das Leere des Treibens ist mir dieses Mal recht schwer geworden; alles schien mir null und nichtig und ich konnte den Dingen nicht wie sonst Interesse abgewinnen; viele Gegenstände, die für mich bis vor kurzem noch bunten Reiz hatten, sind mir eintönig, aschgrau geworden; das Lebendige im Leben ist für mich abgeschlossen. — In wehmüthiger Stimmung traf Perthes Mitte Mai wieder in Gotha ein. Meine Seele ist tief betrübt, äußerte er gegen Besser, dieses nach Hause Kommen ohne Caroline, ohne die Stätte der Liebe, ohne die Fülle des Geistes zu finden, aus der ich mein Leben zog, ist entsetzlich; ich kann nichts mittheilen, mir wird nichts gegeben, alles ist öde und ausgestorben; der Tag meiner gestrigen Ankunft war schwer; kein Empfang, kein Leben in der Mittheilung; die armen Kinder können mir das nicht geben. — Die Öde im Innern, schrieb ihm Gräfin Auguste Bernstorf, geborene Stolberg, die Lücke, das Vermissen, o wer kennt es wie ich; die Liebe, die Sehnsucht, das Heimweh und doch auch den Trost, die Hoffnung; herzlich reiche ich Ihnen die Hand, wir sind ja Eines Glaubens und trachten nach Einem Ziel; die erbarmende und ewige Liebe lasse es uns erreichen.

So weich auch Perthes' Stimmung während der ersten Wochen seines Aufenthalts in Gotha war, so verschloß doch seine lebhafte leicht erregbare Natur sich den Eindrücken nicht, welche die neuen fremdartigen Zustände und Verhältnisse ihm bringen mußten. Sehr merkwürdig ist mir, schrieb er an Graf Moltke, das Sein und Leben im kleinen Fürstenstaat und der Gegensatz desselben zu der Handelsrepublik, in der ich grau geworden bin. Staats-, Standes- und Verhältnißschnürbrüste gibt es für mich hier nicht, kaum für den, der im Amt und Dienst steht; ungebundener und unbekümmerter um Fürst und Regierung als hier, lebt man nirgends und das ist schlimm; denn welche Bedeutung kann den klei-

nen Fürstenthümern bleiben, wenn sie nicht das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen so menschlich nahe und innig ausprägen, wie es in dem großen Staate nicht geschehen kann. — Während ich schreibe, heißt es in einem Briefe an Besser, tönt mir das Geläute aller Glocken in die Ohren; gestern Nacht, am 16. Mai, ist Herzog August gestorben; jede ärztliche Hülfe war vergebens, da dieser an Geistesreichthum fast verrückte Fürst sich den Genuß der schärfsten Gewürze nicht versagen konnte. — Die Todtenfeier war ein trauriges Schauspiel, schrieb Perthes etwas später an Rist; nicht hoch, noch niedrig, nicht Stadt, noch Land zeigte irgend eine Theilnahme; nur die Kammerdiener trauerten und der Lieblingshahn des Herzogs, der bei Tag und Nacht fast immer in seiner Nähe gewesen war, sah tragisch-grimmig drein. Und doch hatte dieser Fürst niemand Leides gethan, sich nie auf ungerechte Art in die Verwaltung gemischt, war geistvoll und gemüthvoll, aber in der Jugend und Erziehung durch seine verbildete, auf französisch-encyclopädische Grundsätze gerichtete Umgebung verwahrlost und verdorben; alles bei ihm nahm eine verkehrte Wendung und seine Art sich zu betragen grenzte an Tollheit. Da mit dem Herzoge die Gothaische Fürstenlinie bis auf den katholisch gewordenen und völlig blödsinnigen Prinzen Friedrich erloschen ist, würde das Land sogleich unter Meiningen, Koburg und Hildburghausen getheilt worden sein, wenn nicht der Minister Lindenau auf der Stelle dem Blödsinnigen hätte huldigen lassen. Zwar brachte er den gnädigsten Herrn nur mit großer Anstrengung zum Stillsitzen während der feierlichen Handlung, aber was schadete das? War doch, als das Land am Morgen den Tod seines alten Herzogs erfuhr, ein neuer schon wieder da und die sächsischen Herzoge, welche gern gleich succedirt hätten, mußten nun sich gedulden und nicht nur wegen des unglücklichen Todesfalls condoliren, sondern auch wegen des glücklichen Regierungsantrittes gratuliren. Stehen sich, wie ich vermuthe, in den übrigen kleinen Staaten Fürst und Land nicht

näher als hier, so werden wir noch viele unerfreuliche Erfahrungen zu machen haben.

Eine patriarchalische Stellung des Fürsten, eine familienartige Anhänglichkeit der Unterthanen hatte Perthes nach den Vorstellungen, die er sich aus der Ferne von den Zuständen der kleinen Länder gebildet, zu finden erwartet; er fand sie nicht; dagegen fand er unter den Bewohnern der Stadt einen Umfang der Bildung und eine Mannigfaltigkeit der geistigen Interessen, wie er sie nicht erwartet. Noch bin ich, schrieb er, aus Furcht künftiger Unlust vorsichtig bei dem Hineingehen in die hiesigen Verhältnisse, aber das, was ich bisher gesehen habe, bietet mir mehr, als ich vermuthet hatte. Es ist wirklich erstaunlich, welche große Zahl sehr unterrichteter Geschäftsleute, tüchtiger Gelehrter und strebender junger Männer sich in der kleinen Stadt zusammen gefunden haben. Von den Gelehrten gehören die meisten auf die Bank der Naturwissenschaften; es sind Männer von Geist, anerkannt in ihrem Fache und im Besitze bedeutender Sammlungen und Bibliotheken. Manche unter ihnen sind zugleich erfahren in größeren Geschäften, kennen die Welt und die Geschichte; alle sind mittheilend und umgänglich, unterhalten sich aber doch am liebsten über ihre eigene Wissenschaft, von welcher ich nichts verstehe. Die Theologen und Philologen sind wie überall; Poesie und Kunst vacant, an Originalen aber kein Mangel. Einen milderen, lustigeren und kinderlieberen Schulmonarchen als den Director des Gymnasiums Kirchenrath Döring gibt es nicht. Den Siebenzigen nahe, trägt er einen grasgrünen Rock und schwefelgelbe Weste, ist stark buckelig, viel zu Pferde und ein leidenschaftlicher Nimrod; er pflegt und füttert Singvögel, liest den Horaz und ist gegen die Schüler von jovialster Gutmüthigkeit. Kurz, der Umgang ist trotz des geringen Umfanges der Stadt so anregend und mannigfaltig, daß man nicht einmal wie Richard Parish nöthig hat, durch öftere Reisen die Kryptogamen abzustreifen, die sich bei längerem Aufenthalte an einem und demselben Orte so leicht der Menschenseele an-

setzen. — Die Thätigkeit für Allgemeines, für Gemeinde und Staat zu entbehren, wird mir nicht schwer, schrieb er ein anderes Mal; wer mitten in ihr steht, mag sie üben, so lange seine Kräfte ausdauern, aber hineindrängen soll der ältere Mann sich nicht in der Meinung, daß er unentbehrlich sei; unentbehrlich ist Niemand; wird doch selbst kein Gestorbener lange Zeit vermißt; die Wasser schlagen über ihn zusammen und seine Stätte wird nicht mehr gefunden. Der Ehrgeiz einer bedeutenden Jugend kann das Drängen und Arbeiten ins Große und Weite nicht entbehren, der ältere Mann nur dann nicht, wenn er eitel ist. Ihm wird es immer deutlicher, daß er am sichersten auf das Ganze wirkt, wenn er im Stillen die Einzelnen und das Einzelne vornimmt, das Nächste ist das Rechte und für den guten Willen gibt es Wirksamkeit immer und überall. Ohne Schmerz sehe ich mich einer öffentlichen Thätigkeit, wie ich in Hamburg sie übte, entzogen und werde eine ähnliche niemals wieder üben, aber dankbar bin ich dafür, daß meine äußere Lage mich nöthigt, alle meine Kräfte zusammen zu nehmen und anzustrengen, um in meinem nächsten Beruf mit Ehren dazustehen. Diese Arbeiten und diese Anstrengungen erschweren nicht, sondern fördern die Sammlung meines Geistes und das Wachsen meines Lebens in Gott. Oft habe ich zwar gezagt, wenn ich an den Schritt, den ich thun wollte, dachte. Es war nichts Kleines für mich, einen langgewohnten zwar unruhigen aber völlig sichern Zustand aufzugeben, um eine neue zwar ruhigere aber keineswegs gesicherte Zukunft zu begründen. Will man jedoch einen Beschluß fassen, welcher den ganzen Gang des Lebens anders bestimmt, so muß man es in den Jahren thun, in welchen man noch die Kraft hat, nicht nur das Vergangene abzubrechen, sondern auch das Neue, Fremde zu begründen, sonst entsteht ein elendes, halbes Wesen und Reue und schwächliche Sehnsucht nach dem Vergangenen, und eine gedrückte Stimmung, die zum Handeln unfähig macht, kann nicht ausbleiben. Zehn Jahre später hätte ich meinen Entschluß nicht ausführen dürfen; jetzt wird Gott weiter helfen.

Die Gründung der Verlagshandlung.

Perthes hatte das blühende Hamburger Geschäft seinem Schwager Besser allein überlassen und Gotha als Aufenthalt gewählt, um dort eine Verlagshandlung zu gründen. In welchem Sinne er den neuen Beruf auffaßte, spricht sich in seinen Briefen aus der damaligen Zeit aus. Ihre Frage, schrieb er einmal, was ich denn nun, nachdem ich das Lebens- und Geschäftsgetriebe hinter mir gelassen, beginnen wolle, war mir nicht unerwartet. Sie meinen, daß eine dreißigjährige Gewohnheit dem Menschen selbst das lästige Geschäftsgedränge unentbehrlich machen könne und daß der Reiz, Unternehmungen zu wagen, und mit denselben zu spielen, schmerzhaft von mir vermißt werden würde. Sie würden ganz recht haben, wenn ich ein Ausruhen erstreben wollte, wie Sie es vor Augen zu haben scheinen. Es ist aber anders gemeint. Die Ruhe, die ich suchte, soll mir nur das Mittel werden zu neuer Thätigkeit, wie sie den spätern Jahren angemessen ist. Sie wissen, daß ich den Buchhandel als die unerläßliche Vorbedingung einer deutschen Literatur sehr hoch stelle. Der Nerv des Buchhandels ist der Sortimentshandel, das ist die Kunst, Bücher unter die Leute zu bringen; Kenntniß des Besseren und der Wille, dieses lieber als das Schlechte zu verkaufen, gibt ihm seinen sittlichen Werth. Es ist mir wohl erlaubt zu sagen, daß ich diesen Zweig des Buchhandels so gut durchgeführt habe, wie Einer. In Deutschland steht keine Sortimentshandlung höher als die meinige. Lange aber war mir schon deutlich geworden, daß nur jüngere Jahre und heitere Rührigkeit geeignet sind, dieses Geschäft mit Erfolg zu treiben. Wer bei herannahendem Lebensabend fortarbeiten zu können meint und deshalb versäumt, das Geschäft in jüngere Hände hinüber zu leiten, wird traurige Erfahrungen machen. Die zweite Art des Buchhandels, der Verlag, ist in allen Beziehungen gänzlich verschieden

von dem ersteren, aber nur der, welcher den Sortimentshandel aus eigener Handhabung kennt, kann ein Verlagsbuchhändler werden, wie er es zum Nutzen der Literatur und zum eigenen Vortheil sein soll. Ich habe den Sortimentshandel sechs und dreißig Jahre betrieben, besitze ein reines wenn auch nicht großes Capital und eine Anzahl guter Verlagsartikel, welche ich aus meiner alten Handlung mit herüber nahm; in der Kaufmannswelt habe ich Credit, mit vielen der ersten Gelehrten stehe ich in alten freundschaftlichen Verbindungen; ich selbst bin gesund und noch kräftig, ich habe guten Willen und Lust und Liebe zur Sache und weiß, nachdem ich manches Lehrgeld gegeben, nachgerade auch, wie viel und wie wenig ich kann, während ich früher nur wußte, was ich wollte und deshalb manchen verkehrten Anlauf nahm. In dem allem liegt wohl ein Beruf zum Verleger; Sie werden weiter fragen, ob ich für künftige Unternehmungen bestimmte Plane gefaßt oder ob ich dem Zufalle überlassen wolle, was er mir bringen werde. Auch darauf will ich Ihnen Antwort geben. Die Schriftsteller, welche sich jetzt auf dem literarischen Markte umhertreiben und durch Künste aller Art den Ton anzugeben verstehen, sind schwerlich geeignet, deutsche Art und Kunst, gründliche Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu fördern oder auch nur zu erhalten. In fast allen Zweigen der Literatur herrscht eine schlechte Buchmacherei; die kritischen Institute sind im äußersten Verfall, aber man darf mit Gewißheit annehmen, daß die Nation besser ist als ihre Schriftsteller, und daß sie literarische Bedürfnisse hat, die durch diese keine Befriedigung erhalten. Am meisten ist das wohl in Beziehung auf die historischen Wissenschaften der Fall. Die harten Jahrzehende, welche die Deutschen durchleiden mußten, und die Seelenerhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Mährchen gehört, zu Fleisch und Blut werden lassen; was andere Zeiten nur aus Darstellungen der Historiker kannten, hat unsere Zeit wirklich gelitten und gethan und hat, weil sie selbst eine Geschichte gehabt, auch Sinn für Geschichte bekommen. Die großen

Erfahrungen, die keinem erspart worden sind, haben alle einen weitern Blick, einen höheren Standpunct für die Betrachtung des Geschicks der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere als früher, werden an die Geschichte gethan und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf nun soll es werden, die Männer, welche solche Antwort geben können, suchen zu helfen, sie zu drängen und zu treiben, das was sie können auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen, als den Gelehrten, förderlich und behüflich zu sein.

Für Perthes mußten, als er im Begriff stand sich einen historischen Verlag zu schaffen, die Vorarbeiten von Bedeutung sein, welche schon seit Jahren von einem Kreise ausgezeichneter Männer gemacht waren, um den großartigen Plan des Freiherrn von Stein ins Leben zu führen. Stein hatte es immer wie eine nationale Schmach betrachtet, daß Deutschland, wo so viel für gelehrte und wissenschaftliche Arbeiten geschah, keine irgend ausreichende Sammlung der Quellen seiner eigenen Geschichte besaß. Das durch die Freiheitskriege neu erregte Nationalbewußtsein und die längere Ruhe, welche der geschlossene Frieden versprach, ließen eine Abhülfe als möglich erscheinen, und Stein faßte den Plan, die Gelehrten der Nation zu vereinigen, um mit gemeinsamen Kräften die Quellen zur deutschen Geschichte zu sammeln und in einer Deutschlands würdigen Gestalt herauszugeben. Er trat, damit die Kosten wenigstens der ersten Arbeiten gedeckt werden könnten, mit einer Anzahl Standesgenossen in Verbindung, bildete in Frankfurt eine oberste Direction und gründete sodann 1819 die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Der Bundestag versprach Förderung, eine Anzahl deutscher Souveraine Unterstützung und im großartigen Maßstabe begannen die gelehrten Vorarbeiten, für welche bald Pertz den Mittelpunct bildete. Die Herausgabe des ersten Bandes der monumenta Germaniae historica verzögerte sich zwar bis zum Jahre 1826, aber bereits seit

dem Sommer 1819 erschien unter dem Namen „Archiv der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde", eine Zeitschrift, welche Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens, Untersuchungen über den zu bewältigenden Stoff und anregende und unterrichtende Auszüge aus den Briefen gab, die von nahe und fern an den Vorstand der Gesellschaft einliefen.

Perthes hatte schon 1816 in Nassau den damals eben entworfenen Plan mit Stein durchsprochen, aber das Gedränge der Berufsarbeiten hinderte ihn, so lange er in Hamburg blieb, mehr als eine allgemeine Kenntniß von dem Fortgange des Unternehmens zu gewinnen; unmittelbar jedoch nach seiner Ankunft in Gotha ging er die bis dahin erschienenen Hefte des Archivs im Einzelnen durch. Lesen Sie das Archiv der Gesellschaft, schrieb er im Juni 1822 an Rist; es ist ein wahrer, gründlicher Ernst darin, recht wie es einer so alten Nation wie der unsrigen gebührt; herrlich ist es, unter seinem Volke solchen Willen, solche tüchtige Gediegenheit, solche Gelehrsamkeit, Einsicht und Wissenschaft zu finden. Noch sieht es so schlimm nicht mit uns aus; wollten doch alle, die an Angst vor dem Bankerottiren unserer Zeit leiden, dieses lesen. Da ist nicht zu spüren süddeutsch und norddeutsch, protestantisch und katholisch, liberal und servil, und doch oder vielmehr grade deshalb ist alles deutsch; welch ein tüchtiger Mensch der Dr. Pertz und so mancher andere, welch ein geistreicher anziehender Mann der Staatsrath Merian! Mir geht mein altes Herz ordentlich um und um vor jugendlicher Lust mit zuzugreifen, zu helfen und zu fördern. — Allerdings wurden auch Stimmen laut, welche den warmen Eifer der rastlos arbeitenden Männer mit Spott überschütteten. Ich halte, wie Sie, das Frankfurter Unternehmen, schrieb z. B. ein Berliner Bekannter an Perthes, für recht gut und lobenswerth, aber ein wenig zu groß scheint mir doch die Erhitzung der Gemüther und der Aufwand von Kräften für ein Unternehmen, welches weiter nichts beabsichtigt, als eine Anzahl meistens schon gedruckter alter Annalisten und Chronisten noch einmal wieder zu

drucken. Vergötterung des Mittelalters ist der Boden, auf welchem alle die gewaltigen Anstrengungen wachsen; darum lassen die vornehmen Herren den Zügel nicht aus der Hand, und die Grafen und Barone, wie Solms und Stein und Wangenheim, und die guten Katholiken, wie Mirbach und Romberg, wie Landsberg und Spiegel, werden schon Acht gebrn, daß nichts gedruckt wird, was ihnen unangenehme Empfindungen bereiten könnte. — Giftige Äußerungen dieser Art konnten Perthes nicht abhalten zu thun, was in seinen Kräften war, um das begonnene Werk zu fördern. Manchen neuen Weg gab er an, auf welchem es möglich war, in schwer zugängliche Bibliotheken und Archive zu gelangen, und bereitwillig stellte er der Gesellschaft seine Verbindungen in Kopenhagen, in Schweden, Spanien und Liefland zur Verfügung. Der glückliche Fortgang des begonnenen Werkes schien ihm indessen keineswegs gesichert. So herrlich jetzt dieses Unternehmen in voller Blüthe steht, schrieb er 1822, kann es doch unerwartet und plötzlich scheitern; stirbt Stein oder wird er desperat, was der Mann werden kann, so ist alles aus. Auch haben die Herren die Sache zu vornehm angefangen und dennoch nicht verstanden, die dem entsprechenden Geldmittel herbeizuschaffen. — Als Perthes aus dem Archiv den sehr mißlichen Finanzstand der Gesellschaft sah, wendete er sich an Dr. Schlosser in Frankfurt, welcher Mitglied der Direction war. Wollte man, schrieb er ihm, das Unternehmen zu einer Sache der Fürsten und der Grafen machen, so mußten diese auch herangezogen werden. Von selbst kommt Niemand mit Geld. Warum ist der Herzog von Oldenburg, der mir zu jeder Zeit gegeben hat, wenn ich seine Hülfe für eine allgemeine Angelegenheit in Anspruch nahm, nicht aufgefordert, warum fehlen Weimar und die Sächsischen Herzoge, warum Rudolstadt und Bückeburg, wo man reich ist, warum sind die Erzherzoge von Östreich nicht genannt? Keinen Beitrag der Mediatisirten sehe ich mit Ausnahme von Solms-Laubach und Fürst Taxis, keinen Beitrag des großen Adels mit Ausnahme der ersten Stifter; warum

sollten die Bernstorfs und Reventlows, die Westphalen und Humboldts nicht zutreten wollen? Doch diese Fragen mögen auf sich beruhen, denn, wie die Sachen jetzt stehen, wird nur in der allgemeinen Theilnahme der ganzen Nation Hülfe zu finden sein. Subscriptionen in großem Maßstabe müssen für das Werk veranlaßt werden, wenn nicht die bewundernswürdige Kraft und Thätigkeit der Gelehrten vergeblich gewesen sein soll. Es wird wenig fördern, wenn man sich mit einem allgemeinen Aufrufe an die Menge wendet. Academien und Universitäten, Localvereine und Bibliotheken selbst der kleinen Städte und Gymnasien, historische Gesellschaften und der Buchhandel, Hofmarschälle und Meister vom Stuhl müssen einzeln in Bewegung gebracht werden, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Art. Neben der vornehmen Direction und der gelehrten Leitung muß ein finanzieller Ausschuß stehen, der weder bei Tage noch bei Nacht ruhen darf. Dann wird es gewiß gelingen, für das Unternehmen, welches als Unternehmen der Fürsten und Großen liegen bleiben müßte, die Theilnahme der ganzen Nation zu erwerben, denn überall zeigt sich Lust und Neigung zur Geschichte. An allen Orten und Enden wenden sich jetzt die Gelegenheitsschriften, die Provinzialblätter, die Schulprogramme, welche außerhalb des großen Marktes der Literatur erscheinen, der Geschichte, meistens der Localgeschichte zu und geben Zeugniß von der ernsten Liebe, mit welcher unsere Vorzeit betrachtet wird. Auch solche unscheinbare Bemühungen sollten von der Frankfurter Gesellschaft ins Auge gefaßt und gepflegt werden; die zerstreuten Arbeiten zu einigen, tüchtige aber ängstlich bescheidene Männer zu Mittheilungen aufzumuntern, aufkeimende Talente unter die Leitung erfahrener Männer zu stellen und auf den richtigen Weg zu leiten, dafür muß noch viel geschehen, aber es wird auch viel geschehen, schon jetzt zeigt sich die Ansteckungskraft des Stein'schen Vereins; die Westphälische, die Thüringische, die Schlesische, die Würtembergische Gesellschaft zur Erforschung der Localgeschichte sind bereits hervorgetreten und mich dünkt, jeder vaterländisch Ge-

sinnte müßte sich solchen Gesellschaften anschließen, nicht allein weil sie Wissenschaft und Geschichte fördern, sondern auch weil sie Einigungspuncte der Deutschen für Deutsches sind.

So lebhaft Perthes von der Größe des Stein'schen Unternehmens ergriffen war, sagte er sich dennoch, daß es noch auf etwas anderes als auf Quellensammlung und Geschichtsforschung ankomme, wenn einer Nation historisches Verständniß zugeführt werden solle. Unter den Geschäftsmännern jeder Art finden sich nur sehr wenige, schrieb er an Rist, welche Zeit und Vorkenntnisse genug besitzen, um selbst in den Quellen zu arbeiten und selbst die Geschichte zu erforschen, und dennoch sind sie es, und nicht die Gelehrten, welche in die Verhältnisse eingreifen und die Geschichte, so zu sagen, machen und deshalb vor allem selbständiges geschichtliches Urtheil und selbständige geschichtliche Einsicht bedürfen. Ihnen aber gewährt das Stein'sche Unternehmen unmittelbar wenig oder nichts; für sie und für die Nation überhaupt ist Geschichtschreibung der einzige Weg, auf welchem ihnen geschichtliche Kenntniß und Einsicht zugeführt werden kann, aber obwohl für Historiker durch unsere Historiker sattsam geschrieben wird, sucht der deutsche Geschäftsmann jedes Standes und Ranges vergebens sich gründlich zu unterrichten. Die älteren historischen Werke reichen für das Bedürfniß nicht aus; ihre Schreibart ist veraltet, ihr Umfang ungeschickt und vor allem: das Außerordentliche, was wir erlebt, stellt neue früher unbekannte Anforderungen. Auf Grund derselben sind allerdings allgemeine Geschichten während der letzten Jahrzehende erschienen, ich erinnere an Joh. Müller, Schlosser, Rotteck, Pölitz, Eichhorn, Heeren, Fr. Schlegel, Saalfeld, aber gänzlich fehlt es an einer Geschichte der einzelnen Staaten Europa's. Die nach zusammenhängendem Plane gearbeiteten Werke dieser Art, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Heilbronn und Münster erschienen, sind vergessen, die nach dem Vorbilde von Guthrie-Gray veranstaltete Sammlung ist unvollständig und ihre Theile stehen in keinem Verhältniß zu einander; Spittler's bedeutendes

Werk ist nur Entwurf, Woltmann und Galletti sind im ersten Anlauf stecken geblieben. Seit Jahren schon beschäftigt mich der Gedanke, ein großes historisches Werk ins Leben zu rufen, welches die Geschichte der europäischen Staaten zwar einzeln, aber in steter Rücksicht auf deren Stellung zu einander und auf deren politische Lage in der Gegenwart behandeln soll. Es müßte von einem Verein tüchtiger Männer nach einem gemeinsamen Plan gearbeitet werden; der Umfang darf nicht ängstlich beschränkt, aber die Geschichte der einzelnen Staaten muß nach Verhältniß ihrer historischen Bedeutung abgegrenzt sein. An gelehrten Vorarbeiten fehlt es nicht und ältere und jüngere Männer werden sich finden, welche der Aufgabe gewachsen sind und sich ihr unterziehen wollen und können. Die Einleitungen müßten, bevor die Herausgabe beginnt, so weit vorgeschritten sein, daß das Ganze wenige Jahre nach Erscheinen der ersten Theile vollendet werden kann; das Stückeln und Bröckeln ist eine häßliche Unart in der deutschen Literatur. Die größte Schwierigkeit wird die Bildung der Redaction machen, welche den gemeinsamen Plan entwerfen, Ton und Art der Darstellung bestimmen, den Umfang jeder einzelnen Arbeit feststellen und den richtigen Tact haben muß, die Geschichte jedes einzelnen Staats dem rechten Mann zu überweisen. Nur aus zwei oder drei Mitgliedern kann die Redaction bestehen, aber diese müssen nicht allein inneren historischen Beruf, sondern auch die allgemeine öffentliche Anerkennung haben, um den nöthigen Einfluß auf das schwer zu behandelnde Volk der Schriftsteller üben zu können. Wohl erkenne ich die großen Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen, aber warum sollte nicht heute für ein solches Unternehmen eben so gut ein der Sache würdiger Verein tüchtiger Historiker sich zusammenfinden, wie er sich einst für das Guthrie-Gray'sche Werk durch Heyne, Schröckh, Schlözer und andere bildete? Da die Rücksicht auf Capital, Erwerb und Gewinn keine Übereilung nöthig macht, so halte ich den Plan für ausführbar; guter Wille in günstiger Lage vermag viel.

Wollen Sie, antwortete ihm Rist, eine echt politische Geschichte der europäischen Staaten liefern, so habe ich dagegen einzuwenden, daß unsere Zeit unfähig ist zu größeren historischen Unternehmungen im höheren Sinne. Geschichtschreibung fordert einen befriedigten Sinn, eine ruhig gestaltete Umgebung und empfängliche Zeitgenossen. Uns aber fehlt es durchaus an einem gewonnenen festen Standpunct, von dem aus sich die Erscheinungen betrachten, beurtheilen und hinab bis zu uns führen lassen. Bald sind wir nun vierzig Jahre mit unsern Sünden durch die Wüste gezogen und noch stehen wir nicht auf dem Berge, von dem wir das gelobte Land erblicken können; wir Väter werden Kanaan nicht betreten, mein lieber Freund, glücklich, wenn uns einst noch unsere Füße auf die Höhe tragen, von welcher wir denen nachschauen, die voll heiterer Zuversicht hinabziehen und es in Besitz nehmen. Zwar werden auch ihnen noch harte Kämpfe mit Philistern und Kananitern bevorstehen, aber sie werden doch erlangen, was wir noch nicht einmal erkennen. Denn was ist denn bis jetzt gewonnen und ausgemacht über unsern Zustand, über unsern Staat, unser öffentliches Leben, was anders, als die vollständigste Verwirrung? welche Räthsel sind denn gelöst, welche Verfassung ist begründet? Wir sind von tausend Täuschungen befreit, um in mehr denn tausend Zweifel und Ungewißheiten zu verfallen. Das, wovon wir das Beste gehofft, woran wir Leben und Zeit gesetzt hatten, ist unter unsern Händen zum Verderben geworden. Die Völker selbst sind irre geworden an ihren Wünschen, die Regenten irre an ihren Völkern und an sich selbst. Die Weiseren haben sich zurückgezogen und suchen in ihrem Inneren den Haltpunct, den ihnen das öffentliche Leben versagt. Mißverständnisse, Parteiungen, Gewissenszweifel, Mißverhältniß zwischen den Bedürfnissen und den Mitteln treiben den Einzelnen, die Gesellschaft und die Staaten um. Wo nun soll bei solchem Zustande der Geschichtschreiber festen Fuß fassen, wo Ruhe finden für sich und andere? Nein, Zeiten großer Gährung, Zeiten des Unterganges,

der erst begonnen hat, sind nur dazu geeignet Materialien zu sammeln, Forschungen anzustellen, einzelne Vorarbeiten zu liefern, aber nicht Geschichte zu schreiben. Doch gesetzt, die Männer wären da, die Geschichte schreiben könnten, so würden sie Geschichte nicht schreiben dürfen. Wird nicht die Furcht, jener frechen Jacobinerrotte, die seit Napoleon überall zu Hause ist, Waffen in die Hand zu geben, wird nicht der Ekel vor den Polizeiverboten der Regierungen dem Schreibenden die innere unbefangene Heiterkeit nehmen und ihm die Flügel lähmen, die ihn emportragen sollten? Wie lange wird es noch erlaubt sein, die Gräuel der Hierarchie, die Unthaten der Gewaltigen und die Entstehung der erlauchten Stammhäuser histotisch zu besprechen? Auch das vergessen Sie nicht, daß ein umfassendes historisches Unternehmen, an dessen Spitze Sie stehen, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und alle Spürhunde rechts und links in Bewegung bringen wird. Wahre und wirkliche Geschichte kann unsere Zeit nicht erzeugen, und ein Werk nur bequem zum Gebrauch ist des Schweißes der Edelen nicht werth — das vergessen Sie nicht, mein lieber Freund.

Auch Poel, welchem Perthes seine Plane und Wünsche mitgetheilt hatte, machte nicht unerhebliche Bedenken geltend. Wahr ist es, schrieb er an Perthes, daß die Begebenheiten unserer Zeit in einzelnen Menschen das Bedürfniß einer gründlichen geschichtlichen Forschung erweckt haben, um das Nothwendige und das Zufällige in dem Entwickelungsgange der Gesellschaft, das Vergängliche und das Mißbräuchliche in den bestehenden Einrichtungen, das Rechte und Wahre in den Forderungen an die Zukunft auszumitteln. Die Zahl solcher gründlichen Forscher ist aber verhältnißmäßig nur gering und was sie suchen, werden sie auch in den besten historischen Handbüchern nur angedeutet, nie ausgeführt finden. Den meisten unserer Zeitgenossen aus den verschiedenen gebildeten Massen ist es wenig um Belehrung durch die Geschichte zu thun, kaum daß sie noch einige Unterhaltung darin finden. Der aufgeregte Geist der gegenwärtigen Generation strebt

nach einem Gute, was nicht von den Voreltern besessen und nicht von deren Enkeln verscherzt worden ist, er beruft sich nicht auf Brief und Siegel, auf verletzte Privilegien und Verträge, nicht auf geschworene und gebrochene Capitulationen, sondern auf das Bewußtsein gereifter Kraft, die auf die Länge der Schwäche nicht dienstbar bleiben kann. Auch der dem Gange der Zeit widerstrebende Theil stützt sich nicht auf die Vergangenheit; seine Stärke ist der Besitz, die Legitimität von heute oder von gestern, das „von Gottes Gnaden", ohne sich einzulassen auf das warum und wie. Die Frage, wie der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden, mag aus der Geschichte beantwortet Belehrung und Unterhaltung gewähren; nur ist der Augenblick nicht dazu geeignet. Das bleibt der Zukunft vorbehalten, die das Gut errungen, den Kampf beendet haben wird. Überhaupt möchte ich glauben, daß das, was den eigentlichen Reiz der Geschichte ausmacht, was sie von einem Aggregate von Thatsachen unterscheidet: die allmähliche Entwickelung, die kaum merklichen Übergänge von einem Zustande zum andern, der Faden, der durch das Ganze läuft und die entferntesten Zeiten miteinander verbindet, daß dieses nur wenig Interesse für Leser einer Zeit haben kann, die so reich an großen und unerwarteten Begebenheiten gewesen ist. Ganze Jahrhunderte erscheinen den Meisten leer im Vergleiche mit einzelnen Monaten der Gegenwart, flüchtig und gleichgültig werden täglich Zeitungsartikel durchlaufen, welche unserer Väter ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihre Erwartung auf das Äußerste gespannt haben würden. Unser durch Haupt- und Staatsactionen verwöhnter Geschmack bedarf starker Reizmittel und bei den schnellen Entwickelungen, die wir durchlebt haben, und bei der Ungeduld, mit der wir der Zukunft entgegensehen, ist jeder allmähliche Übergang für uns eine peinliche Leere, alles langsame Fortschreiten ein ermüdender Stillstand. Sie glauben mancherlei Zeichen zu sehen, die das Gegentheil beweisen. Die zehntausend Exemplare aber von Kohlrausch deutscher Geschichte, die so willige

Aufnahme gefunden, verdanken diese Popularität dem deutschen Rocke und der deutschen Selbstvergötterung, die damals Mode war, und wenn es möglich gewesen wäre, die verherrlichenden Anecdoten, Characterschilderungen und Sittenzüge, welche das Buch enthält, in alphabetischer Ordnung vorzutragen, so hätten wie vom Conversationslexicon 80,000 Exemplare ihr Unterkommen gefunden. Walter Scot ferner wird jeder Zeit gefallen, nicht weil er ein Historiker, sondern weil er ein Dichter ist, der aus einigen bekannten Elementen eine Wirklichkeit zusammensetzt, die leibt und lebt, in der man sich zu Hause fühlt, die uns durch einen Zauber, der nur dem wahren Dichter möglich ist, den Genuß einer doppelten Existenz verschafft, indem sie uns neben der wirklichen Gegenwart zugleich in einer ganz fremden Vergangenheit leben läßt. Statt den Geschmack an Geschichte vorauszusetzen, ist vielmehr die Vorliebe für Scot nur ein Reizmittel, diesen Geschmack zu erwecken. Von einer Geschichte, die jetzt geschrieben wird, läßt sich nichts Bleibendes, nicht wirkliche Geschichte erwarten. Sie soll die frühere Geschichte in Beziehung auf ihren jetzigen Zustand darlegen — ihren jetzigen Zustand! — wer vermag ihn zu fassen, und vermöchte es Jemand, so würde das Bild kaum entworfen schon nicht mehr ein treues sein. Wie war der Zustand Frankreichs, Spaniens, Italiens vor wenigen Jahren, und wie wird er in wenigen Jahren sein? Was ist aus den rüstigen Turnern geworden, die für positives Recht schwärmten, was wird aus den Hallerianern werden, die für das Unding ihres neu entdeckten Rechts, das auch ein Naturrecht ist, nicht minder fanatisch eifern! Wie manches scheint jetzt herrschend in der gährenden Masse, was bei fortdauernder Gährung als fremdartiger Bestandtheil wird herausgeworfen werden. Wie lange wird Spanien sich von den Encyclopädisten, Frankreich sich von den Bourbons und Jesuiten beherrschen lassen, und wie lange der Einfluß der Papisten im protestantischen Deutschland und der Einfluß der halbbekehrten Naturphilosophie im bairischen Hauptsitze des katho-

lischen Deutschland währen? Ist nicht fast überall im bürgerlichen, politischen, religiösen und finanziellen Leben der Zustand ein provisorischer? Aber nicht das Werden, sondern das Gewordene ist das Ziel der Geschichte, und erst aus dem Gewordenen erkennt man das, woraus es hervorgegangen ist. Wenn Ihre Staatengeschichte sich also auf den gegenwärtigen Zustand der Staaten beziehen soll, so hat sie den doppelten Fehler, daß sie sich auf ein Vorübergehendes und auf ein unvollständig Erkanntes beziehen soll. Wo ist der Mann, der die ungeheueren Umwälzungen einer nahen Zukunft auch nur im Dämmerlichte sieht? und wäre er da, so würde er sich nicht erwehren können, den Geburten der arbeitenden Zeit mit seinen Wünschen und Vermuthungen zuvorzukommen. Seine Geschichte würde, wie alles was in bewegter Zeit lebendig aus ihr hervorgeht, die Gährung vermehren, die Leidenschaften erregen, Kampf hervorrufen und ein sprechendes Denkmal der Gegenwart, aber nicht eine Geschichte der Vergangenheit sein. Eine solche Geschichte aber darf nicht und eine andere kann nicht geschrieben werden. Ich glaube demnach, daß kein Zeitpunct ungünstiger als der gegenwärtige sein kann, eine Geschichte der gegenwärtigen grade jetzt in einem Verwandelungsprocesse begriffenen Staaten zu schreiben. Dagegen kann ich einen Wunsch, den ich schon lange gehegt, nicht unterdrücken. Ich möchte den zahlreichen kleinen Staaten, die mit einem Federstriche in schmachvoller Zeit vernichtet wurden, ein gemeinsames Denkmal errichtet sehen. Auch der kleinste unter ihnen hat seine Geschichte, seine rühmlichen Thaten, seine ausgezeichneten Bürger, seine eigenthümlichen Einrichtungen. In allen leben gewiß noch einzelne, die aus eigener Anschauung berichten könnten. Es wäre ein Act der Pietät, das Andenken dieser in ruchloser Zeit ohne Schonung den Gegnern zur Beute Hingeworfenen zu erneuern, und das Gestorbene vermag unsere Zeit zu beschreiben, aber nicht das Lebende.

Solche Antwort, wie ich von Ihnen beiden erhielt, ent-

gegnete Perthes, habe ich erwartet und gehofft. Ähnliches war mir selbst wohl zu manchen Stunden in den Sinn gekommen, von Euch wünschte ich klar und bestimmt diese aus dem Düstern in das Düstere schauenden Einreden zu erhalten, um dem Feinde Auge in Auge sehen zu können. Nun ich die in mir selbst zuweilen aufgetauchten dunklen Bedenken an das Licht gezogen schwarz auf weiß vor mir liegen habe, weiß ich woran ich bin. Mit Euren Bedenken will ich schon fertig werden, mit Euch selbst aber nicht, denn die Verschiedenheit unserer Ansichten über dieses eine Verhältniß wurzelt tief in der Verschiedenheit unserer gesammten Stellung zum Leben. Sie, mein lieber Rist, haben sich ebenso wie Poel eingelebt zu einer Stimmung, welche, ohnerachtet der Mannigfaltigkeit und des geistigen Reichthums Ihrer Umgebungen, doch von einer etwas düstern Wolke überschattet wird, welche Ihren Ansichten, besonders wenn sie sich zu Tableaux gestalten, einen einsiedlerisch abgeschlossenen Character gibt. Diese Stimmung und diese Ansichten haben ihre Wahrheit, aber, indem sie sich mit einem solchen Maße von Geist und Kenntniß critisch gegen That aussprechen, prägen sie sich zu einem Negativen aus, an dem keine Blüthe des Glückes haftet; Glück und Erfolg bindet sich nur an dem auf guten Glauben gegründeten Muth. Sie halten unsere Zeit für unfähig, Geschichte zu schreiben, weil sie mitten in einem gewaltigen Umbildungsprocesse begriffen sei. Ich frage dagegen, wann wird der Zeitpunct kommen, in welchem die Geschichte Halt macht? Wollen wir am Ufer stehen und warten, bis der Strom abgelaufen ist, damit wir trocknen Fußes hinüber kommen? Käme wirklich eine Zeit sogenannter Ruhe, so würde sie ihren Grund in Ermüdung und Erschlaffung haben, und eine erschlaffte Zeit wird keine Geschichte schreiben. Mein angeborenes Temperament, mein Emporkommen, die mannigfachen Verwickelungen meines Lebensganges, aus denen ich immer gerettet ward, haben mir eine Stellung gegeben, welche der Eurigen grade entgegengesetzt ist. Keckheit und Leichtsinn sind die

Klippen meiner Stellung, vor welchen mich die Demuth, die ich habe, und Freunde wie Ihr schützten und bewahrten. Ihr rathet ab, gestützt auf Geschichte und auf die daraus gezogenen Resultate, ich wage, gestützt auf Geschichte und lebendige Erkenntniß der Gegenwart.

Perthes war fest in seinem Vorhaben und that ruhig und besonnen die Schritte, welche der Ausführung näher bringen konnten. Zunächst kam es darauf an, die Männer zu finden, welche als Leiter des Unternehmens genannt, die Ordnung des Ganzen bestimmen, die Bearbeiter für die Geschichte der einzelnen Staaten aufsuchen und gewinnen und mit ihnen die Art der Behandlung festsetzen konnten. Als Perthes im März 1822 von Hamburg nach Gotha übersiedelte, hatte er in Göttingen auf seiner Durchreise Heeren warm und lebendig seinen Plan vorgelegt und ihn aufgefordert, als Herausgeber an die Spitze zu treten. Heeren hatte Bedenkzeit verlangt und schrieb am 3. Mai 1822 an Perthes: Ihre Hauptideen, mein verehrter Freund, sind sehr richtig und deren Ausführung halte ich für möglich, aber ich selbst kann bei der Spanne Zeit, die mir im 62. Jahre noch zugemessen sein möchte, mich nicht an die Spitze eines so weit aussehenden Unternehmens stellen. Ich bin mit der Herausgabe meiner sämmtlichen historischen Schriften beschäftigt und trage mich überdies mit der Lieblingsidee, noch eine Geschichte des Handels, besonders des Orients unter der arabischen und mongolischen Herrschaft zu schreiben, sie durch das Mittelalter fortzuführen und dadurch eine der größten Lücken in der Weltgeschichte ausfüllen zu helfen. Ich lebe also in ganz andern Regionen als in denen der europäischen Staatengeschichte und würde unrecht thun, wenn ich auf Ihr Anerbieten einginge. Kann ich Ihnen aber mit meinem Rathe nützlich sein, so wissen Sie, daß ich Ihnen immer bereit sein werde. — Da Heeren, als er wenige Wochen später Perthes in Gotha besuchte, fest bei seiner ablehnenden Antwort blieb, mußte Perthes sich anderweitig umsehen und fand in der Nähe,

was er in der Ferne gesucht hatte. Schon im Juni schrieb Perthes an seine Hamburger Freunde: Seid nur ruhig, ich werde schon finden, ohne auszugehen wie ein brüllender Löwe und zu sehen, wen ich verschlinge, und ich meine schon gefunden zu haben.

Perthes dachte bei diesen Worten an Ukert, der seit einer Reihe von Jahren in Gotha als Bibliothekar und Professor am Gymnasium angestellt war. Schon bei dem ersten Zusammentreffen fühlte Perthes sich durch Ukert angezogen und bereits im Juli schrieb er an Rist: Ukert ist der rechte Mann; anerkannt als Gelehrter, ist er dennoch geistreich, lebendig und freien Geistes. Er kennt die großen Weltverhältnisse, hat Interesse für die Literatur im umfassendsten Sinne des Wortes, er hat Geschmack und Urtheil und steht zugleich mit den hervorragendsten Historikern in naher Verbindung. Seiner Schärfe und seines Witzes wegen wird er von manchen gefürchtet, mir aber macht seine häklige, beißende Lebhaftigkeit Freude, da sie mit einem feinen sittlichen Sinn, einem edlen Character und großstädtischen Wesen verbunden ist.

Ukert war nicht abgeneigt, sich der Leitung des Unternehmens zu unterziehen, und er und Perthes verständigten sich nun in langen und wiederholten Verhandlungen über die innere und äußere Gestaltung des Werkes. Niemand sollte als Mitarbeiter zugelassen werden, welcher die Geschichte als ein Mittel betrachtete, die Wahrheit irgend eines politischen Systems zu beweisen. Nicht allgemeine politische Principien, schrieb Perthes einem Freunde, nicht Darlegung und Vertheidigung der eigenen politischen Grundsätze, nicht geschichtliche Raisonnements oder Betrachtungen über die Geschichte ist die Aufgabe unseres Unternehmens. Den Ausgangspunct soll eine allgemeine Einleitung bilden, welche den Untergang des römischen Reiches und das erste Hervortreten der neuen Staaten darstellt. Von dieser Grundlage aus wird sodann die Geschichte jedes einzelnen europäischen Staates durch verschiedene Schriftsteller bearbeitet; die äußere Geschichte, wie sie in den

Herrschern und in den freundlichen und feindlichen Beziehungen zu andern Staaten erscheint, bildet den Kern jeder Bearbeitung. Es tritt hierdurch allerdings der Herrscher und Regierer mehr, als es der jetzigen Zeitstimmung behagt, in den Vordergrund, aber es bleibt nun doch einmal wahr, daß die Herrscher und Regierer zu allen Zeiten den entscheidenden Einfluß auf den Gang der Geschichte gehabt haben. An diese äußere Geschichte reihen sich sodann die Antworten auf die Fragen: wie hat der dritte Stand, wie das Verhältniß der Stände zu einander und zum Fürsten sich gebildet, wie entwickelten sich Heere und Finanzen, Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe, sittliche und religiöse Zustände? Einfach, klar, ruhig soll erzählt werden, was sich zugetragen hat, der Wahrheit gemäß, also gründlich nach den Quellen, so weit die Forschung gegenwärtig reicht. Bestellen bei Diesem oder Jenem läßt sich eine Geschichte dieser Art nicht, wir müssen vielmehr für jeden Staat nach einem Historiker suchen, welcher dessen Entwickelung bereits mit Liebe durchforscht hat und nun die Resultate bisheriger Forschung darlegen kann. Daß er mit besonderer Liebe und mit vaterländischem Interesse seinen Gegenstand behandelt, daß die Liebe vielleicht in Vorliebe übergeht, bringt nicht Nachtheil, sondern Vortheil; denn Wärme wird in den Schriften aller zu finden sein, und die Einseitigkeiten gleichen sich gegenseitig aus.

Auf Perthes' und Ukert's wiederholt ausgesprochenen Wunsch ließ nun auch Heeren sich bereit finden, nicht nur seinen Rath, sondern auch seinen Namen für die Leitung des Unternehmens zuzusagen und noch vor Ende des Jahres 1822 war durch Bildung der Redaction der erste Schritt gethan, den Plan einer „Geschichte der europäischen Staaten herausgegeben von Heeren und Ukert" zu verwirklichen. Es kam nun darauf an, die Männer ausfindig zu machen, welche die Geschichte der einzelnen Staaten bearbeiten konnten und wollten. In einer Zusammenkunft von Heeren, Ukert und Perthes im März 1823 zu Göttingen wurde verab-

redet, daß Perthes zunächst sich an einige wenige bedeutende Historiker, welche verschiedenen Staaten angehörten, wenden und deren Rath und Theilnahme sich im Allgemeinen erbitten solle. Perthes schrieb daher an Rehberg in Hannover, an Friedrich von Raumer, an den Freiherrn von Hormayr, K. A. Menzel, Friedrich Christoph Schlosser und Karl Friedrich Eichhorn in Göttingen, mit denen sämmtlich er seit Jahren bekannt, zum Theil befreundet war. Die schnell erfolgten Antworten sprachen sich ohne Ausnahme mit großer Wärme für das Unternehmen aus, fanden den Plan anziehend, den Verein ehrenvoll, zur Theilnahme einladend und sagten Hülfe zu mit Rath und That. Es ist dringend nöthig, heißt es in einem Antwortschreiben, unseren Ultras aller Art immer mehr zu zeigen, daß sie in ihrer Unwissenheit gar nicht wissen, was deutsch ist, sondern bald leere Abstractionen, bald fremde Narrentheidinge für deutsch ausgeben oder als etwas vortreffliches in Deutschland einschmuggeln wollen. Nichts kann hier besser helfen als Geschichte; aber wer liest heute etwas anderes als Zeitungen, und daran sind die Historiker selbst schuld, weil wir zu wenig daran denken, ein Buch auch lesbar zu machen, und um des Beifalles gewisser gelehrter Chorführer wegen echte Gelehrsamkeit nicht von pedantischer Form, Denkwürdiges nicht von Bagatellsachen unterscheiden und gar leicht, weil wir nicht ein bestimmtes Publicum ins Auge fassen, keinem gefallen. — Vornehmlich deshalb sind, antwortete ein anderer, die älteren Werke über die Staatengeschichte so unbefriedigend, weil sie die innere Entwickelung der Nationen und die Principe der Regierungen wenig oder gar nicht berücksichtigen. Die Aufgabe, die heute an den Historiker gestellt werden muß, ist viel schwieriger als die frühere und in Beziehung auf außerdeutsches, nicht aus eigener Anschauung erkanntes Volksthum vielleicht ganz unlösbar geworden. — Aus Hannover schrieb der alte treffliche Rehberg: Das Andenken, hochverehrtester Herr, davon Ihre gewogentliche Zuschrift mir einen höchst schätzbaren Beweis gibt, und das Vertrauen,

daß ich ein für die Bildung unserer Nation wichtiges Werk fördern könne, ist mir unendlich schätzbar. Ich will Ihnen offen mittheilen, wie weit meine Förderung sich erstrecken könnte. England hat, als der einzige Staat, dessen öffentliche Verhandlungen aller Nationalangelegenheiten völlig befriedigende Belehrung gewähren, seit langer Zeit meine größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen und einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parlamentsverhandlungen verdanke ich den größten Theil der Bildung meiner politischen Denkungsart. Diese eben hat eine durchaus practische Richtung erhalten und wenn ich mir gleich eine bessere Kenntniß der englischen Angelegenheiten zutraue, als sie in Deutschland gewöhnlich ist, so bin ich doch nichts weniger als ein Kenner der englischen Geschichte. Mit älteren Quellen habe ich mich nie abgegeben und so würde mein Urtheil über die früheren Zeiten doch lediglich durch die Gesichtspuncte bestimmt werden, welche die neueste Geschichte angibt. Ich könnte also in einem meiner Beurtheilung unterworfenen Werke wohl bemerken, ob die allgemeinen Gesichtspuncte richtig aufgefaßt oder verfehlt sind, aber im einzelnen werde ich kein Urtheil haben. — Aus Wien gab Hormayr Winke über die Behandlung des Kaiserreiches. Lassen Sie ja, äußerte er, über Östreich niemand schreiben, der nicht genau localisirt ist, am wenigsten einen in unseren Zeiten von dort Ausgewanderten. Das Spiel würde sonst mit falschen Karten gespielt und der Werth des Werkes nicht länger dauern, als die Leidenschaften des Augenblicks. Es ist seit funfzehn Jahren unglaublich viel bei uns für Quellensammlung gethan und wer Ungarns oder Böhmens oder Östreichs Geschichte schreiben will, muß von Wien aus sich orientiren; ich würde Ihrem Abgeordneten mit Freude eben so an die Hand gehen, wie dem Abgeordneten der Frankfurter Gesellschaft Dr. Pertz, der durch seltene Gründlichkeit und Bescheidenheit vorzüglich geeignet ist zu jedem wissenschaftlichen Geschäft. Leicht aber wird es der Geschichtschreiber nicht haben; wir leben in einer sehr unangenehmen Zeit; wenig

innere Solidität und Intensität und im Ausdrucke nicht Anstand noch Würde; nirgends rein die Sache, sondern alles durch und durch mit Persönlichkeiten gesprenkelt, viel Geschrei und wenig Wolle. Wer durch That und Opfer an den großen nationalen Kämpfen Theil hatte, möchte vor Scham in die Erde kriechen über dieses Geschlecht, das dabei nichts gethan, nichts gelitten hat und jetzt mit gewaltigem Flügelschlag und Gekrächze hinterdrein kommt, wie die Raben über das Schlachtfeld.

Sie sollen sehen, heißt es in einem anderen Briefe, daß ich Sie sehr wohl kenne, und Ihr Zutrauen mir etwas werth ist; auch Ihr Plan ist vortrefflich, nur weiß ich nicht, woher Sie die Männer nehmen wollen, und das muß ich erst wissen, weil ich mich schlechterdings nicht darauf einlassen will, das infame Speculiren der Autoren auf Ruhm oder Geld zu unterstützen. Ich habe der Wahrheit und einer reinen und bescheidenen Liebe mehr geopfert, als ich Ihnen sagen kann, ich habe dem Eremiten ähnlich der Welt und ihren Freuden, Weib und Kindern freiwillig entsagt und denke der Wahrheit mit derselben Seligkeit zu sterben, mit welcher ich ihr gelebt habe. Ist also Ihre Sache eine mercantile, so lassen Sie den wunderlichen Mann, der Ihr Geld nicht braucht, lieber seinen Gang gehen; sind Sie aber der Mann, als den Sie sich in den Zeiten der Unterdrückung Deutschlands bewiesen, dann will ich den Antheil nehmen, den Sie oder die Redactoren mir anweisen, und weil ich meinem Vaterlande einen Dienst zu thun glaube, grade so arbeiten, wie wenn ich in Ihrem Solde stände. Sie wollen mein Urtheil über Männer, die jetzt über Geschichte schreiben; ich schweige, weil ich Ihnen sagen müßte: dem fehlt es an Geschmack, dem an Kenntniß, dem an Ernst, dem an Religion, jenem an Philosophie und einem anderen an allem. Sie werden lächeln, aber hoffentlich nicht glauben, daß ein Alleinweiser redet. Also ich tauge zu einem Beurtheilen der Plane anderer nichts, ich will aber gerne helfen, aber nur wenn ich eine bestimmte Anweisung erhalte. Ich bin

erstaunlich stolz, aber glauben Sie, auch eben so erstaunlich bescheiden und es ist mir nie eingefallen, einen Werth auf mein Geschreibsel zu legen, wohl aber darauf, daß gar manche Seele bei mir und durch mich das Zutrauen zum Menschen, welches ihr meine Bücher rauben mußten, wieder gewonnen hat. Soll ich mitarbeiten, so muß ich die Leute wissen, in deren Gesellschaft ich komme; denn ich bin ganz erstaunlich bange vor schlechter Gesellschaft und lebe, weil die gute sehr rar ist, durchaus einsam.

Um für die Bearbeitung der einzelnen Staaten die rechten Männer zu finden, wurden die ersten Schritte theils durch Ukert, theils durch Perthes gethan. Nicht ohne Bedenken erwartete Perthes die Erfolge dieser Schritte. Eure Excellenz werden lächeln, schrieb er an den Freiherrn von Gagern, über unseren guten Glauben, deutsche Gelehrte zu einem gemeinsamen Wirken vereinen zu können, ich kenne die Schwierigkeiten wohl alle; indessen allein wirkt niemand auf der Welt und wer zu ekel ist, sich helfen zu lassen, wird bei aller Meisterschaft nie etwas Großes hervorbringen. Mit dieser Wahrheit hoffe ich die Delicatesse selbst der Gelehrten zu überwinden, die nur in guter, das heißt in ihrer eigenen Gesellschaft sein wollen. Verzagen thue ich nicht; mir ist die Gabe verliehen, Zerstreutes zu einigen, Fernstehende zusammenzubringen und Mißklänge des Geistes und des Herzens unter redlich Wollenden auszugleichen. Das ist der Pflug, mit dem ich gepflügt habe mein Leben lang. — Der gute Glaube hatte Perthes nicht getäuscht, von allen Seiten zeigte sich bereitwilliges Eingehen der Gelehrten in den feststehenden Plan, ja selbst Freude sprach sich darüber aus, auch einmal im Verein mit vielen anderen an einem gemeinsamen Werk zu arbeiten. Nicht ohne einiges Siegergefühl berief sich Perthes den beiden zweifelnden Freunden Rist und Poel gegenüber auf das vortreffliche Personalmaterial, welches sich zusammengefunden habe. Grade das vortreffliche Personalmaterial, wie Sie es nennen, antwortete ihm Rist, ist eine gefährliche Versuchung für Sie, sich sicherer zu fühlen, als die

Umstände es gestatten. Napoleon hatte auch vortreffliches Personalmaterial und ließ sich dadurch verleiten, den Zug nach Rußland zu machen. Die Kälte war aber zu kalt für das vortreffliche Material; und mir scheint die politische Luft dieser Jahre eine ähnliche frostige und ertödtende Wirkung auf die Geschichtschreiber üben zu müssen. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie mit deutschen Gelehrten zu thun haben, die wohl eine gute Vorarbeit, aber in der Regel kein gutes Buch zu machen verstehen und im Ganzen ein sehr unregierbares Volk sind, welches seinen Willen in allen Stücken haben will, keinen Tact hat, mit der Thüre ins Haus fällt und sich um einer Ansicht willen allenfalls todtschlagen läßt. Bedenken Sie ferner, daß zwischen dem Gelehrten, der aufgefordert wird, und dem Verleger, der auffordert, eine Art von zarter Coquetterie stattfindet, die sich im Ehestande alsbald in ein ganz anderes Verhältniß aufzulösen pflegt. — Oftmals zwar hatte Perthes Veranlassung, dieser Worte zu gedenken, aber dennoch war er nach fünfjährigen angestrengten Vorarbeiten im Stande, 1827 das Erscheinen der europäischen Staatengeschichte öffentlich anzukündigen und 1829 die erste Lieferung des bedeutenden Werkes wirklich erscheinen zu lassen, welches seitdem seinen ununterbrochenen Fortgang genommen hat. Es ist kaum zu glauben, schrieb er, welche Mühe, Arbeit, welches Anregen und Anklopfen, welches Drehen und Wenden mir dieses Unternehmen seit sechs Jahren gekostet hat. Ein Gelehrter hätte Menschen und Sachen weder zusammengebracht noch zusammengehalten; es gehörte eine Stellung wie die meinige dazu, um zu erreichen, was erreicht ist, und immer bleibt die Frage: wird das Erreichte im Ganzen so sein, daß es die Wissenschaft fördert und historische Wahrheiten und Erfahrungen echter Art in der Nation verbreitet? — Ich bin zu alt geworden, schrieb er ein anderesmal, um durch Lob und Schimpf, das die Historiker über einander ergehen lassen, Himmel oder Hölle bevölkern zu wollen; wenn ich jetzt Antheil an dem Schimpfspiel der Männer nehmen wollte, die Brüder in der Historie sind, wer weiß, ob sie nicht

lange nach meinem Tode wie Herodes und Pilatus Freunde würden und mich auslachten. Als Verleger sage ich: „Und als Petrus hungrig war, wollte er anbeißen, da that sich der Himmel auf und er sah herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, darinnen waren allerlei vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere und Gewürme und Vögel des Himmels, und geschah eine Stimme zu ihm: stehe auf, Petre, schlachte und iß." Der Verleger ist nun zwar nicht Petrus, der schlachtet und ißt, aber er faßt die Historiker, mögen sie nun wilde Thiere oder Vögel des Himmels sein, zusammen und die Geschichte der europäischen Staaten wird geschrieben. — Über den mercantilischen Erfolg bin ich sehr unsicher, heißt es in einem anderen Briefe, es gehört ein bedeutender Absatz dazu, bevor die Kosten gedeckt sind und ich habe gar ein geringes Zutrauen zu unserem großen Publicum; eine Menge widriger Taschenspielereien und Kunststückchen, fast alle verbraucht und abgenutzt, sind erforderlich, um Eindruck auf dasselbe zu machen. Allerdings ist die europäische Staatengeschichte für eine zahlreiche und wohlhabende Classe von Männern, für die Staats- und Geschäftsmänner jeder Art zum Gebrauch geeignet, aber wie wird man ihnen erkennbar machen, daß hier wirklich das ist, was sie brauchen?

Die Vorbereitungen zu der Herausgabe der europäischen Staatengeschichte machten den Kern der Thätigkeit aus, welche Perthes während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha zur Gründung eines bedeutenden Verlagsgeschäftes aufwenden mußte; auch mannigfache andere Arbeiten, welche zu demselben Ziele führen sollten, nahmen ihn in Anspruch. Seine Verbindungen mit Gelehrten und Schriftstellern der verschiedensten Lebensstellung breiteten mehr und mehr sich aus; den einen hielt sein Rath von unzeitigen literarischen Veröffentlichungen ab; die anderen, deren Schriften selbst zu verlegen er ablehnen mußte, führte er zu einem für sie geeigneten Verleger; mit Görres verhandelte er über die Gestaltung der von diesem beabsichtigten

Sagengeschichte; an Nicolovius schrieb er: Sollte es nicht recht und gut sein, grade jetzt eine Auswahl von Johann Georg Schlossers Schriften zu veranstalten? Die frühere Ausgabe ist längst nicht mehr zu haben, seine einzelnen Schriften sind zerstreut und verschollen und doch ist vieles, was der kräftige Mann seiner Zeit als einsamer Prophet verkündete, jetzt in Staat, Politik und Sitte zur Wirklichkeit geworden. Er hat oft als warnender Seher gesprochen und auch von seinen nächsten Freunden haben damals nur wenige ihn verstanden. In Goethe's Darstellung erscheint er sonderbar und gewiß nicht richtig. — Perthes wußte sehr wohl, daß der Verlagshändler nicht nur der Gelehrten, welche die Schriften schreiben, bedarf, sondern auch der Sortimentshändler, welche dieselben unter die Leute bringen, und diese zweite Seite des Geschäftes ließ er nicht außer Acht und suchte nicht nur auf den jährlichen, allgemeinen Zusammenkünften der deutschen Buchhändler in Leipzig, sondern auch durch brieflichen Verkehr das Zutrauen und den guten Willen derselben sich zu gewinnen. Es ist wahr, schrieb er einmal an Besser, der eigentliche Vertriebsbuchhandel liegt namentlich an den kleineren Orten, die nicht Universitätsstädte sind, fast ohne Ausnahme in den Händen unwissender, roher, träger Menschen; Liebe zu ihrem Berufe haben sie nicht, sondern betrachten ihn ausschließlich als ein Mittel, Essen und Trinken zu erhalten; auf die mechanische Seite des Gewerbes sind sie eingeübt, aber die Bücher und die Menschen, die dieselben kaufen, sind ihnen ganz gleichgültig. Sieh aber doch die große Menge derer an, die Beamte oder Pastoren, Professoren oder Officiere sind; es findet sich unter ihnen schwerlich mehr Liebe zu ihrem Berufe, wie bei uns, er gilt auch ihnen vor allem als ein Mittel, sich Lebensunterhalt zu gewinnen und wird der Regel nach nur von seiner mechanischen Seite aufgefaßt. Die Menge der Menschen ist eben gewöhnlich und treibt deshalb auch jeden Beruf gewöhnlich, mag dieser nun geistlich oder weltlich, kaufmännisch oder militärisch sein. Die aber, welche mehr sind

und mehr wollen, dürfen sich deshalb von den anderen nicht vornehm zurückziehen, wie wenn sie zu gut für jene wären. Wir bilden eine Gemeinschaft mit denen, die gleichen Beruf mit uns haben, und sollen das Mehr, wenn wir es wirklich besitzen, hinein werfen in die Gemeinschaft, um sie zu halten und zu heben, und sollen mit den einzelnen verkehren, um auch sie los zu machen von der gemeinen Auffassung der Stellung, die sie im Leben einnehmen. Überdies ist hier, wie immer, das Rechte auch das Kluge. Ich will mit unseren Collegen im persönlichen, wo möglich im freundlichen Verkehr sein und habe deshalb jeden einzeln und jeden eigenhändig mit meiner jetzigen Stellung bekannt gemacht; es war freilich eine herculische Arbeit, zwei hundert und sechs Briefe habe ich geschrieben. Am Ende wäre ich doch fast verrückt dabei geworden. Wenn ein Virtuos vierzehn Tage hindurch auf ein und dieselbe Melodie fortdauernd andere Variationen spielen sollte, so wäre seine Marter der meinigen ähnlich.

Während Perthes alle seine Kräfte zusammen zu nehmen hatte, um das neue Geschäft zu gründen und zu heben, mußte er zugleich sein Verhältniß zu der alten Hamburger Handlung lösen und sich mit seinem Schwager und Handlungsgenossen Besser auseinandersetzen. Wir müssen, schrieb Perthes, unser Verhältniß zu einander ordnen und zwar sobald wie möglich; denn wenn einer von uns, bevor es geschehen, sterben sollte, so würde Unheil und unabsehbare Verwirrung eintreten, weil dann durch das Recht geschieden werden müßte, was Du und ich jetzt als Brüder ordnen. Aus diesem Grunde dränge ich auf Eile; sind wir zum Ziele gelangt, so werde ich dann doch nicht von Deiner Handlung, von Dir selbst ist ja ohnedem nicht die Rede, getrennt sein, sondern recht mit Freude und Theilnahme Eurem Getriebe folgen; in vielem werden wir uns gegenseitig helfen und fördern können, so lange wir leben. — Die Auseinandersetzung der beiden Männer, die sich ein Mannesleben hindurch dem Geiste und dem Herzen nach so nahe standen, wie Brüder sich nur stehen können, bestand nach

den vorhandenen Actenstücken im wesentlichen darin, daß jeder durch die Vorschläge des anderen sich in zu großen Vortheil gesetzt glaubte. Bald waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß der Zeitpunct festgestellt werden konnte, in welchem Perthes' völlige Trennung aus der Hamburger Handlung eintreten sollte. Wir haben, lieber Bruder, schrieb Perthes, fast ein Vierteljahrhundert mit einander gearbeitet und dasselbe Geschäft in schwierigen Zeiten geleitet. Auch nicht ein einziges Mal haben wir über Mein und Dein eine verschiedene Ansicht gehabt, auch nicht ein einziger Augenblick ist während der ganzen langen Zeit dagewesen, in welchem wir es für möglich gehalten hätten, jemals wankend werden zu können in dem Vertrauen zu einander. Laß uns Gott dafür danken, daß das Vertrauen während des Scheidens eben so rein und fest gewesen ist, wie während des gemeinsamen Lebens. Nicht vielen wird solches Glück in solchem Grade zu Theil.

Kleinere Reisen im Sommer und Herbst 1822.

Ungeachtet der angestrengten Arbeiten, welche Beruf und Neigung ihm auferlegten, fand Perthes schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha Zeit, sich die Verhältnisse der näheren und ferneren Umgegend auf kleineren Reisen anzusehen. Anfang August hatte er das Rudolstädter und Altenburger Land betrachtet und im Herbste ging er auf einige Wochen nach Franken und Baiern. Als ich am 13. September Gotha gegen Mittag verlassen hatte, begleitete mich, schrieb er einem Freunde, ein prachtvolles Donnerwetter über die Höhe des Thüringerwaldes. Ich war mit der Diligence gefahren, einem neunsitzigen Ungeheuer, an welchem vorne noch ein Nest für zwei Personen angebaut ist. Wenn man von diesem Vordersitze aus, auf welchem man den schweren Wagen hinter sich nicht gewahr wird, die sechs Pferde mit höchster An-

strengung den Berg hinauf keuchen sieht, so gedenkt man unwillkürlich der Menschennaturen, die den schweren Körper, von dem sie doch nicht los können, vergessen und dann sich kindlich über die Mühe, aufwärts zu kommen, verwundern. So eine Diligence, ich meine die wirkliche Fürstlich Thurn- und Taxis'sche, ist bequem und schnell genug im Vergleich mit dem, was man früher kannte, doch muß man gute Laune, keine zarten Empfindungen und nicht grade große Eile haben. Ein beregneter oder bestäubter Conducteur ist steter Begleiter; Gott fürchten und scheuen, darüber kommt keiner, sagte während des Donnerwetters der meinige mit frommer Salbung; bedachte sich aber keinen Augenblick, Nachts fünf blinde Passagiere aufzunehmen, die ich im Dunkelen nicht erkennen konnte; vor Tagesanbruch war das Gesindel verschwunden. Ich einzig Sehender mußte den Conducteur frei halten und zwar nicht allein während des stundenlangen Aufenthaltes an den Stationen, sondern auch in allen Wirthshäusern der Zwischenorte, wo er eine halbe Stunde Karte mit dem Postillon spielen wollte. In Schwallungen hörte ich einen aufgeklärten Nachtwächter statt: die Glocke hat eins geschlagen, rufen: der Hammer hat eins geschlagen; in Hildburghausen aß ich an einem Tische mit dem eben aus dem Bette gekommenen Herrn Leibkutscher des Fürsten und dem eben aus dem Schlot gekommenen Kaminfeger der Residenz. Der schwarze Barfüßer war übrigens von vornehmen Formen und sprach über die großen europäischen Ereignisse gescheiter, als mancher Professor. In Koburg, wo ich am 14. Abends eintraf, war ich dieser Wirthschaft doch überdrüssig geworden, nahm mir einen Wagen und fuhr Sonntag Morgen kurz vor Sonnenaufgang nach Baireuth. Noch in der Dämmerung senkten sich die Nebel in die Thäler. Ohne Mauthbeschwerde kam ich über die bairische Grenze nach Lichtenfels, die Sonne brach durch; in vollem Morgenglanze lagen die Thäler des Mains, lag nach Bamberg und Würzburg hin Gebirg über Gebirg vor mir, der Fluß wie ein silberner Strahl, die hohen Thürme von Kloster Banz und Vierzehn-

heiligen am schönen Staffelstein golden funkelnd, Glocken tönten von allen Seiten zur Feier des Sonntagsmorgens. — In dem mit Dörfern und Schlössern besäeten Mainthal fuhr Perthes über Burgkunstadt und Kulmbach nach Baireuth, wo er einige Tage verweilte. Baireuth, schrieb er, ruft mit seinen großen altfürstlichen Bauten die markgräfliche Residenz in die Erinnerung zurück, auch unter der Bevölkerung leben noch starke markgräfliche Erinnerungen fort, während das eigentlich Preußische als eine kurze Übergangszeit vergessen zu sein scheint. Mitten in den fast schwarzen Steinmassen, die in ihrer jetzigen Öde einen düstern Eindruck machen, mitten unter den markgräflichen Eingeborenen bewegt sich das neue bairische Leben munter hin und her. Die häufigen Versetzungen der Beamten und Officiere lassen das Familienleben nicht aufkommen und führen die Männer fast nothwendig den Wirthshäusern zu, welche ich Mittags wie Abends gefüllt fand. Altbaiern, Rheinbaiern, Oberpfälzer, Bamberger, mancherlei Ausländer im bairischen Dienst, der Regierungsdirector und Subalternbeamte, Officiere aller Grade saßen durcheinander, vor ihnen stand den langen Tisch hinunter eine unübersehbare Menge Seidel, gefüllt mit starkem Bier; Austausch verschiedener Ansichten, aber auch viel Raisonniren und Unruhe that sich kund und dabei tranken die Menschen drei, vier Stunden hindurch immerfort und wurden dabei immer schwerer und dicker; mir fielen bei den dicken Köpfen und Sitztheilen die für eine solche Bevölkerung sehr bezeichnenden Namen zweier bei Baireuth liegender Dörfer ein: Gefrees und Gesees; acht höhere Regierungsbeamte sah ich in einer musicalischen Abendgesellschaft, die sämmtlich Anspruch auf Heimathsrecht in Gesees und Gefrees gehabt hatten. — Da Du, schrieb Perthes einem anderen Freunde, seiner Zeit einigen Götzendienst mit Jean Paul getrieben hast, sollst Du Näheres von dem Eindrucke, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht hat, erfahren. Zwar sollte man über Sachen und Personen, die man auf Reisen mehr oder minder flüchtig berührte, sich anderen eigentlich nur münd-

lich, nicht schriftlich mittheilen. Wie viele Ansichten und Urtheile erhalten nur durch Stimme und Geberde, durch nachdrückliche Betonung oder rasches Drüberhingehen ihre wahre Bedeutung. Eine freundliche gutmüthige Miene mildert das gesprochene Wort; faßt der Hörende zu ernst und gewichtig auf, so macht ein einziger Zusatz den herben Eindruck sogleich wieder gut. Geschrieben aber steht alles hart, kalt, scharf und unabänderlich da und läßt dem Lesenden oft als schwarz erscheinen, was der Schreiber höchstens als grau hatte darstellen wollen. In Reisebriefen, welche augenblickliche Eindrücke wiedergeben, kann man besonders bei Urtheilen über Menschen nicht gewissenhaft genug sein. Indessen, da ich nicht reden kann, muß ich wohl schreiben. Früh 8 Uhr ging ich zu Jean Paul. Eine große starke Knochengestalt, anzusehen wie ein Förster oder Pachter, trat in das Zimmer, angethan mit einem Jagdrock, einen Dachsranzen über den Schultern, einen weißen Schafpudel am Stricke an der Hand. Da wir lange schon Briefe gewechselt hatten, kam das Gespräch bald in Fluß. Zwei Abende brachte ich mit ihm zu, den ersten in seinem eigenen Hause, den zweiten bei einer Generalin von Kettenburg; außer einer Stiftsdame von Stein waren beidemal die vor kurzem verheiratheten Graf und Gräfin Henckel-Donnersmarck aus Schlesien zugegen. Der Wunsch, sich der schönen jungen Frau im besten Lichte zu zeigen, setzte Jean Paul in Spannung und gewohnt, nur gehört zu werden, brachten meine raschen Einreden ihn aus seiner Ruhe und die Folge von dem allem war, daß sich uns ein redlicher, wahrheitsliebender guter Mensch zeigte, aber obschon das Gespräch sich auf bedeutende Männer und bedeutende Verhältnisse in Staat und Kirche, in Literatur und Leben wendete, habe ich kein bedeutendes Wort, keine tiefere Anschauung, keine Resultate großer innerer Erfahrungen von ihm gehört; in schwerfälligen allgemeinen Entwickelungen in unbehülflich verschlungenen Sätzen mit häufig wiederkehrenden „in so fern" und „in so weit" durchflochten dehnte seine Rede sich lang und ermüdend aus. Seine Tagesein-

theilung erzählte er selbst mit folgenden Worten: Im Sommer um 6, im Winter um 8 Uhr gehe ich eine halbe Stunde weit zur Frau Schabenzel (einer alten Bäuerin), der Pudel geht mit, im Dachsranzen sind meine Papiere und eine Flasche; dort arbeite ich und trinke meinen Wein bis 1 Uhr, dann trinke ich nicht wieder, aber von 5 — 7 da trinke ich mein Bier, so viel wie dort im Kruge steht. Eine halbe Stunde schläferte Jean Paul uns mit den Mitteln zum Einschläfern ein, von denen 13 überdies schon gedruckt sind. Nichts von allen den schnellen Blitzen und Geistesfunken, den treffenden Vergleichen und glänzenden Bildern, deren seine Schriften eine Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum Vorschein! Ich bin von ihm mit der Überzeugung geschieden, daß ein Mann, der als Schriftsteller zu den zartesten und reichsten Geistern unserer Nation gehört, deshalb noch nicht ein zarter und weicher Mensch sein muß. Außer Jean Paul hat mich am meisten ein Regierungsrath Kraus angezogen, ich wußte, daß er für den Nachdruck geschrieben hatte und ein gelehrter, scharfer, geistreicher Mann, aber ein großer Sonderling sei. Um zu ihm zu gelangen, wendete ich mich an Jean Paul, den man mir als seinen vieljährigen Freund genannt hatte. Wir sind alte Freunde, sagte Jean Paul, aber nun sehen wir uns nicht mehr; gehen Sie nur hin und sagen Sie ihm, ich wollte niemals wieder etwas mit ihm zu thun haben; Sie schickte ich aber zu ihm. Ich ging; eine steile Treppe mußte ich hinauf, oben war ein festverschlossenes Gitter, an welchem außerhalb ein langer hölzerner Hammer hing, darüber die Inschrift: Wer hier herein will, muß derb anklopfen; hängt der Hammer innerhalb, so bin ich für niemand zu sprechen. Ich schlug also derb mit dem Hammer auf die Thür, es ward aufgethan; ich trat in ein großes Bibliothekszimmer, welches von Katzen jedes Alters und jeder Farbe wimmelte; ein freundlicher alter Mann kam auf mich zu, ein Junggeselle mit silbernen Haaren im langen Schlafrock; nachdem ich Jean Paul's Anmeldung scherzend vorgebracht, kamen wir bald ins Gespräch. Jean Paul,

sagte er, ist ein durchaus redlicher, gemüthlicher und guter Mensch, reich an Herz und Geist; aber die in ihm liegenden Blüthen hat er nicht zur Frucht reifen können, weil es ihm an Kraft fehlte, in irgend einem Fache wissenschaftlich gründlich sich auszubilden; er weiß viel, aber alles liegt ungeordnet durcheinander; da er aus eigenem Geiste nichts mehr schaffen kann, ist er auf allerlei Thorheiten verfallen, will z. B. eine neue Rechtschreibung einführen, Anleit statt Anleitung setzen und dergleichen mehr. Ich wendete das Gespräch auf den Nachdruck. Um als Doctor zu promoviren, habe er, sagte Kraus, in der vorgeschriebenen Disputation den Nachdruck vertheidigen wollen; aus der Promotion sei nichts geworden und so sei er nun verdammt, sein Leben hindurch für den Nachdruck zu disputiren; ich will den Nachdruck, rief er, denn ich will Euch Buchhändler ruiniren, damit Ihr den Schriftstellern kein Honorar mehr geben könnt; mit Eurem Geldgeben habt Ihr die großen und die kleinen Schriftsteller schlecht gemacht und sie verführt als Tagelöhner zu arbeiten, um als vornehme Herren zu leben. Ihr habt mir auch meinen Jean Paul verdorben, Ihr müßt ruinirt werden. Der Mann war dunkelroth vor Zorn geworden; ich fragte, um den Hitzkopf auf einen andern Gegenstand zu bringen, nach einem alten Bekannten: Otto, der unter dem Namen Georgius mancherlei über staatswissenschaftliche Gegenstände geschrieben hat. Das ist, sagte Kraus, ein gediegener tüchtiger Mann, aber er ist an seiner Gewissenhaftigkeit geistig zu Grunde gegangen; weil er nie zu viel und nie zu wenig und immer das Rechte sagen wollte, hat er das Reden ganz verlernt; wer aber nicht redet, verlernt bald auch das deutliche, bestimmte Denken und wird, wenn er dann schreiben will, abstruse Dinge an den Tag fördern. Kraus und ich schieden als die besten Freunde. Leben Sie wohl, mein geliebter guter Feind, sagte er, als ich die Treppe hinunter kletterte. Später hörte ich, daß Kraus mit Lang gemeinschaftlich die bekannten Hammelburger Reisen verfaßt habe.

Von Baireuth ging Perthes mit dem Sohne des Buchhändlers

Grau, der früher bei ihm in Hamburg gearbeitet hatte, auf einige Tage in das Fichtelgebirge, wanderte zu Fuß über Berneck und Bischofsgrün auf den Ochsenkopf, von dort nach Wunsiedel und über den Luchsberg, den Burgstein, die Waldnab nach Kemnath. Das ist die rechte Heimath der Nachtungethüme, der deutschen Kobolde, Zwerge und Bergmännlein, dieses öde, düstere Gebirge; finstere langgestreckte hohe Bergkämme, gewaltige freistehende Granitblöcke, schwarzbraune in langen Schwingungen fortlaufende Thäler, stundenweit mit zerbröckelten Felsstücken bedeckt, machen einen großen aber keinen schönen Eindruck; alles liegt in unheimlichem Graudunkel, kaum eine Hand hoch ist das Gestein mit Erde bedeckt; verkrüppelte Fichten mit mageren Nadeln, Gestrippe, Heidekraut und Heidelbeersträuche sind das einzige Farbige; dunkeles Moos überzieht Bäume und Steine, Höhen und Thäler. Zu Hunderten sind die gewaltigsten Felsblöcke an der Ostseite des Luchsberges über einander hergewälzt, theils abgerundet, theils tafelförmig, alle freiliegend, ohne Zusammenhang mit einander; die meisten in den gewagtesten Lagen, eine zusammengebrochene einstens feste Welt, ein rechtes Bild der Trümmer vom alten deutschen Reich. Ein schweres Gewitter zog über uns her — das redet laut, sagte unser Führer, aber als diese Steine über einander gerollt wurden, ist noch lauter geredet. Dieser Fels da, sagte er ein anderes Mal, heißt der Fürstenkopf; wenn man ihn aber genau ansieht, ist es ein verkehrtes Herz. Es war ein roher Mensch dieser Führer, aber voll Geist und Witz und seine Rede bewegte sich ununterbrochen in kühnen lebendigen Bildern. Was er als Führer von andern gehört, trug er in gutem Hochdeutsch vor; was aber aus ihm selbst entsprang, war in die rauhe und doch vocalreiche Sprache des Gebirgs gekleidet. Vom Kamme des Gebirges fließt die Nab nach Süden, der Main nach Westen, die Saale nach Norden, die Eger nach Osten; wie verschieden ist das Land, sind die Zustände, an denen das Wasser, das man hier mit einem Blick überschaut, vorübergeht und doch überall dieselben

Leiden, dieselben Freuden in den Menschen, die daran wohnen, so verschieden auch ihr Aussehen ist.

Seinen weiteren Weg nahm Perthes durch die Oberpfalz und blieb zunächst einige Tage in Amberg. Auf dem hügeligen, nur mit einer kargen Erdkruste überzogenen und stark bevölkerten Boden der Oberpfalz wohnt, schrieb Perthes, ein arbeitsames, ernstes Geschlecht in ärmlichen Wohnungen, Stille und Ruhe ist der Character des Landes, mit sehr geringen Kleidern sind die mageren Gestalten bedeckt, in den scharfgeschnittenen, blassen Gesichtern mit nachdenkendem Ausdrucke hat sich die mehrhundertjährige schwere Geschichte dieser Gegend ausgeprägt. Von der Reformationszeit an wechselten hier die Fürsten in rascher Folge ihr Bekenntniß und nöthigten gewaltsam ihre Unterthanen bald katholisch, bald lutherisch, bald calvinisch zu werden. Als endlich die Gewässer stille standen, saßen alle Confessionen im bunten Gemenge unter einander. Dann traten bis in neuester Zeit die mehrfachen Wechsel der Landesherrschaften ein, aber des Religionsstreites muß man doch genug gehabt haben; denn obschon die Streitschriften der verschiedenen Confessionen gegen einander auch hierher gelangen, so ist Hader doch nur in der obersten Schicht; im Volke und unter den Seelsorgern ist voller Friede, der bei innerem religiösen Leben bis zur Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit der Bekenntnisse geht, wofür ich eine Menge einzelner Beispiele anführen könnte. In Amberg suchte ich den Professor Joseph Moritz auf, der das Register zu Stolbergs Religionsgeschichte ausarbeiten wollte, mich aber schon seit Jahren ohne Antwort auf alle meine Briefe gelassen hatte. Daß er Professor der Kirchengeschichte am Lyceum und Ordensgeistlicher sei und von der bairischen Academie, von Lang, Siebenkees und Westenrieder für einen der tüchtigsten Urkundenforscher und Kenner der Kirchengeschichte gehalten wurde, wußte ich. In seiner hohen geräumigen Celle des früheren Jesuitercollegiums fand ich den alten Mönch; schwarz überall waren die Wände von Chroniken und alten Geschichtsbüchern; in der Celle war ein Tisch, ein

paar Stühle, ein rußiges Bett, ein Crucifix und ein paar hölzerne Pantoffeln, von einer Größe, wie wenn der heilige Christoph hineinstampfen sollte. Ich brachte meine Bitte um Beschleunigung vor. Hart und kurz wies er alles ab, was ich sagte; jeder Versuch, ihn zum Sprechen, zum Angeben von Gründen für seine Weigerung zu bringen, war vergebens; ich verzweifelte an jedem Erfolg, ward derb, sagte kurz, daß der Priester sein gegebenes Wort gebrochen habe, und wollte gehn. Ja, sagte er nun, es mag nicht überflüssig sein, daß Sie gekommen sind; da ist das Manuscript; es ist fertig bis zum Buchstaben M. Ich zeigte es einem Freunde in Regensburg, der fand es zu ausführlich und wollte auch vieles geändert haben. Da wurde ich böse; denn ein Register kann jeder machen, ich aber wollte ein Repertorium zur Kirchengeschichte liefern, bei dem die Verweisung auf Stolbergs Werk nur eine Nebensache sei. Ich ließ die Arbeit liegen aber nicht lange, denn Stolbergs Buch ist mir lieb; besonders die fünf ersten Bände sind wirkliche Geschichte; dann kam mein Bischof und sagte, es wird Zeit, daß Sie einmal eine geistliche Arbeit machen und das Register ist eine solche. Da habe ich wieder fortgearbeitet; Sie könnten das Manuscript haben, wenn die Artikel Papst und Rom nicht wären; das sind keine Heiligen und sind schwer zu schreiben, man soll nicht keck sein und ists doch, man soll nicht schüchtern sein und ists doch; um den rechten Sinn bitte ich Gott, bis Januar sollen Sie alles haben. Nach diesem Herzenserguß ward der alte Mann freundlich und ich fand hinter dem harten, rauhen Äußeren ein mildes Herz und einen heiteren, witzigen Kopf; er führte mich durch die langen Gallerien des großen Gebäudes, in die schöne Kirche, in die reiche Bibliothek und bat mich zum Mittag zu bleiben, wenn ich die Quatemberfasten nicht scheue. Mit ihm und drei anderen früheren Ordensgeistlichen brachte ich einen heiteren Mittag zu; im Refectorium fand ich ein Crucifix, gegenüber eine heilige Jungfrau und darüber ein Portrait, das ich augenblicklich als Okens Bild erkannte. Was ist das für ein Heiliger? fragte ich.

Pater Rixner sein Heiliger, lachten die andern und der Scherz ging seinen weiteren Gang. Es waren vier würdige Männer, gebildet, umsichtig und billig im Urtheil.

Von Amberg aus besuchte Perthes das zwei Stunden entfernte Sulzbach; hier ist man plötzlich, schrieb er, wie in einer andern Welt, der ärmlich-düstere Character der Pfalz ist verschwunden, reiche Waldungen auf schönen Bergkuppen schließen den jetzt zur Hälfte durch Feuer in Schutt gelegten Ort ein. Das auf einem Felsen gelegene frühere Pfalz-Neuburgische Residenzschloß befindet sich jetzt im Besitz des Buchhändlers Commerzienrath von Seidel. Dorthin steuerte ich, der Herr College schickte meinen Wagen fort; ich mußte bleiben. Auf das großartigste ist dort oben das Bücherwesen eingerichtet; neunzehn Pressen sind im Gange; eine katholische, eine lutherische und eine hebräisch-jüdische Druckerei befinden sich abgesondert von einander, jede in einem besonderen Gemache. Das hat seine guten Ursachen, denn für jede ist ein besonderes Privilegium ertheilt. Herr von Seidel verlegt viele protestantisch-theologische Schriften, aber noch mehr Werke katholischer Eiferer; da aber jedes auf einen besonderen Letterkasten angewiesen ist, verträgt sich alles auf das beste. Einen so kräftigen und gewandten Geschäftsmann wie Seidel habe ich kaum jemals gesehen, Baiern kennt er nach Personen und Verhältnissen durch und durch und wird seiner Industrie wegen in München sehr begünstigt. Mit großem Aufwand hat er sich als vornehmer Mann eingerichtet, rund um den Berg herum sind Anlagen aller Art zu schauen: Treibhäuser, Grotten, Springbrunnen, ein Pantheon für bairische Gelehrte, eine mächtige Pallas und was sonst dazu gehört. Nur ungern scheint der alte Herr an die Möglichkeit zu denken, alle diese Herrlichkeiten einmal verlassen zu müssen.

Von Amberg wendete Perthes sich nach Regensburg. So wie man etwas südwärts kommt, schrieb er, verliert die Natur ihr düsteres, spärliches und mageres Gepräge; alles ist hell und üppig, Wiesen und Bäume im saftigsten Grün, die Rebe erscheint;

große starke Männergestalten, die Weiber voll und frisch, die Häuser, wie in Tyrol, gleichsam im Verstecke liegend unter tiefem weit vorragendem Dache, sehen mit ihren rundum laufenden Gallerien so einladend aus, daß man keines unbeschaut lassen möchte. Eine höchst auffallende Figur begegnete mir in fast allen Gasthäusern dieser Gegend: die Wirthe nämlich haben zugleich Schlachtergerechtsame und halten sich deshalb einen Gesellen, Fleischknecht genannt, der zugleich ein Kerl für alles ist. Früh morgens schlachtet er und macht Würste, dann bringt er Kaffee und reinigt Stiefeln und Kleider, Mittags schneidet er vor und reicht die Speisen am Tische umher, Abends leuchtet er den Gästen in ihr Zimmer, bringt die Pantoffeln und fragt, ob sie sonst noch etwas zu befehlen hätten. So ein Allerweltskerl ist weit vielseitiger gebildet als ein fürstlicher Kammerdiener, und verdiente mit seiner Fleischergestalt und seinem Fleischerwitz wohl von einem Holberg als Charactermaske behandelt zu werden. Schade, daß wir einander nicht sprechen können; so manche Natürlichkeiten, durch welche menschliche Verhältnisse erst recht wahr und lebendig werden, hätte ich Dir in raschem Scherze anzudeuten, aber schreiben läßt sich dergleichen nicht.

In Regensburg verweilte Perthes mehrere Tage; die Aussichten auf die Donau mit ihren Inseln und Klöstern und auf das Gebirge, die Mannigfaltigkeit des Lebens, welches durch die protestantischen und katholischen kirchlichen Behörden und Bildungsanstalten, durch die höheren Regierungsbeamten und den Thurn- und Taxis'schen Hofhalt, durch große Kaufleute und die sitzen gebliebenen Reichstagsgespenster, die hier ihre Pension verzehrten, hervorgerufen ward, machten die Stadt Perthes sehr lieb, mehr aber noch die Kirchen und Stifte, die Thürme und Mauern, die Bildwerke und Denkmale, die Bibliotheken und Sammlungen, in denen die Geschichte von den Römerzeiten an sich abspiegelte. An dem alten Dome haben, schrieb er, auf Römer Grundlage die Karolinger Steine gesetzt und ihre Nachkommen weiter gebaut,

in dem großen Dom erscheint das Mittelalter in seiner vollen kirchlichen Herrlichkeit und in dem älteren Theile der Stadt tritt uns das weltliche Leben vergangener großer Tage entgegen. Etwa vierzehn innerhalb der Ringmauern errichtete Castelle bewohnten die Geschlechter der Stadt, zwischen denselben waren die Häuser der übrigen Bürger gebaut; hier wurde mir die Möglichkeit der mittelalterlichen Kämpfe im Innern der lombardischen Städte und die Vertheidigung Saragossa's in neuester Zeit verständlich. Jetzt ist jedes dieser uralten Castelle in zehn bis zwanzig Wohnungen abgetheilt und der meistens neben ihnen stehende mächtige Thurm wird schichtenweise von oben bis unten bewohnt. Wie in diesen Bauwerken das Mittelalter, tritt in Keppler's Denkmal und dem jetzt als Kornboden benutzten Reichstagssaal die jüngere Vergangenheit dem Beschauer vor die Seele. Es ist sonderbar, daß über diese Stadt, über ihre herrliche Lage und ihre Schätze so wenig gesprochen und geschrieben ist, da doch so mancher wissenschaftliche Mann in ihr sich zu den Reichstagszeiten länger aufhalten mußte. — Einen solchen Eindruck nahm Perthes aus Regensburg mit, daß er oftmals sagte, es vor allen andern Städten sich zum Aufenthalte zu wünschen. Einsam stand er am Abend vor seiner Abreise auf der Donaubrücke, beide Arme des Stromes glänzten in silbernem Schein, Stille ruhte auf der ganzen Landschaft, man hörte nur das Brausen des Wassers, links Feuer in allen Weinbergen, rechts der hohe, schwarze Dom vom Monde beleuchtet; ich konnte nicht fort, schrieb er, und fühlte schwer, daß ich mich trennen mußte von der lieben Stadt. — Über Nürnberg, wo er seinen Sohn Mathias traf, der von Tübingen nach Berlin zur Fortsetzung seiner Studien ging, über Erlangen, Bamberg und Lichtenfels fuhr Perthes nach Koburg und schloß die Reise mit einer anstrengenden Fußwanderung über den Thüringerwald nach Gotha.

Während seines vierwöchentlichen Aufenthalts in Baiern hatte Perthes mannigfache Gelegenheit gefunden, die Ansichten und Urtheile, welche er sich früher durch briefliche Mittheilungen bairi-

scher Freunde über die dortigen kirchlichen Zustände gebildet hatte, zu berichtigen und zu vervollständigen. Wenn er kurz nach seiner Rückkehr schrieb: in den kirchlichen und religiösen Zuständen Baierns ist alles ein großes Chaos, so war das ohne Zweifel wahr, aber der Grund für diese Thatsache lag weniger in der damals lebenden Generation, als in der Vorgeschichte Baierns. Für Altbaiern wäre es selbst, wenn es politisch geblieben wäre, was es im vorigen Jahrhundert war, keine kleine Aufgabe gewesen, sich aus dem Zustande kirchlicher und religiöser Verdumpfung, in welche es während der Jahrzehende vor Ausbruch der Revolution versunken war, heraus zu arbeiten, nun aber waren überdies mit dem alten Baiern acht und zwanzig geistliche Territorien, darunter die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg, Passau und Stücke von Speier, Worms, Mainz, Salzburg zu einem neuen Staate vereinigt. Jedes dieser Gebiete brachte freilich andere kirchliche Einrichtungen und andere kirchliche Anschauung und anderes kirchliches Leben mit, aber in allen waren die geistlichen Oberen zugleich weltliche Obrigkeit und die kirchlichen Einrichtungen zugleich politische Institutionen gewesen. Weder im Clerus noch im Volke ging nach Besitznahme durch Baiern die Meinung unter, daß von rechtswegen der Priester auch die weltliche Gewalt in seinen Händen haben müsse. In dem neu zusammengefügten Königreiche Baiern aber lebte nur der eine Trieb, durch rücksichtslose Uniformirung der wider Willen zusammengebrachten drei und achtzig neuen weltlichen und geistlichen Länder den Willen des Königs und seines Ministers nach Napoleonischer Art zu dem allein berechtigten zu machen. Jede Selbständigkeit mußte zu diesem Ziele vernichtet werden und die kirchlichen um so mehr, als sich für einen sehr großen Theil des neuen Königreiches kirchliche und politische Gewalt bisher vereinigt gefunden hatte. Wie wenn die katholische Kirche der gefährlichste Feind der Größe Baierns sei, wurden ihre Einrichtungen und ihre Priester von Montgelas verfolgt und gedrückt. Daß in Baiern, so lange Montgelas

die Herrschaft in der Hand hatte, an der Auflösung der gesammten katholischen Kirchenordnung gearbeitet ward, daß die Klöster aufgehoben, die Kirchen beraubt und die Priester arm gemacht wurden, wußten wir ja freilich immer, schrieb Perthes, nach allem aber, was ich jetzt hier gesehen und von den verschiedensten Seiten gehört habe, kann ich nicht bezweifeln, daß Montgelas nicht allein beseitigen wollte, sondern in unerhörtem Vandalismus gegen Kirche, Kloster und Geistlichkeit wüthete; Gemälde, Bücher, Schätze und Habseligkeiten aller Art wurden zerstreut, verschleudert, vernichtet, ohne daß die Staatscasse einen Vortheil davon gehabt hätte. Bis ins mährchenhafte haben sich im Volke Erzählungen ausgebildet, wie hier dem Priester während der Messe der silberne Kelch aus der Hand gerissen, dort alte Mönche bei Nacht aus ihren Cellen getrieben und unmittelbar darauf Kühe und Schweine hineingestellt seien. Vergebens habe ich nach den Gründen geforscht, die Montgelas zu dieser rohen Form der Ausführung dessen, was er für nöthig hielt, bewogen haben können. Die einen sagen Rache, weil er als Illuminat von den Geistlichen verfolgt sei, oder Habsucht, oder antichristlicher Fanatismus; andere meinen, er habe alles, woran des Kronprinzen Vorliebe für das Alterthümliche sich hätte hängen können, aus dem Wege räumen wollen; noch andere, er sei ein Werkzeug Napoleon's gewesen, welcher den Kronprinzen von der Nachfolge ausschließen, an seine Stelle den Prinzen Eugen setzen und alles Gehässige noch zu Lebzeiten des jetzigen Königs hastig habe geschehen lassen wollen. Alle diese Gründe sind theils unwahr, theils abenteuerlich; mir bleibt Montgelas und die Form seines Verfahrens ein Räthsel.

Nach den Freiheitskriegen und geschlossenem Frieden mußte die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche eine andere werden, Montgelas mußte fallen und fiel 1817 vorzüglich wohl durch Östreichs Einfluß; in demselben Jahre ward das Concordat mit Rom geschlossen, durch welches die Verhältnisse der katholischen Kirche eine feste Ordnung erhalten sollten. Das Concordat

ist allerdings geschlossen, schrieb Perthes, die Erzbisthümer von München und Freisingen, die Bisthümer von Augsburg, Passau, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Speier stehen da, sind reichlich dotirt, Seminarien sind eingerichtet und von den Bischöfen besetzt, die Schulen aller Art werden von den Geistlichen überwacht, die Herstellung von Klöstern ist versprochen. Die katholische Kirche scheint demnach wieder fest in Baiern begründet, aber es scheint nur so, denn so fest die äußere Ordnung auch auf dem Papiere steht, so gährt in Wirklichkeit doch alles wüst durcheinander. Die Regierung selbst ist unmittelbar nach Abschließung der Concordats scheu und mißtrauisch gegen dasselbe geworden, ist ihm nicht günstig, erschwert die Ausführung jedes einzelnen Artikels und gibt der Kirche und den Priestern nicht, was sie nach dem Concordate fordern können. Montgelas hat eine Beamtenschule groß gezogen, die noch lange in seinem Sinne fortwirken wird. Oftmals habe ich an der öffentlichen Wirthstafel von Katholiken gehört: „Seit dem unglücklichen Concordate erheben die Pfaffen wieder keck ihr Haupt und wachsen, seitdem sie Montgelas gestürzt haben, der Regierung über den Kopf; aller geistige Verkehr, alle geistige Freiheit wird durch das Concordat ruinirt, das macht und will der Kronprinz mit seinen papistischen Tendenzen." Auf der anderen Seite ist der Clerus auf das äußerste gereizt. Ein milder und frommer Priester in Regensburg rief bitter aus: „So kann das nicht bleiben, die Kirche muß eine andere Stellung bekommen, um seine ganze Geltung wird das Concordat gebracht; vor wenigen Wochen noch ist eine bischöfliche Fastenordnung confiscirt, weil sie ohne Censur gedruckt war und während der achttägigen Feier zum Andenken der heiligen Jungfrau haben die Landrichter ein Scheibenschießen neben der Kirche veranstaltet; der Priester klagte bei der höheren Behörde, ward aber kurz und verletzend abgewiesen." „Die Mißverständnisse nehmen zu," sagte mir ein alter Dominicaner in Bamberg, „und der Zorn unter den Menschen wird groß, ich mag wohl abtreten aus dem Leben." Sehr bestimmt habe ich bemerken können, heißt

es in Perthes' Briefen weiter, daß, obschon der Illuminatenorden längst auseinander gefallen ist, der Geist, der in ihm lebte, noch unter vielen Katholiken fortdauert, namentlich unter älteren Männern, literarisch Gebildeten und höheren Staatsbeamten; an den Wirthstafeln dominiren sie; nennt man Voltaire oder Joseph II., so lacht ihnen das Herz im Leibe und flugs kommen sie mit der Sprache heraus. Einen neuen Götzen haben sie an dem alten flachen Raisonneur von Spaun erhalten. Mir gegenüber saß in Regensburg ein Regierungscommissar und erzählte, daß er den Auftrag erhalten habe, eine Spaun'sche Schrift zu confisciren. Sie wird wohl sehr gefährlicher Art sein? fragte ich. Wie man es nimmt, antwortete er, sie behauptet, daß jedes Eigenthum, groß oder klein, eine Usurpation sei und jedes Rechtes ermangele. Ein nahesitzender Rath bemerkte dazu: Wunderbar, daß Spaun doch eigentlich immer recht hat in dem, was er schreibt. Ja, ja, das ist wahr, rief ein halb Dutzend anderer Herren. In dem Drucke der letztvergangenen und in dem Wirrwarr der gegenwärtigen Zeit haben, wie ich glaube, die Priester wesentlich gewonnen. Ich habe viele tüchtige Persönlichkeiten unter ihnen gesehen, manche, die durch Geist und Gelehrsamkeit, Ernst und innere Sammlung einen bedeutenden Eindruck machten. Bei geringem Einkommen müssen sie oft noch Schuldienst verrichten oder auf entfernten und hohen Capellen Messe lesen; an ihrer Wohnung bei kleinen Bürgersleuten, an ihrer mageren Kost läßt sich das alte Schlaraffenleben, das Paradies für Fresser, wie ein Beamter die Wohnung der Geistlichen nannte, nicht mehr erkennen; im Volke habe ich vielfach ihre Wohlthätigkeit, ihren Eifer im Besuche der Kranken und Armen rühmen und nie ein bitteres Wort über sie gehört. Selbst die höheren Geistlichen leben bei reichlichem Einkommen einfach und spenden viel, sei es aus Gutmüthigkeit oder Klugheit. Auch von Klostergeistlichen habe ich drei sehr merkwürdige Männer kennen lernen, meinen alten Polterer Moritz in Amberg, den sanften Pater Emmeran Salomo in Regensburg mit seiner feinen

Weltbildung, seiner großen Redegabe und seinem glühenden Eifer für Religion, und den Dominicaner Pius Brunnquell in Bamberg. Diesen Greis, wohl an achtzig Jahre, fand ich Abends in einem elenden Zimmer; hinter dem einen Talglicht auf dem Tisch von Tannenholz sahen mich ein paar blitzende Augen aus dem großen Kopfe und dem gebräunten Gesichte an; seine Geberden waren heftig, seine Rede langsam, seine Stimme felsenfest, ich erschrack; solch einen Mönch hatte ich noch nicht gesehen, aber aus der harten Form sprach sich ein milder Sinn voll Liebe über Menschen und menschliche Verhältnisse aus. Mit seinem Lichtstümpfchen brachte mich der alte Mann die bösen Stiegen herab bis auf die Straße. Drei verschiedene Gattungen der Klostergeistlichen sind durch diese drei Männer repräsentirt, aber den Originalen mögen freilich viel schlechte Copien sich zugesellen. Meinen lieben Bischof Sailer habe ich leider in Regensburg nicht gesehen, da er verreist war; ich glaube nicht, daß sein Einfluß auf das innere Leben des Clerus ein großer ist; ein gewisses Mißtrauen gegen die Innerlichkeit des christlichen Lebens ist mir öfter begegnet; frommes Gefühl und geistliche Gedanken helfen und zügeln den Menschen nicht, sagte mir ein Priester, und bringen die Gefahr nahe, die Kirche und ihre Gesetze gering zu achten, wie man an dem Gang sehen könne, den Goßner, Boos und manche andere genommen hätten. Ich fragte mich dagegen, ob das keine Gefahr sei, wenn in Bamberg die gefüllte Kirche in tiefe, ernste Andacht versunken vor einem Nagel war, der aus dem Kreuze Christi entnommen sein sollte; auch konnte ich einiges Bedenken bei Betrachtung des Bildes in Regensburg nicht unterdrücken, auf welchem den 7000 martervollen Jungfrauen aus dem Himmel die Kinder entgegen getragen werden, welche sie hier auf Erden hätten haben können; sieben auf jede gerechnet, macht zusammen 49,000. Fühlt sich der Clerus erst wieder sicherer in Baiern, so wird manches, was jetzt an ihm gut und groß ist, anders und schwerlich besser werden; noch aber ist er sehr vorsichtig und auf der Hut, wie ich na-

mentlich an der Haltung gegenüber den Wunderheilungen Hohenlohe's und den wüthenden Ausfällen anderer beobachtet habe.

Will man, schrieb Perthes weiter, sich Hülfe und Hoffnung für das christliche Leben gegen den Wirrwarr der katholischen Kirche in der protestantischen Kirche Baierns suchen, so geräth man vom Regen in die Traufe; denn hier ist alles äußerlich noch verwirrter und innerlich, wie mir vorkommt, betrübter. — Für die protestantischen Kirchenverhältnisse in der Rheinpfalz, in Ansbach, Baireuth, der Oberpfalz, Nürnberg, Regensburg und so manchen anderen Gegenden, hatte die Regierung eine äußere Ordnung hergestellt, indem sie im Jahre 1818 ein selbständiges Oberconsistorium in München, unter diesem die Consistorien in Ansbach, Baireuth und Speier, unter diesen Districtsdecanate anordnete. Am Sitze des Decans sollte jährlich eine Diöcesansynode, am Sitze jedes Consistoriums alle vier Jahre eine allgemeine Synode statt finden. Die Regierung mußte Ordnung schaffen, schrieb Perthes, und hatte, wie ich glaube, den guten Willen, sie in gerechter Weise zu schaffen, aber was sie erreicht hat, ist schwerlich viel. Die ganze Stellung der protestantischen Kirche zu der katholischen Regierung ist nach allem, was ich höre, durchaus schwankend und unbestimmt; das Oberconsistorium wird in dem Edicte zwar als eine selbständige, oberste Kirchenbehörde bezeichnet, zugleich aber dem katholischen Ministerium untergeordnet, so daß es Aufträge und Befehle von demselben empfängt, und grade in den bedeutendsten kirchlichen Angelegenheiten nur gutachtliche Berichte zu erstatten hat, auf Grund derer der katholische Minister vom katholischen Könige die Entschließung einholt. Die Protestanten haben das Unsichere ihrer Stellung auch wohl gefühlt, sich nach einem tapferen Vorfechter umgesehen und deshalb, es ist unglaublich aber dennoch wahr, daran gearbeitet, Feuerbach zum Präsidenten des Oberconsistoriums zu erhalten. Der König war aus der Zeit der Kämpfe innerhalb der Academie mißtrauisch gegen Feuerbach und schob die Ernennung auf, dann kamen ihm die bekannten Gerüchte über

das schwere Vergehen, welches Feuerbach sich hat zu Schulden kommen lassen sollen, zu Ohren; der König gerieth in den äußersten Zorn gegen Feuerbach und soll sich sehr hart über die Protestanten geäußert haben, welche diesen Mann zum Präsidenten ihrer höchsten kirchlichen Behörde verlangten. Das alles wissen die Protestanten und dennoch machen auch jetzt viele ihn wieder zu ihrem Vorkämpfer. Fragt man, ob sie denn ganz von Sinnen seien, so ist die Antwort: er schreibt doch am besten. Generalsynoden und Diöcesansynoden sind angeordnet zur Berathung über innere Kirchenangelegenheiten; was aber können Synoden sein ohne lebendige christliche Gemeinden. Auch das fühlte man und wollte Gemeinden machen. Zuerst beschäftigte sich das Oberconsistorium damit, brachte aber nichts zu Stande; nun sollten Generalsynoden helfen; sie brachten aber nichts als ein Gerede hin und her; den Protestanten ward bange gegenüber dem Concordate, alle Schuld bürdeten sie dem Oberconsistorium auf, eine Beschwerde über dasselbe sollte von den protestantischen Abgeordneten in die Ständeversammlung gebracht werden; Feuerbach setzte sie auf, aber so heftig und giftig, daß die Abgeordneten sie nicht eingeben wollten. Nun wurde Verrath geschrieen und kurz darauf erschien eine auf anderem Wege zu Stande gekommene Verordnung, durch welche Presbyterien eingeführt werden sollten. Die erhitzten Gemüther wollten aber davon nichts wissen; die einen fürchteten die Kirchenzucht, welche durch die Presbyterien geübt werden sollte; die anderen sagten, Lutheraner dürften eine Kirchenordnung nicht annehmen, welche von einem calvinistischen Consistorialrath verfaßt sei; noch andere erklärten von einer äußeren Ordnung in der Kirche nichts wissen zu wollen, so lange die Voraussetzung alles Gemeinlebens, der Glaube, den Gemeinden fehle. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Einführung der Presbyterien unterbleiben wird und die meisten gläubigen Protestanten, die ich sprach, freuen sich darüber. Der großen Mehrzahl nach gehören die einzelnen Geistlichen und Nichtgeistlichen, so weit ich mit ihnen

in Berührung gekommen bin, dem gewöhnlichsten Rationalismus an. Über Erlangen kann ich allerdings nicht reden, weil ich mich dort, da weder Schelling noch meine anderen Freunde anwesend waren, nicht aufhielt, aber an den anderen Orten habe ich traurige Erfahrungen gemacht; ein Geistlicher zeigte mir das Verzeichniß der Leihbibliothek, die er für seine Gemeinde hielt; wahrhaft entsetzlich! ein anderer gab seine Tochter in ein mir wohlbekanntes unsittliches Haus zur weiteren Ausbildung und meinte, wenn man nur Geistesbildung finde, müsse man so ängstlich nicht sein; ein dritter rief aus: Wahrheit, Wahrheit, darauf kommt alles an, sie kann uns durch einen Judas Ischarioth so gut werden wie durch einen Paulus. Nach allem, was ich gesehen und gehört, muß ich die Lage der protestantischen Kirche in Baiern für gefährlicher als die der katholischen halten; wenn der Glaube, wenn das innere christliche Leben aufhört der eigentliche Kern des Protestantismus zu sein, so bleibt uns nichts. Jeder Versuch, uns als äußere Kirche den Katholiken gegenüber zu stellen, muß für uns zum Nachtheil ausschlagen. Noch vieles einzelne über den kirchlichen Wirrwarr in Baiern könnte ich mittheilen, aber es ist schon mehr als genug; wohin das alles führen wird, weiß Gott.

Perthes' Thätigkeit außerhalb seines Berufes 1822—1824.

Als Perthes in der ersten Woche des Octobers 1822 aus Baiern wieder nach Gotha zurückgekehrt war, lag voraussichtlich eine ruhige Zeit vor ihm, welche zur stetigen und zusammenhängenden Arbeit einlud. Nachhaltige Anstrengungen waren für ihn erforderlich, um die Kenntnisse, die Einsicht und das Urtheil über den Gang der Literatur zu gewinnen, welche der Beruf des Ver-

legers, so wie er ihn auffaßte, voraussetzte. Da ihm die literarischen Erscheinungen des Tages nicht unbekannt bleiben durften, so ward ihm zunächst die tägliche und genaue Durchsicht der critischen Blätter aller Art eine Nothwendigkeit. Höchst lästig und widerlich sind mir die Literaturzeitungen und Journale, schrieb er einmal; dürftig, ja grade zu schlecht ist dieses Blätterwesen; es ist unglaublich, wie hier geklatscht und geschrieen wird, wie eine Hand die andere wäscht und persönliche Zuneigung oder Abneigung überall und oft genug roh und hämisch hervorbricht. Da dringt niemand durch, auch die tüchtigsten Männer haben dem gegenüber keine Autorität. Ein streng wissenschaftliches, scharf und ohne Rücksicht und ohne Schonung richtendes critisches Institut thut uns sehr noth, aber wo wird der Mann sich finden, der an die Spitze treten kann und will? Die da können und wollen sind ruchlose, eiserne Stirnen, und die ernst und tüchtig Gesinnten haben weder das Zeug, noch die Neigung, scharf und schonungslos gelehrte Criminaljustiz zu üben.

Weit lieber wie mit der Tagescritik beschäftigte sich Perthes mit dem geistigen Entwickelungsgange, welchen die deutsche Nation seit dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts genommen hatte. Nicht wenigen Männern, welche wie Klopstock und Claudius, wie Stolberg und Jacobi in den siebenziger und achtziger Jahren unter den Führern der Bewegung gewesen waren, hatte Perthes in deren späterem Lebensalter persönlich nahe gestanden und manche lebendige Anschauung durch sie erhalten. Die Zeit seit dem Basler Frieden, seit dem ersten Erscheinen Wilhelm Meisters, der Horen und der Xenien hatte er selbst in vollem Bewußtsein durchlebt und zwar in einer Stellung, welche ihn mit hervorragenden Persönlichkeiten höheren und niederen Standes und mit religiösen und politischen Richtungen aller Art in mannigfache Verbindung brachte und ihn in nicht gewöhnlichem Grade befähigte, die Zeit zu verstehen, welche er durchlebt. Mit dem, was er selbst gehört und erfahren, suchte Perthes nun

die reiche Ausbeute in Zusammenhang zu bringen, welche ihm durch das Lesen der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Biographien und Briefwechsel gewährt ward. Mir ist sehr merkwürdig, schrieb er an den Criminaldirector Hitzig in Berlin, wie seit einiger Zeit biographische Mittheilungen und Selbstgeständnisse unter uns Deutschen zu erscheinen beginnen; sie gehen bei uns hervor aus der Tiefe des inneren Lebens und geben das Material, es zu verstehen, während die Memoiren anderer Nationen fast nur das äußere Sein, den Staat uud die Handlungen der Staatsmänner zum Gegenstand haben. — Vor allem fühlte Perthes sich durch Goethe's neu herausgekommene Campagne in Frankreich angezogen. Im Frühjahr schon, unmittelbar nach seiner Ankunft in Gotha, hatte er sie rasch durchlesen. Da ist der alte Meister wieder, schrieb er, und in welcher liebenswürdigen Lebendigkeit, in welcher Klarheit und Tiefe! Welche Schätze für die künftige Geschichte des geistigen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes unserer Zeit sind auch in diesem Bande wieder niedergelegt! — Mit mir, schrieb er an Goethe selbst, sollte die ganze Nation sich zu dem lebhaftesten Danke für den neuen Theil von Wahrheit und Dichtung angeregt fühlen. Nur solche Überlieferungen machen es möglich, den eigentlichen Kern unserer Geschichte für unsere Nachkommen zu erhalten; schon jetzt ist die Brücke zwischen der heute lebenden Generation und der nächstvorangegangenen abgebrochen und die Zustände damaliger Zeit stehen für das heranwachsende Geschlecht da wie eine fremdartige Erscheinung. Pempelfort und sein Leben ist mir in ergreifender Wahrheit entgegengetreten, aber über Jacobi selbst vermisse ich ein innigeres Wort; darin, daß Jacobi bei solcher Hingebung an die Richtung seiner Zeit Liebe und Treue so rein in seinem edlen Herzen bewahrte, liegt eine seltene Größe und das hätte ich gerne ausgesprochen gesehen. Besonderen Dank sage ich Ihnen für alles, was Sie über die Fürstin Gallitzin schreiben. Sie und diese bedeutende Frau konnten sich wohl verstehen. Ihnen bei-

den war der Idealismus zuwider; Ihnen als eine Entfremdung vom Leben, als Unnatur, ihr als Entfremdung von Gott, als Böses. Der Fürstin Realismus ruhte auf der Offenbarung Gottes durch das Wort, der Ihrige auf der Offenbarung der Natur. Einen solchen Natur-Offenbarungsgläubigen, wie Sie, fand die Fürstin unter Millionen nicht. — Von manchen Freunden, denen er seine Freude an Goethe's neuestem Werke aussprach, mußte Perthes sich Widerspruch gefallen lassen. Ganz so wie Sie, antwortete ihm Graf Cajus Reventlow auf Altenhof, bewundere ich den letzten Band von Dichtung und Wahrheit nicht. Wir haben die Fürstin Gallitzin und Jacobi gekannt, und wenn und was Goethe über sie spricht, ist uns interessant; hätten wir sie aber nicht gekannt, so würden wir sie aus seiner Darstellung nimmer kennen lernen. Wie dürftig ferner ist die Erzählung des Feldzuges, des unglücklichen, in der Champagne. Hatte ein Mann, wie Goethe, dort nichts anderes zu sehen, zu erfahren, zu fühlen, als die in einer solchen Zeit höchst gleichgültigen Gegenstände, die er dem Leser mittheilt? An Größe hat Goethe, wie mir scheint, durch die Bekanntmachung dieses Lebensabschnittes nicht gewonnen. — Goethe's Erzählung von Pempelfort hat mich etwas verdrossen, schrieb Nicolovius; er ist ungerecht, kühl und übergeht oder vergißt manches, was dort vorgefallen und tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Jacobi scheint Recht gehabt zu haben, wenn er sagt, daß Goethe in jenen Tagen die Spuren des wilden Kriegerlebens an sich getragen hat. Auch die Stelle über Schlosser legt davon ein Zeugniß ab. — Der Zufall wollte, daß die beiden Schwestern Friedrich Heinrich Jacobi's einige Tage in Perthes' Hause grade um die Zeit verweilten, in welcher dieser Goethe's neues Werk zuerst las. Die guten alten Tanten sind bei uns gewesen, schrieb Perthes, und haben, obschon meinen Kindern anfangs bange war vor den gescheiten und gelehrten alten Personen, bald aller Herzen gewonnen. Die Treue der beiden Schwestern gegen einander ist rührend; jede fürchtet die andere

zu überleben und dann allein in der Welt zu stehen; wahr und innig halten sie das Andenken ihres Bruders fest. Viel Sagen der Vorzeit kamen bei ihrer Anwesenheit unter uns zum Vorschein; auch las ich ihnen aus Goethe den Aufenthalt in Pempelfort vor; sie waren tief ergriffen und bemerkten über die Schönheit der Darstellung Goethe's Ungerechtigkeit gegen Jacobi nicht.

So sehr war Perthes von der tiefen, noch immer fortwirkenden Bedeutung der letzten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts überzeugt, daß er, wo er nur konnte, zu Arbeiten über dieselbe anzuregen suchte. Dem Domvicar Körte in Halberstadt schrieb er: Die Zeit von Rabener bis zu Schlegel's Feuerbränden ist die Geburtsstätte aller heute sich durchdringenden und bekämpfenden Richtungen; ohne sie zu kennen, wird niemand die Gegenwart verstehen, und doch wie wenig ist sie gekannt! Goethe hat herrliche Aufschlüsse über einzelnes gegeben, aber eben doch nur über einzelnes. Sie sind im Besitze der sämmtlichen Papiere Gleim's und vermögen vieles aus mündlichen Überlieferungen zu ergänzen. Sie könnten jenen merkwürdigen Zeitraum in seiner Stärke und seiner Schwäche, mit seinem Guten und seinem Bösen darstellen, wie es nur wenig andere im Stande sein werden.

Also auch Sie, mein verehrter Freund, schrieb Perthes an Poel in Altona, wollen einen Abschluß in ihrer Lebensordnung machen und Ihr Hauswesen auflösen. Damit verschwindet die letzte Spur eines Familienvereines, der einzig in Deutschland dastand durch seinen geistigen Verkehr, seine heitere Humanität und wahrhaft christliche Milde. Man wird von Wehmuth ergriffen. Das alte Fabricius-Reimarus'sche Haus spann sich über auf Büsch, Ebeling und Klopstock und ging durch Sieveking wieder zurück in einen zweiten Reimarus'schen Kreis. Als letzter Silberblick bot sich Ihr Voght-Flottbecker Verein dar. Das alles hat der alte grüne Papagei in seinem gelben Bauer durchlebt und überlebt; er hat an den Wolfenbüttler Fragmenten arbeiten sehen, er sah Lessing, Mendelssohn und Jacobi, von Heß und Reinhold;

Claudius und Franz Bader, Graf Reinhard und Kerner, Gall und Consorten, Schönborn und Steffens, sieht nun den planen Rationalismus und die Heidenmission, und wie viele Generationen wird er noch durchleben und was alles wird er noch sehen? Lebt doch auch der alte Gerstenberg noch, der schon 1759 die Hochzeit der Venus besang. An den Memoiren aus dieser Familienwelt ließ sich der ganze geistige Zustand der für alle Zeiten merkwürdigen letzten hundert Jahre entwickeln. Noch ist es Zeit; die vorhandenen Tagebücher können jetzt noch durch Ihre, durch des Baron Voght und der Mutter Sieveking Erinnerungen ergänzt werden. Gehen diese ungenutzt verloren, so fabelt das junge Volk wie von der Urwelt und liefert höchstens Petrefacten. Sie sollten sich entschließen, den Abend ihres Lebens zur Aufzeichnung dessen zu verwenden, was ohne Sie nicht auf die folgenden Generationen kommen wird.

So sehr Perthes auch durch die Beschäftigung mit der Zeit, die er selbst durchlebt, angezogen ward, strebte er doch zugleich dem Mangel allgemeiner historischer Kenntnisse, den er immer schmerzlich gefühlt hatte, so viel wie möglich noch jetzt abzuhelfen. Herangewachsen ohne Schule, schrieb er einmal an den Historiker Pfister, früh genöthigt, mir mein Brot selbst zu verdienen, dann im Geschäftstumult umgetrieben, von Sorge und Noth gedrängt, bin ich auch in der Geschichte weniger unterrichtet, als die meisten andern Menschen; durch das Leben aber ist mir viel Geschichtliches in Fleisch und Blut übergegangen, die Welt hat mich in unserer bedeutenden Zeit gestoßen und umgewandt, ich habe sie mit klarem Auge beobachtet und der Umgang mit geistvollen und unterrichteten Männern hat mich gebildet. So besitze ich manches, was Unterricht nicht geben kann, möchte aber gerne auch das gewinnen, was nur Unterricht geben kann: Ordnung und Zusammenhang. — Mit großer und beharrlicher Anstrengung arbeitete Perthes, sobald er sich in Gotha eingerichtet hatte, daran, zunächst einen Überblick über die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte

zu gewinnen. Die Werke von Heeren und Spittler gaben ihm die Grundlage, Johannes von Müller's allgemeine Geschichten und Friedrich von Schlegel's Vorlesungen nahm er zu Hülfe. Bewundern muß ich, schrieb er, wie Johannes Müller ein solches historisches Knochengerippe kunstvoll aufzubauen vermochte, aber schmerzlich bewegt mich dieser hochbegabte Geist jetzt in seinen Schriften, wie früher in seinem Leben. Weil er selbst kein Mann ist und des Characters entbehrt, steht er in starrer Bewunderung vor jedem still, der einen Willen zu haben, einen politischen Gedanken, sei es einen guten oder einen bösen, fest und entschlossen durchzuführen vermag. Maßstab für sein historisches Urtheil ist ihm nur die Energie des Handelns, nicht der Gegenstand des Handelns. Schlegel's Vorlesungen sind mir aufs neue dadurch sehr merkwürdig geworden, daß sie alle die Ereignisse und alle die Charactere im Lichte erscheinen lassen, welche in den übrigen, fast ausschließlich von Protestanten geschriebenen Geschichtswerken im Schatten stehen; was dort hell ist, ist hier dunkel, und umgekehrt. Schlegel schreibt auch Geschichte, aber die Kehrseite der bisher geschriebenen; er ist ohne Zweifel weit davon entfernt, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, aber vielleicht doch nicht weiter als alle die Schriftsteller, welche das Gegentheil von dem gesagt haben, was er behauptet. Sehe ich auf die Verschiedenheit der Schillerungen in den Schilderungen unserer Historiker, beachte ich, wie nicht allein das geschichtliche Urtheil, sondern auch der geschichtliche Stoff sich nach der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers verschiebt, und erinnere ich mich dann aus meiner eigenen Erfahrung des Verlaufes, welchen die Dinge im Leben wirklich zu nehmen pflegen, so erstaune ich freilich über das, was uns armen Menschenkindern von unsern Gelehrten als Geschichte vorgesetzt und beigebracht wird.

Einige Monate hindurch beschäftigte sich Perthes noch mit den Werken von Schröckh, Planck und Stolberg, um einen Überblick über die Kirchengeschichte zu gewinnen. Dann hatte er, wie er sich ausdrückte, des Allgemeinen genug und sehnte sich nach dem

Besonderen, in welchem das Lebendige des Lebens enthalten sei. Er begann die alte Geschichte im Einzelnen nach den ihm zugänglichen Hülfsmitteln durchzuarbeiten. Tabellen aller Art fertigte er an, um sich Namen und Zahlen und äußeren Zusammenhang einzuprägen; Herodot und Thucydides, vieles aus Livius und Tacitus, manches aus Xenophon, Plutarch und aus Cicero's Briefen las er in Übersetzungen und die vielen mit Auszügen und Urtheilen, Zweifeln und Bemerkungen aller Art angefüllten Blätter, welche sich erhalten haben, lassen es zweifelhaft, ob man mehr die Ausdauer des funfzigjährigen Mannes, welcher sich Arbeiten, die sonst nur Schülern auferlegt werden, Jahre hindurch unterzog, oder mehr den durchdringenden Scharfblick, der in der Beurtheilung politischer und historischer Verhältnisse hervortritt, bewundern soll. Täglich wundere ich mich, schrieb er einmal an Niebuhr, über die ungeheure Masse dessen, was ich nicht weiß. Andere machen erst Studien und dann Erfahrungen; ich versuche es einmal umgekehrt. Der alte Schulknabe hat freilich sehr mit dem schlechten Gedächtniß für Zahlen und Namen, und mit dem Mangel wissenschaftlicher Vorkenntnisse zu kämpfen; da ich aber weder zum Sprechen noch zum Schreiben des Vielwissens bedarf, so finde ich, daß mir mein Lebensgang einen Schlüssel zum Verständniß gibt, der manchem wissenschaftlich schreibenden und lehrenden Manne fehlt. Die Geschichte gewinnt doch eine ganz andere Klarheit, gewährt ganz andere Früchte, wenn man eine funfzigjährige Lebens- und Welterfahrung hinter sich hat. Auch auf Geschichte lassen Schlosser's Worte sich anwenden: „wir sollen die Bibel und die Alten im 14. Jahre fleißig lesen, damit wir im 40. sie verstehen lernen können."

Aus seiner Beschäftigung mit der alten Geschichte ward Perthes wieder mitten hinein in die neueste Zeit versetzt, als Rist ihn auf Las Cases aufmerksam machte. Das Buch bezeichnet, hatte dieser ihm geschrieben, die Zeit, in der wir leben, mit wunderbaren Zügen. Der Held und der Erzähler bieten jeder für

sich Stoff zu ganzen Comödien und Tragödien und am Ende steht ein großer Lügner da. Es bleibt nun auch an der Geschichte und an der Persönlichkeit dieses ungeheueren Mannes nichts Mystisches, nichts Romantisches mehr; die Geschichte hat gewonnen, aber die Poesie hat verloren. Für uns alle ist aus dem Buche viel zu lernen und wer in öffentlichen Angelegenheiten wirken will, mag darauf achten. — Ich bin Ihnen vielen Dank dafür schuldig, antwortete Perthes, daß Sie mich auf Las Cases hingewiesen haben. Das ist ein überaus merkwürdiges Buch, merkwürdig, weil es Aufschlüsse über die Geschichte, aber noch merkwürdiger, weil es Aufschlüsse über Napoleon gibt und dadurch zugleich über das Getreibe in unserer eigenen Brust. Von Widersprüchen sind Napoleon's Reden auf St. Helena wie sein ganzes früheres Leben erfüllt. Er hält die Legitimität für eine Nothwendigkeit und nimmt die Krone mit Gewalt und leitet sie dann von der Volkssouverainetät ab; er strebt alle Standesverschiedenheiten aufzuheben und beugt sich tief vor der Aristocratie; er hegt die gründlichste Verachtung vor den Franzosen und will, daß es die höchste Ehre auf Erden sein soll, als Franzose geboren zu sein; er haßt England auf das grimmigste und glaubt, daß Frankreich mit England die Welt regieren solle; er hat völlig mit dem Leben abgeschlossen und seine Phantasie ist ohne Aufhören mit den Mitteln beschäftigt, die Freiheit wieder zu erlangen; er ist von großartigstem Stolze erfüllt und wird von der kleinlichsten Eitelkeit gepeinigt. Das alles aber ist nicht Lüge, sondern jedes war zu seiner Zeit Ernst und Wahrheit. Napoleon ist nicht wie Friedrich der Große derselbe zu allen Zeiten, nicht wie dieser eine geschlossene Persönlichkeit, die sich und ihr Eigenthümliches unter allen Umständen und Verhältnissen geltend macht; Napoleon vielmehr ist, was der Augenblick, was die Stimmung im Inneren, was ein Eindruck von außen in jedem Momente aus ihm macht. Wie Goethe eignet er sich wider Wissen und Willen wechselnd die verschiedenartigsten inneren Zustände an und faßt die äußeren wechselnd auf, je nach-

dem sein Einbildungsleben es begehrt. Wie Goethe wird er gedrängt, dem, was augenblicklich in ihm lebt, eine Form und eine Gestalt zu geben; seine wechselnde Stimmung spricht sich nicht in Liedern, aber in Bulletins und Noten, seine Leidenschaft nicht in Romanen und Dramen, aber in diplomatischen Verhandlungen und in Schlachten aus. Er ist jeder Zeit, was er darstellt, und konnte Gewalt üben, weil er selbst an die Wahrheit des Unwahren glaubte, was er sagte und that. Nicht eine Lüge ist sein Leben, sondern ein Gedicht; welch ein Epos ist mein Leben, ruft er selbst aus. Auch das Außerordentlichste aus Phantasien zu Wirklichkeiten werden zu lassen, wurde ihm möglich durch den wunderbaren Verein von Eiseskälte und glühender Leidenschaft, von schneidender Schärfe des Verstandes und phantastischer Einbildungskraft, von energischem Ungestüm für den Augenblick der That und der zähesten Beharrlichkeit. Das freilich sieht man aus dem Tagebuch, daß auch in Napoleon alles menschlich herging, aber darin liegt nicht ein Verlust für die Poesie; denn daß ein so ungeheueres Ich mit allen menschlichen Zuthaten in die Geschichte eintrat, hat unsere prosaische Zeit poetisch gemacht. Tiefes Mitleiden habe ich mit Napoleon, dem unglücklichen Menschen; hat je in der Geschichte die Gerechtigkeit strenger und härter getroffen? Haben Sie sich wohl recht in Napoleon's Lage auf St. Helena mit Kopf und Herz hinein versetzt: sie ist gräßlich und durch kein Gebet, durch kein Gefühl christlicher Ergebung wird sie ihm erleichtert. Schwere Zweifel an dem Berufe der katholischen Kirche, Trägerin des christlichen Lebens zu sein, erwachsen aus dem völligen Mangel alles christlichen Glaubens und aller christlichen Erkenntniß in Napoleon und seinen Werkzeugen. Keine Reformation und auch keine äußere Gewalt hat in Frankreich und Italien die Macht, den Einfluß, die Herrschaft der katholischen Kirche geschwächt, und dennoch ist die ungeheure Bewegung, die von diesen Ländern aus sich erhob, dennoch sind alle die Männer, die in ihr handelten, dem christlichen Einfluß fremd. Recht an-

schaulich wird das durch Las Cases gemacht, im übrigen aber ist eine Fülle beachtungswerther Äußerungen, Ansichten und Urtheile Napoleon's in seinem Tagebuch zu finden, von denen manche mir nicht allein in den Kopf, sondern auch in das Herz gegangen sind. Es ist mir begreiflich geworden, wie Napoleon Volk, Staatsmänner und Könige, den Ideologen Alexander nicht ausgenommen, klapperschlangenartig in seinen geistigen Schlund verlocken konnte, aber auch das ist mir begreiflich, daß nach solchem geistigen Spuck Alexander später „die Beruhigung Europa's" sich als einziges Ziel hat setzen müssen; ob er die richtigen Mittel und Maßregeln wählte, werden unsere Kinder beurtheilen können. Der Kammerherr Las Cases ist die komische Person im Stücke, zusammengesetzt aus der Eitelkeit des Franzosen, des Hofmanns und des Autors, übrigens wohl ein redlicher Mann von Verstand und Kenntnissen — und gewiß auch ein großer Schlaukopf.

In ungestörter, gleichmäßiger Arbeit verfloß für Perthes das Jahr vom Herbste 1822 bis zum Herbste 1823. Mir wird, äußerte er, der Tag, welcher nach Rist's Meinung in der stillen Landstadt Gotha acht und vierzig Stunden haben soll, hier wie in Hamburg zu kurz, aber dennoch reicht die Zeit, wenn man sie nur nicht nach Tagen, sondern nach Stunden nutzt, für jedes Menschen Arbeit aus. — Mein eigenes Haus, schrieb er ein anderes Mal, und das meiner beiden Schwiegersöhne, die mir recht eigentlich Freunde sind, füllen meine Mußestunden aus. Wilhelm Perthes ist der sichere, feste, entschlossene Mann, der er immer war: grader, gesunder Verstand, Fülle des Herzens und rasche Tüchtigkeit sind bei ihm in nicht gewöhnlicher Weise vereinigt. Unter den jüngeren Männern sehe ich am häufigsten Fritz Becker, Encke und Ewald, unter den älteren Jacobs und Ukert. — Die Gleichmäßigkeit des Lebens ward durch manche anregende Fremde unterbrochen, welche, wie Heeren aus Göttingen, Rehberg aus Hannover, Harms aus Kiel, Savigny und Neander aus Berlin, und wie mancher Hamburger Freund vorübergehend Gotha

besuchten. Auch begann Perthes, dem angestrengtes Fußwandern bis zu seinem letzten Lebensjahre Freude und Erholung blieb, schon in jener Zeit den Thüringerwald nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, zuweilen besuchte er die bekannten Orte, wie Schwarzburg, Liebenstein, Reinhardsbrunnen, die Wartburg, öfter aber richtete er bald allein, bald von seinen Knaben oder seinem Schwiegersohne Wilhelm Perthes begleitet, den Weg nach damals wenig betretenen Thälern und selten bestiegenen Bergkuppen, und hatte seine große Lust an der Entdeckung neuer Waldpfade, Schluchten und Aussichten und an den kleinen Beschwerlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die mit solchen Wanderungen verbunden waren.

Anfangs September 1823 ging Perthes, begleitet von seinen beiden unverheiratheten Töchtern, nach Hamburg, um seine Verhältnisse zur dortigen Handlung zu ordnen. Müßte ich diese Reise nicht machen, schrieb er, so würde sie unterbleiben; denn der Aufenthalt in Hamburg wird mir ein Blick ins Grab sein, und doch ist es dem leichten Sinne des Menschen heilsam, daß er einige Male endet, ehe er stirbt. — Es waren sechs unruhige Wochen, die Perthes in Hamburg verlebte; angestrengte Arbeiten, Erinnerungen der Wehmuth an vergangene Tage, die Verwandten in Hamburg und in Wandsbeck, zahllose Freunde und Bekannte, städtische Interessen und die fast täglichen großen Schmausereien warfen ihn in der alten Heimath, die er nun als Gast betrat, hin und her, ein Ausflug nach Lübeck und zum Grafen Moltke nach Rütschau traten hinzu. Frisch und lebendig gab sich Perthes den wechselnden Eindrücken hin. Ich habe Sie, schrieb ihm später Haller, jünger an Geist und älter an Milde gefunden. — Ihr Aufenthalt hier, schrieb ihm scherzhaft Rist, ist ein wahrer Triumphzug gewesen und würde auch ohne Ehrenbogen und Pforten einen brillanten Zeitungsartikel haben abgeben können. — Mitten hinein in diese unruhige Zeit war die Verlobung seiner dritten Tochter Mathilde mit Friedrich Becker in Gotha gefallen, welcher,

sobald er das Jawort erhalten, nach Hamburg eilte und dort bis zu Perthes' Abreise blieb. Schon ein Jahr früher hatte Perthes an Besser geschrieben: Unter den Freunden meiner Schwiegersöhne tritt mir Becker am nächsten, er ist ein edler und, was mehr sagen will, ein guter Mensch, verständig und gründlich gebildet, milde gegen andere und vielleicht zu pflichtmäßig streng gegen sich. Was gewissenhafte Ordnung ist und was sie vermag, kann man von ihm lernen. — Wie sehr ich Becker meine Liebe zugewendet, schrieb Perthes nun einem Freunde, wissen Sie von mir und werden daher auch fühlen, daß ich mich freue, diesem Manne mein Kind anvertrauen zu können. — Begleitet von Becker, kehrte Perthes gegen Ende October über Bremen, wo er sich einige Tage aufhielt, nach Gotha zurück. Mit Dank blicke ich, schrieb er an Rist, auf meinen Aufenthalt in Hamburg zurück, wo so viel Liebe und Vertrauen auch diesesmal mir entgegengekommen ist. Einiges Selbstgefühl will sich wohl bei der Erinnerung darein einmischen, wie nackt und bloß und nur auf mich angewiesen ich vor dreißig Jahren zuerst in diese Stadt eintrat. Unsere Reise hierher war glücklich und reich an kleinen Seltsamkeiten. Schon auf der Fahrt von Hamburg nach Harburg mußte das Dampfschiff mehreremal in dichtem Nebel stille liegen; der Herzog von Oldenburg war an Bord, sieben volle Stunden dauerte die Überfahrt, und eben so lange also die Ehre der hohen Gesellschaft. Alles und jedes wurde in der langen Zeit zur Sprache gebracht. Unter anderem ward gefragt, ob man sein Leben wohl noch einmal leben möchte und ob es zu wünschen wäre, daß die Dauer des kraftvollen Mannesalters sich statt auf zwanzig etwa auf funfzig oder mehr Jahre erstrecke. Ich verneinte beides, das erste, weil dem Menschen bei aller Freude am irdischen Leben doch auch die Sehnsucht nach dem Abschiede innewohne, das zweite, weil die verlängerten Jahre der Kraft den Menschen im Inneren nicht weiter bringen und nach außen durch Verhärtung in Stolz und Eigensinn leicht zum Schrecken anderer machen würden.

Von jener Sehnsucht schien der alte Herr vorläufig noch nichts wissen zu wollen und längere Dauer der Kraft schien ihm höchst wünschenswerth, um so recht mit Nachdruck und Erfolg regieren zu können; auch käme man doch im Inneren weiter, meinte er. Z. B. sei niemand in der Jugend reizbarer und heftiger gewesen als er, so daß bei seinem Eintritt ins Militär der Obrist zu ihm gesagt: Prinz, Sie sind in vier Wochen verloren, wenn Sie sich nicht beherrschen lernen. Ich habe mich aber bekämpft, fügte er dann hinzu, und ich bin nicht mehr heftig, ich bin nicht ungeduldig, ich bin nicht hart, obwohl kein Metier mehr Anlaß dazu gibt, als das, was mir beschieden ward. Der begleitende Adjutant strich sich bei diesen Worten mit einem tiefen Athemzug den Nebel vom Schnurrbart, und der Kammerherr machte verzweifelte Anstrengungen, eine zustimmende Miene zu Wege zu bringen. Als der Capitän des Dampfschiffes fragte, ob er die zu Ehren des Herzogs auf das Schiff gebrachten Sechspfünder abfeuern dürfe, antwortete der Herzog, wenn die Damen es erlauben. Die Damen erlaubten es, aber die Liqueurflaschen des Restaurateur stießen vor Schrecken aneinander und zerbrachen in großer Zahl zum komischen Jammer ihres Eigenthümers; der Herzog ließ ihn entschädigen und nun trank die ganze Menge der Matrosen, Bedienten und Geestbauern, die auf dem Schiffe waren, ohne Aufhören aus den Scherben des Herzogs Gesundheit; man mußte bester Laune werden, mochte man wollen oder nicht. Die Providence hat mich, sagte der Herzog zum Abschied, für die lange Überfahrt durch gute Gesellschaft entschädigen wollen. Um die auf dem Wasser verlorene Zeit wieder einzuholen, fuhren wir die Nacht durch nach Bremen, wo ich unseren Smidt in alter Art voll Lebensmuth und Thätigkeit traf und mich der vielen herzlichen und gescheiten Leute freute, die Bremen aufzuweisen hat. Unmittelbar nacheinander habe ich Hamburg, Lübeck und Bremen besucht und es war merkwürdig genug, die Gegensätze dieser drei Mächte zu besehen und ihre Staaten, das heißt Straßen zu durch-

wandern. Jetzt wird nach dem Reiseschwärmen Arbeit und Stille mir an Leib und Seele gut bekommen.

Perthes hatte während des Winters 1823 nicht allein eine Braut im Hause, sondern auch seinen ältesten Sohn Mathias, der seine theologischen Studien beendet und nun vor seinem Eintritte in practische Wirksamkeit noch ein halbes Jahr im väterlichen Hause zubrachte. Als das Frühjahr 1824 nahte, entschloß sich Perthes auf einige Wochen nach Bonn und Frankfurt zu gehen; am 22. März reiste er ab und gab theils seinen Kindern, theils seinen Hamburger Freunden fortlaufende Nachricht über alles, was der Tag ihm brachte. Als ich Euch am Montag Abend verlassen hatte, um in den Postwagen zu steigen, mußte ich über Mäntel, Beine und Reisesäcke hinweg und mir mühsam meinen Platz Numero 6 rückwärts in der Mitte erobern; fünf Personen waren bereits im Wagen, aber niemand war in der Finsterniß zu erkennen. Eine am Wege stehende Laterne warf ein schnell wieder verschwindendes Licht auf eine sonderbare buntfarbige Gestalt, welche alsbald im gebrochenen Deutsch eine schon vor meinem Einsteigen begonnene Unterhaltung über Walter Scot's Erzählung von der Schlacht bei Waterloo weiter führte. Es war ein Schotte; er sei eine Woche, sagte er, auf dem Schlachtfelde gewesen und da so viel Betrügereien mit Schlachtdenkmalen getrieben würden, habe er selbst an verschiedenen Puncten die Erde aufgraben lassen und endlich auch das Glück gehabt, einen Heldenschädel zu finden, den er mit sich führe; er würde genau erfahren, welcher Nation derselbe angehöre, da ein Freund von ihm früher die Vorlesungen des Herrn Blumenbach in Göttingen besucht habe. Verdammter Kerl, laß die Schädel liegen und die Todten in ihrer Ruhe, brummte eine rauhe Baßstimme in der Ecke neben mir. Was meint der Herr? fragte kurz der Schotte. Der Streit war da, heftig gingen die Worte hin und her, der Schotte zog den kürzeren; allgemeine Unruhe im finsteren Kasten; niemand wußte, wohin es in der Dunkelheit kommen könne. Soll ich, Herr Major,

fragte begütigend eine jünger klingende Stimme, dem Schotten für seine Sammlung den Brief des Chinesen, mit dem ich in Halle zusammentraf, schenken? Der Schotte horchte auf, vergaß die erhaltene Zurechtweisung und dachte nur an die echt chinesischen Schriftzüge. Die Ruhe war glücklich hergestellt; von Eisenach aus fuhr die ganze Gesellschaft sammt Heldenschädel und chinesischem Briefe nach Frankfurt, ich aber nach Kassel, wo ich Abends 11 Uhr nach einer Fahrt von sieben und zwanzig Stunden anlangte. Am Thore fragte der wachhabende Officier: in wessen Diensten stehen Sie? Antwort: in niemandes. Officier: gut, so können Sie fahren. So nahe wie in Kassel liegt selten der Gegensatz zwischen gemessener Fürstenpracht, regelrechten Palästen, steifem Einhergehen dienstthuender Beamter und dem Gewühl freien selbständigen Gewerbes und bürgerlichen Sinnes nebeneinander; mit wenigen Schritten gelangt man von den Hofplätzen in die Gassen des alten Kassel. Den Abend brachte ich bei den Brüdern Grimm zu; sie sind dieselben wie vor zehn Jahren, und doch wie verschieden! Damals fast mädchenhaft blühend, erfüllt von zarten Gefühlen der Jugend, von Hoffnungen der Phantasie; jetzt in ernstem Junggesellenleben fast ausschließlich den angestrengtesten Studien lebend.

Von Kassel fuhr Perthes nach Marburg, wo er einen Abend mit Suabedissen, Rehm und Gerling zubrachte, und ging dann mit zwei Heidelberger Studenten, die er zufällig traf, zu Fuß dem Rheine zu. Überall in Hessen sieht man, schrieb er, zwei ganz verschiedene Menschengattungen: Blonde mit ziegenartigen Gesichtern, und Braune mit Würtembergischen Stumpfnasen; beide aber haben im Gegensatze zu den Sachsen etwas ernst-starres, sind fest aber trocken, unreinlich an Kleidern und Wohnung, ausdauernd und arbeitsam und ohne viele Bedürfnisse. In dem kleinen Orte Gladebach, einige Stunden von Marburg, kehrten wir ein; alsbald versammelten sich der seltenen fremden Gäste wegen die Ortshonoratioren zum Branntwein: der Gensdarme, der

Zollaufseher, der Advocat und der Notar, ein verwünschter kleiner, spindeliger, blasser Kerl, der vor uns Gebildeten mit pfeifender Stimme seine ganze Aufklärung und Verruchtheit auskramte zum Ärger der wackeren Wirthsleute; der Wirth, ein colossaler Schlachter, hatte an der Decke der Stube, wohin niemand als er reichen konnte, ein Taschentüchlein aufgehängt, welches er herunternahm, um sich den Mund zu wischen, so oft der Notar einen Kraftspruch von sich gab. Mein Widerspruch brachte den heillosen Kerl recht auf die Spitze der Niederträchtigkeit. Von hier aus nahm ein langbeiniger Schneider dem bisherigen Führer meinen Mantelsack ab und brachte uns, obschon er alle Stunden müde wurde, glücklich nach Dillenburg; hier verließen mich meine Studenten; ich nahm einen Wagen nach Siegen, wanderte dann, begleitet von einem zweirädrigen Karren, welcher mich oftmals über den brückenlosen Fluß bringen mußte, die Sieg hinab nach Bonn, ich habe viel schönes in dem einsamen, oft wilden Thal gesehen und manche ganz unbekannte deutsche Völker entdeckt. — In Bonn blieb Perthes acht Tage im Hause seines Schwagers Max Jacobi, der damals von Bonn aus die ersten Einrichtungen der Irrenheilanstalt Siegburg leitete. Das Zusammensein mit meinem lieben alten Bruder Max, schrieb er, und mit der Schwester meiner Caroline, die an Lebendigkeit und Geistesreichthum heute ist, wie vor fünf und zwanzig Jahren, ließ das Leben einer Zeit, die nun lange hinter mir liegt, und das Gefühl, daß auch ich einst reich gewesen bin, in mir lebendig werden. Niemand weiß es, wie es einem armen Menschen zu Muthe ist, wenn solche Anklänge einer ihm untergegangenen Welt in seine Seele dringen. Die Freude an dem Wiedersehen war mit Schmerz und Wehmuth vermischt, die Freude theilte ich mit, der Schmerz war für mich allein. — Mit den Theologen Sack, Nitzsch und Lücke, mit Welcker, Brandis, Arndt und Windischmann trat Perthes in näheren Verkehr und traf mit Naeke und Heinrich, Nasse und Ennemoser und manchen anderen wiederholt zusammen. In lebendigen und aus-

führlichen Mittheilungen gab er den Eindruck wieder, den die einzelnen Männer auf ihn gemacht hatten. Vor allem gespannt war Perthes auf das erste Zusammentreffen mit Niebuhr. Ein heftiger politischer Zwiespalt hatte im Jahre 1814 die beiden alten Freunde getrennt, längst zwar war er brieflich ausgeglichen, aber wieder gesehen hatten sie sich seitdem noch nicht. Ich war auf ein peinliches Zusammensein gefaßt, schrieb Perthes aus Bonn an Besser, und eine gemessene Haltung, eine entferntere Stellung Niebuhr's hätte mich nicht in Erstaunen gesetzt; aber gleich im ersten Augenblicke fand ich das alte Herz, den alten Freund und lieben Menschen in vollster Unbefangenheit wieder. Seine Frau war einige Tage zuvor von einem Sohne, dem zweiten, entbunden; mit ihren sämmtlichen Spielsachen und allem Geräthe lärmten die drei älteren Kinder auf des Vaters Stube; bald hatte er mit diesem, bald mit jenem zu thun, während wir sprachen. An fünf Tagen habe ich jedesmal mehrere Stunden allein mit ihm zugebracht. Unsere Gespräche waren fast ausschließlich politischen Inhaltes, ich werde später ein näheres mittheilen. Niebuhrs Stimmung ist sehr trübe; je reiner sein Herz, je tiefer sein Gemüth, um so mehr vermißt er sich selbst unbewußt den festen Halt für das eigene Innere, kämpft in Unsicherheit und ist mit dem Leben zerfallen; ich bin müde zu leben, sagte er, nur die Kinder halten mich noch; wiederholt sprach er kurz und schneidend die bitterste Verachtung der Menschen aus; der Geistes- und Seelenzustand dieses seltenen Mannes geht mir durch Mark und Bein; Erhebung, Schauer und Grauen wechseln in mir, wenn er sich entladet. Einen solchen Geist, ein solches Herz mitten in dem Taumel unserer Zeit zu sehen gewährt einen tiefen Blick in das Getriebe des armen Menschenlebens. Niebuhr bedürfte einen Freund, der ihm gewachsen wäre; er hat keinen auf der ganzen Welt. Der Reichthum seines Geistes, der Umfang seines Wissens ist zum Erschrecken, aber ihm ist die Erkenntniß der Gegenwart nur das Resultat historischer Forschungen und geistreicher politischer

Berechnungen; die Völker und die Menschen kennt er nicht. Ich kenne das Volk, antwortete er mir, als ich ihm das sagte, ich kenne es und studire es unablässlich, ich lese und frage und höre und mein Aufenthalt im Auslande hat mir einen freien Standpunct gegeben. Und dennoch, er kennt die Menschen und die Völker und das Volk nicht, kennt die Leitung Gottes nicht und nicht den rothen Faden, der sich durch die Herzen der Menschen zieht, um dessentwegen man sie immer wieder lieben muß und nicht verachten kann. Das wird mir immer deutlicher und gewisser: Männer von großem Geiste und großer Phantasie sind wenig geeignet, Länder und Menschen zu regieren; der an der Praxis gebildete und geübte Verstand ist, wenn er sich nicht gegen die Befruchtung durch das Geistessalz anderen verschließt, der beste Minister. — Wenige Tage nach Perthes' Abreise aus Bonn, schrieb Niebuhr an ihn: die ganz unverhoffte Freude, Sie wieder zu sehen, ist in lebendiger Erinnerung übrig geblieben; Ihr Besuch hat die Illusion erweckt, daß die alten Zeiten nicht ganz abgeschnitten, nicht ganz untergegangen seien; sie sind es doch und wenn ich Sceptiker sein könnte, so würde es zuerst darin sein, daß ich die Identität des Menschen aus verschiedenen Lebenszeiten leugnete. — Grade Sie würden mir die Identität beweisen, antwortete Perthes, wenn es eines Beweises bedürfte. Sehen Sie nur in sich selbst hinein: wie hat die Liebe durchgehalten in Ihrer Brust, wie sehr sind Sie in ihr derselbe geblieben. Vor dreißig Jahren habe ich dieselbe Liebe aus Ihrem ganzen Wesen hervorleuchten sehen, die jetzt noch bei Ihnen allen Frost und Rost der Welt auflöst. — Seit 1818 war E. M. Arndt an die Universität in Bonn als Lehrer der Geschichte berufen; seit dem November 1820 war ihm das Lehren untersagt, seit dem Februar 1821 war er in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe gezogen, hatte aber ein Urtheil trotz aller Mühe noch nicht erlangen können. Perthes hatte Arndt nie gesehen, aber in mannigfacher brieflicher Verbindung mit ihm gestanden und manchen Freund gemeinsam mit ihm ge-

habt. Arndt ist ganz so, schrieb er aus Bonn, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, kurz gedrungen, kerngesund, handfest, äußerst lebhaft, ein lieber, treuer Mensch, geistvoll und rasch in der Unterhaltung, nie ermüdend in sprachlichen und geschichtlichen Ableitungen, die oft seltsam genug klingen. Überall schaut der Poet, überall der Pommer heraus; überaus wohlthuend ist sein gerechtes und fein unterscheidendes Urtheil über Menschen, auch über solche, die ihm wehe gethan haben; ungeachtet seines nicht leichten Geschickes ist keine Spur von Bitterkeit in ihm und durch alle hastigen Aussprüche, wie der Augenblick sie ihm entreißt, dringt die Milde eines guten Herzens immer klar hindurch. Wir wurden bei den vielen Berührungspuncten unseres vergangenen Lebens bald vertraut und raisonnirten uns schnell mit einander ein. Schweres Unrecht ist ihm geschehen, das sagt auch Niebuhr; er ist ein Mann der Phantasie, anregend und aufregend für junge Leute; das aber wußte man, bevor man ihn berief und anstellte, denn sein ganzes Wesen lag immer klar am Tage in seinen Schriften wie in seiner Person. Nun sitzt er da in seinem herrlich gelegenen Hause, eine Viertelstunde von der Stadt, aber ohne Gelegenheit, seine reichen Gaben zu gebrauchen. — Mit August Wilhelm Schlegel brachte Perthes mehrere Vormittage zu. Wir hatten uns, schrieb Perthes, lange Jahre nicht gesehen, Schlegel trat mir vornehm entgegen, aber bald machten ihn die Erinnerungen an unser Zusammentreffen in vergangenen Zeiten weich, offen und natürlich-herzlich. Zuerst hatte ich Schlegel 1793 in Braunschweig als Bräutigam, dann 1803 und 1805 in Leipzig und Dresden gesehen, im Sommer 1813 Wochen mit ihm in Stralsund verlebt und zuletzt im December desselben Jahres einen sehr belebten Mittag in Hannover mit Rehberg, Smidt, Sieveking, Benjamin Constant zugebracht. Die alten Bilder gingen an uns vorüber und religiöse und politische Stimmungen vergangener Tage tauchten auf und die Gegenwart schloß sich an; treffend und geistreich äußerte sich Schlegel über Männer und Verhältnisse unserer Zeit. Ich machte ihn

auf die historische Wichtigkeit einer neuen Sammlung und Herausgabe seiner Schriften aufmerksam; er sei es der Geschichte unserer Literatur schuldig, anzugeben, wie und unter welchen Umständen und zu welchen Zwecken seine einzelnen Aufsätze entstanden seien, um Mißverständnisse und Verwirrung des Urtheils sich nicht fortschleppen zu lassen; denn möchten die verschiedenen Parteien auch noch so verschieden über ihn urtheilen, so würden seine Ansichten, seine Kritiken, sein Lob und sein Tadel doch für alle Zeit sehr bestimmend in unserer Literatur bleiben. Schlegel stimmte mir bei und bemerkte, er müsse viel mißverstanden werden, da seine Arbeiten in der früheren thätigsten Zeit seines Lebens fast nur in Reactionen gegen Verkehrtheiten und Irrthümer bestanden hätten und von seinen Anhängern einseitig aufgefaßt und so sehr auf die Spitze getrieben seien, daß er oftmals um der Wahrheit willen sich genöthigt gesehen habe, diesen wieder entgegenzutreten. Einer Sammlung und Herausgabe seiner Schriften stehe aber das Verhältniß zu seinem Bruder Friedrich entgegen. Mit ihm habe er früher das meiste gemeinsam betrieben, der jetzige Standpunct desselben aber stehe ihm so fremd gegenüber, daß sie in den wichtigsten Angelegenheiten auseinandergingen. Der eigenen Überzeugung könne er nichts vergeben und seinem Gefühle sei es zuwider, dem Bruder öffentlich entgegenzutreten. Ich forderte ihn dann auf, eine Ausgabe seiner Schriften vorzubereiten, um sie nach seinem Tode erscheinen zu lassen; nach Ablauf der irdischen Laufbahn verliere das natürlich brüderliche Verhältniß seine Bedeutung und freies Bekenntniß dessen, was jeder als Wahrheit erkannt, werde beide ehren. Über sein Verhältniß zu Niebuhr sprach Schlegel sehr offen. Niebuhr nämlich ist über Schlegel's Kritik der römischen Geschichte in den Heidelberger Jahrbüchern so erzürnt, daß er Schlegel nicht sehen will. Dazu hat Niebuhr, sagte mir Schlegel, weder Grund noch Recht; solche Anstrengungen, wie ich, hat niemand gemacht, um den Forschungen Niebuhr's nach allen Seiten hin zu folgen und eine höhere

Anerkennung und Würdigung, als in dieser Anstrengung liegt, gibt es nicht. Einige witzige Einfälle und leichte Scherze hätte Niebuhr doch wohl meiner Art und Natur zu gute halten können, aber in Deutschland versteht man noch keine Kritik und deshalb behalte ich auch meine Ansicht über Voß' Leistungen, die ich mit drei Worten ausdrücken könnte, für mich. Als ich Schlegel bat, mir die drei Worte zu nennen, antwortete er: Nun Voß hat die deutsche Literatur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakespeare und einem ledernen Aristophanes bereichert. Schlegel führte mich in die indische Druckerei und ich mußte die einfache und sinnreiche Art bewundern, mit welcher er die Einrichtungen gemacht hat. Überhaupt sind mir auch diesesmal die guten Seiten an Schlegel wieder recht bemerkbar hervorgetreten; seine Gebrechen sind bekannter als die der meisten Menschen und von seiner unglaublichen Eitelkeit spricht jedermann, aber diese letztere liegt so sehr am Tage, daß man fast glauben könnte, sie ginge nicht tief; durch Ordnungsliebe und strenge Gewissenhaftigkeit im Mein und Dein hat er immer sich ausgezeichnet, jetzt liegen seine wissenschaftlichen Aufgaben klar vor ihm, er hat sich fest an Bonn gebunden und ein geregeltes thätiges Leben kann sein gewiß vielfach verwüstetes Gemüth noch wieder aufrichten; gutmüthig ist er, wenn er nicht grade gereizt wird oder ein witziger Einfall ihn peinigt. — Bonn ist mir sehr lieb geworden, schrieb Perthes etwas später, obschon ich des Wetters wegen den Reichthum der Lage nicht genießen konnte und eigentliche Bonner gar nicht gesehen habe, denn alle durch die Universität versammelten Männer sind in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geboren und groß geworden; nicht zwei von ihnen lebten früher miteinander an demselben Orte. Alle tragen das Gepräge echt deutscher Art und deutscher Gelehrsamkeit und höchst eigenthümlich wird ihr Zusammenleben dadurch, daß die meisten unter ihnen entweder entschieden katholisch oder entschieden protestantisch sind, und dennoch trotz des scharfen Gegensatzes in nahen freundschaftlichen Verhält-

nissen stehen, an welchen auch die Familien Theil nehmen. Fast alle, die ich gesehen, halten, mögen sie nun katholisch oder protestantisch sein, fest zusammen gegen den Rationalismus und alle setzen dem Eingreifen des Staates in die kirchlichen Verhältnisse den heftigsten Widerstand entgegen.

Von Bonn fuhr Perthes am 5. April mit Windischmann und Welcker nach Koblenz, dort brachte er einen belebten Tag mit seinem Freunde Dr. Ulrich zu, dessen Großvater ihn einst als Rector in das Rudolstädter Gymnasium eingeführt hatte; auch in Bingen und Mainz hielt Perthes sich einige Tage auf. An der Abends von oben bis unten besetzten Wirthstafel in Mainz wurden, schrieb er seinen Kindern, die öffentlichen Angelegenheiten und die darmstädtischen insbesondere so beißend, so bitter und hämisch besprochen, wie wenn die Centraluntersuchungscommission nicht in Mainz, sondern am Ende der Welt nach Demagogen und Unzufriedenen spüre. Mir gegenüber saß ein alter Mann mit grauen Haaren und heftigen, markirten Zügen, der von den ersten Jahren der Revolution und von der jetzigen verderbten Zeit mit leidenschaftlicher Bewegung sprach, plötzlich aber aufstand und ging. Sie kannten diesen alten Graukopf wohl nicht, sagte mein Nachbar zu mir; er war seiner Zeit einer der wüthendsten unter den Clubbisten, er schlich sich damals ungestraft durch und lebt jetzt stille hier; Sie haben ihn durch Erwähnung von Robespierre für heute Abend vertrieben. Ich kam mit diesem meinem Nachbar weiter ins Gespräch über demagogische Umtriebe und über die Untersuchungscommission. Er sagte, es sei lächerlich, die academischen Lehrer und Studenten so ins Auge zu fassen und die Schulen unbeachtet zu lassen, wo durch die fast ausschließliche Behandlung der griechischen und römischen Geschichte jeder nicht geisteslahme Jüngling mit republicanischer Gesinnung erfüllt werden müsse. Ich entgegnete: wohl wahr, aber gebe Gott, daß dieser Gedanke nicht weiter angeregt wird, sonst fängt eine neue und wieder fruchtlose Untersuchung an. Der Mann lächelte und stand

auf; es war spät geworden, wir waren von allen Gästen allein übrig geblieben, die Lichter brannten nieder und die Kellner warteten. Wir schieden wie gute alte Freunde. Wer war der Herr? fragte ich den Kellner. Herr NN., Mitglied der Untersuchungscommission, lautete die Antwort.

Am 9. April traf Perthes in Frankfurt ein. Vieles habe ich hier in wenigen Tagen gesehen und gehört, schrieb er an Besser. Schon den ersten Mittag war ich bei Friedrich Schlosser und sah dort auch seinen Bruder Christian wieder, der aus Paris auf einige Zeit zum Besuche hierher gekommen war; er ist mit seiner gedämpften Hitze, seiner kalten Lebendigkeit und seinen schneidenden Endurtheilen ein merkwürdiger Mann, der in einem seltsamen Gegensatze zu dem zarten und sanft liebenswürdigen Friedrich steht. — Gestern Mittag habe ich zweimal essen müssen, schrieb Perthes einige Tage später, um 2 Uhr bei Schlosser und um 4 Uhr bei Gries, der seine Collegen am Bundestage, Graf Brust, Graf von Eyben, Herrn von Leyel und Danz, eingeladen hatte. Es bleibt doch immer eine Welt für sich, so ein Kreis von kleinen oder großen Diplomaten; die Scenerie ist eine Hauptsache bei dem Stücke, das sie spielen; lebhaft und treffend wurden bei Tische Personen und Sachen besprochen. Auch NN. sah ich wieder; wo sitzt dem Manne die Haltung? Er hat sie und ist ehrlich obendrein und doch vielleicht fehlt ihm zum Lügen nur der Muth und so muß er sich geben wie er ist; er trägt einen Bürgersinn zur Schau und kann doch nur leben in den sinnlichen und geistigen Leckereien der vornehmen Stände. — Am meisten freute sich Perthes, Stein wieder zu sehen. Er nahm mich auf mit Freundlichkeit, wie einen alten Freund und darauf bin ich stolz. Es ist doch ein herrliches, selten schönes Profil, was der Mann hat, und nun breitet über seine Züge sich der Ausdruck der errungenen Ruhe aus, aber noch sieht man es ihnen an, welche Mühe es gekostet, so heftige Leidenschaften zu zügeln, so aufbrausende Kraft zu bändigen. Als ich ihm von NN. erzählte, fuhr er plötzlich auf und sagte: Warum

macht der Mann den dummen Streich und läßt seinen Sohn Forstmann werden? Jetzt sollen alle weichlichen Bengel Diplomaten und alle rohen Forstleute werden. Seine seltsamen Gewohnheiten im Gespräch, wie namentlich sein schnelles Auspoltern, hat er übrigens nicht verloren. Bis in die kleinsten Einzelheiten durchsprach er mit mir die Herausgabe der Monumente; soviel ist mir gewiß geworden, daß das ganze Unternehmen in nichts zerronnen sein würde, wenn Pertz nicht wäre; nun ist der wissenschaftliche Plan festgestellt und der Vertrag mit der Hahn'schen Buchhandlung abgeschlossen. Empört sprach Stein über die Art, wie die politischen Parteien das Unternehmen aufgefaßt und angegriffen hätten; die Liberalen hätten es als einen listigen Versuch der Aristocratie verschrieen, das Feudalwesen durch Verherrlichung des Mittelalters wieder einzuschwärzen, und die absolut Monarchischen beklagten, daß auch der hohe Adel sich zu deutschthümelnden Projecten habe verleiten lassen. Herr von Gentz habe gesagt: Geschichte sei wohl gut, aber nicht für jeden und nicht für jede Zeit. In Östreich dürfe ohne besondere Erlaubniß niemand Mitglied der Gesellschaft werden, und diese zu erbitten, habe niemand den Muth.

Am 14. April Morgens fuhr Perthes mit dem Postwagen von Frankfurt ab. In Schlüchtern wurde es Nacht, schrieb er, hier setzte sich ein Mann mit in den Wagen, den der Conducteur Herr Postsecretär nannte, ein dummdreister Mensch, der einen alten verdrießlichen Engländer schlechterdings zum Sprechen bringen wollte; dieser aber zog die Mütze über die Ohren. Nun fragte mich der Kerl: Ist der schlafende Herr wohl ein reisender Kaufmann? Ich weiß nicht. Sie aber sind, fragte er weiter, wohl ein Geistlicher? Nein. Ein Professor? Nein. Militär sind Sie nicht, also wohl ein Beamter? Nein. Also Kaufmann? Nein. Nun so sind Sie ein Particulier, das sind die glücklichsten Leute, die leben von ihren Zinsen. Ja, sagte ich, wenn sie Capitalien haben. Etwas später fragte der Mensch plötzlich, wie es mit der Moralität außerhalb Hessen stände. Ich fragte dagegen, was Moralität

sei. Nun hatte er weg, ich sei ein Vieh und schwieg. Auf der letzten hessischen Station stieg dieser Passagier wieder ab und nun erst fiel mir ein, daß ich ohne Zweifel mit einem von der Kasseler Polizei angestellten sogenannten Erfurter Spion gefahren sei. Übermäßig pfiffiger Leute aber scheint die geehrte Behörde sich nicht zu bedienen. Der Conducteur wollte nicht mit der Sprache heraus, sondern sagte nur: Es sei einer von denen gewesen, die gerne erfahren wollten, warum Fröschen keine Schwänze gewachsen wären.

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von acht und dreißig Stunden langte Perthes am 15. April Abends wieder in Gotha an. Vierzehn Tage später mußte er nach Leipzig. Ungern gehe ich diesesmal, schrieb er. Vieles trifft zusammen, was mein Herz weich und wehe macht und mich Ruhe suchen läßt. Wenn man an dem Hin und Her starker Gefühle sterben könnte, so wäre ich lange nicht mehr; aber der innere Mensch ist eine harte Nuß und das Schicksal, obwohl es ein scharfes Gebiß hat, knackt sich matt daran.

Perthes' inneres Leben während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha 1822—1825.

Die fremdartigen Lebensverhältnisse des neuen Aufenthalts und die mannigfachen Anstrengungen und Arbeiten des neuen Berufes übten, wie die vielen kleinen Reisen mit ihrem Wechsel an Menschen und Gegenständen, einen erregenden Einfluß auf Perthes' rasche, lebhafte Natur aus, welche nun die Schranken, die ihr fast ein Vierteljahrhundert lang durch Carolinens Liebe gezogen waren, entbehrte. Für Stunden und Tage konnte er sich heftig und unruhig, laut und leidenschaftlich und eben deshalb im Kampfe mit sich selbst fühlen. Es ist, schrieb er einmal, keine

leichte Aufgabe für mich, mit mir selber fertig zu werden; funfzig Jahre Unruhe wollen gedämpft sein bei einem schon von Natur unruhigen Menschen. Im Tumulte der Arbeiten und Sorgen ist mir mein bisheriges Leben dahingegangen; nun habe ich die Möglichkeit stiller Beschäftigung und ungestörter Arbeit und die äußere Ruhe würde vielleicht mir den Frieden Gottes bringen, wenn nur die Unruhe im Inneren nicht wäre. — Der Kampf der Jugend liegt hinter mir, schrieb er um dieselbe Zeit an Friedrich Jacobs, der Abend ist da. Vieles auf dem langen Wege hätte anders und besser sein sollen und Zucht ist noch immer nothwendig. Auf dem Übergange von der vollen Manneskraft zum Greise ist das Maßhalten schwer und das Thor zur Versammlung alter Gecken und Frevler ist weit; die Kraft lodert noch auf, Jugendlust lauert noch im Hinterhalt; mich will zuweilen bedünken, als ob es nicht bloß Schlingeljahre der Jugend gebe. — Zuweilen wohl kann mir das Herz aufgehen, heißt es in einem anderen Briefe, und mir warm und ruhig zu Muthe werden, wenn ich auf den einsamen Fußpfaden des eine halbe Stunde entfernten Laubholzes allein mich finde und rund um mich her das Leben der Liebe blicken sehe und doch, nach großen ernsten Erfahrungen ist das Herz nicht ohne weiteres wach für die Natur; es muß dazu erst wieder aufgezogen werden und vielleicht wirkt sie in späteren Jahren überhaupt weniger auf uns durch das, was sie ist, als durch das, was wir hineintragen. Gott wird ja helfen und ich bete und bitte ihn darum, daß er mir helfe, die Unruhe des Fleisches, die in mir ist, zu bezwingen.

Das Bewußtsein der Abhängigkeit seines inneren Lebens von den Eindrücken der Außenwelt ergriff Perthes mit besonderer Gewalt, wenn er bedachte, wie verschieden sein ganzes Sein und Wesen sich nach Verschiedenheit der jedesmaligen Altersstufe gestaltet hatte. Ich habe, schrieb er einmal, nun ein halbes Jahrhundert hinter mir und bin dem Greisenalter nicht mehr ferne. So vieles finde ich anders in mir geworden, daß ich, wenn ich mich nur mit natürlich-menschlichem Auge betrachte, zweifeln

möchte, ob das Ich von heute wirklich Ein und dasselbe Ich mit dem vor fünf und zwanzig Jahren sei. Grauenhaft wäre diese Knechtschaft von der Außenwelt, wenn die Lebhaftigkeit des Empfindens, das rasche Spiel der Gedanken und die Kräftigkeit des Thuns unser eigentliches Wesen ausmachten, aber das alles ist Gott sei Dank! doch nur für unser wahres Ich, was die Welle ist für das Meer, die ihren Grund nicht im Meere, sondern im Winde hat. Das Meer bleibt Meer, auch wenn der Wind es nicht bewegt, und das Ich bleibt Ich, auch wenn kein Reizmittel, heiße es nun Jugend oder Leidenschaft oder Wein, es erregt. Nicht ich, sondern die Reizmittel meines Ich werden alt. Die Zeit, wenn sie auch die Nerven stumpf und die Knochen morsch macht, hat über die Liebe, die das Leben des Menschen, das Wesen seines eigentlichen Ich ist, keine Gewalt. Ein Abnehmen der Liebe fühle ich trotz meines halben Jahrhunderts nicht, ja ich bin sicher, daß sie als Zustand meiner Seele, abgesehen von jedem bestimmten Gegenstande, wächst und daß sie mit der Tiefe auch an Umfang gewinnt. Liebe ist die Summe des Lebens und auch der Wahrheit sind wir nur nach dem Maße der Liebe, die in uns ist, zugänglich und umgekehrt. Das aber fühle ich immer lebendiger, daß die Liebe, obschon sie der Ewigkeit angehört, hier auf Erden eben so geheimnißvoll wie wir selbst an Natur und Welt gebunden ist. Dreifach gestaltet finde ich sie im eigenen Innern wie im andern: geistig-göttlich, herzlich-menschlich, sinnlich-thierisch. Auf dem Grenzgebiete dieser verschiedenen Gestaltungen liegt das große Spielfeld der Phantasie, welche das Menschliche mit dem Göttlichen, das Animalische mit dem Menschlichen mischt und oft genug uns täuschend das eine für das andere ausgibt; man ahnet und fühlt die göttliche Liebe und ist in der irdischen befangen. Die sinnliche Liebe vergeht und nur weil auch die herzlich-menschliche von dieser Erde ist, kann die Zeit selbst über den schmerzhaftesten Verlust des Gegenstandes der Liebe beruhigen. Theil an der Ewigkeit hat der Mensch nur, so weit er

geistig-göttliche Liebe in sich birgt; die Geschichte des Menschen ist die Geschichte seiner Liebe und am Schlusse seiner Tage hat er nur die eine Frage zu thun: wie innig und wie stark hast du Gott, deinen Nächsten und dich selbst mit geistig-göttlicher Liebe geliebt?

Um die Geschichte seiner eigenen Liebe wieder lebendig in sich werden zu lassen, hatte Perthes von Freunden in der Nähe und in der Ferne die Briefe zurück erbeten, welche sie einst von Caroline empfangen. Die, welche an ihn selbst und an die ältern Kinder geschrieben waren, fügte er hinzu und in fast ununterbrochener Reihenfolge tauchten die mit Caroline durchlebten Jahre wieder aus der Vergangenheit auf. Ein untergegangenes Leben liegt vor mir, schrieb Perthes an seine Schwägerin Anna Jacobi in Siegburg; nur die Spanne eines Vierteljahrhunderts umfaßt es, aber das Häuflein Papier trägt doch eine Fülle der Liebe und des Geistes, des Kampfes und der Wahrheit in sich und weckt mir äußere und innere Zustände, die ich längst vergessen, wieder aus dem Grabe auf. Ja, das Leben ist ein Traum, aber ein sehr ernsthafter, und was wir träumen, ist tiefe große Wahrheit, eingehüllt in leichtes Spiel.

Ein tiefes Verlangen nach Stille und Frieden erfüllte Perthes inmitten aller Störungen und Aufregungen, welche ihm von außen und von innen kamen, aber recht einsam fühlte er sich in Gotha mit diesem Verlangen. Zu Mittheilungen aus dem inneren Leben will hier sich niemand finden, heißt es in einem seiner Briefe; todter noch ist es in dieser Beziehung hier als in Hamburg. Man begnügt sich mit dem Sichtbaren und hat für das Unsichtbare nur einige flache Gemeinsprüche. Wenn ich über das, was mich am meisten bewegt, reden möchte, fühle ich, daß niemand mich von Seele zu Seele versteht. Je ruhiger und eingewohnter ich in meiner neuen Lebenslage werde, um so peinlicher ist mir bei allen noch so belebenden und belehrenden Gesprächen der Mangel an eigentlicher Mittheilung. — Nicht gerne möchte ich unrecht thun, schrieb Perthes ein anderesmal, aber

die Augen zumachen kann ich doch auch nicht. Wie vieles in mir selbst anders sein sollte, weiß ich und darf vor Gott und meinem Freunde wohl sagen, daß ich von Herzen demüthig bin, aber hier muß ich entweder schweigen oder mich, ich weiß es nicht anders auszudrücken, herunterlassen, während ich mich doch anlehnen und berichtigen möchte an Männern, die über mir stehen. Die älteren, auch die geistreichsten und gelehrtesten hiesigen Männer haben sich in einen abgeschlossenen literarischen und wissenschaftlichen Kreis hineingelebt, welcher der Vergangenheit angehört. Die Erfahrung der jüngeren ist zu kurz und reicht nicht über die Freiheitskriege hinaus, welche unserem ganzen Leben eine neue Richtung gaben. Eine Menge von Dingen, Erkenntnissen und Verhältnissen, die uns von Werth sind, wissen sie nicht und wollen sie nicht wissen, weil sie in jugendlicher Thatkraft vermeinen allein da zu stehen und ohne Zusammenhang mit dem Geistesleben unserer Vergangenheit sich schaffen wollen, was sie bedürfen. Wie die älteren nur in der Vergangenheit, leben sie nur in der Gegenwart und die Masse der sogenannten Gebildeten läßt sich in träger Flachheit und behaglicher Genußsucht gehen. Die Langeweile an den kleinen politischen Zuständen ist eine Hauptursache des stumpfen todten Zustandes. — Sich in den spätern Jahren, so wie ich, in die Fremde zu werfen, heißt es in einem anderen Briefe, bringt das Vergängliche dieser Welt recht zu vollem Bewußtsein. Unerwartetes ist mir in diesem Jahre nicht begegnet; ich wußte im voraus, wie es sein würde; aber dennoch hat noch manches aus der Jugendzeit und aus dem früheren Mannesalter in mir brechen müssen, was sich an der Seele festklammerte und nicht gewichen sein würde, wäre ich in Hamburg und in den alten Verhältnissen geblieben. Hier weiß und versteht niemand die Ereignisse, mit denen mein früheres Leben erfüllt war; niemand kann daher meine Lebenserfahrungen und folglich auch niemand den Standpunct verstehen, der aus diesen Erfahrungen hervorge-

gangen ist. Um das tragen zu lernen, sind neue schwere Lehrjahre nothwendig.

Perthes' feste christliche Überzeugung war durch seinen öffentlichen Streit mit Voß zu einer bekannten Sache geworden, und er war auch nicht der Mann, mit dem, was er als Wahrheit erkannt hatte, hinter dem Berge zu halten. Wie eine wunderliche Erscheinung ward er und seine religiöse Stellung neugierig betrachtet und sein rasches, kräftiges Wesen, seine frische Lebenstüchtigkeit und allseitiges Interesse wußte man mit dem sachten Pietismus, den man an jedem Christen voraussetzte, nicht zu reimen, fühlte sich aber gereizt, in das Geheimniß dieses scheinbaren Widerspruches näher einzudringen. Gespräche, Kämpfe, Versuche, die Wahrheit der eigenen Überzeugung und die Unwahrheit der des andern nachzuweisen, konnten unter solchen Umständen nicht fehlen. Perthes hatte sich nicht in das Verständniß göttlicher Lehren, sondern in die Gewißheit göttlicher Thaten hineingelebt und diese Gewißheit hatte er gewonnen an der eigenen Bedürftigkeit, an den Erfahrungen des inneren und äußeren Lebens, an den Geistesblitzen bedeutender Männer und vor allem an den großen Aussprüchen der heiligen Schrift. Einen zusammenhängenden Unterricht in der christlichen Lehre hatte er in der Jugend nicht gehabt und war durch die Arbeit und Unruhe seines späteren Lebens verhindert worden, sich zu gewinnen, was ihm fehlte. In Gotha aber traten ihm Männer allerlei Art entgegen, die ihn durch geschichtliche und sprachliche Kenntnisse, durch philosophische Sätze, durch einen wissenschaftlich geschulten Geist und logische Beweisführungen gar oft ins Gedränge brachten. Auf die Bedürfnisse und Erfahrungen konnte er sich nicht berufen, denn jene hatten sie nicht gemacht. Führte er Claudius und Hamann, Spener und Francke, Tauler und Thomas a Kempis an, so wußte man nichts von ihnen, oder nannte sie Schwärmer und stellte ihnen Worte von Kant und Fichte oder auch von Krug und Fries entgegen. Verweisungen auf die heilige Schrift konnten ihm nicht

helfen, denn jene erkannten sie entweder gar nicht an oder erklärten sie in des Heidelberger Paulus und in Bretschneider's Sinn. Perthes, der Wahrheit seiner Sache gewiß, aber nicht immer im Stande, die Einzelangriffe auf sie zurückzuweisen, wurde oft genug gereizt und ergrimmt, ließ sich durch die Lebhaftigkeit seiner Natur zur Heftigkeit und gewagten Aussprüchen und bitteren Angriffen auf den Gegner verleiten, und manche leidenschaftliche unerquickliche Auftritte blieben nicht aus. Perthes selbst fühlte sehr wohl, daß anderen dadurch nicht geholfen werde, und daß er selbst an Milde und an Gerechtigkeit Schaden nehme. Der Kampfeswaffen nicht so mächtig wie die andern, schrieb er einmal, kann ich das Zuviel und Zuwenig nicht immer abwägen und die Gegner verstehen es meisterlich, die Hauptsachen zu umgehen und ihre Angriffe auf die Schwächen in den Nebensachen zu richten. Auf beiden Seiten entsteht nur zu leicht eine Härte, die in heiligen Dingen am wenigsten sich finden sollte. Durch das theologische Gezänke kommt, wenn nicht Gale, so doch Wermuth in das religiöse Leben. — Mir geht es wie Ihnen, erwiederte ihm ein Freund, je mehr Erfahrungen ich mache, je älter ich werde, je tiefer ich durch Gottes Gnade ins Christenthum eindringe, um so mehr überzeuge ich mich, daß alles Demonstriren und Disputiren nichts hilft. So lange jemand es nicht an sich kommen läßt, daß er ein armer Sünder ist und des Ruhmes ermangelt, der vor Gott gilt, läßt sich gar nicht mit ihm anknüpfen, und um ihm beizukommen, gilt es nicht in ihm, sondern in uns, in unserm Wandel und in unserer Haltung gegen ihn dem Herrn eine Wohnung zu bauen, damit der Gegner sehe, was er nicht glauben will. — Oftmals nahm Perthes sich vor, religiöse Gespräche überhaupt zu vermeiden. Mein Wissen ist, schrieb er, mehr Stückwerk, als es bei dem sein sollte, der über solche Gegenstände reden will, mein Sprechen ist ein Stammeln. Das mag nun gerne jeder wissen und sehen, aber ich will nicht Ursache sein, daß dadurch der Sache geschadet werde. Es gibt gute, brave, achtungswerthe Män-

ner, denen nun einmal durch den Gang ihres Lebens, durch Eltern, Erziehung, Zeit, Studien das Christenthum ein verschlossenes Buch geworden ist. Hören diese mich, so sehen sie nichts als meine Schwächen, als meine Heftigkeit und übertragen auf die heilige Sache, was doch nur dem unheiligen Menschen gehört. An solchem Übel will ich nicht schuldig sein und lieber schweigen als reden. — Der Vorsatz ward wohl gefaßt, aber die Ausführung war für Perthes' lebhafte Natur sehr schwer, erst in den letzten Jahren seines Lebens hatte er die Ruhe errungen, stille zu sein, wo reden nicht half, und wenn er redete, auch übermüthigen und leichtfertigen Angriffen gegenüber Milde und Stille zu bewahren.

Durch die vielen kleineren und größeren Kämpfe über theologische Gegenstände war Perthes auf den Mangel einer zusammenhängenden Kenntniß der christlichen Lehre aufmerksam geworden und suchte durch ernste Beschäfügung mit den kirchengeschichtlichen und dogmatischen Werken protestantischer und katholischer Theologen dem Mangel abzuhelfen. Durch das Niederschreiben ausführlicher Aufsätze strebte er größere Klarheit und Bestimmtheit in den Glaubenslehren und durch einen lebhaft geführten Briefwechsel mit seinen alten norddeutschen Freunden: Poel, Benecke, Hudtwalker und Rist, mit Neander, Schleiermacher, Twesten, mit Polsdorf in Celle, Schmieder in Schulpforte und Nicolovius, aber auch mit den Katholiken Friedrich Schlegel, Gräfin Sophie Stolberg, Droste, Adam Müller, Kistemaker und Windischmann suchte er tieferes Verständniß einzelner Fragen zu gewinnen. Mit der heiligen Schrift war Perthes freilich schon seit vielen Jahren bekannt, aber vorzüglich doch nur mit einzelnen Abschnitten, Aussprüchen, Capiteln; zu einem anhaltenden, zusammenhängenden und ins einzelne gehenden Forschen in derselben hatte er in Hamburg die Zeit nicht finden können. Nun aber wendete er sich demselben zu und setzte es fort bis zum Tage seines Todes. Auch er hatte hierbei mit Hemmungen und Hindernissen der verschiedensten Art zu kämpfen, wie wohl jeder vor ihm und jeder nach ihm,

obschon vielleicht jeder in anderer Weise. Wie viel die heilige Schrift mir in dieser oder jener Stunde geben kann, schrieb er einmal, hängt doch zum großen Theil von mir ab. Wie oft trete ich an sie hinan, nur um mir einen geschichtlichen Zusammenhang oder eine dunkle Lehre deutlich zu machen, oder um Stoff für meine Phantasie oder einen Wegweiser für mein Ahnen zu suchen, und vermag dann statt des Kerns nur die Schale zu erfassen. Ist uns in erhobenen Stunden ein heller Blick zu Theil geworden, so will man nur zu leicht das Geschaute auf eigene Hand und mit eigener Kraft weiter und deutlicher ausbilden und bringt statt der göttlichen Wahrheit menschliche Romane und Phantasien zu Tage. Nur in den Stunden offenbart sich uns die heilige Schrift, in denen wir nichts suchen als den Weg zur Versöhnung mit Gott und als Hülfe in dem Kampfe gegen unsere Selbstsucht und unsere Sinne.

Ausführlich hatte Perthes sich einem Freunde über die paulinischen Briefe mitgetheilt. Sie wissen, antwortete dieser, daß mir Judaismus und Christenthum, altes und neues Testament nicht wie Ihnen als ein einziges Ganze erscheinen. Grade in den paulinischen Briefen am meisten bewundere ich den Sieg des Christen über das Judenthum und erkenne darin mehr den Ausdruck göttlicher Begeisterung als das Resultat menschlicher Erkenntniß. Und dennoch bleibt noch ein hebräisches Element darin, über welches ich nicht Herr werden kann; dem, der nie als Jude gefühlt, muß manches dunkel, vielleicht verworren erscheinen. Der Apostel hatte, wie er selbst bekennt, sein ganzes Leben hindurch zu ringen und wir empfangen die Offenbarung Gottes nur aus diesem ringenden menschlichen Gefäße. — Ihre Auffassung hängt, entgegnete Perthes, sehr nahe mit der jetzt überhaupt herrschend werdenden Stellung zur Schrift zusammen. Die frühere Theologie hat vielleicht zu wenig berücksichtigt, daß Gott in der heiligen Schrift nicht unmittelbar, sondern durch Johannes und Petrus und Paulus gesprochen hat; aber jetzt ist man gewiß auf dem Wege,

die Einheit der heiligen Schrift in Einzelheiten, die Johannes und Petrus und Paulus niederschrieb, zu zersetzen; man sieht den Wald vor Bäumen nicht und vergißt, daß es sich nicht um gesammelte Schriften, sondern um die Bibel handelt als das Wort, welches Gott in die Weltgeschichte hineinschrieb zur Erlösung des Menschen und welches nicht mehr, aber auch nicht weniger enthält als nöthig ist, um das große Geheimniß Gottes zu offenbaren. Nicht zuerst und nicht vornehmlich sind die einzelnen Briefe und Evangelien aus der Individualität ihrer Verfasser, sondern aus dem Ganzen zu erklären.

Nicht allein mit inneren, sondern auch mit sehr äußerlichen Schwierigkeiten hatte Perthes namentlich in den ersten Jahren zu kämpfen. Mangel an Sprach- und Sachkenntniß war ihm hinderlich; der ganzen Generation, welcher er angehörte, hatte der Religionsunterricht und die frühe Vertrautheit mit der heiligen Schrift gefehlt. Die biblische Geschichte, die kirchlichen Alterthümer, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelsprache waren ihm daher oftmals fremd und machten Hülfsmittel nöthig. Die heilige Schrift ist freilich, schrieb er einmal, für jeden dieselbe, aber der Weg, um sich in sie zu vertiefen, ist für den einzelnen ein sehr verschiedener und nur wenige werden ihn ohne Führer finden. Der Bauer und der Handwerker entbehrt nichts, wenn er so manche historische und sachliche Einzelheiten nicht versteht; ohne Anstoß zu nehmen, liest er über solche Dinge hinweg, aber hinter dem Pfluge oder bei seiner mechanischen Arbeit hat er viel ungestörte Zeit zur stillen Betrachtung und inneren Beschauung, und diesen Gesichtspunct müßte jeder festhalten, der Bauern und Handwerker in die heilige Schrift einführen will. Der Geschäftsmann hat andere Bedürfnisse, aber seine Stunden sind in drängendem Vielerlei zerstückelt; ihm muß es möglich gemacht werden, seine freien Augenblicke ungeirrt durch Dinge, die verhältnißmäßig Nebendinge sind, unmittelbar den großen Hauptsachen, welche die Schrift uns offenbart, zuzuwenden. Auch manchen Gebildeten hat

Deutschland, dem es an Muße nicht fehlt und der, ohne gelehrter Theologe zu sein, doch den Trieb zum Forschen in sich trägt; ihn dürften die vielen äußeren Schwierigkeiten nicht stören, welche nur die gelehrte Theologie zu beseitigen vermag; in einer Anleitung für ihn müßten die Resultate der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit kurz und bündig dargelegt sein, damit er sich ihrer bemeistern und gestützt auf sie in das innere und eigentliche Verständniß eindringen könnte. Wenn die vielen Geistlichen, welche ihre besten Kräfte in Hervorbringung wohlgegliederter und wohldurchdachter Predigten verwenden und oft genug verschwenden, statt dessen strebten, den Suchenden je nach deren verschiedener Lebensstellung und Bedürfniß Anleitung zu geben, die heilige Schrift sich anzueignen, so würde manches besser bei uns stehen. — Selbst die Sprache, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelübersetzung legte Perthes nicht selten Schwierigkeiten in den Weg. Glauben Sie mir, schrieb er einmal an Ullmann, die Bibel, wie Luther sie uns übersetzt hat, ist ein verschlossenes Buch für die Masse der durch das Lesen moderner Schriften Gebildeten, die wir doch nicht alle verbildet nennen können. — Sie können das nicht so wissen, schrieb er an Olshausen, aber wahrlich die Bibel, so wie sie uns vorliegt, ist ein schweres Buch für den Laien. Die Evangelien, das geht Gottlob noch, aber die Episteln, die doch allem erst Gestalt geben, werden heute nur wenig gelesen, weil sie auch denen, die einer Übersetzung des Homer oder des Shakespeare zu folgen vermögen, in der lutherischen Sprache sehr schwer zu verstehen sind. Die Schuld liegt nicht an Luther's Übersetzung, deren Kraft und Herrlichkeit nicht übertroffen werden kann, sondern an dem Mangel der kirchlichen Erziehung. Weil wir nicht von Jugend an in die Schrift hinein geführt worden sind, ist uns Luther's Sprache fremd geworden; manche Worte sind uns unverständlich, manche Wendungen erscheinen uns fremdartig und störend, viele Dunkelheiten und Irrthümer hemmen uns, weil sie uns nicht schon als Kind aufgehellt worden sind. Dem älteren

Manne ist es nicht leicht, über alles das hinweg zu kommen; es ist so, ich berufe mich auf alle, die in meinen Jahren sind und ohne Theologen zu sein, sich der heiligen Schrift zuwenden. Eine andere Übersetzung als die Luther's in das Leben einzuführen ist aus inneren und äußeren Gründen unmöglich, aber wir älteren Männer bedürfen einer neuen Übersetzung, welche uns den fehlenden Jugendunterricht ersetzt und in die lutherische Sprache einführt. Ich habe vieles aus Kistemaker's neuem Testament gewonnen, ungeachtet es katholisch gefärbt ist und weit zurückbleibt hinter der Kraft und Herrlichkeit der lutherischen Sprache.

Bei seinem Suchen und Ringen nach Ruhe und Stille wendete Perthes in dieser Zeit sich Tauler's Predigten und Schriften zu. Was Luther auch äußerlich auszuprägen hoffte, schrieb er einmal an Nicolovius, hat Tauler Jahrhunderte vor ihm schon verkündet. Demuth, Inbrunst und Tiefe war in dem hohen Manne eins geworden mit strenger Prüfung der Wahrheit und freiem Gebrauche menschlicher Wissenschaft. Erhoben war er über Menschensatzung und doch gehorsam den gesetzlich-kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen. Luther nannte ihn einen Mann Gottes, einen Lehrer, dergleichen seit der Apostel Zeit kaum Einer geboren sei. Heute noch findet in ihm jeder, sei er katholisch oder evangelisch, was er braucht: Christus. Nehmen Sie die Bücher zur Hand, in ihnen weht der Geist Gottes.

So nahe wir uns auch schon seit Jahren stehen, schrieb Perthes um dieselbe Zeit an Rist, gibt es doch Dinge, über welche wir uns bisher nicht ausgelernt und nicht ausgesprochen haben; früher gab ich Ihnen einmal Tauler und glaubte, daß dessen Schriften uns zusammenführen würden, aber Sie schwiegen und auch mir war das Reden unheimlich; jetzt in der Trauer über den Tod Ihres Bruders machen Sie Andeutungen, die uns wohl zu weiteren Mittheilungen führen können. — Ich weiß es Ihnen großen Dank, lieber Perthes, antwortete Rist, daß Sie leise und schüchtern den großen Mittelpunct berührt haben, in welchem alle

Geister sich begegnen: das Verhältniß des Sterblichen zum ewigen und unendlichen Quell und Inbegriff alles Seins. Ich fühle, wie Sie, aber mir genügt es, wenn ich von dem Freunde weiß, daß ihm ein höheres Unsichtbare das äußere Leben durchdringt, lenkt und bildet, und er dasselbe als den Kern, den Anfangspunct und Endpunct, als den Maßstab alles Wahren und als das Ziel alles Strebens erkennt. Es ist nicht schwer, an dem Thun und Lassen eines anderen zu fühlen, wie es in diesem Puncte bei ihm bestellt sei. Ein inneres Ebenmaß, eine unwandelbare Richtschnur läßt sich so wenig erheucheln, als ein unstät gehaltenes und mittelpunctloses Dasein verleugnen. Jene Richtung nach innen und nach oben nun, ich nenne es mit Bedacht Richtung, denn einheimisch wird da kein Sterblicher, habe ich immer an Ihnen erkannt und da dieselbe auch mir eingeboren ist, so habe ich mich dadurch zu Ihnen hingezogen gefühlt, unbekümmert darum, daß in Worte gebracht unser Glaubensbekenntniß nicht gleich lauten würde. Ihnen ist die Gnade eine fest in der Zeit nachzuweisende Thatsache; mir, der ich mich keiner besonderen Erleuchtung rühmen kann, ist sie ein mit dem Beginne des Daseins Angefangenes und im Leben nur klarer und deutlicher Hervorgetretenes. Wir sind beide nicht fertig, ringen mit der Außenwelt und mit uns selbst. Der Gedanke ist es, der sich das Wort bildet und der Gedanke ist endlich; darum ist das Wort ein Kerker, an dessen Wänden der Gefangene sich den Kopf zerstößt, wenn er darüber hinaus will. Nur die Ahnung, die Phantasie überfliegt die Schranke ungestraft, aber sie ist so wenig gewiß, der Ahnung des anderen, und sei dieser andere auch der nächste Freund, in dem grenzenlosen Raume zu begegnen, daß aus dem Austausch des Unaussprechlichen kaum anderes als Mißverständniß entstehen kann. Darum habe ich geschwiegen. Nur allzu oft erzeugt die Mittheilung der sogenannten Frommen eine weichliche, schielende, ja falsche Art zu sein, Hoffart und Heuchelei. Unter Männern namentlich sind mir solche Mittheilungen fast immer zum Ekel geworden. Auch habe ich

niemals Sie solche Verbindungen suchen und unterhalten, sondern die Frommen von Profession, die gerne erbauen und sich erbauen lassen, fliehen und vermeiden sehen, während wir beide gerne mit Menschen umgingen, deren Leben, Lassen und Thun ein Höheres wie ein allgemeines Element durchdringt. Sie schenkten mir Tauler's herrliches Buch und ein besseres Geschenk habe ich schwerlich je erhalten, ein Geschenk, welches ich mit einigen eingehefteten Zeilen meinen Kindern hinterlassen will. Es hat mir immer zur Hand gestanden und ich habe mich oft davon tief ergriffen, oft zur Bewunderung des edelen freien Geistes, der darin weht, so unähnlich der Armseligkeit und Enghеit unserer heutigen Glaubenseiferer, hingerissen gefühlt. Aber ich schwieg Ihnen darüber, weil ich mit Wahrheit nicht sagen konnte, daß ich den Inhalt, die leibliche oder vielmehr sinnliche Vernichtung und geistige Auferstehung und Wiedergeburt mir anzueignen vermöge. Ich mag weder mich noch andere täuschen und möchte ich es, so könnte ich es nicht. Von jeher ist für mich selbst und für andere mein Auge klar gewesen und weil ich viel mit mir gelebt, ist mir auch in anderen manches hell geworden. Diese Selbstvernichtung des sinnlichen Menschen, dieses Einziehen Gottes in ein sterbliches Gefäß, diese gänzliche Umkehr und Läuterung des natürlichen Menschen ist ein großer Gedanke; aber er ist meiner festen Überzeugung nach eine Täuschung, ist eine Abstraction von der Erhebung einzelner Momente auf ein Leben, welches Gott nicht nur mit ehernen, sondern auch mit goldenen Banden an einen schweren Boden geknüpft hat. Forderungen, wie Tauler sie völlig consequent an den Wiedergeborenen macht, konnten in dem begeisterten Gemüthe eines einzeln in der Welt stehenden Geistlichen entspringen; wir können von ferne selig preisen den, der sich solchergestalt dem Höchsten zum Opfer bringen darf: aber das Opfer schließt jede Beziehung zur menschlichen Gemeinschaft aus und ist nicht für uns gestattet, die ein dringenderes und näheres Gebot Gottes auf einen Kampfplatz ruft, auf welchem alle Kraft der

Sinnlichkeit nur zu oft erfordert wird, um der nächsten Pflicht, der heiligen, der durch Gesetz und Gefühl gebotenen, zu genügen. Die tausend sinnlichen Kräfte und Freuden, die mir gegeben sind, darf ich nicht fortwerfen wollen wie ein schnödes Geschenk, sondern muß sie in Zusammenhang bringen mit jenen höheren Gaben, welche, obschon Bürger einer höheren Heimath, dennoch diese Erde als Fremdlinge bewohnen. Doch wozu sollte ich Ihnen, lieber Perthes, diese Überzeugung weiter ausführen, da Sie selbst der kräftigste und regsamste Sinnenmensch sind, der mir jemals vorgekommen ist. Ohne Weltklugheit, Leidenschaft und Selbstvertrauen würden Sie nicht auf der Stelle stehen, wo jetzt eine reiche Ernte des Lebens vor Ihnen liegt, sondern würden ein mit sich selbst beschäftigter ängstlicher Strumpfwirker geworden sein. Dem Sinne Tauler's stehen Sie schwerlich näher als ich, der ich ihm sehr ferne stehe und so lange ich hier auf Erden wandele, stehen werde. Glauben Sie wohl, daß Tauler den Mann, welcher mit ganzer sinnlicher Kraft nach außen strebt, welcher seine weltlichen Verhältnisse ordnet und verbessert und seinen Feinden trotzt, zu den Seinen rechnen würde? Nein, der Mann, der Voß verklagt, Abbitte verlangt und den an dem Gerichte verlorenen Proceß bei der öffentlichen Meinung geltend macht, übt nicht die Selbstverleugnung, welche Tauler fordert, und nennen Sie mir überhaupt unter allen den Männern, die wir lieben und ehren, den Entsagenden, welcher wie der kasteiende Mönch seinen Körper vernichtet und seinen Geist unempfindlich gemacht hat gegen irdische Freuden und irdische Leiden. Sie finden ihn nicht und sollen ihn nicht finden, weil Tauler's Gedanke zwar groß aber nicht durchführbar ist; in seiner Consequenz würde er nicht bauen sondern zerstören und muß deshalb irgend einen wesentlichen Fehler haben; denn wäre er nothwendig, so müßte er auch möglich sein.

Wir sind, erwiederte Perthes, nicht so weit aus einander, wie ihr Brief vermuthen lassen könnte. Allerdings macht sich die Wahrheit des Spruches: alles ist eitel, besonders dem älteren

Manne fühlbar, der sich besinnt, was alles im Wechsel des Lebens seinen Geist und seine Sinne gereizt und gefesselt hat; wer aber, weil doch alles eitel sei, in späteren Jahren an nichts mehr theilnehmen, auf nichts mehr einwirken wollte, würde, statt zu leben, nur vegetiren. Auch ein nur contemplatives Leben ist dem Menschen ein Ding der Unmöglichkeit; der Trieb zur Thätigkeit ist uns angeboren und mir wenigstens ist angestrengte Arbeit zu einer Gewohnheit geworden, die ich nicht missen kann. Wer auf dieser Erde nichts thun wollte als Gott denken und fühlen, würde ganz gewiß Gott weder denken noch fühlen. Mitten hinein in die Welt ist der Christ gesetzt und mag er stehen wo er will, immer hat er den Beruf, eine Mannigfaltigkeit von Stellungen des äußeren Lebens auszufüllen; er soll an ihnen wirken und schaffen so tüchtig, rasch und lebendig, wie das Maß der ihm verliehenen Kräfte gestattet. Tödten also darf er seine irdische Natur, seine sinnlichen Gaben nicht wollen; denn er bedarf ihrer, um ein getreuer Knecht und Haushalter Gottes zu sein. Mit meiner christlichen Überzeugung steht es daher in keinem Widerspruche, daß ich die Kräfte meines sinnlichen Wesens nicht vernichtet habe, sondern rasch und gerne gebrauche; wohl aber, daß ich sie nicht geheiligt habe und nicht vor Gottes Auge, an Gottes Hand und auf Gottes Anregung verwende. Niemand weiß genauer als ich, wie wenig man vorwärts kommt. Wenn ich meinen vor sechs und zwanzig Jahren gegen Caroline aus wahrem Herzensgrunde ausgesprochenen guten Willen, mich Gott zu nahen und mich zu reinigen, bedenke und betrachte und dann mich ansehe, wie ich heute bin, ach, wie wenig besser ist es heute wie damals. Der Kampf ist anders, auch wohl mäßiger, aber leichter ist er nicht und oftmals ist mir, wie wenn sich meine ganze Vergangenheit von den frühsten Kinderjahren an in der jedesmaligen Gegenwart zusammendrängte. Erzogen von redlichen, das Gute wollenden Verwandten, vernahm ich doch vom Christenthum fast nichts. Luther's Katechismus lernte ich auswendig, aber in seinen Inhalt ward ich nicht eingeführt,

die Confirmation war der Art, daß man sie gotteslästerlich nennen konnte. Hübner's biblischen Historien habe ich einige Kenntnisse und einen guten Eindruck zu verdanken; Lavater's Tagebuch fiel mir in die Hände und hinterließ einige religiöse Spuren. So kam ich funfzehn Jahre alt nach Leipzig in eine sehr harte Lehre, zart an Körper und zart gestimmt. Während liederliche Bücher, die mir vor Augen kamen, meine Phantasie entzündeten, nahm ich zugleich einen starken Anlauf, nach Garve, Reinhard und Kiesewetter vollkommen zu werden, und wurde doch nur durch die ernste, treue Liebe zu einem gescheiten Mädchen vor dem Versinken bewahrt. Erfüllt von den heftigsten inneren Kämpfen, kam ich ein und zwanzig Jahre alt nach Hamburg; eine neue Welt umgab mich mit Interessen aller Art; Schiller's und Jacobi's Schriften zogen mich an; ich lernte Besser, Runge, Hülsenbeck und Speckter kennen und meine eigentliche Bildung begann. Ich lernte Caroline kennen und mit ihr das Glück und den Segen meines Lebens; schwere innere und äußere Kämpfe erfüllten die ersten sechs Jahre der Ehe, dann traten die großen Weltbegebenheiten auch in den Familienkreis hinein. Der Kampf im inneren Menschen zur Reinigung dauerte fort. Stolz und Hochmuth lag in meinem Wesen nie, zur kleinlichen Eitelkeit war ich zu klug, aber Ehrgeiz habe ich immer gekannt. Raschheit, Leidenschaftlichkeit, Heftigkeit haben mich manchesmal gefördert, das Übermaß wird durch das Leben gestraft und beschränkt. Mein eigentlicher Feind blieb nach wie vor die Sinnlichkeit. Schwer habe ich gekämpft und den Sieg oder doch den Weg zum Siege habe ich erst dann gewonnen, als ich das Christenthum gewann. Nicht Caroline, nicht Claudius, und auch kein anderer aus dem Kreise, in den ich eintrat, haben mich zum Christen gemacht, sondern die tiefe Sehnsucht nach Hülfe, deren ich im Kampfe mit mir und meiner sinnlichen Natur mich bedürftig fühlte. Bis in das Mannesalter hinein hatte das Sittengesetz mir die Stelle des alten Testaments vertreten, indem es mich die Sünde und die Unfähigkeit, Herr über

sie zu werden, erkennen ließ, und dadurch den vermessenen Sinn zerbrach. Als ich umgekehrt war von dem Vertrauen auf die eigene Kraft, hat alsobald das neue Testament sich des gebrochenen Menschen angenommen, hat ihn getröstet über die Sünde der Vergangenheit und ihm Hülfe zugesagt und gewährt für den ferneren Kampf. Einen bestimmten Begnadigungsact erfahren zu haben, bin ich mir nicht bewußt, so manches Jahr ich mich auch schon darnach sehne, und ich weiß sehr wohl, wo und wie in mir das Hinderniß liegt, was sich zwischen die Sehnsucht und die Befriedigung stellt. Daß manche andere haben, was ich nur wünsche, glaube ich, obschon sie vielleicht viele Stunden später als ich zur Arbeit in den Weinberg gegangen sind; daß aber Gott auf mich eingewirkt hat und heute noch einwirkt in mancherlei Weise, das fühle ich; den sicheren Weg zur Ruhe der Seele, den einzigen, den es gibt, habe ich gefunden, aber das Ziel des Weges erreicht man auf dieser Erde nicht; ich bin weder der Welt abgestorben, noch bin ich sündlos geworden und ich glaube auch, daß der Mensch auf dieser Erde durch die Wiedergeburt nicht göttlich verklärt, sondern kindlich demüthig werden soll. Was Tauler anbetrifft, so ist es wahr, er verlangt in seinen Schriften eine Innerlichkeit des Lebens, eine Abgezogenheit von der Welt, welche nur möglich und nur zuläßig ist für den, der keinen irdischen Beruf und keine irdischen Pflichten zu erfüllen hat; aber vergessen Sie nicht, daß Tauler diese Schriften für ehelose Geistliche schrieb, denn wer anders hätte diese Schriften damals lesen und verstehen können? Den Verderb und die Werkgerechtigkeit griff er mit Kraft und Tiefe an und hielt ihnen das Bild eines inneren christlichen Lebens vor. Seine Predigten dagegen, in denen er sich an das Volk wendet, sind voll practischer Lebensweisheit und warnen oftmals vor der Gefahr, dem inneren christlichen Leben zu Liebe Beruf und Arbeit hintenan zu setzen. Hell und bestimmt tritt übrigens auch in diesen Beziehungen der unendliche Abstand aller menschlichen Schriften, auch wenn sie so tief und groß wie Tauler's me-

dulla animae sind, von der göttlichen Erhabenheit, Einfachheit und Mäßigung der heiligen Schrift hervor.

Nicht minder bestimmt als gegen Rist sprach Perthes sich um dieselbe Zeit gegen seinen ältesten Sohn Mathias aus. Weder Tauler noch Thomas a Kempis wollen, schrieb er, ein Abschließen von der Welt, durch welches auch nur eine einzige Pflicht gegen den Nächsten verletzt würde. Was Terstegen will, weiß ich nicht, da ich nur weniges von ihm kenne. Sich ganz von den Berührungen mit der Welt zurückzuziehen, ist dem in Raum und Zeit gesetzten Menschen unmöglich, und bleibt er auch nur in einem einzigen Verhältnisse mit ihr in Berührung, so gibt dieses eine Verhältniß dem Teufel dieselbe Gewalt über den Menschen, die er aus dessen Gebundensein an die Natur überhaupt zu gewinnen vermag. Wenn aber die Aufgabe, ein nur inneres Leben zu führen, unmöglich gelöst werden kann, so ist sie auch keine von Gott gestellte, sondern von den Menschen willkürlich und in Selbstständschung erfundene. Wir können sie im edelsten Gefühl und in den erhabensten Gedanken uns stellen, sind aber doch vom Teufel betrogen. Hinter dem edelsten Gefühl steckt Trägheit des Fleisches, welches nicht kämpfen, sondern als Sieger gekrönt ausruhen möchte; hinter dem erhabenen Gedanken steckt Stolz, der in der Unabhängigkeit von der Welt sich als gottgleich spiegeln möchte. Wir sollen leiden und handeln, aber leiden und handeln in Liebe; wenn sie uns verlassen hat gegen den Nächsten in Härte, oder gegen uns in Sinnlichkeit oder gegen Gott in Hochmuth, so sollen wir fühlen, daß wir der Versöhnung bedürfen durch Jesus Christus. Wir können nicht anders als kämpfen bis ans Ende; sind wir aus dem Groben und Rohen, so haben wir stündlich mit dem feiner und leiser Auftretenden zu thun. Zum Ausruhen nach dem Siege ist diese Welt nicht gemacht; kämpfe, liebe und vertraue der Gnade Gottes!

Bestimmt und deutlich war Perthes, so weit die Kraft seines Denkens reichte, sich bewußt, daß ein von irdischen Dingen unbe-

rührter Zustand des Seins dem Menschen auf Erden nicht beschieden sei, rasch und lebhaft bewegte er sich handelnd und eingreifend im äußeren Leben, offen und empfänglich war er den Eindrücken, die der Tag ihm brachte, aber tief im Innern blieb ihm dennoch immer die Sehnsucht nach einem Zustande, der nichts wäre als Zusammensein mit Gott, nicht vermischt mit Eindrücken der Welt, nicht unterbrochen durch eignes Wollen und eignes Fühlen, nicht gestört einmal durch das freudige Bewußtsein, eines solchen seligen Zustandes theilhaft zu sein. Ein ähnliches Streben nach einem solchen Ziele glaubte Perthes in manchen Aussprüchen Hamann's zu finden, mit dessen Schriften er sich vielfach beschäftigte. Schon in früheren Jahren war er durch Hamann's Freunde Claudius und Fr. Heinrich Jacobi auf denselben hingewiesen und während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Gotha fühlte er sich durch dessen Briefe an Jacobi und durch die seit 1821 erscheinenden Werke lebhaft angezogen. Manches harte Urtheil mußte er freilich hören, wenn er auf Hamann aufmerksam machte. Hüten Sie sich, heißt es in einem Briefe, den Perthes 1823 erhielt, Hamann als Zeugen in göttlichen Dingen aufzurufen, oder glauben Sie wirklich, daß dieser unstäte, mißtrauische, neidische, verkümmerte Mann, der keinem Verhältnisse des Lebens genügen konnte, die rechte Einsicht in himmlische Dinge gehabt haben und von Gottes Geist durchdrungen gewesen sein sollte? Es sind große einfache Worte, die Sie von ihm anführen; kühn und ungelenk strebt seine Bildersprache, das Höchste auszudrücken, aber diese Worte stehen einzeln und abgerissen da wie Erleuchtungen eines Kranken oder Wahnsinnigen. Unendliches lassen sie ahnen; wollen wir sie aber fassen, so tappen wir im Unsicheren. — Hamann, heißt es in einem andern Briefe an Perthes, war an Geist zu stark, um nicht die Unwahrheit in der Grundrichtung seiner Zeit zu erkennen, aber er war am Willen zu schwach, um nicht die Wahrheit, die in seinem eignen Geiste sich Bahn brach, der Verunglimpfung preis zu geben. Das Mißverhältniß zwischen Erkenntniß und

Willen, welches bei ihm sich bis zum Ungeheuren gesteigert hatte, macht ihn zu der geheimnißvollen, ja unheimlichen Erscheinung, als welche er in unserer Literatur dasteht. Ihn selbst habe ich nicht mehr gesehen, aber die Macht einer solchen Persönlichkeit erlischt nicht mit dem Tode. Hippel, Scheffner und Krause sind von ihm vielleicht noch mehr als von Kant ergriffen gewesen, und diese drei Männer kannte ich genau; es ist in tieferer Beziehung ein sehr merkwürdiges Leben, welches sich in ihnen gestaltet hat. Wunderbar traten in ihnen oft die Reminiscenzen an die Eindrücke ihrer Kindheit hervor, aber weltlicher Sinn hatte den Entwickelungskeim einer höheren Berufung mit dem Geröll der Aufklärung ihrer Jünglingszeit überschüttet.

Manches in diesen und ähnlichen Worten mußte Perthes wohl zugestehen, aber die staunende Bewunderung vor der Gedankengröße und Tiefe Hamann's ließ er sich dadurch nicht verkümmern. In seiner damaligen Stimmung fühlte er sich in besonders hohem Grade durch einen Ausspruch getroffen, den Hamann 1784 an Jacobi geschrieben hatte (Jacobi's Werke Band I. Seite 392): to be, or not to be, that is the question, lauten dieselben: „Sein ist freilich das Ein und Alles jedes Dinges. Ursprüngliches Sein ist Wahrheit, mitgetheiltes ist Gnade. Nichtsein ein Mangel, auch wohl ein Schein von beiden.“ Auf Jacobi's Antwort hatte Hamann 1785 (Jacobi's Werke Band IV. Abtheilung 3. Seite 29) erwiedert: „Am Sein ohne Bewußtsein ist Ihnen nichts gelegen, am Baume der Erkenntniß mehr als am Baume des Lebens! und doch ist nicht das Sein, sondern das Bewußtsein die Quelle alles Elends.“

Perthes wußte wohl und wurde auch von Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Worte zunächst die Stellung angeben sollten, welche Hamann dem philosophischen Systeme Jacobi's gegenüber einnahm, aber er war doch auch überzeugt, daß Hamann mit denselben zugleich einen Zustand des eigenen Inneren hatte ausdrücken wollen, den Perthes selbst wohl ahnete und

wünschte, aber in Worte zu fassen nicht vermochte. Hamann's Satz, schrieb Perthes an Friedrich Schlegel, spricht in seiner dunkelen Kürze aus, was ich meine; in mir bin ich klar und gewiß, aber ich habe nicht Herrschaft genug über die Sprache, um auszudrücken, was in mir ist. Das Sein, das einzige wirkliche Sein, kann doch nur in dem Zustande des Hingebens an Gott, in dem inneren Leben bestehen, welches allein in Gott gelebt wird, und dieses Seins ist der Mensch um so weniger sich bewußt, je wahrer und inniger es ist. Wer Momente des Versenkens in Liebe und Sehnsucht nach Gott gehabt hat, der wird auch Momente des Seins ohne Bewußtsein kennen und an diesem Sein ist unendlich mehr gelegen als am Bewußtsein. — Leben mit Gott könne doch nichts anderes heißen, als Umgang haben mit Gott, sagen Sie, schrieb Perthes ein anderesmal, und wer Umgang habe mit Gott, müsse doch auch dieses Umgangs sich bewußt sein. Das letztere ist ohne Zweifel richtig, das erstere aber gewiß nicht: denn Umgang setzt Fremde voraus, die sich einander nähern wollen, Umgang ist nur der immer auf das neue angestellte Versuch, eine vorhandene Trennung zu überwinden, aber nicht eine Gemeinschaft derer, die sich als Eines fühlen. Bekannte, Freunde gehen mit einander um, aber niemand wird das Verhältniß zwischen Mutter und Kind als Umgang bezeichnen. Wer nun nicht allein Umgang hat mit Gott, sondern, wie Tauler sagt, das Ich in sich verstummen läßt, wer nach Thomas a Kempis' Ausdruck sich selbst verläßt und gesättigt ist von der Gegenwart Gottes, wer mit Tauler ausruft: in mir Gott, außer mir Gott, um und um Gott, den quält weder die Vergangenheit mit aller ihrer Sünde noch die Zukunft mit aller ihrer Strafe; für den ist alles Gegenwart, oder vielmehr er lebt außer der Zeit, denn er lebt schon hier das ewige Leben und das Bewußtsein im ewigen Leben ist etwas ganz anderes als das, was wir hier auf Erden Bewußtsein nennen.

Bei ihrem Sein ohne Bewußtsein möchte ich, hatte ein Freund

an Perthes geschrieben, vor allen Dingen fragen, wovon doch eigentlich die Rede ist; vorläufig kann ich mit diesen Worten gar keinen Sinn verbinden. — Das, was ich eigentlich meine, antwortete Perthes, kann ich Ihnen freilich nicht deutlich machen, aber den Vorwurf des Widersinnigen kann ich beseitigen. Ich erinnere mich vor mehr als dreißig Jahren Runge'n mit Thränen im Auge geklagt zu haben, daß ich mich des Bewußtseins meines edlen Gemüths nicht erwehren könne; sollte es anderen nicht ähnlich gehen? Wenn ein tüchtiger Mensch ein gutes, edles Werk mit eigener Aufopferung kräftig durchführt, so ist diese Durchführung ein Sein desselben; wenn er sich aber des Guten und Edlen in seiner Handlung bewußt wird und seiner selbst sich freut, so ist das Gute des Seins durch das Bewußtsein davon aufgehoben und „wahrlich, sie haben ihren Lohn dahin." Im Sein lag das Edle, im Bewußtsein das Unedle. Die heilige Schrift sagt: wenn du Almosen gibst, so laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Nimmt nicht auch die Schrift in diesen Worten ein Sein an ohne Bewußtsein? — Meine Jugend mit ihren Leidenschaften schrieb Perthes, um Rist sich deutlich zu machen, mein Streben in der Welt, meine Arbeit und meine Sorge, das Vierteljahrhundert des Lebens mit meiner seligen Caroline besteht aus Monaten, Tagen, Stunden, jede erfüllt von besonderem Leben und besonderer Liebe. Nun ist all diese unendliche Mannigfaltigkeit nur noch in dem Resultate vorhanden, zu dem sie geführt hat, und liegt zu einem Momente der Gegenwart zusammengedrängt vor mir; als ein Niederschlag des Erlebten halte ich das Bewußtsein desselben fest. Ich selbst bin noch im Stande, alle jene Momente gleichsam aus ihrem Depot hervorzuziehen und alles rückwärts wie ein Schattenspiel an einem langen Faden wieder abzuspinnen; thue ich es aber nicht, so wird der ganze Schatz als verstorben mit mir begraben; das Bewußtsein desselben erlischt mit mir, aber das Erlebte selbst ist darum um nichts weniger gewesen

und bleibt als Sein bestehen, obschon es in keines Menschen Bewußtsein eine Stätte hat.

So sehr Perthes auch nach Ruhe und Stille im Inneren verlangte, so wußte er doch, daß gerade ihm sehr vieles im Wege stand, um zu erringen, was er begehrte. Als er sich einstens darüber gegen Rist ausgesprochen hatte, antwortete ihm dieser: Hatte ich Sie in irgend einem Puncte unrichtig beurtheilt, so würde mir das Verständniß durch die Lebensscizze, welche Sie mir gegeben, völlig eröffnet sein. Es ist wie ich ahnete. Von Jugend auf war eine äußerst heftige Sinnlichkeit ihr vorzüglichster Feind; Ihre bessere Natur sträubte sich dawider; Sie fühlten eine höhere Bestimmung, fühlten aber, daß Sie mit eigenen Kräften nichts ausrichten könnten und suchten deshalb überall nach positiven Stützen, und kaum eine schien Ihnen fest genug. Wie der Feind heftiger eindrang und eindringt, möchten Sie das Gebäude Ihres Kirchenglaubens noch verstärken, und Sie würden ohne Zweifel in das Innere jener Kirche sich eingedrängt haben, welche sich mit der Sinnenwelt ordentlich und periodisch abfindet, wenn nicht ein zu freier Geist in Ihnen wohnte und Sie zu viel und zu innig mit Gott verkehrten, um Ihren Verkehr durch Menschenhände gehen lassen zu können. — Sie nennen mich einen kräftig begabten und gewandten Sinnenmenschen, entgegnete Perthes. Sie haben recht, ich war es und ich bin heute noch, der ich war; meine Natur ist keine andere geworden; mein Selbstvertrauen, meine Weltklugheit und Leidenschaft werden mir auch künftig noch manchen Streich spielen; die Mannigfaltigkeit dessen, was mir im Kopfe umgeht, führt mich immer wieder auf Abwege; die Schwäche des eigenen Ich, die Lust der Welt und der zur Erfüllung des irdischen Berufes uns nöthige Leichtsinn läßt mich immer wieder vergessen, daß ich nicht mein eigner Herr bin. Aber kommt Noth und innerer oder äußerer Kampf, so werde ich doch inne, daß der gute Wille, sich Gott zu ergeben, seine Früchte trägt und daß die Liebe den Haß und die Kälte immer weiter aus dem Her-

zen drängt. — Lachen Sie nicht, schrieb er ein anderesmal, wenn ich Ihnen sage, daß mir die Beobachtung meines Hundes manchen Aufschluß gibt über die menschliche Natur. Ich hatte früher nie so ein Thier um mich gehabt und frage mich nun täglich: ist nicht der Pudel auch Mensch oder vielmehr der Mensch auch Pudel? Ich denke dabei gar nicht an die ordinären thierischen Verrichtungen wie Essen und Trinken u. s. w., sondern an die des feineren Temperaments: lustig und niedergeschlagen, munter und abgespannt, launig und mürrisch, sanft und auffahrend, anschmiegend und knurrig, duldend und widersetzlich — alles wie im Menschen — und nun gar sein Träumen! Diese Ähnlichkeit aber ist mir nicht niederschlagend, sondern eine tröstende Hoffnung, daß dieses Fleisch und Blut, was den Menschen quält und peinigt, dem eigentlichen Menschen nicht eigen, sondern nur eine Erdenzuthat ist, die er spurlos abstreifen wird, wenn er dieser Erde nicht mehr angehört und sich nicht freventlich selbst eins gemacht hat mit der Materie. Nicht in der Materie schlägt der Teufel seinen Sitz auf, sondern im Geist, indem er Selbstsucht und Hochmuth, Stolz und Haß pflegt und groß zieht und dadurch nicht das Vergängliche, sondern das Ewige im Menschen zu Grunde richtet. — Wenn es wäre, wie Sie schreiben, heißt es in einem anderen Briefe, „daß Summa Summarum wir allzumal Sünder sind und Gott am besten wissen müsse, warum er uns diesen sinnlichen Leib gegeben, welcher nicht ohne Sünde bleibt und bleiben könne," so bedürfen wir freilich keine Gnade, weil Gott allein die Schuld trägt, und allen Forschern ist die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Wunderbar würde dann nur sein, daß die Angst über das Böse in uns immer wieder wach wird und uns abhält, all das Unglück Gott in die Schuhe zu schieben. Den Willen zum Bösen habe ich freilich nie an irgend einem Menschen gesehen, die Richtung zum Bösen aber immer. Wohl kann mich einmal, wenn ich auf das sehe, was ich geworden bin, was ich niedergekämpft und was ich errungen habe, Vertrauen zu meiner eigenen Kraft erfüllen, aber

besinne ich mich, so weiß ich so gewiß, wie man etwas wissen kann, daß, wenn stärkere Reize der Sinne, größere Ziele des Ehrgeizes, schwerere Bedrängnisse und stärkere Versuchungen mir begegnet wären, ich nicht geworden wäre, was ich bin — und auch jetzt! wer muß nicht die Augen niederschlagen bei der Frage: gehört dein Leben Gott an oder der Welt? Wem wird nicht wehe bei dem Gedanken, daß in jenem Leben zugleich mit uns auch unsere Thaten wieder erwachen werden; wer möchte Unreines mit sich nehmen ins Paradies; wer möchte nicht rückwärts sein Sein oder doch das Bewußtsein desselben auslöschen können schon hier auf dieser Welt und wie viel mehr in jener; wer möchte nicht heidnisch trinken können aus der Lethe Strom? Aber das Evangelium sagt davon nichts, sondern vielmehr, daß wir alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi. Immer und immer drängt sich uns daher die große und entscheidende Frage wieder auf, ob Gott die Sünde vergeben will und kann. Wer diese Frage noch nicht versteht, der versteht sich selbst noch nicht, und wohl dem, dem nicht nur die Frage, sondern auch die Antwort als eigenstes Eigenthum in seinem Innern lebt. Bis zur Frage kann die Philosophie den Menschen führen, bis zur Antwort nicht. Die Philosophen verkennen die Vernunft, wie die Juden das Gesetz, las ich vor kurzem in Hamann's Briefen, denn sie wissen nicht, daß die Vernunft nur zur Erkenntniß unserer Unwissenheit, wie das Gesetz nur zur Erkenntniß unserer Sünde gegeben ist; Wahrheit und Gnade läßt sich nicht ergrübeln, nicht ererben, sondern muß geschichtlich offenbart werden. Man kann nicht anders als das verstehen, und versteht man es, so weiß ich nicht, wie man widerstehen kann.

Eingehung der zweiten Ehe 1825.

Mit der ganzen Kraft der Vaterliebe hatte Perthes sich des Glückes seiner Tochter Mathilde gefreut, als diese dem ihm lange schon nahestehenden Manne verlobt ward; aber dennoch kostete es ihm einen schweren innern Kampf, auch diese Tochter sich vom elterlichen Hause ablösen zu sehen. Von heute an ist mein Kind, schrieb er, nicht mehr mein; ich werde zusehen müssen, wie es sich von Tage zu Tage mehr von mir entfernt und seine Liebe zwar nicht von mir abwendet, aber doch einem anderen zuwendet. So soll es sein: das Kind soll Vater und Mutter verlassen, aber der Schmerz ist groß und das Herz des Menschen blutet über dieses Soll und tiefe Blicke in das eigene Innere eröffnen sich und die Reinheit der Vaterliebe wird geprüft und durchschaut.

Am Tage nach der am 1. Juni 1824 gefeierten Hochzeit seiner Tochter hatten sich noch einmal alle Kinder im elterlichen Hause zusammengefunden; als es mit ihrem Gehen einsamer und einsamer um Perthes ward und er sich endlich allein mit den drei jüngern Kindern fand, unterlag er fast dem Schmerze. Es waren, schrieb er, schwere Stunden, als alle mich verließen. Zuerst ging Mathias, um ein neues, selbständiges Leben zu beginnen; dann gingen meine beiden verheiratheten Töchter in ihr von mir schon lange gelöstes Haus; noch blieb Mathilde mit ihrem Manne, dann ging auch sie. Das Lebewohl dieser Tochter, die mit grenzenloser Zärtlichkeit an mir hing, durchschnitt mein Herz: ich blieb allein, allein, wie ich seit dreißig Jahren nicht gewesen war. Nun habe ich fortan keinen geschlossenen Kinderkreis; kein Familienhaus gehört mir ferner an; das Haus, das ich mit Caroline gegründet, geht auseinander; wie ein Gespenst steht mir das Bild des allein Übrigbleibenden vor der Seele. Eines der Kinder löst

sich nach dem andern ab; in drei bis vier Jahren werden auch die drei kleineren, die noch bei mir sind, mich verlassen, dann bin ich so frei wie der Vogel in der Luft, bin vogelfrei und eine lange Reihe Jahre verstoßenen Alleinseins kann mir noch bevorstehen. Das Grausen der Öde, des Verlassenseins kommt über mich und manche Thräne dringt aus meinem Auge.

Sehnlich wünschte Perthes, daß seine drei jüngeren Kinder auch nach der Verheirathung der älteren Tochter des Familienlebens nicht entbehren möchten. So leid es mir thut, schrieb er, den jungen Eheleuten mich und die Kinder als Zuthat ins Haus zu bringen, so wird mir dennoch keine Wahl bleiben. Meine älteren Töchter erinnern freilich daran, daß die Beschränktheit des Raumes und die Nothwendigkeit, mich nach fremder Sitte zu richten, mir ungewohnt und schmerzlich sein werde. Ist aber so viel innerer Schmerz überwunden, so wird auch das Ungewohnte des äußern Lebens zu überwinden sein. — Einige Tage nach der Hochzeit seiner Töchter löste Perthes die eigene Hauswirthschaft auf und ordnete sein Leben dem neuen Hausstande seines Schwiegersohnes Becker ein. Nun sitze ich, schrieb er, auf dem alten Theil im Hause meiner Tochter, finde mich zurecht in der nicht großen Behausung und freue mich der Aussicht ins Freie, die ich nach allen Seiten habe. Das Verhältniß zu meinem Schwiegersohne, der mir mit vollstem Vertrauen entgegenkommt, gestaltet sich sehr glücklich, und die Sorge meiner Tochter, mich zu pflegen, kennt keine Grenze; die drei jüngeren Kinder fühlen sich heimisch, ich selbst habe wenig Bedürfnisse, habe mir das Leben nie durch Begehren nach Bequemlichkeiten unbequem gemacht und kann mich leicht in die Lebensweise anderer finden, und doch, ich will es gestehen, ist es dem altgewohnten Hausvater und Hausherrn schmerzhaft, nicht mehr Herr und König in einem eigenen Haushalte zu sein. Von frühster Kindheit an habe ich eine fast krankhafte Furcht gehabt, andern zur Last zu fallen und in die Lebensweise anderer störend einzugreifen. Nun sitze ich mit drei

Kindern in dem jungen Haushalte; niemand wird sich die Last gestehen, aber ist deshalb die Last weniger eine Last? Dieser Gedanke reizt und peinigt mich, so sehr ich ihn zu bekämpfen suche, und wie wird es künftig sein? Ich schrecke zusammen bei dem Gedanken an ein hohes Alter, in welchem Geist und Körper immer abgespannter und der Theilnahme, Hülfe und Pflege bei Tag und bei Nacht immer bedürftiger wird. Nicht einen einzigen alten schwachen Mann habe ich gefunden, der sich, wenn er vereinsamt war, nicht in einem peinlichen und verlegenen Zustande gefunden hätte und gar manchen sah ich dann in schwere Thorheiten verfallen; wer darf sich sicher glauben, wer sich überheben? Das glücklichste Auskunftsmittel für eine solche Zeit ist noch ein französischer Kammerdiener früheren Zuschnittes; wir haben es ja in der Emigrantenzeit gesehen, wie so ein Mensch für seinen alten Herrn kocht, ihn füttert, wäscht und kämmt.

Perthes hatte indessen, obschon er mit vollem Rechte sagen konnte, wenig Bedürfnisse zu haben, dennoch Bedürfnisse, deren Abhülfe auch der anstelligste französische Kammerdiener nicht gewähren konnte. Viele Jahre hindurch war er gewohnt gewesen, nichts allein, sondern alles in Gemeinschaft mit Caroline zu erleben; bei ihr hatte er stets das vollste Verständniß seiner äußeren Verhältnisse und seiner inneren Zustände voraussetzen und deshalb mit einem Worte, einem Blicke sich verständlich machen können; in Freud und Leid, im Großen und im Kleinen hatte er das lebendigste Eingehen auf alles, was ihn bewegte, gefunden. Diese Gemeinschaft des ganzen Seins war nun für ihn verloren und das Gefühl tiefer Einsamkeit verließ ihn seit Carolinens Tode in keinem ernsteren Augenblicke. Ich bin allein, schrieb er einmal an Nicolovius, und meine Sehnsucht ist groß; ich suche Mittheilung aus der Tiefe der Seele, um die Öde zu beleben, die in mir ist, aber so wie ich früher verstanden ward, versteht mich niemand; rede ich aus dem Innern, so lehrt mich die Antwort, die ich erhalte, daß der andere nicht ahnet, was ich meinte. —

Es ist wohl schwer, heißt es in einem anderen Briefe, ehelos zu bleiben, aber viel schwerer ist es, innige Mittheilung der ganzen Seele gekannt zu haben und wieder zu verlieren. Die Liebe meiner Kinder besitze ich in nicht gewöhnlichem Grade, aber die Liebe, die ich verlor, kann sie mir nicht ersetzen. Die Liebe der Jugend hat andere Ziele als die des Alters; entweder liegt, was die Kinder lieben, als sicherer Besitz vor ihnen in der Gegenwart, oder ihr Auge und ihr Herz ist auf die schimmernden Gebilde der Zukunft gerichtet. Eltern gehören der Vergangenheit an und die Vergangenheit hat für die Jugend nur eine bleiche Farbe. Vorwärts ist helles Sonnenlicht, rückwärts matter Mondenschein. So war es immer und so wird es immer sein; auch wir sahen einst vorwärts, jetzt müssen wir rückwärts sehen. — Für das, was ich entbehre, schrieb er ein anderesmal, für das, was ich suche und nicht finde, gibt es keinen Trost. Dunkle Nacht ist in meiner Seele. Der äußere Mensch macht Geberden, ergötzt sich, ist heiter, aber im Innern ist Öde und kalter bitterer Frost; doch wo gerathe ich hin! Aber wenn man in einer neuen Ehe eine neue Menschenliebe entstehen sieht, die nichts von Zeit und zeitlichem Untergehen ahnet und dann im eigenen Herzen das Schatten- und Moderwesen fühlt, so schütteln sich die Knochen und das Mark erbebt.

Mit diesem Gefühle der Einsamkeit und des Verlassenseins war Perthes als ein und funfzigjähriger Mann in die neue Lebensordnung eingetreten, welche ihn zu einem Gliede in dem jungen Haushalte seiner Tochter machte. Haus an Haus mit ihm wohnte die Schwester seines Schwiegersohnes, Charlotte Becker. Sie war an Heinrich Hornbostel, einen angesehenen Kaufmann in Wien, verheirathet gewesen und 1820 nach dem Tode ihres Mannes mit vier Kindern in das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt. Die beiden ältesten der Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren rettungslos erkrankt und so oft ihr Leben auch dem Erlöschen nahe war, vermochte dennoch niemand vorauszusehen, ob

der Tod sie schon nach einigen Wochen oder nach vielen Jahren von ihren Leiden erlösen werde. Perthes hatte bald, nachdem er sich in Gotha niedergelassen, die hartgeprüfte Frau, welche eine nahe Freundin seiner beiden verheiratheten Töchter war, kennen gelernt, hatte mit inniger Theilnahme die schweren Prüfungen, von denen sie getroffen war, gehört und sich der Kraft und Heiterkeit gefreut, mit welcher sie dieselben trug. Ich traf, schrieb Perthes später, freilich nur gesellschaftlich mit Charlotte zusammen, aber ich bemerkte bald ihren hellen Geist und ihren treffenden Witz; die rasche Lebhaftigkeit ihres Wesens, die Bestimmtheit und Gewandtheit in allem, was sie that, zog mich an, und ihre scharfe Beobachtung der Menschen, ihr kluges Durchschauen der Verhältnisse setzte mich in Erstaunen. Näher kamen wir uns indessen nicht und die tieferen Seiten des Lebens wurden nicht berührt. — Dreißig Jahre war Charlotte alt, als Perthes in das Haus seiner Tochter zog und nun im täglichen Zusammentreffen mit ihr und ihren Kindern sie näher kennen lernte. Mir konnte, heißt es in einem späteren Briefe, der innere Werth der Frau nicht verborgen bleiben; ich sah ihre Wahrheit und Natürlichkeit in jeder Lebenslage, ich sah die besonnene Treue, die ausdauernde Liebe bei der schweren und mühevollen Pflege der kranken, ihre Einsicht bei Erziehung der gesunden Kinder; ich sah, wie sie bei ihrer Lebhaftigkeit und ihren Lebensgaben jeder Lebensfreude wie sich von selbst verstehend entsagte, sobald die Kinder ihrer bedurften. Sorge, Angst und die am Krankenbette durchwachten Nächte hatten ihren Zügen den Ausdruck stillen Schmerzes gegeben, aber der geistvoll heitere Blick war ungetrübt. Wohl konnte ich einzelne heftige Äußerungen ihres schweren Leidens bemerken, aber im ganzen fand ich sie gefaßt, ergeben und getrost. Ich hatte den ernsten Vorsatz, jetzt und künftig der Mutter und den Kindern in allen Verhältnissen mit Liebe beizustehen; freundlich nahm sie meine Herzlichkeit auf und ihr Vertrauen besaß ich, aber auch

nicht ein einzigesmal tauchte der Gedanke an ein näheres Verhältniß mit dieser Frau in mir auf.

Gegen Ende Juli 1824 kam Rebecca Claudius, Perthes' Schwiegermutter, mit ihrer Tochter Auguste zu einem vierwöchentlichen Besuche nach Gotha. Sie ward tief von Perthes' Lage ergriffen und auf einem Spaziergange durch den Orangengarten — es war am 11. August — sprach sie sich darüber gegen ihn aus. Perthes sei, sagte sie, schon jetzt nicht mehr Herr in einem eignen Hause, in kurzem werde er auch von den jüngern Kindern verlassen sein und könne bei seiner kräftigen Gesundheit dann noch eine lange Reihe von Jahren zu durchleben haben. Ihm sei die Einsamkeit nicht gut und die Verlassenheit könne er nicht ertragen; er möge nicht anstehen, sich eine Gefährtin für sein noch übriges Leben zu wählen. Bei diesen Worten schoß wie ein Blitz der Gedanke an Charlotte durch Perthes' Seele; er antwortete nicht und einen schweren Kampf hatte er von diesem Tage an mit sich zu kämpfen. Im September theilte er das Für und Wider, welches ihn bewegte, seiner Schwiegermutter in einem ausführlichen Briefe nach Wandsbeck mit, gab aber noch keine Andeutung darüber, daß es nicht mehr allein die Ehe, sondern schon eine bestimmte Ehe war, welche ihn in Unruhe und Ungewißheit setzte. Nachdem er die verschiedenen in seinen äußeren und inneren Verhältnissen liegenden Gründe angeführt hatte, welche die Eingehung einer zweiten Ehe zuläßig und rathsam für ihn machen konnten, heißt es weiter in dem Briefe: Ich weiß gewiß, daß Caroline in Kenntniß meines Gemüthes und Temperamentes meine Wiederverheirathung voraussah und ich bin sicher, daß die Treue zu ihr im Innern meiner Seele durch keine neue Verbindung gestört oder getrübt werden kann. In mir lebe ich im Andenken an meine selige Caroline und ich werde in diesem Andenken fortleben bis zu meinem letzten Tage; aber ich muß mir sagen, daß das doch nur möglich ist, indem ich mir ihren nun seligen Geist wiederum verkörpere und ihn mir als menschliche Persönlichkeit vorstelle, welche

Theil nimmt an meinem irdischen Sein, an meinem ganzen Thun und Lassen, und ich darf mir nicht verbergen, daß es so menschlich vorgestellt meiner lieben Caroline doch wohlthuender sein würde, wenn ich stille und allein ihrem Andenken fortlebte. Auch ist es doch wahr, daß die heilige Schrift, obschon sie nicht wider eine zweite Ehe ist, dieselbe doch wohl nur um unseres Herzens Härtigkeit wegen zuläßt. Die bürgerlichen Gesetze enthalten kein Verbot, aber die Stimme und die Sitte des Volkes haben zu allen Zeiten Abneigung wider sie gehabt, und die Jugend, bei der das Ideale frisch und lebendig ist, und die Frauen, die mit ihrem Geiste ewig zur Jugend gehören, sehen mit innerem Widerwillen auf die zweite Ehe hin. Auch ich weiß es, daß mein Alleinbleiben nicht nur um anderer wegen, sondern auch an sich würdiger wäre, aber ich weiß auch, daß das doch nur dann der Fall ist, wenn nicht der eigene Hochmuth solche Würdigkeit erlügt, um vor sich selbst, vor anderen Menschen und vielleicht auch vor Gott in einem falschen Lichte zu glänzen oder um unter dem Schein der Treue die Selbstsucht, welche nur sich allein leben will, zu verbergen. Uns ist die Liebe zur Creatur mitgegeben in unser Erdenleben, um uns zur Liebe, das heißt zur Liebe zu Gott zu erziehen. Kann ich nun dieser irdischen Erziehungsmittel entbehren und dennoch die Liebe in mir lebendig erhalten; kann ich, wenn keine Familienpflicht mich nöthigt, auch für andere zu sorgen, der Gefahr entgehen, kalt mich abzuschließen und nur mir in gröberer oder feinerer Selbstsucht zu leben? Manches schreckliche Beispiel anderer steht mir vor der Seele! Ist es Schwäche, wenn ich mir sage: Du kannst, wie du bist, der irdischen Erziehungsmittel zur Liebe nicht entbehren, oder wäre es nicht vielmehr Hochmuth, wenn ich glauben wollte, ich sei ihrer nicht mehr bedürftig? Ich weiß keine Antwort auf diese Fragen.

Das Ende seines inneren Kampfes ward weder durch die Antwort auf diese Frage, noch durch allgemeine Betrachtungen über die Zulässigkeit einer zweiten Ehe herbeigeführt, sondern durch die

wachsende Liebe zu der Frau, mit welcher er die zweite Ehe eingehen wollte. Sonderbare Erfahrungen mache ich an mir, schrieb er einige Wochen später an Rist. Jene Stimmung, die ich kannte, bevor Inneres und Äußeres mich störte damals, als die ersten Unschuldsneigungen in das Herz des Knaben einzogen; jene träumerische Zartheit des Gefühls, welches sich in still freudige Sanftmuth, in Wohlwollen gegen Menschen, Natur und alle Geschöpfe auflöste, lag viele, viele Jahre hinter mir wie ein lieber, schöner Traum; kein Wunsch konnte sie wieder hervorrufen. Heute wird mir wieder, wie mir damals war. Wie ist das möglich in dem alten Manne, wie kann mir das kommen, dessen Herz so vielfach von der Welt und Zeit durchstürmt ist, wie kann mir, der ich so viel erfahren, so viel gefehlt, die Unschuldsstimmung des eben erwachenden Knaben, ich weiß keinen andern Ausdruck, wiederkehren? Ich fühle mich wie ein Kind, ich rufe mir zu: wache und bete; aber kein Mißton ist in mir, keine abmahnende Stimme wird in meinem Innern laut, ich kann beten und in innigster Gemeinschaft mit meiner seligen Caroline sein.

Perthes war sich der Macht, die in ihm drängte, völlig bewußt. Ich weiß, schrieb er einige Tage später wiederum an Rist, daß, wenn im menschlichen Herzen eine Neigung zur Blüthe gekommen ist, das innere Maß nicht richtig und Selbsttäuschung fast unvermeidlich ist. Es gibt dann noch, um sich zurecht zu finden, einen prosaischen aber sicheren Weg: die Prüfung nämlich dessen, was das Herz begehrt an den äußeren Verhältnissen. Hier ist Täuschung, hier Mißverständniß am schwersten möglich. Greife ich, wenn ich meinem Herzen folge, ein in irgend eines Menschen Recht, störe ich irgend eines Menschen Frieden, werde ich in der Thätigkeit, die mein Beruf mir auferlegt, gehemmt, kann ich ihren Kindern die übernommenen Pflichten erfüllen, ohne meinen Kindern etwas zu entziehen? Wohl fühle ich, daß täglich neu werdender Schmerz durch das Leiden der beiden kranken Kinder meiner wartet und daß ich diesen gegenüber eine schwere Aufgabe

zu lösen habe; aber ohne das Hineintreten in dieses Leiden würde ich mich nie für berechtigt gehalten haben, das Schicksal dieser Frau an das meinige zu binden.

Seit Mitte des Septembers stand Perthes' Entschluß fest, aber Wochen hindurch schwieg er, um ruhiger in sich selbst zu werden. Als er endlich Mitte October sich erklärte, erhielt er eine Antwort, aus welcher er sehen zu können glaubte, daß Neigung sie eingegeben habe, aber eine Entscheidung brachte sie nicht; diese könne erst dann erfolgen, wenn der Zustand der beiden kranken Kinder ruhige Überlegung und einen sichern Blick in die Zukunft möglich mache. Perthes glaubte, daß auch ihm das Hinausschieben das Liebste sei, aber in diesem Glauben hatte er sich geirrt, denn nun erwachte in ihm die Leidenschaft mit jugendlicher Macht. Auch in diesen Tagen ließ er den Freund ohne Scheu tief hinein in sein Inneres schauen. Ich bedarf jetzt, schrieb er an Rist, eines Freundes Herz und will, daß Sie alles wissen sollen. — In wunderbarer Wahrheit spiegelt sich in den Briefen, die Perthes damals schrieb, die Unmittelbarkeit seines ganzen inneren Seins ab. Ich erschrecke vor mir selbst, heißt es einmal: bin ich ein Thor und täusche mich, oder habe ich wirklich bis an das Ende meiner Tage die Freuden und die Qualen der Jugend zu tragen und den Kampf mit diesem unsäglich bewegten Herzen zu kämpfen? Ich habe geschrieben, sie solle Nein sagen, wenn sie nicht Ja mit freudigem Herzen sagen könne; auch ihr Nein würde mich ruhig finden und ruhig lassen. Das habe ich geschrieben und das konnte ich schreiben mit voller Wahrheit damals — und jetzt würde ein Nein mich zerbrechen, das Ja wird mir neues Leben geben. — Dieselben Briefe aber, die überströmen von der Gluth des Gefühls, enthalten zugleich die schärfste Beobachtung des eignen inneren Zustandes und betrachten und beurtheilen, was in ihm vorging, besonnen und kalt. Mir ist es, schrieb er, wie wenn jeder, der mich sieht, denken müßte: sollte wirklich in dem alten Manne die Leidenschaft so noch walten. — Ich habe, heißt es ein anderes-

mal, neue Erfahrungen gemacht und neue Blicke in die Tiefe des Menschenherzens gethan; nicht allein auf mein Erdenleben, auch auf mein ewiges Heil werden diese Tage des Kampfes einen bleibenden Einfluß haben. — Der leidenschaftliche Jüngling und der reife Mann, der den Jüngling beobachtet, beurtheilt und auch wohl belächelt, waren damals in Perthes vereint. Ich schreibe an Lottchen und erhalte Antwort von ihr, äußerte er gegen Rist; aber unser Briefwechsel geht sehr geheim in Büchern, die ich sende und zurückerhalte. Schade, daß der selige Kotzebue nicht mehr lebt, er würde seine Freude daran haben; in einer deutschen Tragödie darf doch der Hanswurst niemals fehlen. — Alle menschlichen Dinge, heißt es ein anderesmal, so vornehm sie auch aussehen, haben ihren komischen Anhang: wird Charlotte meine Frau, so werde ich, da sie die Schwester meines Schwiegersohnes ist, der Schwager meiner Tochter und mein Schwiegersohn der Sohn seiner Schwester. — Der Ernst indessen und die Sicherheit des reifen Mannes erhielt doch immer wieder die Herrschaft. Es müßte doch, schloß Perthes einen Brief an Rist, Gott selbst jammern, wenn so viel Arbeit, wie in dem lieben langen Leben an mir vorgegangen ist, vergebens gewesen sein sollte; ich habe guten Willen, ich habe Glauben und Gebet und ich will schon fertig mit mir werden.

Ein solcher Zustand heftiger innerer Bewegung konnte nicht lange anhalten, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Der 25. October 1824 war der Tag der Verlobung. Achtung, vertrauende Zuneigung fühlte Charlotte immer zu mir, schrieb Perthes an Rist, nun hat die Innigkeit meiner Liebe sie ergriffen und sie ist mein. Die Stürme haben sich gelegt und in mir ist wieder Ruhe; auch glaube ich, daß im tieferen Grunde meiner Seele der Friede nie zerstört war. — Wochen ruhiger Mittheilung haben wir gehabt, schrieb er etwas später; im Innern und über Inneres verstehen wir uns leicht, obschon das Verständniß ganz anderer Art ist, als es mit meiner seligen Caroline war. So verschieden sind

die Persönlichkeiten beider, daß es unmöglich ist, sie in ein Bild zu fassen, und keine Gefahr ist, beide nicht völlig gesondert in mir zu erhalten. Nicht einmal vergleichen könnte ich beide; jede ist ein ganz anderes und steht als ein ganz verschiedenes in meiner Seele. Sonderbar wird unsere Stellung zum äußeren Leben dadurch, daß Charlotte mich zuerst in Gotha kennen gelernt. Hier, wo ich als Fremder unter Fremden lebe, sind alle Beziehungen zu meinem früheren Leben, alle Zusammenhänge mit meinen früheren Verhältnissen abgeschnitten; alle meine Freundesverbindungen, alle Briefe, die an mich kommen, müssen ihr erscheinen wie Stücke einer fremden, veralteten Welt. Von mir, das heißt von meinem früheren äußeren Thun und Wirken im Zusammenhange zu erzählen, ist mir unmöglich; ich muß es darauf ankommen lassen, wie Charlotte sich den Zusammenhang nach und nach herausfühlt. — Hinter mir liegt, schrieb Perthes in den letzten Tagen des Decembers, ein Jahr, erfüllt mit Sorgen, Arbeiten, Kämpfen und Erfahrungen, vor mir eine Zeit, die nicht minder reich sein und Arbeit mir bringen wird, wie kaum eine andere. Frei wie ich war, konnte ich rasch in die großen Unternehmungen meines neuen Geschäfts hineingehen, und hatte nicht nöthig, ängstlich den Umfang meiner Vermögenskräfte zu berechnen; jetzt wird mir größere Vorsicht und erhöhte Anstrengung zur Pflicht; schwere ununterbrochene Arbeit ist der Weg, den meine Natur mir zum Gehen anweist. So habe ich nicht zu fürchten, daß Charlotte der Pflege und Sorge für ihre Kinder Zeit wird abbrechen müssen, um mein Leben auszufüllen. Daß auch sie große und schwere Aufgaben zu lösen hat, ist mir ein Segen; eine Frau, die an mich den Anspruch machte, für die Ausfüllung ihrer Zeit zu sorgen, würde mich mit Angst erfüllen. Arbeiten, beten, wachen, das ist unsere gemeinsame Aufgabe, dazu wolle Gott seinen Beistand und seinen Segen geben.

Mitte Februar 1825 ging Perthes nach Berlin, wo er bis Mitte März verweilte. Ich danke Gott, ich danke ihm von Her-

zen, heißt es in dem ersten Briefe an seine Braut, daß er Dich mir zugeführt hat, Du liebe, reine, ehrliche Seele. Dein Brief liegt vor mir; unter uns gesagt, ich habe ihn geküßt, wie der Jüngling des Mädchens Liebeszeichen an seinen Mund drückt, und warum sollte auch unser Herz nicht jung fühlen? Ist das Gefühl treu, so ist es auch jung, mag auch Zeit und Welt die Glieder gealtert haben. Dein Brief liegt vor mir und macht mich sehr glücklich. Meine Charlotte, alles, was Du sagst, kommt aus einem so einfachen, richtigen Sinn, daß es mir ein festes Einverständniß unserer Seelen zusagt. Du willst von mir in Deinem inneren Wesen gestärkt, gehoben werden, wie mich meine Caroline stärkte und hob. Liebe Charlotte, wohl weiß ich, daß ich Dich zu einer Erkenntniß führen kann, die Dir Sicherheit gibt für Dein ganzes Sein, aber nur Sicherheit für das, was Du schon hast; denn Gott ist mit Dir gewesen in Deinem Kummer, in Deinen Leiden und er ist noch mit Dir. Auch mit mir war Gott und ist Gott und ich habe Erkenntniß der ewigen Wahrheit, aber Du bist reiner, besser und fester als ich. Ich habe dies rege, innige, volle Herz der Liebe, aber sonst! meine geliebte Charlotte; Caroline hielt mich oben, für Dich ist auch noch Arbeit, halte mich fest an Deinem Herzen; ich bedarf, daß mein unruhiger Geist festgehalten werde im Arm der Liebe durch das Auge der Liebe, was zum Himmel schaut. — Wenn ich mir Dein ganzes Wesen vorstelle, schrieb er einige Tage später, wenn ich den Ausdruck Deines Geistes, Deines Herzens vor mir sehe, wird mir wohl und warm. Wer recht das Innere der Liebe hegt, gibt sich hin und muß sich hingeben, aber auch nur allein aus ihr kommt Kraft zur That, kommt Muth zum Wirken und zum Schaffen, kommt das Dransetzen seiner selbst zu Zielen, die uns Gott gesetzt hat. In mir ist wohl Wahrheit und Liebe, aber des Unstäten, Wilden, Fliegenden, des Drängenden und Ungebändigten viel lebt und arbeitet in mir und die Ruhe des Alters will nicht kommen. Nimm

mich hin, wie ich bin, habe Geduld, habe Liebe, Du mußt mich halten und doch werde auch ich Dich halten, das weiß ich.

Mitte März kehrte Perthes aus Berlin nach Gotha zurück, mußte aber gegen Ende April wiederum auf einige Wochen nach Leipzig und feierte dann am 13. Mai seine Hochzeit. Tief bewegt schied ich in Leipzig von Euch, schrieb Perthes am 14. Mai an Besser. An der Pforte eines neuen Lebens stehend, war es mir, als sagte ich Euch, den Zeugen meines früheren Lebens, ein ewiges Lebewohl. Der Wagen ward mir zum Schiff, das den abfahrenden Schiffer fortführt von dem gewohnten, langbekannten Lande in eine ferne, unbekannte Weite. Meine Vergangenheit lag hinter mir wie das sichere Ufer, und verbarg sich, je weiter ich mich von Euch entfernte, von Minute zu Minute in weiterer Ferne. Meine Zukunft lag vor mir wie das weite unbekannte Meer; kein Anker, den ich auswarf, wollte fassen. Zerrissen an Geist und Herz traf ich vorgestern Abend in Gotha ein und Charlotte ward mir allein dadurch, daß ich sie fand, zum inneren Frieden und zur Sicherheit. Gestern Morgen 7 Uhr wurden wir verbunden und verlebten den Tag in Stille und Ruhe, wie es unserem Verhältnisse angemessen war. Heute hat die neu zusammengesetzte Familie sich zum ersten Mittagstisch zusammengefunden und mir ist erstaunlich friedlich und stille zu Muthe. — Noch niemals in meinem Leben habe ich, schrieb Perthes acht Tage später, eine solche Sicherheit in meiner Seele empfunden über das, was ich gethan, was ich gewagt, als jetzt; mir ist, wie wenn der Friede Gottes sich auf mich niedergelassen hätte und so sage ich: Preis und Dank sei Gott dem Herrn!

Der Friede und die Stille, die Perthes suchte, so lange er lebte, wurde ihm zwar auch durch das neue Lebensverhältniß nicht ohne weiteres zu Theil; er hatte vielmehr nach außen und nach innen darum zu kämpfen bis in die Stunden seines Todes hinein; aber ein Glück und ein Segen ward ihm die zweite Ehe in einem Maße, wie er selbst bei deren Eingehung nicht geahnet.

Schwere Forderungen stellte sie allerdings an ihn. Neben der Erziehung der drei eigenen noch unerwachsenen Kinder war er nun auch für die der vier Stiefkinder verantwortlich. In ein neues Familienleben zusammengesetzter Art sollte der drei und funfzigjährige Mann sich hineinleben und Aufgaben, wie sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nur dem frischen Lebensmuthe des jungen Mannes gestellt sind, hatte er zu lösen, indem ihm die Freuden und Sorgen einer jungen Ehe in reichem Maße zu Theil wurden. Vier Kinder wurden ihm geboren: Rudolf am 13. April 1827, Caroline am 1. October 1828, Auguste am 23. September 1830, Elise am 3. Juli 1832. Krankheiten und Leiden der Kinder, die Sorgen der Erziehung, die Unruhen eines großen Haushalts berührten seinen lebhaften, leicht erregbaren Sinn stärker, als es bei den meisten anderen Menschen der Fall ist; aber er hat sie ganz gewiß nicht in einem einzigen Augenblicke als eine Last empfunden. Das Gefühl des Dankes vielmehr für das ihm zu Theil gewordene Glück hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. Nach außen wie nach innen hatte er in mancher Beziehung einen Halt gefunden, dessen er sich bedürftig wußte, und konnte wiederum einen Halt gewähren in dem höchsten und tiefsten Verhältnisse, welches die Menschenbrust erfüllt. Ich habe einen großen Schatz gefunden, schrieb er an Niebuhr, ich werde mit der zartesten weiblichen Liebe geliebt und meiner Charlotte edler Sinn sieht nichts in mir nach, was ihrer Achtung vor mir Eintrag thun könnte. Meine Schuld wird es sein, wenn unser Verhältniß nicht die Reinheit gewinnt, die den Frieden Gottes in sich trägt. — Vielleicht die zweite Ehe überhaupt, gewiß aber die zweite Ehe mit dieser Frau war ein solcher Segen für Perthes, daß sich die, welche ihn näher kannten, nicht ausdenken könnten, was und wie er geworden, wenn Gott sie ihm nicht zugeführt hätte. Ich fühle in tiefer Demuth, schrieb er selbst einmal, welche Ansprüche Gott an mich machen müßte, wenn er nichts wäre als gerecht; unendlich Großes hat er auch in meinem späteren Leben

an mir gethan, um in mir die Liebe lebendig zu erhalten, und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Die ersten Jahre der neuen Ehe 1825—1830.

Wenige Wochen nach der Hochzeit forderte der Arzt für die kranken Kinder den Gebrauch des Emser Bades. Perthes entschloß sich mitzureisen und brachte die Wochen von Ende Juni bis Ende Juli mit seiner Frau, seiner jüngsten Tochter und den beiden Kranken in Ems zu. Hier habe ich meine Schwarzburger Waldgegend, enge Thäler und Schluchten, dichte Waldungen und grüne Wiesen, Bäche und Quellen wieder gefunden, schrieb er einige Tage nach seiner Ankunft, und bin daher sehr zufrieden und lache das Menschenvolk aus, das über das traurige langweilige Ems klagt und sich auf dem engsten Raume umhertreibt, während die Natur in weiter herrlicher Fülle sich von allen Seiten öffnet. Die hohen Herrschaften trifft man nur Morgens von 6—8 und Abends 7 Uhr am Brunnen, sonst leben sie auf ihren Zimmern unter, mit und über einander. Ob dieser Abgeschlossenheit ärgert sich nun die darauf folgende Classe: der kleine Adel, die Gelehrten, die Frankfurter Banquiers, die Hamburger und Bremer Kaufleute; sie schließen sich aber ebenfalls wieder ab und hüten sich wohl, gemein zu thun mit den Öconomen, den reichen und fein angethanen Bierbrauern, Eisen- oder Tuchhändlern. So ziehen die Abstufungen sich herauf und herunter und unter den allen handthieren die Badeärzte herum, staffiren ihr einfaches Wasser mit hohen Redensarten aus und leben nun, nachdem sie neun Monate Krähwinkler an irgend einem kleinen nassauischen

Orte gewesen sind, in höchster Anstrengung, um den vornehmen Leibarzt zu spielen.

Nach allen Seiten hin durchwanderte Perthes die Berge und Thäler, er sah in Koblenz wiederholt den ihm lange befreundeten Medicinalrath Ulrich und in Sayn seine Schwägerin Anna Jacobi, die von Siegburg dorthin gekommen war, um dem alten todtkranken Pfarrer Boos, dem Genossen von Goßner, Lebewohl zu sagen. Gestern besuchte ich in Koblenz, schrieb Perthes an Rist, den General Pfuel, dem ich seit 1813 nicht wieder begegnet war. Meine Augengläser sind freilich ganz anders gefärbt, als damals; doch erkannte ich auch jetzt die raschen Blitze und husarenartigen Kräfte von ehedem, die aber wohl geneigt sind, ein hohes und leichtes Spiel zu spielen. — In Ems selbst war an anregendem Umgang kein Mangel. Viel und gerne verkehren wir, schrieb Perthes, mit Professor Sack aus Bonn, der die zweite Tochter meines alten Max Jacobi geheirathet hat, und haben eine sehr liebe Bekanntschaft an dem Orientalisten Umbreit aus Heidelberg gemacht. Vom Grafen Bernstorff, dem preußischen Minister des Auswärtigen, werde ich oft zu dem morgendlichen Brunnenspaziergang und unbefangenem Gespräch aufgefordert und betrachte mir daneben mit Theilnahme Maria von Weber und mit Neugierde Börne, der hier umherstreicht. Am letzten Donnerstag den 14. Juli ging ich den herrlichen Weg nach Nassau, um dort mich bei Stein melden zu lassen. Er nahm mich an, war aber nicht allein, sondern hatte außer einigen anderen besternten Herren den russischen Minister des Inneren Kotschubey bei sich. Den Russen zu hören, war sehr interessant; er hat eine kranke Tochter, die nicht gehen kann, vor zwei Jahren nach Marseille, von da nach Ischia, von da an die Wolga, von da in die Bäder am Kaukasus und von da hierher nach Ems gebracht. Diese Badereisen eines kranken Mädchens sind ein rechtes Symbol für die Dimensionen aller russischen Verhältnisse. Die Vornehmen der Nation bilden die fliegende Brücke zwischen der civilisirten und der asiatischen Welt; wenn

man sie hört, verschwinden dem Umfange nach alle Verhältnisse anderer, so groß sie auch an sich sein mögen. Als Orlow's Werk über Neapel erwähnt ward, rühmte Kotschubey den guten Einfluß, den die französische Herrschaft auf Neapel gehabt habe; es wären unter ihr Männer für den Staat ausgebildet worden, die vortreffliche Werkzeuge für eine kräftige Regierung werden könnten, um Land und Volk aus dem Schlamme zu ziehen, in welchen es seit lange versunken sei. Den russischen Finanzminister Cancrin nannten Kotschubey und Stein einen tüchtigen Geschäftsmann, voll Geist und Kenntnisse und von großem Verdienste als Intendant der Armee, aber, setzte Kotschubey hinzu, seine deutsche Ideologie sei unerträglich und werde den Mann annulliren. Diese Mißachtung des deutschen und jene Bewunderung des französischen Wesens ist characteristisch für den Russen. Als die Rede auf die griechischen Angelegenheiten kam, sagte Kotschubey: in die auswärtige Politik melire ich mich nie, meine Privatmeinung aber ist, daß diese Griechen und deren Unabhängigkeit auf ihren Schiffen fortleben werden, selbst wenn sie auf dem Lande unterliegen. — Da Stein mich gebeten hatte, ihn noch einmal zu besuchen, ging ich vorgestern Sonntag (den 17. Juli) Vormittag wieder nach Nassau und war nun mit Stein allein. Er sprach viel und lebendig über das, was er erlebt. Als Napoleon's Aufenthalt in Wien während des Jahres 1809 und der Mordversuch auf ihn in Schönbrunn berührt ward, hob er mit großer Heftigkeit das Verrückte des Wahns, durch solche That ein Volk retten zu wollen, hervor. Das Seinige thun, auf Gott vertrauen und abwarten, das sei die Sache. Gott leite die Welt und ohne ihn seien die Menschen nichts. Als er 1777 von der Universität gekommen und ins Leben eingetreten sei, hätten viel tüchtige aber ungeduldige Leute geglaubt, daß die europäische Welt an den großen Armeen und an der schlechten Verwaltung zu Grunde gehen würde; später habe man von der französischen Revolution und von der Napoleonischen Herrschaft das Ende der Dinge erwartet; jetzt glaubten die einen,

daß sie an dem monarchischen Princip und an der heiligen Allianze, an Metternich und Gentz, die anderen, daß sie an dem Liberalismus zu Grunde gehen würde, aber die Welt werde bestehen trotz Metternich und Gentz und trotz aller Liberalen. Mit rücksichtsloser Offenheit äußerte Stein sich dann über den König von Preußen und den Kronprinzen, über den Katholicismus und die Furcht vor ihm, über Voß und Paulus, über de Wette's Absetzung und über das Gelehrtenvolk. Graf Bernstorff nannte er einen sehr edlen Mann, verdeckte aber dessen schwache Seiten nicht. An demselben Sonntag ward es gegen Abend sehr lebhaft in Ems, weil der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen erwartet wurden; die Feuer auf den Bergen ringsumher, die erleuchteten Nachen auf der Lahn gaben der Gegend mit ihren gezackten Bergen einen höchst wunderbaren Glanz. Niebuhr war vom Kronprinzen nach Ems beordert und bewegte sich höchst munter und kräftig in der hohen Gesellschaft und war herzlich und innig mit uns. Durch ihn ward ich mit dem Grafen Gröben, Dörnberg's Schwiegersohn, bekannt, der den Kronprinzen als Adjutant begleitet; Bernstorff, Niebuhr und Gröben sich zu Reisebegleitern zu wählen, setzt einen nicht gewöhnlichen Sinn voraus. Es stieg bei der Abreise allein Niebuhr zum Prinzen in den Wagen. Die beiden Männer nebeneinander gewährten einen wunderbaren Anblick. Gar komisch ist es anzusehen, wie die Emser vornehmen Gestirne verschieden kreisen, je nach dem Wechsel der Sonnen, die hier erscheinen; sobald eine glänzendere kommt, wechseln alsbald die Bahnen und Wirbel. Nur die Russen gehen stolz auf eigenen Füßen und neben ihnen zwei englische Generale, die stumm, verdrießlich und widerlich, wie alte große Hunde unter Gekläff von kleinen, die langen Maultaschen hängen lassen. Uns gegenüber wohnt der Fürst Narischkin aus Odessa mit einer jungen hübschen Frau; natürlicher und einfacher als dieses Ehepaar kann man nicht leben; mit ihren vielen Domestiken, Stockrussen, gehen sie auf das freundlichste um. Es ist doch aufrichtend zu sehen, wie

die bessere Natur im Menschen den einzelnen oftmals zum Besseren zurückkehren läßt, wenn auch die Üppigkeit des Geschlechts durch Stand, Rang und Reichthum bis an die äusserste Grenze gekommen ist.

Als Perthes am 30. Juli 1825 nach Gotha zurückgekehrt war, nahm nach so mannigfachen Unterbrechungen der Beruf seine volle Thätigkeit in Anspruch; in angestrengter Geschäftsarbeit verfloß das ganze nächste Jahr. Während er das seit seiner Übersiedelung nach Gotha in Beruf und Familie neu begonnene Leben mit Kraft und nicht ohne Erfolg zu gestalten und weiter auszubilden suchte, drohte ein liebes Band, durch welches ihm der Zusammenhang mit seiner Hamburger Vergangenheit noch immer lebendig vermittelt ward, zu zerreißen. So innig und so nahe wie kein anderer hatte Johann Heinrich Besser mit ihm das vergangene Leben durchlebt. Du bist nun eigentlich der einzige Mensch, schrieb Perthes nach Carolinens Tode einmal an Besser, der alles von mir weiß, soviel überhaupt ein Mensch von dem andern wissen kann, und Du bist überdies rückwärts die Brücke zu meinem früheren Leben, über welches sonst der Sargdeckel gelegt ist. — Eine liebe, bedeutende und höchst eigenthümliche Natur war Besser immer gewesen und ist es geblieben bis an seinen Tod. Er war, schrieb später Frommann, einer der wohlwollendsten und liebenswürdigsten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind, dabei ein gewaltiger Arbeiter und im Besitze sehr umfassender und gründlicher Literatur- und Sprachkenntnisse. — In vielen Briefen sprach Perthes selbst sich wiederholt über diesen seinen lieben Freund und Bruder aus. Was Besser geistig hatte, schrieb er einmal, wurde ihm nicht durch Entwickelung des Gedankens, sondern durch unmittelbare Anschauung zu Theil, die ihn viel weiter brachte, als der sogenannte verständige Mann jemals kommt. Seine Ansichten über Welt, Menschen und Verhältnisse waren unwandelbar auf unsere heilige Wahrheit und auf feines Gefühl für Sittlichkeit und Recht gegründet; dem Eindruck, den Personen auf ihn mach-

ten, konnte man fast immer vertrauen. Jedem Vorliegenden gab er sich ganz hin; galt es etwas Wichtigem oder der Hülfe eines anderen, so war er der größten Kraft und Aufopferung immer fähig, aber im kleinen, täglichen Leben fing er leicht zu viel und zu groß an und ließ es dann bei Anfängen bewenden. Tausende von Planen für das Geschäft, für literarische Zwecke schrieb er auf einzelne Zettel; seine Anstalten zu Familienfesten, zu Weihnachten u. s. w. gingen immer ins Unausführbare, seine Lust zu schenken hatte keine Grenzen. Für die Natur hatte er einen wahren zarten Sinn und die Schönheit einer Gegend konnte ihn bis zu Thränen ergreifen; in der Musik lebte und webte er; Wochen lang konnte ihm eine Melodie nachklingen. Dann suchte er allein zu sein, um zu singen, und man hörte wohl vom geheimen Orte Arien ertönen. Der Freude gab er sich bis zur Erschöpfung hin und frohe Tischgesellschaft machte ihn überglücklich. Er stand sehr früh auf, oft um 3 oder 4 Uhr, aber der Schlaf hatte große Gewalt über ihn; gegen Abend pflegte er mit der Feder in der Hand, eine graue Wollmütze auf den Kopf gesetzt, einige Minuten zu schlummern und schrieb dann, munter erwachend, weiter fort. Im Großen war er einfach und ohne Ansprüche, hing aber an tausend Kleinigkeiten; auf Reisen trug er eine Menge Kleidungsstücke der Taschen wegen, die er darin machen ließ; ein und zwanzig hat Caroline einmal lachend gezählt; alle waren gefüllt mit Etuis, Schreeren, Messern, Kämmen, Feuerzeugen, vielen Brieftaschen und dergleichen; der Rauchtabacksapparat war unermeßlich; in die Wagentaschen wurden von allem noch Doubletten gesteckt und dennoch machte seine Reiselust und Freudigkeit, sein Muth und Entschlossenheit bei Unfällen ihn zu dem besten Reisegenossen, den man sich nur wünschen kann. Durch und durch Humorist, war er ein liebes Kind Gottes, ein selten reiner Mensch, ein kräftiger, tüchtiger Mann. — Von Jugend an hatte Besser zuweilen Zeiten gehabt, schrieb Perthes ein anderesmal, in denen den fröhlichen, an jovialer Laune und guten Einfällen überreichen

Mann eine gedrückte, düstere Stimmung überfiel; dann konnte ihm, der leicht und sicher arbeitete, Verzagen darüber ergreifen, ob er im Stande sein werde, die grade vorliegenden Geschäfte zu bewältigen und dem Manne, der wie wenige ein Herz voll Liebe, Wohlwollen und Vertrauen hatte, stellten dann Menschen und Verhältnisse schwarz sich dar. Von mir hat ihn seine graue Zeit, wie er sie nannte, nie auch nur eine Stunde entfernt, ich kannte sie und wußte sie zu behandeln. In großen Verhältnissen war er immer tapfer und kräftig, wirkliches Leiden trug er ruhig, bedeutende Schwierigkeiten fanden ihn stets gerüstet und wenn Gefahren droheten, war er heiterer und ruhiger als ich. Im Schmerze wußte er Maß zu halten, aber Freude und Theilnahme an anderen riß ihn leicht fort und überwältigte ihn. Menschen, welche sein Herz voll Liebe, die Bedeutung seiner Geistesblicke und seinen Tact in inneren und äußeren Verhältnissen zu erkennen vermochten, konnten leicht mit ihm leben; mir war er eine Stütze, eine Freude, eine Ergänzung meiner eigenen Natur, und der innigste, liebste Freund.

Schon in frühen Jünglingsjahren hatte Perthes in Besser den Freund und Lebensgenossen gefunden, den er lange gesucht. Ich mag an niemand schreiben, mit niemand reden, heißt es schon 1794 in einem Briefe des ein- und zwanzigjährigen Jünglings an Besser; wenn Du aber kommst, so wirst Du mich finden und komme bald, mir liegt vieles auf dem Herzen, was ich nur Dir mittheilen kann. — Als einige Jahre später beide Freunde sich entschlossen hatten, gemeinsam die von Perthes gegründete Handlung zu führen, schrieb Perthes in der letzten Stunde des Jahres 1797 an Besser nach Göttingen: Lieber guter Hans, noch einmal im alten Jahre gebe ich Dir die Hand, Du treuer, guter Mensch; möge Gott noch manches Jahr der Treue an uns vorübergehen lassen und laß uns ausharren mit einander bis an das Ende. — Komme bald, schrieb er ihm einige Monate später; wir haben viel mit einander zu thun, komme bald, ich brauche

Meinen Rath und brauche einen Freund. — Dreißig Jahre waren nun beinahe seit jenen Wochen verflossen und den Rath und den Freund, dessen Perthes bedurfte, hatte er während dieser langen Zeit Tag für Tag an Besser gefunden. Nicht oft werden zwei Männer so wie Perthes und Besser ohne irgend eine Störung im nächsten Zusammensein ein langes Leben mit einander durchlebt haben. Die kleinen und großen Sorgen ihres bedeutenden Geschäfts trug niemals einer von ihnen allein, alles beriethen sie gemeinsam und führten alles gemeinsam aus; dieselbe religiöse, dieselbe politische Überzeugung erfüllte beide; in völliger Übereinstimmung hatten sie die großen Jahre 1813 und 1814 durchlebt und ihre gesammte bürgerliche Stellung an die Geltendmachung ihrer Überzeugung gesetzt. Wir haben, schrieb Perthes einmal an Besser, in großen Verhältnissen dasselbe gewollt und erstrebt. Das kommt in bedeutenden Zeiten wohl öfter unter Männern vor; aber wir haben ein Menschenleben hindurch in dem engen Verhältnisse des täglichen kleinen Verkehrs einander getragen und anerkannt und haben niemals nöthig gehabt, das noch besonders zu wollen. Es geschah vielmehr von selbst ohne Wissen und Wollen und das ist wohl ein Beispiel der Übereinstimmung, welches nicht gar oft vorkommt.

Auch in Geldverhältnissen hatten Perthes und Besser sich stets als eins betrachtet; nie war ihr Geschäftsverhältniß zu einander durch Vertrag oder sonstige schriftliche Aufzeichnung geordnet und festgestellt; jeder nahm aus dem Ertrag der Handlung, was er für seinen Haushalt bedurfte. Als aber Perthes seit dem Jahre 1821 daran dachte, sich aus dem Hamburger Geschäft herauszuziehen, schien es ihm an der Zeit, eine Auseinandersetzung wenigstens vorzubereiten. Wir haben, schrieb er deshalb im Juli 1821 an Besser, ehrlich und redlich, in Liebe und als Brüder die Lasten des Lebens getragen, Freud und Leid zusammen genossen, als Freunde gearbeitet und in übereinstimmender Gesinnung unsere Aufgabe gelöst. Von Mein und Dein war unter uns nicht die

Rede. Das danke ich Dir; das dankst Du mir und wir beide danken Gott dafür, aber ein solches Verhältniß auch künftig fortzusetzen, würde schon deshalb unrecht sein, weil wir an einen Todesfall doch denken müssen. — Nachdem Perthes in diesem Briefe die Gründe, welche ihm eine Übersiedelung nach Gotha nothwendig machten, auseinandergesetzt hatte, fügte er hinzu: Die Wünsche, die ich für mich und für den Rest meines Lebens hege, entscheiden nicht; denn sie werden aufgewogen durch den Schmerz, der mich erfassen wird, wenn ich Dir, geliebter Bruder, die Abschiedshand reichen muß, um von unserm bisherigen gemeinsamen Thun und Wirken zu scheiden. — Perthes suchte dann nachzuweisen, daß er jetzt ohne wesentlichen Nachtheil aus der Hamburger Handlung scheiden könne. Aus mancherlei Gründen bin ich der Handlung entbehrlicher geworden, schrieb er, und eine neue Stütze derselben tritt an Mauke ein, den wir von früher Jugend auf erprobt und bewährt gefunden haben. Ein Mann von unverbrüchlicher Redlichkeit, treu und wahr an Sinn und Character, emsig und voller Ordnung und in mehreren Zweigen des Geschäfts viel geeigneter als ich, die Arbeit einfach und ordentlich zu betreiben. Auch Du selbst wirst, wenn Du allein auf Dich selbst gestellt bist, gestärkt und erhoben werden, da Du Deiner poetischen Natur nach jugendliche Unbefangenheit bewahrt hast. Du hast, seitdem Du in die Handlung eintratst, mir eine gewisse entscheidende Bestimmung überlassen und hattest, da unsere Ansichten im allgemeinen stets übereinstimmten, nichts dawider, daß meine Temperamentsschnelligkeit vorherrschte. Ich glaube nun zwar nicht, daß ich dieses Vorweg gemißbraucht habe; mit Willen war ich nie herrisch, dennoch mag ich Dir oft drückend geworden sein, wenn auch Deine Liebe und Dein Herz sich das nie gestanden hat. Wenn Du nun jetzt die Leitung der Handlung allein übernimmst, so wird die Freiheit des Handelns Dir neuen Schwung geben und Du wirst das leisten können, von dem Du bisher glaubtest, nur ich könne es. Was die äußeren Verhältnisse betrifft,

so stelle ich unsere Verdienste um die Handlung, unsere Arbeit und unsern Fleiß, unsere Talente und Kenntnisse gleich, jeder von uns hatte seine eigenthümlichen Vorzüge; all unser Hab und Gut gehört uns beiden gemeinschaftlich, die Hälfte Dein, die Hälfte mein. Unter uns kommt es auf ein ängstliches Abwägen im Einzelnen nicht an; Du gibst mir gern und mehr als mir zukommt; ich lasse Dir gerne und mehr als Du verlangst; unter uns ist nichts nöthig als die Ausmittelung: wie bleibt Deine Handlung für Dich in voller Blüthe, und wie bestehe ich für mich und die Meinigen ohne Sorgen. — Auf diesen Brief antwortete Besser nur: Ich muß protestiren gegen Deine Meinung, als hättest Du bei der von Dir angenommenen communio bonorum nicht auch pecuniär ein Voraus, und als wäre ich eine unbefangene poetische Natur, und als wäre ich nicht eben so alt wie Du — zu weiteren Schritten war Besser nicht zu bringen.

Carolinens Tod beschleunigte Perthes' Ausscheiden aus der Hamburger Handlung und als er nach Gotha übergesiedelt war, trat der lebhafteste briefliche Verkehr an die Stelle des früheren mündlichen. Dritthalbhundert Briefe, welche Perthes von Ostern 1822 bis Weihnachten 1826 an Besser schrieb und etwa eben so viele von Besser an Perthes liegen vor. Ihr Hauptinhalt wird durch Besprechungen über den Gang des Buchhandels gebildet, aber auch die großen und kleinen Ereignisse des Familienlebens, äußere und innere Erfahrungen, die sie gemacht, Fröhliches und Trauriges, politische und religiöse Ansichten theilten sich beide Freunde mit, meistens nur in kurzen Andeutungen, da sie so in einander eingelebt waren, daß sie durch ein Wort sich verständlich machen konnten. Immer auf das neue sprach sich die Liebe aus, mit welcher Perthes an Besser hing. Mein lieber Besser, schrieb er im Herbste 1823, als er von einem Besuche in Hamburg nach Gotha zurückgekehrt war, wir haben uns wiedergesehen und werden uns wiedersehen. Würde es aber auch nicht sein, so fühle ich doch im Herzen, daß, wenn überhaupt Liebe und Treue eine Fort-

dauer jenseits dieser vergänglichen und gefesselten Zeit haben, sie unter uns zu den unvergänglichen gehören. — Heute vor acht Tagen standest Du, geliebter Bruder, auf der Stelle, auf welcher ich jetzt stehe, schrieb Perthes 1824 nach einem Besuche Besser's in Gotha; Deine Gegenwart ist noch heute in mir und um mich. Daß unser Beisammensein, wie verschiedenartig auch dessen äußere Gestaltung sein mag, jedesmal sicheres Zeugniß davon gibt, daß wir eins seien, erfüllt mein Herz und meine Seele mit Ruhe. Unsere Treue gegeneinander — doch Treue, das Edelste im Menschen, ist nicht bezeichnend genug, weil wir eigentlich nicht den Willen haben, uns treu zu sein — sondern die Einheit des Seins ist unser Schatz, obschon die Natur uns mit möglichster Verschiedenheit umkleidet hat. Wohl hast Du recht in Deinen letzten Worten: wir haben Gott zu danken. — Mein lieber Bruder, schrieb er im Herbst 1825, recht lange drückt es mich, daß Du nicht schreibst; nicht nach Geschäftlichem, sondern nach etwas von Deiner Hand und aus Dir verlanget mich.

Seit dem Herbste 1825 ward Besser häufiger als früher durch seinen Körper und in Folge davon auch durch schwere, trübe Stimmung gedrückt; oftmals machte er seinem Herzen Luft in Briefen an den alten Freund, welcher bald auf diesem, bald auf jenem Wege ihn aufzurichten suchte. Dir gibt Dein Körper wieder einmal die uns langbekannte „graue Zeit," schrieb Perthes, und über die Körperdisposition wird man niemals völlig Herr, aber zuweilen drückt Dich auch ohne allen Grund die Unruhe, mit vorliegenden Arbeiten oder in vorliegenden Verhältnissen nicht fertig werden zu können. Gar oft könntest Du die „graue Zeit" verscheuchen, wenn Du Dich ins Klare über die Geringfügigkeit des Gegenstandes, der Dir grade Sorge macht, und über die Leichtigkeit, mit welcher Du sie besiegen kannst, brächtest; aber ich weiß es ja nur zu gut, wie es im Menschen ist. Wohl kann der Kopf abgespannt sein, während Liebe und Andacht die Brust erfüllt, und der Kopf hell bei Öde und Kälte in der Brust; aber die Trauer

drückt den Kopf nicht weniger als die Brust, wie anderseits die Freude Kopf und Brust zugleich hell macht. — Daß Du Dich körperlich oft gedrückt fühlst, Du nennst es krank, schrieb Perthes ein anderesmal, das weiß ich, aber so lange ich dich kenne, war das Dein Schicksal. Grade aber, weil Dein Körper Dich so viel fesselt, muß man Dich auch kennen, wie ich Dich kenne, um die Klarheit und den Reichthum Deines Geistes zu erkennen. Du schreibst mir also nichts neues und ich antworte nur: Habe frischen Muth, bis das Schattenspiel dieses Lebens vorüber ist. Ich war dieser Tage auch unwohl und da wollte es mich anwandeln, als hätte Übermuth der Phantasie mich verführt, auf das neue das Leben zu beginnen und ein fremdes Leben an das meinige zu binden. Da ließ ich mir aber von meiner Charlotte helfen, und das hat geholfen. — Dir wird das Leben schwer, heißt es in einem anderen Briefe. So geht es jedem, der älter wird, aber man muß sich an neue Art der Menschen gewöhnen. Es sind doch eigentlich nur neue Kappen, die die Menschen aufhaben und Gott der Vater sieht vom Himmel drein mit Lächeln, wie auf dem Bilde in Berlin. So lange wir leben, dürfen wir uns durch Neues nicht verzagt machen lassen, aber sterben werde ich gerne, man bekommt es satt, die unendlichen Zwiebelschalen von der Wahrheit abzuknaupeln.

Du hast es gemerkt, antwortete der liebe leidende Mann im Sommer 1826 an Perthes, ich habe Dich aber nicht damit betrüben wollen, daß seit einigen Monaten mein Gemüth so abgespannt ist. Ich wartete immer auf bessere Tage und sie werden ja wohl auch kommen, allein die physische und geistige Ermattung meiner Kräfte macht mir trübe Stunden. Unmuth und Kleinmuth machen nicht gesund und so wirkt der Geist auf den Körper, und der Körper auf den Geist erschlaffend ein. Ich verdiene Vorwürfe, daß ich in meinen glücklichen Verhältnissen nicht glücklich bin, das weiß ich und erwarte sie auch von Dir, aber auch Theilnahme. Erbitte für mich Muth und Kraft von dem, der sie

allein geben kann. — So dunkel wie alles vor mir liegt, was Deinen Zustand betrifft, entgegnete Perthes, ist es schwer Dir zu schreiben, mein lieber und geliebter Bruder. Dein Gemüth, Deine Seele ist gedrückt, das sehe ich, das wußte ich, ehe Du mir es ausdrücklich sagtest, aber woher der Druck kommt, das weiß ich nicht. Tief bin ich bekümmert, aber wie soll ich Dir helfend oder auch nur tröstend die Hand reichen? Du schreibst: ich lebe in glücklichen Verhältnissen, und das ist wahr. Die Gefährtin Deines Lebens, die Mutter Deiner Kinder steht Dir in voller Kraft zur Seite, Deine Kinder wachsen in Gesundheit heran, auf alle kannst Du mit froher Hoffnung schauen und Deine Tochter hast Du dem wackeren, wahrheitsvollen Mauke übergeben, der zugleich Dir eine Stütze ist. Du hast Freunde, die Dich herzlich lieben, Du genießest die vollste bürgerliche Achtung, Du bist in gesicherten Vermögensumständen ein freier, selbständiger Mann. Sollte Gott Dich den Deinigen nehmen, so kannst Du so ruhig wie unter Tausenden kaum Einer auf das zeitliche Wohl Deiner Hinterbliebenen blicken. Gott hat Dich viel gesegnet, das ist wahr, und Du selbst erkennst es an und schreibst: „Ich verdiene Vorwürfe, daß ich nicht glücklich in so glücklichen Verhältnissen bin." Glücklich fühlen, wie man in gewöhnlichem Sinne es ausspricht, kann sich nur das unschuldige Kind oder der in der Phantasie aufstrebende Jüngling. Der ernste besonnene Mann kann sich nicht glücklich fühlen; nur der flache, schale, selbstgenügsame Mensch taumelt glücklich im eitelen Tande durch die Welt. Nichts hienieden besteht, das Liebste wird uns entrissen, alles ist gebrechlich und zerbrechlich, wir selbst in uns sind ein schwankend Rohr. Die Brust voll Liebe zu dem Geliebten und doch wie mangelhaft die Einigung, wie schwach die Mittheilung. Und wer zur Erkenntniß gekommen ist, daß nur die Liebe zu Gott Stand hält, nur in ihr der Anker ist, der uns halten kann, der fühlt es tief und schwer, wie selten die Stunden sind, in denen er mit voller Hingebung und Reinheit ihm naht. Wer könnte glücklich sein in sol-

chem Zustande? Wir sollen nicht glücklich sein, sondern fühlen, daß wir in Fesseln liegen und nicht in dem Elemente leben, welches unserem Wesen bestimmt ist; wir sollen kämpfend in männlicher Ergebenheit und Demuth dem Lichte zugehen, das uns aus der Finsterniß befreit. Das alles, mein lieber Bruder, weißt Du nicht nur, sondern es lebt auch lebendig in Deiner Brust. Du bist, so lange ich Dich kenne, liebevoll und liebereich gegen alles gewesen, was Dich umgibt; Du hast Dich nie vermessen in Hochmuth und Eitelkeit, Du hast Hartes und Mühseliges standhaft in festem Vertrauen auf Gott überstanden und der Weg zu ihm durch seinen Sohn war Dir lange schon geöffnet. Der Kern Deiner Seele kann nicht verwundet sein; es sind nur materielle Gewichte, die auf Dir lasten, es ist Dein körperlicher Zustand, der Dich niederdrückt und das Physische greift tief in das Psychische ein; es sind nicht allein die rohen Krankheitsstoffe, die ihr einwirkendes Spiel mit dem Menschen treiben; tief hinein in die Seele wirken materielle Kräfte, die uns kaum bemerkbar werden. Dein schwerer Körper paßt nicht zu Deinem liebeathmenden Geiste, zu Deiner regen Phantasie und lebendigen, elastischen Thatkraft; immer hast Du Dich belastet gefunden und bist ein Humorist geworden, der gute und böse Stunden, Tage, Wochen hat und Regen und Sonnenschein in schnellem Wechsel zu erleben hat. Schon in Deinen Jünglingsjahren hattest Du Zeiten, in denen Du verzagt warst und Dich in Dich selbst zurückzogst, um anderen nicht wehe zu thun. Heute ist Dein Blut nicht mehr so jugendlich wie früher, und es darf Dich nicht befremden, wenn das alte Übel hartnäckiger dauert und Dir alle Gegenstände schwarz färbt. Jetzt hast Du Dich einmal wieder im Sinnen, Denken und Fühlen immer tiefer in düsteres Gewebe hineingearbeitet, was Dich festhält, als wäre es Eisendraht, obwohl es in Wirklichkeit nicht stärker ist, als Spinnengewebe. Reiß Dich einmal auf drei, vier Wochen los von allem, ich bitte Dich darum, ich fordere es von Dir als Freund und Bruder, ich fordere es im Namen der Deinigen und

zum Vortheil des Geschäfts; reiß Dich los und komm zu uns; Du kannst abkommen von den Geschäften und mußt abkommen wollen, das bist Du Dir, den Deinigen und mir schuldig; also rasch beschlossen und rasch ausgeführt.

Besser kam nicht, aber er fühlte sich noch einmal wieder gestärkter und muthiger. Wo viel Liebe und Seelengüte waltet, schrieb Perthes, ist Gott gnädig und läßt Sonnenblicke in die Erdennacht hineinfallen. — Dauernd indessen war die Besserung nicht, am 6. December traf die Nachricht in Gotha ein, daß Besser am Nervenfieber auf den Tod erkrankt sei; einige Stunden später saß Perthes im Wagen; begleitet von seinem Sohne Clemens, fuhr er Tag und Nacht und langte am 8. Abends in Harburg an, konnte aber nicht mehr über die Elbe kommen. Ein in der Wirthsstube liegendes Zeitungsblatt gab ihm die Nachricht, daß Besser bereits am 3. December gestorben sei. Ich kam zu spät, schrieb Perthes, sie hatten meinen lieben Besser schon begraben; den Freund meiner Jugend habe ich verloren, der allein es wußte, was ich bin und wie ich es ward. Die Fülle seiner Liebe, das Wohlwollen seines Herzens haben viele empfunden, aber den Reichthum seines Geistes habe wohl nur ich ganz erkannt. Länger als dreißig Jahre hatten wir Freud und Leid in innigster Gemeinschaft durchlebt.

Durch Besser's Tod schien Perthes' äußere Lebensstellung wieder eine andere werden zu müssen. Sie sehen, mein theurer Freund, schrieb Perthes von Hamburg aus an Niebuhr, ich bin auf meinem Platze; nun muß ich wieder hinaus auf den Jahrmarkt des Lebens, den ich nicht bis an das Ende durchkramen wollte. Fast unmöglich ist es, daß Mauke, so brav und tüchtig er ist, dieses Geschäft allein durchführen kann, ohne zu erliegen. — In Hamburg wiederum seinen Wohnsitz zu nehmen, wie Perthes gefürchtet hatte, war nicht nöthig; aber Arbeiten, Mühen und Anstrengungen aller Art drängten doch in den nächstfolgenden Jahren auf Perthes ein, dem auch außerdem in dieser Zeit viel Un-

ruhe durch Freud und Leid zu Theil ward. Kinder und Enkel wurden ihm geboren, Krankheit und Tod, Sorgen und Freuden bewegten vielfach die große Familie. Schon 1827 verlor Perthes seinen ältesten Stiefsohn. Wir mußten ja wünschen, schrieb er, ihn von seinen Leiden erlöst zu sehen, aber nun fehlt doch auch mir der liebe trauervolle Blick des Knaben und seine Zartheit und Innigkeit mehr als ich geglaubt. Für die Mutter ist unser kleiner Rudolf eine wahre Gottesgabe, auch in ihrem Schmerze kann sie seiner Lebendigkeit und Lieblichkeit nicht widerstehen. Alle Welt nimmt Wunder an der übergroßen Ähnlichkeit des Kindes mit mir. — Seinen zweiten Sohn Clemens hatte Perthes im Herbste 1827 nach Hamburg gebracht, wo er vor dem Abgange zur Universität noch ein Jahr das academische Gymnasium besuchen sollte. Die Sorgen und Mühen des Vaters aber wurden dadurch nicht geringer, daß er den Sohn aus seiner unmittelbaren Obhut entlassen hatte. Eine große Zahl bedeutender Männer fanden auch in diesen Jahren sich zu kürzerem oder längerem Besuche ein: Eichhorn aus Göttingen, Ranke, Oken, Lichtenstein, Brandis, Herbart, Falk aus Kiel, Bunsen, Bluhme, die Theologen Tholuck, Ullmann, Umbreit, Lücke, Ebel, Twesten, Sartorius, liebe Freunde wie Lorenz Meyer, Jacob Oppenheimer, Haller, Parish, Graf Joseph Westphalen brachten Stunden oder Tage in Gotha zu. Gerne sprach sich Perthes in einigen Worten über das Zusammensein mit diesen Männern gegen seine Freunde aus. Diese Tage war Sartorius aus Königsberg hier, schrieb er einmal, eine wahre Husarennatur an Körper und Art, den streiten selbst die Theologen nicht unter. — Das ist ein Allerweltsweib diese Frau v. R., schrieb er ein anderesmal, aber bewundern muß man doch, wie sie in alle Verhältnisse Form zu bringen weiß, wie sie mit Liebreiz weint, mit Anstand lacht, alles in kurzen Terminen, wie der Lauf der Dinge eben ist. — Vor einigen Wochen besuchte mich Haller aus Hamburg, heißt es in einem etwas späteren Briefe, sein Verstand wie sein Scharfsinn setzten mich wieder in

Erstaunen und mit wahrer Achtung erfüllt es mich, daß er daneben ein so wohlwollendes Herz, eine solche offene Gradheit und eine solche kindliche Unbefangenheit sich zu bewahren vermag. — Ihr alter Jugendfreund Herbart aus Königsberg war im Mai bei mir, schrieb Perthes an Rist; ich brachte einen sehr interessanten Tag mit ihm zu. Er hatte sich im Kopfe eine Art Gedankenzettel gemacht, um von mir über vieles, was er in Deutschland gefunden, Auskunft zu erhalten. Befremdet und erstaunt war er, so wenig Interesse für Philosophie auf seiner Reise gefunden zu haben. Nicht allein die nur allgemein gebildeten Männer, sondern auch Gelehrte, ja Philosophen von Fach hätten Gleichgültigkeit und Abneigung, über Philosophie zu reden, gezeigt. Er hätte sehr oft das Gefühl gehabt, lästig zu werden, wenn er in das Wesen philosophischer Fragen tiefer hätte eindringen wollen; wunderbar sei ihm dagegen das Interesse aufgefallen, was überall für Religion, Kirche und religiöse Parteiungen hervortrete. Als ich ihm dagegen mein Erstaunen darüber aussprach, daß Königsberg dem deutschen Leben so ferne stehe, daß es seinen Gelehrten die jetzt in Deutschland herrschenden Bewegungen verborgen halten könne, ward er sehr lebhaft und setzte sich auf das philosophische Pferd. Ich erklärte ihm alsbald, daß ich als Buchhändler keine Verpflichtung habe, seine philosophische Sprache zu verstehen, und bat ihn mir dieselbe in gut Deutsch zu übersetzen. Da kamen denn ganz wundersame Aussprüche zu Tage und der Mann stand eine wahre Pein aus, in einer fremden Sprache reden zu müssen. Herbart hat mich mit Achtung und Vertrauen erfüllt; er ist gewiß ein weicher Mensch, so eisern auch der Harnisch ist, den er umgethan hat. Versteift, wie man mir gesagt hatte, ist er in keiner Weise, aber er scheint mir einer vergangenen Zeit anzugehören und ist, da er auf dem entfernten Flügel des Vaterlandes nicht wie die anderen von der Zeit gedrängt, gerieben, verarbeitet wird, in Befangenheit der Anschauung über Welt, Leben und Wissenschaft gerathen. Mit seinen Zeitgenossen wird er sich

schwerlich in Einklang setzen können, besonders weil er verlangt, daß sie sich mit ihm in Einklang setzen sollen. An Scharfsinn und formeller Durchbildung fehlt es ihm gewiß nicht, ob er aber Tiefsinn genug besitzt, um in das Wesen der Dinge einzudringen, lasse ich dahingestellt. Mangel an Phantasie oder wenigstens an Ausbildung derselben zum Gebrauch glaubte ich zu bemerken. Wir schieden sehr befriedigt von einander. Gewiß, wenn Sie mit dem alten Universitätsbruder philosophirten und ich als Naturalist zuweilen einen S—hieb anbrächte, so würde das für uns alle ein belebter Abend werden.

In Gotha selbst gewann Perthes an Wilhelm Hey, welcher im Anfange des Jahres 1828 als Hofprediger an die Schloßkirche berufen war, einen neuen anregenden und fördernden Umgang. Hey, welcher einige Jahre später als Verfasser der funfzig Fabeln für Kinder überall in den Kinderstuben deutscher Familien eine freundliche Aufnahme fand, war schon in seiner früheren Stellung als Pfarrer eines einige Stunden von Gotha entfernten Dorfes näher mit Perthes bekannt gewesen. Es war ein Mann von außerordentlicher Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes; auf alles ging er ein, was überhaupt nur den Menschen bewegen kann; der Umfang seiner Kenntnisse, sein Witz, seine Lebhaftigkeit im Gespräche, seine Gewandtheit im Streite erweckte schnell das Interesse aller, mit denen er zusammentraf; seine durch und durch poetische Natur, seine kindliche Fröhlichkeit, sein reiner, frommer Sinn, die Güte seines Herzens und die Milde seines Urtheils gewann ihm die Herzen und hielt sie ihm fest. Perthes hatte ihm schon 1825 seinen jüngsten Sohn Andreas auf einige Jahre übergeben, und als Hey nun nach Gotha kam, traten beide Männer in nahe, tägliche Verbindung miteinander. Täglich wird Hey meinem Herzen theuerer, schrieb Perthes 1829, und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist. — Mit dieses

Mannes Verpflanzung nach Gotha ist mir eine wahre Gottesgabe geworden, schrieb er ein anderesmal. Anfangs traten wir uns mit unsern religiösen Ansichten wohl einigemal recht schroff gegenüber, aber immer erkannte ich den tiefen christlichen Grund in seinem Herzen und er lernte bald verstehen, daß meine feste Überzeugung keine Engherzigkeit sei. Seit vielen Jahren hat er harte innere Kämpfe zu bestehen gehabt und er faßt sich selbst scharf an. Die lange Einsamkeit in dem abgelegenen Dorfe, das schwere Leiden und der Tod seiner Frau waren Gottes Erziehungsmittel für ihn und er hat gelernt, sich zu verleugnen, ohne sein Ich verschwimmen zu lassen, und hat gelernt, die Welt zu verleugnen, ohne mönchisch nicht mehr in der Welt leben zu wollen.

Zu zusammenhängenden Studien, wie Perthes sie während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha begonnen hatte, fand er freilich keine Zeit. Ich hoffte, schrieb er einmal, noch lernen und mir Wissen erwerben zu können; das muß ich, nachdem ich mich wieder in die Arbeiten des Lebens eingearbeitet habe, aufgeben; viel ist daran nicht gelegen. Zur Erkenntniß der Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist, habe ich den Weg gefunden, für das, was ich in meinem Berufe thun und wirken soll, weiß ich zur Nothdurft genug und das übrige, wenn auch an sich von hohem Werth, mag für mich, wie ich nun einmal bin, wohl entbehrlich sein. — Das tägliche Lesen historischer, theologischer und vor allem biographischer Schriften gab Perthes indessen trotz der vielen Berufsarbeiten auch jetzt so wenig auf, wie seine häufigen Fußwanderungen durch das nahe Gebirge.

Etwas längere Zeit war Perthes im Herbste 1829 von Gotha abwesend, um seinen seit dem Herbste 1828 in Bonn studirenden Sohn Clemens aufzusuchen. Zum Reisegefährten im Eilwagen hatte ich bis Frankfurt einen jungen Mann, schrieb er von Bonn aus, dessen geistreiche edle Züge, richtige Urtheile, Bescheidenheit und leichte Auffassung mich sehr anzogen. Abends in Frankfurt saß ich neben ihm bei Tisch; er wollte nach Paris; ich hielt

ihn für einen Künstler oder Militär und äußerte, er wolle wohl nach Paris, um in Wissenschaft oder Kunst sich weiter auszubilden. Antwort: ja, ich will dort die Kochkunst erlernen; der Landgraf von Hessen-Rothenburg hat mir eine Stelle in der königlichen Küche ausgewirkt. Er wurde nicht roth, aber ich. In Mainz ging das Dampfschiff schon Morgens 6 Uhr ab. Bei hellem Mondenschein durchwanderten wir von der Reichskrone aus die Straßen von Mainz, zwölf Passagiere, voraus ein Menscheneinspänner mit unserm Gepäck. Meist waren sie noch schlaftrunken; nur einer war geisteswach und wehmüthig: ein Missionar, der sich in Antwerpen nach Ostindien einschiffen wollte. Es war ein wunderlicher gespenstischer Zug. Das Dampfschiff fuhr mich einem der herrlichsten Morgen meines Lebens entgegen. Glühend roth lag das Rheingau vor der aufgehenden Sonne da, unmittelbar vor Bingen überfiel uns ein schwarzer Nebel, der auch das Nächste verbarg, blitzschnell aber ward er von der Sonne durchbrochen und glanzvoll lag das enge Felsenthal vor uns. So eine Dampfschifffahrt gibt einen Eindruck der Vergänglichkeit, wie kaum etwas anderes: in dem einen Augenblicke deutlichste Gegenwart und sinnliche Anschauung, in dem zweiten Augenblicke schon fernes Hinwegsein. In Koblenz ging ich zu meiner geliebten Stelle am Einfluß der Mosel in den Rhein, dem Ehrenbreitenstein gegenüber; 1816, 1823, 1825 besuchte ich sie, jedesmal ward ich im Innern ergriffen und schied mit Wehmuth, so auch heute; warum? das weiß ich nicht.

In Bonn war Perthes auch diesesmal am meisten mit Niebuhr zusammen. Wenn ich nach längerer Zeit Niebuhr zuerst wiedersehe, schrieb er, überfällt mich jedesmal eine bängliche Scheu, weil ich seiner geistigen Größe, seinem universellen Wissen, seinem scharfen Urtheil gegenüber dennoch das Bewußtsein habe, manche Verhältnisse des Lebens wahrer anzusehen, als er, und deshalb mich für verpflichtet halte, dem Freunde ungeachtet aller seiner Überlegenheit oftmals entgegenzutreten. Dazu kommen seine

sonderbaren, fast unheimlichen Arten und Gewohnheiten, z. B. das unruhige Umherstreifen im Zimmer während des Gesprächs. Doch bald gibt sich diese Scheu; seine natürliche Offenheit und Wahrhaftigkeit, seine Herzensgüte, sein allgemeines Wohlwollen dringen durch. Mehr noch als früher traten bei meiner jetzigen Anwesenheit diese seltenen Eigenschaften seines Characters hervor; noch niemals fand ich ihn so innig und so milde. Seine Rührung bei unserer Trennung erschütterte mich; zweimal kam er, nachdem wir Abschied genommen, noch zu mir. Kaum noch habe ich, sagte er mit Thränen im Auge, einen einzigen älteren Freund wie Sie. Niebuhr fühlt sich glücklich in seiner jetzigen Stellung und Wirksamkeit, und doch würde er schwerlich widerstehen, wenn ihm ein politischer Beruf angetragen würde; abgeschlossen hat er sein politisches Urtheil nicht. Vieles berichtige er in sich durch die Zeit und mit der Zeit, äußerte er einmal; manches billige er jetzt, was er früher verworfen; manches verwerfe er jetzt, was er früher gebilligt und werde daher auch immer vorsichtiger in seinem Urtheil. Mittheilungen über Religion vermied er auch diesesmal sichtlich. Als er mir Schiller's wohlthätigen Einfluß auf die Jugend bestritt, fragte ich ihn, ob er sich erinnere, selbst eine Zwischenzeit zwischen dem Knaben und dem Gelehrten durchlebt zu haben? Er ward wehmüthig und schwieg. Es ist wohl gewiß, eine Jugend hat Niebuhr nicht gehabt und doch zieht er noch heute die Jugend, die mit außerordentlicher Liebe an ihm hängt, nicht allein an, sondern freut sich auch ihrer. Der junge Dr. Classen aus Hamburg sei ihm, sagte er, durch sein ernstes Streben und seine tüchtige Gelehrsamkeit, seine innige Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit täglich eine Freude. Eine seltsame Eigenthümlichkeit Niebuhr's ist das Stottern, nicht bei der Wortbildung, aber bei der Satzbildung; in den verschiedensten Wendungen fängt er denselben Satz sechs-, siebenmale von vorne an; der Grund liegt wohl darin, daß er bei dem Umfang der Ideen und der Masse des Wissens seinen Gedanken nicht abzuschließen vermag, sondern innerlich so weit

geführt wird, daß er mit der Sprache nicht nach kann. Bonn hat auch diesesmal wieder einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht; es hat eine große Zahl tüchtiger Gelehrter und im geselligen Verkehr tritt bei vorherrschend wissenschaftlicher Richtung feine Sitte, Weltgewandtheit und offene, lebhafte Mittheilung wohlthuend hervor. Die Stadt selbst ist äußerst belebt und die Studirenden haben ein frisches, freies, jugendliches Ansehen ohne Phantasterei und Renommisterei in Betragen und Kleidung. — Von Bonn aus ging Perthes, begleitet von seinem Sohn, auf einen Tag zu den ihm von alten Zeiten befreundeten Familien der Fabrikherrn Hasenclever nach Ehringhausen, einem Mittelpuncte für Eisenhämmer und Eisenverarbeitung aller Art. Hier trat mir, schrieb er, auf jedem Tritt und Schritt entgegen, daß alles, was ich sah, schon Jahrhunderte bestand und noch Jahrhunderte bestehen soll; nichts ist veraltet und nichts ist neumodisch, nichts auf den Augenblick berechnet. Die drei Brüder, die das kräftige, von einem Urvater des 17. Jahrhunderts begründete Geschäft auf späte Enkel überleiten, sind patriarchalisch und weltgewandt, treuherzig und gescheit, gutmüthig und entschlossen. Dieses hügelige Land mit seinen zahllosen Thälern und Bächen, seinen Hammerwerken und derben Eisenarbeitern, bildet eine geschlossene Welt für sich, in der man sich sehr wohl fühlt. — In Elberfeld brachte Perthes einige Tage theils in alten Erinnerungen mit Keetmann, theils in belebten Gesprächen mit Dr. Rauschenbusch, Becher und einigen anderen Männern zu, aber die Stadt selbst und deren Bevölkerung wollten ihm nicht gefallen. Elberfeld hat mir, schrieb er, einen unheimlichen Eindruck hinterlassen; die Gegensätze auf diesem Menschenmarkte sind gar zu groß: kaufmännische Großhänse mit Schmerbäuchen und ausgearbeiteten Freßwerkzeugen, ausgehungertes Lumpengesindel, abgemagerte Gestalten mit Gesichtern, bleich von innerer sectirerischer Arbeit, und dabei Nachts auf den Straßen ein so roher Lärm liederlicher und betrunkener Menschen, wie mir selten vorgekommen ist. An jedem Orte freilich fallen

dem Fremden die äußersten Spitzen und Ausläufer am meisten ins Auge; auch in Elberfeld wird es an Zwischengliedern nicht fehlen, die sich an den geistvollen Rauschenbusch, an den kenntnißreichen Becher und an den frommen Kreis anreihen, in welchem ich einen sehr heiteren Abend zubrachte. Anfangs November kehrte Perthes wieder nach Gotha zurück und brachte den Winter in angestrengter Arbeit zu.

Perthes' theologischer Verlag 1822—1830.

Als Perthes seine neue Handlung gründete, dachte er zunächst an den Verlag historischer Schriften; einzelne theologische Werke hatte er indessen schon in Hamburg übernommen gehabt und die lebendige Theilnahme an den kirchlichen und religiösen Bewegungen der Zeit und die persönliche Bekanntschaft mit vielen bedeutenden Theologen führten ihn, der von frühe an gewohnt war, sein geistiges Leben in unmittelbare Beziehung zu seinem Berufe zu bringen, bald auch dem theologischen Verlage zu.

Mit Neander war Perthes von dessen frühen Jünglingsjahren an in persönlicher Verbindung gewesen und der Verleger für dessen Julian geworden. Ihr Julian ist doch nur ein Fragment, schrieb er ihm am 30. December 1822, sollte das Fragment nicht zu einem Ganzen sich erweitern lassen? Recht sehr wünschte ich, daß Sie das Christenthum unter Konstantin und Julian in seinem vollen Zusammenhange darstellen möchten. Mir wird diese Zeit für mein eigenes inneres Bedürfniß immer wichtiger, je mehr ich darüber lese. — Diese Worte gaben, wie Neander oftmals äußerte, die erste Veranlassung zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche, deren Bearbeitung Neander unternahm. Schon am 6. Januar 1823 antwortete derselbe an Perthes: Ihre

Aufforderung, den in meiner Schrift über Julian nur fragmentarisch und unreif behandelten wichtigen Gegenstand umfassend zu bearbeiten, soll nicht vergeblich gewesen sein. Die Zeit von Konstantin bis Julian hängt fest zusammen und gibt zu manchen practisch wichtigen Betrachtungen Anlaß. Überhaupt müßte das Buch über den Julian, welches ich seit Jahren nicht angesehen habe und von dem ich kein Exemplar besitze, ein ganz neues werden, wozu ich mir Kraft, Zeit und Freudigkeit wünsche. — Im Herbste 1824 war Neander in Gotha und theilte mit, daß er eine neue Bearbeitung des Julian versucht, aber wieder aufgegeben habe, weil er zu dem Entschlusse gekommen sei, eine ausführliche Kirchengeschichte zu schreiben. Gott gebe Neander Gesundheit und Kraft, das Werk zu vollenden, äußerte Perthes gegen einen Freund; vielleicht möchte nicht einer sein, der in dem gegenwärtigen Augenblick so wie er für das Christenthum wirken kann, wenn auch in anderen Zeiten andere Männer nöthig sein werden. Neander wird als wahrhafter Historiker höchst wahrscheinlich besser, als ein anderer es vermocht hätte, sich selbst durch seine Geschichte widerlegen und die Nothwendigkeit einer äußeren Kirche erweisen.

Ich habe das Manuscript des ersten Theiles in Händen, schrieb Perthes im Sommer 1825 an Rist. Die einleitende Schilderung der griechischen, römischen und jüdischen Welt bei dem Auftreten des Christenthums gibt in großen Umrissen bedeutende Blicke; doch habe ich schon Ähnliches von Neander gelesen. Überrascht aber hat mich die dann folgende eigentliche Geschichte durch die gediegene Einfachheit der Erzählung, durch die Klarheit der critischen Erwägung und durch das Innige und Zarte in der Darlegung einzelner Charactere und einzelner Characterzüge. Sehr begierig bin ich zu sehen, wie die theologische Welt das Buch aufnehmen wird. — Auch an Neander hatte Perthes unmittelbar nach dem Lesen des Manuscriptes geschrieben. Ich danke Ihnen herzlich, antwortete dieser, für alles, was Sie mir über mein Buch gesagt haben; das Zeugniß eines Mannes, dessen Urtheil mir so

wichtig ist, erfreut und ermuntert mich, da ich mit Furcht und Zittern an das Werk gehe und der Abstand der Ausführung von dem Ideal, das ich in der Seele trage, mich niederschlägt. Mich drückt die Verantwortlichkeit, die ein solches Werk in dieser critischen, gährungsvollen Zeit mir auferlegt. Es sollte mich freuen, wenn mir Gott gegeben hätte, den Nichtgelehrten faßlich zu sein und doch nicht hinter den Forderungen der Wissenschaft zurückzubleiben, wobei ich jedoch nicht an die Forderungen der vornehmthuenden, alles bekrittelnden und alles mit philosophischen Formeln in ihrem Sinne zurechtstellenden Schule denke, die jetzt sich hier groß macht.

Im Herbste 1825 erschien der erste Theil des berühmten Werkes. Der Form nach hätte ich vieles einzuwenden, schrieb Rist an Perthes. Gemacht, um mich so auszudrücken, ist das Buch in keinem Falle gut. Wer die Geschichte jener Zeiten schreiben will, sollte unablässig Gibbon studiren, nicht des Geistes, aber der herrlichen, wahrhaft grandiosen Methode wegen. Dem Inhalte nach hat Neander schon durch diesen ersten Band seinen Beruf zum Geschichtschreiber der Kirche in hohem Maße bewährt. Umfassende Gelehrsamkeit, gesunde Critik und was mehr als alles ist, den wahrhaft freien und heiligen Sinn besitzt er wie wenige. Das ist es, was auf jeder Seite über alle Mängel fortsehen läßt, uns besonders in der Einleitung beruhigend umweht und dem Gemüthe im Gegensatze zu dem engen Formelwesen der kleinen Kirchenhelden unserer Tage wohl thut. Es ist ein treffliches, echt christliches Buch, welches die Form gering achtet gegen den Geist, und sich aller Angriffe der Antichristen, die stets nur auf die Form gerichtet sind, schon erwehren wird. — Neander's Werk ist, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, ein wesentlicher und characteristischer Ausdruck unserer Zeit und wird auch wieder eine kräftige Rückwirkung auf dieselbe üben. Es trägt den Einfluß aller Gegensätze in sich, die heute scharf einander gegenüberstehen, und ist dennoch eine eigenthümliche und große Erscheinung, weil

in dem Geiste Neander's sich die Gegensätze wie in einem lauteren Spiegel darstellen, sich durch das lebendig und klar aufgefaßte Bewußtsein tiefer innerlicher Christlichkeit begrenzen und deshalb die Möglichkeit der Versöhnung in Aussicht stellen. Neander fühlt sich am meisten heimisch und verweilt am liebsten bei Menschen und in Verhältnissen, in denen die innerlichen stillen Regungen des göttlichen Geistes und die Entfaltung der zarten und tiefen Lebenskeime desselben bemerkbar hervortreten. Er hat eine wunderbare Gabe, schon in seiner Quelle den heiligen und gewaltigen Strom zu entdecken, der nach der himmlischen Heimath wieder emporstrebt und alles vereinigt und befruchtet, was empfänglich ist im weiten Gebiete des geistigen Lebens.

Perthes selbst hatte manche Bedenken über Einzelheiten an Neander mitgetheilt. Ihre Bemerkungen, antwortete dieser, welche Sie mir aus Ihrer großen Lebenserfahrung heraus machen, benutzen zu können, wird mir stets lieb sein; Bibel, Geschichte und Selbsterkenntniß führen den Menschen doch immer weiter als alle menschliche Dogmatik, die nur zu oft von Knechtschaft des Geistes begleitet ist und mit ihren Surrogaten und Nachbildungen des Göttlichen wenig am Menschen ausrichtet und wirkt. — Ihre Einwendungen sind mir einleuchtend, schrieb Neander etwas später an Perthes. Sie sind der Meinung, daß ich manches, was den Bedürfnissen und Interessen der Laien weniger zusagt, wie z. B. manches Speculative und Dogmatische, kürzer fassen möchte. Auch mein Wunsch ist es, die Nutzbarkeit des Werkes unter Gottes Gnade auf so viele wie möglich auszudehnen; indessen ist es doch auch ein Ziel, das Christenthum in seinem ganzen Zusammenhang als den Sauerteig für die menschliche Natur in der Geschichte darzustellen und den Entwickelungsgang der menschlichen Natur im Christenthum nachzuweisen. Dazu gehört denn freilich vieles, was nicht jeden in gleicher Weise interessiren kann. Ich möchte dem Interesse jedes Christen, aber auch dem des christlichen Theologen, Philosophen und practischen Geistlichen entsprechen,

mir scheint grade für unsere Zeit eine solche Verbindung heilsam und obschon ich erkenne, daß ich weit hinter meinem Ideale zurückbleiben werde, würde ich doch dem Plane selbst nicht gern entsagen. — Bis zu seinem Tode stand Perthes in nahen persönlichen Verhältnissen zu Neander und war ihm ein Helfer und Rather in manchem äußeren Verhältnisse. Sehe ich, schrieb Nicolovius einmal an Perthes, die seltsamen Persönlichkeiten an, die hier einwirken, sehe ich diesen wunderbaren Mann Gottes an in seiner verborgenen Herrlichkeit und äußeren Unbeholfenheit, so scheint es mir oft, als ob Sie und ich wie durch höhere Leitung vereint recht eigentlich ihm zur Stütze bestimmt wären.

In derselben Zeit, in welcher die ersten Theile der Neanderschen Kirchengeschichte erschienen, ward Perthes sehr lebhaft durch die Vorbereitungen zur Herausgabe einer Auswahl aus Luther's Schriften in Anspruch genommen. Lange schon hatte er dieselbe gewünscht. Kirchenväter haben wir Protestanten nicht, hatte er einmal geschrieben; die Theologen nach Luther sind entweder Männer, die — ihre fromme Gesinnung in Ehren — sich in dürren Buchstabenverstand der Dogmen verliefen, oder ihr inneres Christenthum ohne äußere Form unmittelbar von Herz zu Herz ausströmten. Väter einer Kirche waren sie nicht, daher auch ihr Streit untereinander, ihre Verfolgungssucht oder ihre Trennung von den bestehenden protestantischen Gemeinden. Grade diejenigen unter ihnen, die am meisten gewirkt, standen einsam und ergriffen die Gemüther durch die Mystik, in welcher sie selbst die Wurzel ihres Lebens fanden. Noch heute sind sie eines segensreichen Einflusses auf alle gewiß, welche ein ihnen oft selbst verborgenes Bedürfniß nach Gottesweisheit haben. Aber dennoch würde ich großes Bedenken tragen, heute die Schriften jener mystisch frommen Männer zu verbreiten. Einzelne würden sie wohl anziehen, aber die meisten abstoßen, weil auch die nach Gott suchenden Menschen unseres Jahrhunderts in der Religion ihrer Väter und Lehrer befangen sind und zurückschrecken vor Ausdrücken und Ge-

danken, welche zwar für bestimmte Zeiten und Menschen ein Leiter zu Gott sein können, aber doch nicht der einzige Leiter zu Gott und nicht allen Zeiten und Menschen entsprechend sind. Anders ist es mit Luther und seinen Schriften. Auch in ihm ist gar manches, welches nur einer bestimmten Zeit angehört, aber der Mann als Ganzes gehört allen Zeiten an; so groß, so rein und stark sind in ihm die ewigen Wahrheiten Gottes lebendig geworden, daß alle Menschen in allen Jahrhunderten in ihm einen Führer zu Gott finden können, wenn sie nur wollen. Wer aber kennt ihn heute? Mit abgerissenen Brocken aus seinen Schriften kämpfen Lutheraner, Supernaturalisten und Rationalisten gegen ihre Feinde; alle Welt beruft sich auf ihn, um ganz Entgegengesetztes zu beweisen. Was aber wissen, abgesehen von den gelehrten Theologen, selbst die Lutheraner von Luther? Der kleine Katechismus ist in den meisten Ländern rationalistisch präparirt, die Kraft seiner Lieder ist in den Gesangbüchern verwässert. Was er wollte und wirkte, was die eigentliche That seines Lebens war, ahnen nur wenige. Würde er bekannt, seine gewaltigen, Herz und Geist durchdringenden Worte von der Sünde und Buße, von der Versöhnung und dem Glauben, würden wie ein feuriges Schwert hineinfahren in den glaubenslosen dürren Leib des Rationalismus, und staunend würden andere hören, wie Luther auf Denken und auf Wissen drang und wie die Kraft und Gesundheit seiner Natur dem matten, kränklichen Pietismus entgegenstand. Ein großes, segenvolles Unternehmen wäre der Versuch, den ganzen Luther heute seiner Nation wieder vor die Seele zu bringen.

Bei diesen Ansichten mußte Perthes wohl freudig überrascht sein, als im September 1824 der Pastor Bent in Hademarschen, Probstei Rendsburg, ihm mittheilte, daß er seit Jahren eine Auswahl aus Luther's Schriften vorbereitet habe und zur Herausgabe entschlossen sei. Dem Volke wieder lebendig zu machen, wie Luther zum Christenthume stand, das ist die Aufgabe, entgegnete Perthes. Soll das Ziel erreicht werden, so darf das Mitgetheilte

nicht durch Massenhaftigkeit abschrecken und muß dennoch Luther's ganze Stellung zum Christenthume bezeichnen, aber auch nur diese, nicht die nur dem Augenblicke angehörende, oft leidenschaftliche Stellung zu vorübergehenden Erscheinungen seiner Zeit. Von Luther's eigentlichen Glaubensschriften wird man die polemischen, politischen und wissenschaftlichen unterscheiden müssen. Die vor allem gegen das Papstthum gerichteten polemischen heute wieder allgemein bekannt zu machen, wäre nicht nur überflüssig, sondern bei dem Stande der Parteien auch gefährlich. Für nicht minder bedenklich halte ich die Neuverbreitung der politischen. Wer nicht die Zeit, in welcher Luther sich bewegte, wer nicht den Ton der Rede, die Derbheit der Sprache seines Jahrhunderts kennt, muß Luther mißverstehen, und gewiß ist es doch auch, daß Luther so wenig über den Staat wie über die äußere Kirche, da beide in jener Zeit nichts waren als Übergänge, eine irgend sichere Einsicht hatte erlangen können. Wie viel von seinen wissenschaftlichen Schriften heute noch dem großen Publicum eine Bedeutung haben, kann ich nicht entscheiden, aber die Predigten und Schriftauslegungen, die Briefe und Gespräche, die Lieder und Gebete sind aus der Tiefe großer eigener Erfahrungen und aus dem erleuchteten Verständnisse der heiligen Schrift erzeugt, rufen zur Erkenntniß der Sünde und zum Glauben an den Erlöser und werden unserer wie jeder anderen Zeit Heil und Segen bringen.

Wie Sie, bin ich der Meinung, antwortete Bent an Perthes, daß es bei unserer Auswahl aus Luther's Schriften nur darauf ankommen soll, die Stimme des alten großen Glaubenshelden auf das neue ertönen zu lassen, um den Glauben an die Offenbarung in den Herzen unserer Zeitgenossen zu wecken und zu stärken. Unsere Auswahl wird also im wesentlichen nur darzulegen haben, wie der fromme, demüthige Sinn des großen Mannes allein im Lichte der Offenbarung das Licht suchte und wie er das so gefundene Licht freudig und unerschrocken seiner verfinsterten Zeit leuchten ließ. Die göttliche Wahrheit ist heute dieselbe

wie zu Luther's Zeit, und es gibt Wege, die zu allen Zeiten in alle Wahrheit leiten, und solche Wege, die lange Jahre hindurch nur einzelnen bekannt geblieben waren, hat Luther wieder aller Welt gewiesen; denn er hörte und verstand den heiligen Geist, weil seine Demuth ihn für das Verständniß empfänglich machte. In allen Schriften, in denen Luther den heiligen Geist reden läßt, redet er zu den Christen jeder Zeit und versteht die Seelen heranzuziehen zu dem Puncte, von welchem aus das Licht scheinet in die Finsterniß. Überall dagegen, wo er nicht festen Fuß auf der Offenbarung fassen konnte, bleibt er ein Kind seiner Zeit und ist häufig genug einseitig, befangen und leidenschaftlich. Das gilt insbesondere von seiner Polemik. Auch hatte er oftmals gegen Feinde der göttlichen Wahrheit zu streiten, die einen Namen führten und eine Rüstung trugen, in welcher sie heute nicht mehr erscheinen. Aus beiden Gründen gehören viele der polemischen Schriften nicht in unsere Auswahl, aber einige doch. Denn in ihrem eigentlichen Kern bleibt die Feindschaft gegen die göttliche Wahrheit trotz aller Verschiedenheit des Namens und der Rüstung doch immer dieselbe, und so oft Luther zur Bekämpfung dieses eigentlichen Kerns die Waffen nicht aus seiner, sondern aus Gottes Rüstkammer nahm, sind sie auch heute noch nicht verrostet, sondern können heute wie damals die Wahrheit siegen lassen und deren Widersacher niederwerfen helfen. Die Polemik überhaupt kann auch unsere Zeit nicht entbehren; daß sie in diesem Jahrhundert als verjährte und unnütze Wissenschaft bei Seite geworfen ward, hat seinen Grund wahrlich nicht in christlicher Duldung und Versöhnlichkeit gehabt, sondern in der Gleichgültigkeit, die jede Form der Religion, ja jede Religion selbst für etwas höchst Unwesentliches hielt. Jetzt, wo die Offenbarung für viele wieder dasteht als göttliches Heiligthum, muß der Kampf zwischen Licht und Finsterniß wiederum die Welt erfüllen und wir wollen Luther als Mitstreiter nicht entbehren. Auch seine politischen Ansichten möchte ich nicht so unbedingt, wie Sie, ausgeschlossen wissen.

Zwar die eigentlich politischen Schriften eignen sich nicht für unsere Auswahl, aber hier und da zerstreut in seinen Werken finden sich gelegentliche Äußerungen, die köstliche Perlen sind und die ich ungern vermissen würde, weil sie Worte enthalten für alle Zeiten. Da wir aber unser Unternehmen von demselben Gesichtspuncte aus ansehen, es nach gleichen Grundsätzen beurtheilen und nach demselben Ziele streben, so werden wir uns gewiß miteinander verständigen und ich werde mich im einzelnen mit Freuden Ihrer gereiften Lebenserfahrung, Ihrer Kenntniß der Literatur und der Richtungen unserer Zeit unterordnen.

Einzelne Meinungsverschiedenheiten zwischen Herausgeber und Verleger traten im Fortgange der Arbeit wohl noch hervor. Perthes z. B. wünschte einmal, daß nicht so viel, wie Bent beabsichtigte, aus Luther's Predigten und Auslegungen des alten Testamentes mitgetheilt werde. Das Christenthum ist, entgegnete Bent, die mit der Schöpfung beginnende Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts. Der Fall desselben, seine Scheidung von Gott, die Erbarmung des Vaters, der dasselbe weder von sich stieß noch unbekehrt zu sich ziehen konnte, aber immer hellere Hoffnungsstrahlen in den Jammer der Sünde hineinleuchten ließ, bilden den ersten Theil der Erziehung, die Erlösung durch Jesum Christum den zweiten. Wer Christum kennen und lieben lernen will, muß Moses lesen. Daher halte ich das aus Moses Ausgewählte nicht für zu viel. — Ihre Auffassung vom Christenthume ist auch die meinige, antwortete Perthes, und unsere Auswahl, von diesem Gesichtspunct behandelt, wird reichen Segen bringen. — Ein anderesmal hatte Perthes mehr über die Wittenberger Theses gewünscht. Die Theses, antwortete Bent, hätte ich beinahe gar nicht gegeben; Luther's Stellung spricht sich weit deutlicher in seinen Schriften der späteren Zeit aus, in welcher seine Erkenntniß heller geworden war und nach allen Richtungen ein sicheres Licht ausstrahlen lassen konnte. Die Thesen sind noch ganz unbestimmt

und gleichen der Taube, welche zwar aus der Arche Noah ausflog, aber nirgends festen Grund zu finden vermochte.

Im Frühjahr 1825 waren die Arbeiten bereits so weit vorgerückt, daß die Ankündigung der beabsichtigten Auswahl von Luther's Schriften in zehn Bändchen bekannt gemacht werden konnte. Sie erregte ein großes und allgemeines Aufsehen. Nicht wenige nahmen an einer Ausgabe Luther's in kleinem Format und für die Menge berechnet, Anstoß. Mein erstes Gefühl, schrieb ein Freund an Perthes, war Abneigung gegen ein Unziemliches. Luther in Sedez! sollte man so der Zeit fröhnen? Wird der ernste Eindruck, das Gefühl der Ehrfurcht vor dem großen Kirchenvater nicht durch die niedliche, glatte Außenseite des Modeformats beeinträchtigt? wird Luther im Strickbeutel den Protestanten noch vorleuchten wie ein Leuchtthurm? sollen denn alle Dinge allgemein gemacht werden, das heißt gemein? Ich weiß wohl, man antwortet: auf diesem Wege lesen's die Leute doch; etwas bleibt doch hängen. Auch die Verschleuderung der Bibel rechtfertigt man so, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß es rathsam sei, das Edelste und Beste den Leuten sogar wider Willen in die Thüre zu schieben und zugänglich zu machen. Meine Worte sind umsonst, ich weiß es; die Zeit will es und die Zeit hat immer recht; Buchhändler und Publikum, die sich einander umklammern, bilden auch so eine Art Mühlrad, in das man nicht eingreifen kann. — Eine Partei unter den Katholiken betrachtete die Herausgabe Luther's als einen feindlichen Act gegen ihre Kirche und bereitete eine Nachlese aus dessen Werken vor, die auf Herabwürdigung des Reformators berechnet war. Als sie 1827 wirklich in Mainz erschien, schrieb Bent: Die Nachlese, die sich als elftes Bändchen unserer Ausgabe zugesellt, zeigt, wie gefährlich eine Auswahl unserer Art den Katholiken erscheint. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte in der Nachlese sind hämisch und boshaft, die Stellen selbst aus dem Zusammenhang gerissen. Bereitwillig werden wir aber einräumen können, daß Luther in seiner früheren Zeit noch manche

papistische Grundsätze festhielt, die er später bei höherer Erleuchtung fallen ließ und widerrief. Sind aber nicht in den Canones der Päpste und in den Schlüssen der Concilien noch viel größere Widersprüche zu finden und haben die Protestanten jemals behauptet, daß Luther frei von Irrthum und Sünde gewesen sei? Niemand hat Luther jemals als Papst der Protestanten hingestellt.

Viele Protestanten dagegen betrachteten es als einen Fehler der Auswahl, daß Luther's heftige Angriffe auf den Papst und auf die katholische Kirche nicht mit aufgenommen waren. Über Ihren Luther bin ich doch nicht eins mit Ihnen, schrieb ein Freund an Perthes; lassen Sie doch wenigstens seine herrlichen Streitschriften gegen „den Papst und die Münch" nicht fort; sie sind doch das beste, was er gemacht. In seinen dogmatischen Schriften, besonders über Gnade und Glaube, verbiestert er sich offenbar mitunter durch das Streben, die katholische Lehre zu bekämpfen und doch zugleich von der calvinischen in der gehörigen Entfernung zu bleiben. — Laßt Luthern sein Recht, schrieb ein anderer, verweichlicht ihn nicht, macht nicht aus einem urkräftigen Holzschnitt einen nebulistisch punctirten Kupferstich. Wie Gott ihn brauchte, wie es hinter dem Manne in der Welt brannte und rauchte, so müßt Ihr ihn auch darstellen. — Manche ähnliche Stimmen mußte Perthes hören, als er im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin zubrachte. Vielfach fürchtet man, schrieb er von dort aus, wir wollen, weil wir das persönlich Polemische ausschließen, mit dem Katholicismus liebäugeln, und tritt deshalb heftig gegen unser Unternehmen auf. Gar manche dieser eifernden Männer würden mich höchlichst belobt haben, wenn ich Luther's mächtige Worte von der Sünde und Versöhnung fortgelassen oder verflacht, dagegen aber jedes leidenschaftliche Wort gegen die katholische Kirche aufgenommen hätte. — Am gehässigsten trat Paulus in Heidelberg auf, sich an den Namen des Verlegers und an dessen Streit mit Voß haltend. Er warnte im Sophronizon und in der Darmstädter

Kirchenzeitung vor dem jesuitischen Unternehmen, welches Luther's Kampf gegen die Finsterniß und den Aberglauben ohne Zweifel zu verstecken streben werde. Für einen gar feinen Kopf muß Paulus mich halten, meinte Perthes; denn in der That es wäre ein echt jesuitisches Kunststück, die Leute durch Verbreitung von Luther's Schriften katholisch zu machen. Schaden wird indessen Paulus' Warnung in jedem Falle bringen, denn funfzehn Sechszehntel unserer Pastoren erkennen noch heute in ihm ihren Herrn und Meister. — Paulus ist, schrieb ein Freund an Perthes, ein ehrlicher Fanatiker für leeres Stroh. Aber seien Sie ihm nicht zu böse, weil sein Fanatismus jetzt gerade Sie getroffen hat; wir können doch nun einmal solche hölzerne und dreiste Gesellen nicht entbehren, wenn nicht theologischer Schutt sich unter den Protestanten aufhäufen soll, wie einst in der katholischen Kirche. — Daß Paulus über Ihre Ausgabe von Luther's Schriften herfällt, schrieb dagegen ein anderer, darf Sie nicht wundern, denn er kämpft für seinen mit Mühe und Noth excritisirten Ruhm. Wenn unsere Zeit die Bibel statt mit Paulus' Auge wieder mit Luther's Auge liest, so werden alle die Wahrheiten, welche lange schon unter dem Messer der Critik sich verblutet zu haben schienen, wieder lebendig und gesund werden, und der Chirurg, der nur ein Messer führt wie Paulus, wird seine Kundschaft verlieren.

Die Angriffe, welche das Unternehmen schon auf die erste Ankündigung erfuhr, machten die kräftige Durchführung desselben recht eigentlich zu einer Ehrensache für Perthes. Mit unglaublicher Thätigkeit benutzte er seine weit ausgebreiteten Verbindungen in Deutschland wie in Schweden, Finnland und Dänemark, in Ungarn und Böhmen, um dem Werke Eingang zu verschaffen. Nicht allein seinen persönlichen Einfluß auf die Buchhändler verwendete er, um dieselben zu besonderer Mühewaltung anzuregen; er wußte auch aus allen Gegenden die Namen der einflußreichsten Geistlichen sich zu verschaffen, und durch sie, wie durch die Bibelgesellschaften und Behörden, die Theilnahme für die Auswahl aus

Luther's Schriften zu erwecken. Nähere Freunde und fernere Bekannte, wie G. Schwab in Stuttgart, Schwarz in Heidelberg, Hebel in Karlsruhe, Passavant in Basel, Heubner in Wittenberg, Harms in Kiel, Krummacher in Bremen, Stein in Frankfurt, Rambach in Hamburg, Eylert in Potsdam und viele andere sagten die Förderung des Werkes zu. Die Antworten, die er hieher und dorther erhielt, ließen manchen Blick in die Zustände des kirchlichen Lebens thun. Wenn Ihre Ausgabe, hieß es in einem Briefe aus Böhmen, in der Wiener Censur mit dem decisum: admittatur, erledigt werden sollte, so wird sie von vielen Nichtprotestanten gekauft werden. Die Protestanten dagegen zeigen sich, soweit ihnen ihr Glaube Geld kosten soll, sehr flau. Bis zu dieser Stunde haben sie in Prag nicht einmal eine evangelische Schule errichtet; der Grund liegt nicht etwa an der Armuth der Leute, sondern an der mangelnden Liebe und Aufopferungsfähigkeit für die protestantische Sache. — Bei uns werden Sie, heißt es in einem Briefe aus Würtemberg, nicht gar viele Unterstützung finden; der christliche Bauer und Handwerker ist an eine andere Sprache gewöhnt als die, welche Luther redet; die christlich gebildeten Familien besitzen sehr häufig ältere Ausgaben; bei den Weltchristen wimmelt es von „den Stunden der Andacht", welche deren religiöses Bedürfniß so vollständig befriedigen, daß an die Anschaffung keiner anderen religiösen Werke gedacht und bei manchen eleganten Familien eher die Stunden der Andacht als die heilige Schrift angetroffen wird. — Wir armen geistlichen Ärzte und Apotheker! schrieb ein Geistlicher aus dem Weimarischen; die Leute sind jetzt alle so rasend gescheit, daß sie uns für ganz überflüssig halten. Da ist es denn nun ganz recht, daß man ihnen das, was sie heilen könnte, mit kleinem Drucke in die Tasche practiciret, ob sie es vielleicht aus langer Weile vielleicht einmal versuchen möchten. Das Christenthum seiner selbst wegen mag niemand und so ein armer Pfarrer wird selbst mit kalt in dem allgemeinen Frost. Guter, lieber Perthes, mir ist jammervoll zu Muthe. Acht Jahre säe ich nun schon auf dem unfruchtbaren Boden und

stehe im neunten auf demselben Puncte, auf welchem ich anfing. Ein aberwitziger Schwärmer erscheine ich den Leuten; sie lachen oder sie bedauern mich, das ist alles, was ich empfange; die Kirche ist leer, die Schule beherrscht vom Lehrer, der von den kirchlichen und weltlichen Behörden wegen seines aufgeklärten Unterrichts Belobung erhält; kein Haus, auch nicht ein einziges in der ganzen Stadt ist bereit, das Wort Gottes aufzunehmen; ich stehe allein, ganz allein. Etwas aber habe ich noch: das ist mein muthiges Vertrauen auf unseren Gott und seinen Sohn. Also wende ich mein Auge nach oben und fange getrost von neuem an.

Im December 1825 konnten die ersten fünf Bändchen der Sammlung ausgegeben werden. Binnen Jahresfrist war die starke Auflage bereits vergriffen und neben der Freude, Luther's Schriften in so manche Hände gebracht zu haben, fühlte Perthes auch wohl einige Genugthuung über den Sieg, der so verschiedenartigen Gegnern gegenüber erfochten war.

Einige Jahre, nachdem Neander's Geschichte der christlichen Religion und Kirche und Luther's Werke veröffentlicht waren, versuchte sich Perthes an einem neuen großen Unternehmen. Der Plan zu einer theologischen Zeitschrift, welche christliche Gesinnung und christliche Lehre kräftig in der deutschen Literatur vertreten könnte, hatte Perthes schon seit Jahren beschäftigt. Bretschneider's Oppositionsjournal ist durchaus rationalistisch, schrieb er einmal; die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung (seit 1824) hat der äußeren Gestaltung nach allerdings den rechten Weg eingeschlagen, aber die innere Richtung und Leitung! — es ist eine gar wunderliche Synagoge, diese Kirchenzeitung; des sehr achtungswerthen Heidelberger Schwarz Jahrbücher der Theologie sind doch in den Puncten, auf die es wesentlich ankommt, nicht scharf genug, und alle anderen sogenannten theologischen Journale verfolgen andere Ziele, sind unzweckmäßig eingerichtet und nicht allgemein genug. Eine neue allgemeine theologische Zeitschrift ist nicht allein wünschenswerth, sondern ist nothwendig und sie ins Leben rufen

zu helfen, scheint mir eine Pflicht für alle, die christliche Würde und Gelehrsamkeit genug besitzen, um es zu können. Leicht ist das Unternehmen nicht. An Mitarbeitern zwar wird es nicht fehlen; durch ganz Deutschland sind Männer zerstreut, die eine solche Zeitschrift wünschen: aber nur tüchtige Redactoren können den Erfolg sichern, und wo sind diese zu finden! Auch der Geldpunct ist nicht ohne Bedenken, denn oft genug sind Nachrichten aus dem Reiche Gottes Maculatur für die Welt.

Während des Sommers 1825 hatte Perthes in Ems den Professor Umbreit aus Heidelberg kennen gelernt und lieb gewonnen. Als er im Herbste von demselben in Gotha besucht ward, forderte er ihn zur Herausgabe einer theologischen Zeitschrift dieser Art auf. Umbreit, welcher schon früher ähnliche Plane mit Ullmann vielfach besprochen, nahm den Vorschlag zur weiteren Überlegung mit nach Heidelberg zurück. Dorthin schrieb Perthes ihm am 7. December 1825: Oft habe ich mich in dieser Zeit Ihrer erinnert, da mir aus mehreren Gegenden des Vaterlandes Kunde kam über die immer sich verstärkenden religiösen Regungen und Strebungen. Mehr als je wird ein Mittelpunct Bedürfniß, in welchem sich durch Mittheilungen frommer Männer die Zeichen des Waltens göttlichen Geistes in und durch den Zeitgeist sammeln und durch öffentliche Mittheilung sich weiter verbreiten können. Religion und Theologie dürfen nicht getrennt sein, das religiöse Gefühl nicht von der Erkenntniß, der Glaube nicht von der Wissenschaft. Wer den Willen zur Heiligung und das Licht des Glaubens hat, der erkennt Gott freilich im Stillehalten. Will ein solcher sein Licht aber nicht unter den Scheffel halten, so muß er es in Klarheit der Gedanken und in echtem und vollem Wissen leuchten lassen, und in einer Zeitschrift, in welcher sich das, was in unserer Zeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes geschieht, sammeln soll, muß echte theologische Wissenschaft ihren Sitz haben. Die Eintheilung einer solchen Zeitschrift in Abhandlungen, Critiken und Nachrichten scheint sich von selbst zu ergeben. Anonymität wäre weder bei den Abhandlungen und Critiken, noch bei den

Nachrichten zu gestatten. Wer in dieser Zeit nicht den Muth hat, zur Ehre des Herrn seinen Namen preiszugeben, wer nicht vermag, seinen Eifer von Liebe durchdringen zu lassen, der bleibe von diesem Platze ferne. Die Worte: „wer nicht für mich ist, der ist wider mich" und „habt Salz bei Euch" und „habt Frieden unter einander," scheinen mir alles auszusagen, was nöthig ist, um den Character der Zeitschrift zu bezeichnen. Freilich bedarf ein Unternehmen, wie ich es meine, sehr umsichtige Vorbereitung und nichts darf übereilt werden, aber gewiß ist es an der Zeit. Es würde zur Redaction mehr als eines Mannes bedürfen, in mancher Hinsicht würde ich nützlich sein können, da meine Stellung mir das Vertrauen vieler wohlgesinnten Männer erworben hat. — Wir beginnen ein gemeinsames Unternehmen, schrieb Perthes etwas später, durch welches wir die Wahrheit und die Ehre Gottes fördern wollen. Ich sage: gemeinschaftlich; denn ich will meine Zeit, meine Kräfte und meine Habe daran setzen, um würdigen Männern Einfluß und Einwirkung auf die Zeit verschaffen zu helfen. Einen Geldgewinn erwarte ich in diesem Falle nicht, die Schwierigkeiten, welche die Zeitschrift zu überwinden hat, sind zu groß. Genau müssen wir erwägen, wie das Äußere durchgeführt werde, damit wir nicht mitten in der Sache stecken bleiben.

Seine Ansichten über Aufgabe und Begrenzung der Zeitschrift sprach Perthes vielfach an befreundete Theologen aus. Den Laien soll das Wort vom Kreuze, schrieb er an Lücke, nicht durch Zeitschriften, sondern durch das Pfarramt gepredigt werden; unsere Zeitschrift wenigstens ist nicht dazu bestimmt, unmittelbar auf die Laien zu wirken, sondern soll auf gründlich wissenschaftlichem Wege in den Pfarrern und Seelsorgern, welche durch die Anstrengungen einer falschen Wissenschaft irre geführt oder unsicher gemacht sind, eine tiefere christliche Überzeugung erwecken, stärken und sie vor Schwankungen bewahren helfen. — Es gilt den Versuch, schrieb er an Ebel in Königsberg, auch das dürrste Holz, ich meine jene Classe trockner, gelehrter Theologen, denen die Religion in der Gelehrsamkeit, das religiöse Gefühl in dem Verstande er-

stickt ist, mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und sie zu besiegen, um sie von der Knechtschaft ihres Verstandes zu befreien. — Wem soll, schrieb er ein anderesmal, die Zeitschrift offen stehen, wenn er durch sie seine theologische Überzeugung mittheilen will? Grenzen müssen gezogen sein, aber keine engen. Alle die den Stolz, die Lust und den Leichtsinn des eignen Ich zu überwinden und über ihr Sein und Dasein ins Klare zu kommen streben, suchen nach einem Halt zur Kräftigung ihres Willens und nach einer Richtschnur für ihr Streben, wie für ihren Wandel; aber obschon sie alle suchen, suchen sie doch auf verschiedenen Wegen. Die einen glauben ausreichenden Halt in dem eigenen Geiste, in den Kräften zu finden, welche Gott von Anbeginn an ein für allemal dem Menschen gegeben habe. Gott hat, so meinen sie, bei Erschaffung der Welt den großen Wurf gethan und jeder einzelne hat nun das einmal Gegebene ohne weiteres Zuthun Gottes zu verwenden und bedarf, wenn er das thut, ein Weiteres nicht, um die Wahrheit zu erkennen. Den Suchenden dieser Art, den Rationalisten, gehören wir nicht an. Die andern sind sich bewußt, trotz des ersten großen göttlichen Wurfes im Dunkeln zu tappen und verlorne Menschen zu sein, so lange sie allein auf sich angewiesen sind; daß Gott sich ihrer tagtäglich von neuem annehme, ist ihr erstes und größtes Bedürfniß; ohne die in Schrift und Kirche fortwirkende Thatsache der Erlösung und Offenbarung sehen sie keine Rettung aus der Sünde und kein Licht in der dunkeln Nacht. Daß sich diese zweiten mit jenen ersten vermengen könnten, ist unmöglich; aber beiden ist doch das Suchen, das Streben und Forschen nach Wahrheit gemeinsam und eine Anstalt, welche wie die „Studien und Kritiken" streng wissenschaftlichen Character trägt, soll auch den ersten sich nicht verschließen und bei den zweiten keine Rücksicht darauf nehmen, ob sie die Erlösung unmittelbar durch den heiligen Geist, oder mehr durch die Kirche, oder mehr durch die heilige Schrift, oder zugleich und besonders durch symbolische Bücher sich aneignen wollen. Allen diesen wird, wie mir scheint, sofern sie sich wissenschaftlich tüchtig geltend machen

wollen, die neue Zeitschrift offen stehen müssen, während fromme Wohlgesinntheit ohne wissenschaftliche Tüchtigkeit so wenig Zutritt finden könnte, wie eine wissenschaftliche Tüchtigkeit, welche nicht einmal das Bedürfniß zum Kampf gegen Stolz und Lust anerkennen wollte.

Die Herausgeber der beabsichtigten Zeitschrift fanden in diesen Ansichten des Verlegers kein Hinderniß, mit ihm gemeinsam das Werk zu unternehmen. Ullmann und Umbreit kamen im Frühjahr 1827 zu Rüdesheim mit Gieseler, Lücke und Nitzsch zusammen, stellten Plan und Namen der Zeitschrift fest und kündigten bald darauf das Erscheinen derselben öffentlich an. Die Herausgeber tragen keine Scheu, schrieben sie, sich zu dem einfachen biblischen Christenthume zu bekennen, welches sie für das wahrhaftige Wort und Heil Gottes halten. Weil sie aber in dem Evangelium das Wort der ewigen Wahrheit selbst anerkennen, sind sie fest überzeugt, daß dasselbe als Licht und Leben nicht weniger unsere Erkenntniß und Wissenschaft als unsern Glauben in Anspruch nimmt. So gewiß es keine wahrhaft christliche Theologie ohne christlichen Glauben geben kann, eben so gewiß ist eine die edle Gottesgabe der Vernunft und Wissenschaft verachtende Theologie ein Unding. Zumal in der evangelischen Kirche, welche nicht weniger durch freie Wissenschaft als lebendigen Glauben geboren ist und besteht, hängt alles wahre Gedeihen der Theologie davon ab, daß sich Glauben und Wissen in ihr befreunden und einander durchdringen.

Nach manchen mühseligen und schwierigen Vorbereitungen ward am 1. Januar 1828 das erste Heft der theologischen Studien und Kritiken ausgegeben. Die bedeutendsten Theologen Deutschlands wurden fast ohne Ausnahme Mitarbeiter der neuen Zeitschrift, welche bald eine hervorragende Stellung und nachhaltigen Einfluß innerhalb der wissenschaftlichen Theologie gewann und sich, wie Umbreit später schrieb, einen jugendlichen Character bewahrte, indem sie stets in der Entwickelung begriffen das Endziel der neuen Theologie, die noch keine fertige sei, redlich und aufrichtig suchen helfe. Einen Einfluß auf den Inhalt im einzelnen üben

zu wollen, konnte Perthes nicht in den Sinn kommen, aber die Haltung der Zeitschrift im ganzen verfolgte er mit immer gleicher Theilnahme und sprach den Herausgebern seine Bedenken, wenn er solche hatte, offen aus. Zuweilen schien es ihm, als ob die wissenschaftliche Richtung durch nur gelehrte Untersuchungen und Forschungen überwuchert, die Zeitschrift nicht allein nur von Professoren, sondern auch nur für Professoren der Theologie geschrieben und ihren Einfluß auf die Pfarrer verlieren werde. Ich hatte gehofft, schrieb er einmal, daß wenigstens unter der Rubrik „Gedanken und Bemerkungen" freiere, frischer anregende, von der Schule sich ferner haltende, allgemeiner zugängliche Geistesfunken sich sammeln würden, aber auch die Gedanken und Bemerkungen werden meinen lieben Freunden wider Wissen und Willen sofort gelehrt. — Zu anderen Zeiten fürchtete Perthes, daß die Studien und Kritiken, weil sie rein wissenschaftlich sein sollten, den christlichen Glauben und die positiven christlichen Lehren zu sehr in den Hintergrund treten lassen möchten. Ist ein Aufsatz echt wissenschaftlich, schrieb er einmal, sei es linguistisch oder exegetisch, oder dogmatisch oder kirchenhistorisch, so muß er aufgenommen werden. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Paulus, Wegscheider und Bretschneider ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in die Zeitschrift niederlegen können; aber es wäre doch sehr zu bedauern, wenn Hengstenberg und Rudelbach, wenn Tholuck und Schmieder Scheu tragen müßten, ein Gleiches zu thun. — Ein bedeutender Theologe, dem Perthes Bedenken dieser Art mitgetheilt hatte, antwortete ihm: Sie wissen es und ich habe es nie verhehlt, daß mir der Geist vieler Abhandlungen fremd ist; allein bis jetzt ist es doch meine feste Überzeugung, daß nach dem jetzigen Standpuncte der Kirche und der Theologie eine solche weitere, nur die völligen Extreme ausschließende Vereinigung von Ansichten auf dem Gebiete der Critik und Erudition moralisch möglich, nützlich und meine Theilnahme daran recht und zuläßig sei. Ich differire mit Hengstenberg ebenso wie mit Schleiermacher oder Ullmann; warum soll ich nun nicht lieber mit diesen, die gar keine solche

beschränkte Identität in der Theologie fordern und wollen, als mit der eng begrenzten und monotonen Evangelischen Kirchenzeitung zusammenhalten, die mir eben so wenig als Steudel meine Freiheit belassen würde? — Es möchten doch wohl Beiträge Noth thun, schrieb Perthes ein anderesmal, die den Offenbarungsglauben entschiedener, als die letzten Hefte, aussprechen. Wenn auch die Studien und Kritiken nicht zur Erbauung bestimmt sind, so dürfen doch besonders in den Observationen christlich geistige, ich möchte sagen spirituelle Gedanken nicht fehlen, welche die Tiefen unserer heiligen Religion mit einfältig frommem Sinn enthielten. Auch müßte, dünkt mich, der feste gläubige Boden, auf welchem die Herausgeber stehen, häufiger und deutlicher erkennbar werden und die gelehrten Theologen, deren Wissenschaft nur weltlich ist, müßten nie einen Zweifel darüber haben können, daß sie, obschon ihre gelehrten Untersuchungen bereitwillig aufgenommen werden, dennoch von den Studien und Kritiken nicht als Genossen, sondern als Gegner angesehen werden.

Bis zu seinem Tode arbeitete Perthes mit ganzer Kraft und ganzer Liebe an der Fortführung des begonnenen großartigen Unternehmens. Manche Arbeit, Mühe und Sorge hat es ihm gemacht, aber es brachte ihm auch die volle Freude eines gelungenen Werkes, und bis an den Tod betrachtete Perthes es als einen Gewinn seines Lebens, daß er durch die Studien und Kritiken in ein inniges Freundesverhältniß und in einen ununterbrochenen Verkehr mit Lücke, Ullmann und Umbreit geführt und Nitzsch sehr nahe getreten war. Perthes war, schrieb bei dessen Tode die Redaction der Studien und Kritiken, unserer Zeitschrift mehr als Verleger; er war Mitberather und Mitarbeiter der ihm treulichst befreundeten Herausgeber.

Lebendigen Antheil nahm Perthes an der erbaulichen, geschichtlichen und dogmatischen Entwickelung der deutschen Theologie, aber die mehr und mehr hervortretende philosophische Behandlung der theologischen Wissenschaft blieb ihm ein fast verschlossenes Gebiet. Ihm fehlte zum Verständniß die Vorbildung und auch

wohl die Geistesorganisation. Noch weniger Anziehungskraft mußte daher die Philosophie selbst auf ihn üben und nicht ohne Bedenken war er, als Ranke gegen Ende des Jahres 1825 ihm mittheilte, daß Heinrich Ritter eine Geschichte der Philosophie herausgeben wolle und ihn zum Verleger wünsche. Die Deutschen haben sich, antwortete Perthes, an philosophischer Speise übernommen und sind für jetzt übersättigt, obschon gewiß nur vorübergehend; denn dem Forschen nach den letzten Ursachen der Dinge wird der Deutsche dauernd nie entsagen. Kaufmännisch genommen hat für jetzt der philosophische Verlag mehr Abschreckendes als Anziehendes. Bei Ihrer Anfrage handelt es sich indessen um Geschichte der Philosophie und auf Geschichte überhaupt ist der Sinn der Zeit gerichtet. Eine Geschichte der Philosophie besitzen wir nicht, und jetzt, wo nach den Anstrengungen unserer großen Philosophen ein Augenblick des Ausruhens eingetreten ist, möchte es an der Zeit sein, einen Überschlag der Arbeiten des Menschengeschlechts zu machen. Unsere tiefsten Geister beginnen zu ahnen, was von menschlicher Kraft zu erwarten ist und welche Weisheit uns von oben kommen muß, wenn die Wahrheit sich uns enthüllen soll. — Die weiteren Verhandlungen führten schnell zum Abschlusse und 1829 erschien der erste Theil der umfassenden Geschichte der Philosophie von Heinrich Ritter. Konnte Perthes auch an dem Inhalte dieses Werkes nicht den persönlichen Antheil nehmen, den er an vielen anderen Werken seines Verlages nahm, so erfüllte doch auch dieses Unternehmen ihn wieder mit Dank dafür, daß es ihn in ein nahes und dauerndes Freundschaftsverhältniß zu einem Manne gebracht hatte, der ihm bis zu seinem Tod besonderes Zutrauen, Achtung und Liebe einflößte, und es war ihm bis zu seinem Tode eine Freude, ein Werk in seinem Verlage zu haben, von welchem Schleiermacher ihm 1829 geschrieben hatte: An Ritter's Geschichte der Philosophie liefern Sie uns wieder ein Werk, auf welches Sie stolz sein können; ich wünsche Rittern Kraft und Muth, es zu Ende zu führen.

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältnisse und über die religiösen und politischen Fragen der Zeit.

1822—1830.

Lebensverhältnisse und Zustände.

Unter den zahllosen Briefen, die Perthes schrieb und die er empfing, bezogen sich die meisten auf das Geschäft, viele hatten einen politischen, viele einen kirchlichen Inhalt, aber oft auch wendeten sich die verschiedenartigsten Menschen in den verschiedenartigsten Lebenslagen an ihn, bald um seinen Rath oder seine Hülfe in Anspruch zu nehmen, bald um Freud und Leid mit ihm zu theilen. Ein Mann, den Perthes nie gesehen, verlangte einstmals Rath von ihm, wie er Mißgriffe bei der Wahl einer Frau vermeiden könne; seit sechs Jahren habe er tagtäglich den Vorsatz gehabt, sich zu verloben, aber die Angst, sein ganzes künftiges Leben durch einen Fehlgriff zu verderben, lasse ihn zu keinem Entschlusse kommen; jetzt sei er dreißig Jahre und er kenne sich genug, um zu wissen, daß er, wenn er sich allein berathen solle, unschlüssig bleiben werde bis an seines Lebens Ende. Bestimmen Sie mir ein Mädchen, heißt es dann weiter, auf Ihr erstes Wort werde ich zu Ihnen reisen, das Mädchen nehmen und Sie als den Gründer meines Lebensglückes, so lange ich lebe, verehren. — Das ist ein wunderlicher Kauz, schrieb Perthes an Besser, aber ein ehrlicher Kerl. So alt man wird, erlebt man doch immer etwas neues. Antworten muß ich ihm, aber wie soll ich es anfangen, daß mir der Schalk nicht zu jedem Buchstaben herausguckt. — Heirathen müssen Sie, antwortete Perthes dem Manne selbst; Amt

und Wissenschaft allein würde gerade für Sie nicht ausreichen, um Sie vor wunderlicher Einseitigkeit zu bewahren. Ich gehöre nicht zu denen, die meinen, daß, wer eine Frau wählt, als Blinder in einen Korb mit Schlangen greift, unter denen nur ein Aal sich befindet; ich glaube vielmehr, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, aber nicht ohne Zuthun und Entschluß des Menschen; zum Heirathen gehört freie Courage. Dem jugendlichen Sinn gelingt es oft am besten, er greift ohne weiteres zu und er trifft das Rechte oder vielmehr er wird getroffen. Wer aber grübelt, wie Sie, der kann nicht anders als beobachten und prüfen, und findet immer bedenkliche Klippen; aber vergessen Sie nicht, daß am Menschen überhaupt es schon viel ist, wenn Übeles fehlt; zu viel vorhandenes Gute dürfen Sie nicht verlangen. Der Mann, der Kraft und Ruhe hat, kann manches überwinden und alles überwindet die Liebe; wer die Gewalt und die Treue eines liebenden weiblichen Herzens an sich erfährt, der trägt an nichts zu schwer. Beschauen Sie sich die Töchter des Landes! Hilft das nicht, so machen Sie eine Fahrt auf die Freie und greifen Sie zu. Ein Dreißigjähriger muß noch etwas ins Zeug gehen; thut er es mit gesunden Sinnen und ernstem Willen, so hilft Gott. Schlecht wären Sie berathen, wenn Sie mich zum Eheprocurator machen wollten; denn ich würde Ihnen täglich ein Dutzend Mädchen nennen, die ich alle selbst heirathen möchte, wenn ich fünf und zwanzig Jahre jünger wäre. — Hüten Sie sich, schrieb Perthes einem anderen jungen Mann, der Frau, die Sie nennen, sich in ihren religiösen Überzeugungen zu warm und offen mitzutheilen. Ein wirkliches Verständniß zwischen Mann und Frau ist außer der Ehe unmöglich. So wenig wir einen weiblichen Seelenzustand zu begreifen vermögen, so wenig begreift eine Frau uns; die Frauen stehen höher als wir und wir stehen höher als sie. Die Geschlechter sind bis in die Wurzel verschieden; nur in der Ehe, nie außer ihr erhält diese Verschiedenheit ihre Lösung und Einigung. Das ist das große Geheimniß der Schöpfung und des Christenthums. —

Unterricht und Bildung wirkt auf das weibliche Geschlecht nur wenig, heißt es ein anderesmal. Ein Mädchen, eine Frau von Geist und Sinn wird überall auch mit wenig Wissen und wenig Bildung hervorleuchten; ist sie aber wenig in sich, so erscheint sie trotz alles Unterrichts und aller Tournüre gänsehaft und roh. Der dumme und rohe Mann dagegen zählt in der Welt, wenn er viel gelernt hat; übertüncht mit Weltbildung macht auch der flache Geselle sich geltend. Ich muß freilich sagen, daß kein Mensch mir so langweilig ist, wie der, welcher nichts anderes spricht, als was er gelernt hat. — In Ihren Jahren findet man, schrieb er einem jungen Manne, jedes Mädchen verrückt, es sei denn, daß man sich in sie verliebe. In den frühen Jünglingsjahren findet man alle jungen Mädchen allerliebst und möchte sie haben; in den spätern Mannesjahren sieht man auch im Mädchen und in der Frau vor allem den Menschen und freut sich des Guten und trägt das Böse. In Ihrem Alter ist man nicht mehr blind, aber auch noch nicht sehend und wird ungerecht; doch kommt Zeit, kommt Rath. — Meinen herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Verheirathung, schrieb Perthes an Heinrich Ritter. Die Ehe ist die größte Gabe Gottes; der Mann, der sie nicht kennt, kann wohl im Äußeren Großes leisten, aber in der Tiefe und in das innere Wesen des Menschen und der Dinge wird er nicht dringen. Das gemeinsame Haben und Tragen der Freuden und Leiden dieser Erde schließt uns den Himmel unseres Ursprungs und unserer Zukunft auf. In einem langen Ehestand habe ich des Schmerzes und des Kummers, der Angst und der Sorgen viel gehabt, aber ohne ihn möchte ich kaum gelebt haben. — Die Stellung des Mannes, heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes schrieb, ist seit dem Eintritt des Christenthums in die Geschichte auch dadurch eine andere geworden, daß die Frauen aus Mitteln zur Erhaltung des Geschlechts und aus Lastthieren des Mannes zu einem selbständigen Dasein im Leben gelangt sind, in welchem sie ihrer selbst wegen zählen. Seitdem haben die Männer angefangen zu idealisiren, zunächst

die Frauen und das Verhältniß zu ihnen, sodann aber hat sich ganz allgemein eine idealisirende Stimmung entwickelt, welche den Griechen und Römern und der alten Welt überhaupt fremd war und in der neueren Geschichte einen unberechenbar großen Einfluß übt. Auch sind die Beweggründe zum Handeln im öffentlichen Leben in der neueren Zeit gewiß in weit höherem Grade, als gewöhnlich angenommen wird, durch das Verhältniß des Handelnden zum weiblichen Geschlecht bestimmt. Das Christenthum stellt an dieses Verhältniß unendlich große und schwere Anforderungen, Anforderungen, welche die vorchristliche Zeit nicht einmal ahnete. Diesen Anforderungen gegenüber hat jeder Mann ohne Ausnahme eine geheime Geschichte seines Gefühls, seines Wollens und seiner Thatkraft, die sich ganz verschieden gestaltet, je nachdem er sein Verhältniß zu den Frauen durchkämpft und in dem Kampfe bestand, siegte oder unterlag. Kein dritter erlangt Kunde und Verständniß von diesem inneren Processe, und doch hängt von dem Ausgange desselben die Stellung des Mannes zum Leben und zum Wirken in demselben und für dasselbe wesentlich ab. — Eine fromme, demüthige weibliche Seele verbreitet immer stille Freude rund um sich her, äußerte er gegen einen anderen Freund, auch wenn es in ihrem eigenen Innern weint und blutet. — Ihres Familienglückes freue ich mich von Herzen, schrieb er an Rist. Sagen Sie Ihrer Frau alles Gute und Liebe von mir. Genießt das Glück in Euren Kindern: noch sind sie jung, ganz abhängig von Vater und Mutter, noch ist das Haus geschlossen, noch ruht alles heimlich beieinander. Es ist auch dieses vergänglich und sehr anders wird es, wenn die Kinder ihre eignen Gedanken, ihre eignen Wünsche, Hoffnungen und Aussichten in Herz und Kopf hegen, wenn eines nach dem anderen die Kinderstube und das Haus verläßt, und seinen eigenen Weg geht. Da hilft kein Festhalten, kein Anklammern; die zartesten Herzensbanden der Eltern werden zerrissen. Ich habe es erfahren und darf so sprechen, da meine Kinder nur Liebe und Anhänglichkeit mir bewiesen, nur

Freude mir gemacht haben, und doch — sie gehen ihren Weg und müssen es. — Ich stehe, schrieb ihm ein lieber Freund, der seinen Sohn verloren hatte, mit meiner armen unsäglich gebeugten Frau vor einem Abgrunde des Schmerzes, dessen Tiefe wir nur in lichteren Augenblicken ermessen können. Ihnen, der auch mit dem Tode vertraut ist, kann ich es sagen und klagen. Lassen Sie mich gute Worte hören. — Was es heißt, antwortete Perthes, zuerst ein Kind zu verlieren, fühlt niemand, der es nicht erfahren hat. Jeder sieht von Kindesbeinen an, daß das Zerreißen der Liebe keinem Menschen erspart wird, aber was hilft das dem betrübten Vater und der betrübten Mutter? Claudius sagte einmal: ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Mathias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth fast nicht halten und der Glaube ward hart geprüft. Da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat; was vorherging, war nur Kinderspiel. Haltet im Schmerze fest aneinander, fuhr Perthes fort, verberge ihn keiner dem anderen, versucht nicht einander zu beruhigen, laßt zusammen ausschmerzen, das gibt stille Freudigkeit und vermählt Euch so enge, wie ein Glück allein Euch nicht vermählen könnte. Haltet fest aneinander, Ihr lieben armen Freunde; die Gemeinschaft der Liebe macht den tiefsten Schmerz zu einem Segen Gottes. — So wie Sie, mein lieber Perthes, lautete die Antwort, hat keiner uns bei Herz und Hand zu fassen, keiner so viel uns zu geben vermocht; das kann man nur aus einem tiefen Schatze innerer und äußerer Erfahrung und aus einem durch Feuer geläuterten Gemüthe geben, und daß Sie unserer so oft gedachten und uns nicht allein lassen wollten, das werden wir Ihnen ewig gedenken. — Ihr Leiden an dem Sterbebette des Kindes, schrieb Perthes etwas später, rief Erinnerungen in mir wach, die nun nicht wieder weichen wollen. Von nun an liege, sagen Sie, die Zeit eines ungestörten Familienglückes wie eine alte Welt hinter Ihnen. So ist es. Von dem Augenblicke des

Verlustes eines Kindes an, sieht das Auge der Eltern düster; alle Schönheit des Lebens ist verloren, jeder kleine Unfall, ein Husten, ein veränderter Ton der Stimme regt die schwersten Besorgnisse auf. Man hatte es ja immer gewußt, daß selten ein Häuflein Kinder beisammen bleibt, aber man nimmt das nicht für sich, bis es einschlägt, und schlägt es ein, so glaubt man und vertraut man wohl, aber tief unten in der Brust wühlt doch der Schmerz. Ergebung ist allenfalls da, aber die Erhebung fehlt; nicht mehr haben, nicht mehr haben, das ist's; nicht mehr menschlich dieses und eben dieses Kind lieben zu können, nicht mehr von diesem Kinde Liebe zu empfangen, das schmerzt immer fort; von einer Kindesleiche, die immer etwas Himmlisches ist, sich abwenden zu müssen wieder hinaus in die Welt, ist entsetzlich. Alles erscheint klein, alles wie Tand gegen die eben gemachte Erfahrung. Sie hatten recht, Ihre anderen Kinder nicht ferne vom Krankenbette, nicht ferne vom Sarge zu halten. Kinder durch Reden und Vorstellungen zur Wehmuth des Gefühls zu reizen, thut nicht gut; aber der Wirklichkeit darf man sie nicht ängstlich entziehen, sie müssen frühe lernen, dem Menschenschicksal ins Auge zu sehen und sie können es ertragen. Eine Mutter am Krankenbette lehrt uns die Fülle der Kraft erkennen, die im Menschen liegt. Der Mann erschrickt über sein Zurückstehen; auch die Zeit besitzt über den Schmerz der Frau weniger Gewalt, als über den des Mannes; das Edelste im Menschen, die Treue, ist vor allem Eigenthum des Weibes; sie ist treu, treuer als der Mann. — Als einem hochbejahrten Manne ein blühender Sohn im zwei und zwanzigsten Jahre gestorben war, schrieb Perthes: Wohl mildert sich im Alter jeder geistige Schmerz, aber der Schmerz über den Verlust eines Kindes fällt nicht ausschließlich in das geistige Bereich, sondern ist zugleich im Herzblut geheimnißvoll auf Naturbande begründet. Je jünger das Kind, desto enger das Band, da es den Eltern so zu sagen noch mit Fleisch und Blut angehörig und in seinem ganzen Dasein noch an uns gebunden ist. Je älter es wird, desto verschiedener wird es äu-

serlich von uns durch die Erdstoffe der Nahrung und desto mehr wird es uns durch eigenes Sein im Willen und Gefühl entfremdet. Der Verlust eines Sohnes im blühenden Jünglingsalter hat zwar wieder seinen besonderen Schmerz, aber auch seinen besonderen Trost; des Jünglings Reinheit hält innig fest am Idealen, glaubt Großes zu erringen und Großes zu vollbringen. In späteren Jahren wird diese glückliche Täuschung gebrochen und muß gebrochen werden, und es ist ein Schönes, abgerufen zu werden, bevor die Blüthe zerstört ist. Auch Sie schreiben: 22 Jahre sind eine schöne Zeit zu sterben, schöner als 42 oder 52 Jahre. Und doch wenigstens mir war der Kampf des Lebens nothwendig und heute noch fesselt mich die Hoffnung zum endlichen inneren Siege an das Leben; ohne diese Hoffnung lieber heute als morgen sterben. Das Gebet unseres Lebens sei: schaff' in mir, Gott, ein reines Herz und einen neuen gewissen Geist. Nur Einer hatte diese Reinheit und diese Gewißheit, wir aber sollen kämpfen darum bis an das Ende.

Periodische Stumpfheit ist zwar die Qual aller suchenden Seelen, hatte ein Freund aus weiter Ferne an Perthes geschrieben, aber leidenschaftliche Anfechtungen im reifen Alter, die ganz von Gott abwenden und denen man nicht widersteht, weil der rechte Wille zum Widerstehen mangelt, das erniedrigt tief und um so tiefer, je wahrer man sich sagen kann, daß es früher so niemals war. Um den innern Frieden ist es geschehen und ich warte mit heißer Sehnsucht auf die Beschwichtigung des Sturms, aber wie wenn der Baum während des Wartens gefällt würde! — Daß im Alter noch Anfechtungen der Leidenschaft Sie treffen können, antwortete Perthes, darüber klagen Sie. Mein lieber Freund, wen solche Anfechtungen der Leidenschaften noch treffen können, der ist nicht alt, so viel der Jahre er auch zählt. Es ist tief demüthigend, den Naturkräften sich unterworfen zu fühlen; aber wo die Naturkräfte fehlen, hat nach dem bekannten Worte der Mensch nicht die Sünde, sondern die Sünde den Menschen verlassen, und es wird ihm nicht leichter, sondern schwerer, sich zu Gott zu erheben. Auf

Erden ist Kampf Leben; Unangefochtensein ist Tod; kämpfen sollen wir bis ans Ende, um die Krone des Lebens zu erringen, und in welchem Harnisch Sie zu kämpfen haben, das ist Ihnen von Alters her bekannt. Die Erfahrung, die Sie zu machen haben, haben vor Ihnen schon viele gemacht. Es ist nicht erniedrigend, einen Feind zu haben, aber wohl vor ihm das Gewehr zu strecken; und sollten Sie mitten im Kampfe aus diesem Leben dahin genommen werden, nun Gott kennt uns, wir kennen uns nicht. — Ihr Brief, entgegnete der Freund, kam zur guten Stunde. Als ich ihn empfing, war die Gewalt der Leidenschaft gebrochen; aber der trockenen Besonnenheit und der peinlichen Reue ekelte das gewöhnliche alltägliche Leben an, so daß ich mich fast in die Zeit der Leidenschaft zurück sehnte; eine kalte Scham war mir geblieben, die mir gewiß machte, daß meine Ruhe keine christliche sei; ich sehnte mich nach dem erwärmenden Hauche der göttlichen Liebe; da kam Ihr Brief, er ist mir Arznei geworden.

So oft Perthes auch den Blick auf die inneren und äußeren Zustände anderer richtete, blieb ihm sein eigenes Ich und der Entwickelungsgang, den es genommen, doch vor allem ein Gegenstand der Erforschung, des Erstaunens und auch der Sorge; oft absichtlich, oft aber auch ohne es zu wollen, legte er das eigene Innere den Freunden offen. Sie irren sich, schrieb er einmal an Rist, wenn Sie glauben, daß ich nach der lebhaften Campagne vor meiner Verheirathung Waffenstillstand mit der Selbstbeschauung geschlossen hätte; im Gegentheil das Räthsel meines Ich läßt mir nach wie vor keine Ruhe. — Selten nur wird es einem Menschen zu Theil, schrieb er ein anderesmal, mit Kindern in ununterbrochener Reihenfolge vom reifen Manne bis zum zartesten Alter hin in so nahem innigem Verkehr zu stehen, wie ich es thue. Manches in meinem eigenen Entwicklungsgange wird erst jetzt mir klar. Das Kind, sobald es seine Sinne gebrauchen kann, fühlt sich in der Natur nur als ein Stück von der Natur, es sieht und hört Dinge, die ihm alle neu sind; aber weil es Natur ist in der

Natur, wundert es sich über nichts. Wird es älter, so lebt es doch nur in nächster Nähe; das Bächlein mit dem hellen Wasser ist ihm lieber als das wogende Meer, die Blume anziehender als der Wald, der Hügel, auf dem es sich tummelt, gibt ihm mehr als das Gebirge; über nichts erstaunt es und findet alles in Übereinstimmung mit sich selbst. Wenn aber die Gedanken erwachen, wenn es mit dem eigenen Willen in Widerspruch kommt und in einem Streben und Regen aufkeimt, das noch kein Ziel und Ende hat, so beginnt der Knabe sich mit seinem Inneren von der Natur getrennt zu fühlen und des Jünglings tiefes Sehnen entsteht für sich, für sein Herz und seinen Sinn, das Entsprechende in der Natur zu finden. Die Täuschungen und Enttäuschungen beginnen und die Lehrjahre des Menschen müssen durcharbeitet werden. Und doch auch jetzt noch, so lange die Jugend dauert, kommt der Mensch durch die Natur und Creatur in Kindlichkeit, in Phantasie und Liebe zu Gott. Die Jugend ist Poesie. Das Kind liebt durch die Mutter, der Jüngling im Mädchen, das Mädchen im Jüngling Gott. Aber so bleibt es nicht. Im Alter den Menschen zu lieben und in der Liebe fest zu bleiben bis zum Tode, ist unendlich schwer. Das Verhältniß kehrt sich um; die Jugend kommt durch den Menschen zu Gott, das Alter nur durch Gott zu den Menschen. Nur durch Glauben und Demuth ist im Alter jugendliche Wärme des Herzens zu bewahren und ein Alter ohne Wärme ist so entsetzlich, daß es kaum etwas Entsetzlicheres gibt, während Liebe, ja schon Wohlwollen dem Gewissen auch bei dem vollen Bewußtsein der Sünde Ruhe und Sicherheit gibt.

Die Liebe und das Wohlwollen des Alters, von welcher Perthes hier redete, war ihm selbst in reichem Maße geschenkt. Ich kann, schrieb er einmal an Rumohr, die Art unserer Zeit nicht leiden, welche die Männer das verdämmern oder vertumultuiren läßt, was sie in vergangenen Jahren gemeinschaftlich mit anderen thaten oder litten, dachten oder fühlten. Deshalb poche ich gerne ab und an bei alten Bekannten wieder einmal an, um zu horchen,

ob noch verwandte Saiten klingen. — Ohne Ausnahme öffnete sich ihm auf ein solches Anpochen überall das Herz der alten Bekannten und Freunde. Mit wahrer herzlicher Freude habe ich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder einmal die Züge Ihrer Hand erblickt, antwortete Schelling, mit größerer freilich hätte ich wieder einmal Ihre Gesichtszüge gesehen; zu den ersten und ältesten Freunden, die ich gehabt habe, gehören Sie. — Bis zu flüchtigen Bekanntschaften dehnte Perthes dieses treue Festhalten aus. Trifft man einen Fremden, schrieb er einmal, auf der Reise und bringt auch nur kurze Zeit mit ihm vielleicht im Eilwagen zu, so bemerkt man bald die Eigenthümlichkeit desselben, die guten und schwachen Seiten seines Humors, seinen Sinn für diese oder jene Schönheiten der Natur, für diese oder jene Verhältnisse der Menschen. Darnach richtet man sich; thut's der andere auch, so entsteht aus beiderseitigen kleinen Aufopferungen und Gefälligkeiten ein angenehmer Zustand, welcher Früchte aller Art bringt. Oftmals in meinem Leben habe ich solche Reiseehen geschlossen und hatte die gemeinsame Fahrt ein Ende, so erfüllten immer die letzten Stunden mich mit einem traurigen Gefühl, weil die Auflösung eines wohlwollenden Verhältnisses des Menschen zum Menschen erfolgte. Ich habe auch nie anders gekonnt, als solch einen alten Reisegefährten später immer wieder mit Freude und Herzlichkeit aufnehmen, selbst wenn sein Gesicht in der Stube ganz anders aussah, als im Reisewagen. Der Verstand macht ungleich und trennt überall, aber die Liebe, wie sie arm und reich, hoch und niedrig gleich macht und einigt, führt selbst in ihren letzten Postwagenausläufern die Menschen zusammen. — Viel Liebes habe ich Menschen erwiesen, heißt es in einem anderen Briefe, ohne Dank davon gehabt zu haben; das schmerzt. Aber noch viel mehr Liebes habe ich von andern erwiesen erhalten und oft genug suche ich vergebens nach dem lebendigen Dankgefühl in meinem Herzen, und das schmerzt zuweilen noch tiefer.

Das angeborene Wohlwollen und die Liebe zur Liebe, wie

er sich einmal ausdrückte, hinderte indessen Perthes nicht, den Menschen unter Umständen sehr entschieden entgegen zu treten. Nicht leicht zwar und nie auf lange ward er durch Verschiedenheit der Ansichten, durch Schwächen und Fehltritte, durch Verkehrtheit einer Überzeugung, wenn sie nur wirklich Überzeugung war, gereizt; aber dem Hochmuthe, der Unwahrheit, der trägen Schlaffheit und der niedrigen Gesinnung gegenüber loderte er auch jetzt noch leicht und heftig auf, selbst in Fällen, in denen er zum Reden nicht eigentlich verpflichtet war. Schweigen hat sein Gutes, meinte er, aber nicht immer; sich empört zu fühlen, ist freilich nicht göttlich, sondern menschlich: aber wer gar nicht empört werden kann oder seine Empörung in sich verschließt, damit ihm der Pelz nicht gewaschen werde und der Wespenschwarm ihn nicht steche, mit dem mag wenigstens ich nichts zu thun haben. Der Guten sind mehr auf der Welt als der Bösen, aber die Bösen herrschen dennoch und nur deshalb, weil sie mehr Courage haben. Wer mit Kraft, Muth und Geschick angreift, gewinnt, auch wenn er böse ist, fast überall dieselbe Theilnahme für sich, die wir der kraftvollen Bewegung des reißenden Thieres nicht leicht versagen können, wenn es über schuldlose aber muthlose Geschöpfe herfällt. Der Mensch hat nun einmal seine Freude an jedem, der muthig und entschlossen seine Kräfte gebraucht, und fällt nur zu oft ihm zu, nur weil er sie gebraucht, ohne zu fragen, wofür er sie gebraucht. Es ist wohl wahr, mich hat oft gereut, daß ich geredet, aber auch oft, daß ich geschwiegen habe. — Fast immer stand Perthes das rechte Wort zu Gebote, um die wunden Stellen eines mit seiner Gesundheit prahlenden Kranken zu treffen oder einen niedrigen Menschen vornehmen oder geringen Standes zurückzuweisen, wenn er sich ihm aufdrängen wollte. Eure Hochwohlgeboren wollen alles, können weniges und thun nichts, schrieb er einmal einem hochfahrenden Herrn. An Jacobs können Sie lernen, schrieb er einem anderen, daß es nicht an der Philologie liegt, wenn so viele Philologen unleidlicher Natur und kleinlichen Characters und

erfüllt von selbstsüchtigen Rücksichten sind. — Sie verlangen Respect vor dem Gelehrten, heißt es ein anderesmal. Gewiß allen Respect vor dem Gelehrten, aber vergessen Sie nicht: Fülle des Geistes, Tiefe des Sinnes, Ahnung des Höheren, Erfahrung der Welt, Feinheit des Betragens, Gewandtheit und Kraft zum Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebhaben, das alles kann dem Menschen fehlen und doch kann er ein großer Gelehrter sein. — Sie wissen nur zu gut, was Sie können, schrieb er einem jüngeren Manne; bevor Sie aber gelernt haben zu wissen was Sie nicht können im Äußeren und im Inneren, werden Sie weder etwas von Bedeutung leisten, noch in sich zur Ruhe kommen. — Einem Manne, der sich, um Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens zu entgehen, zu Frau und Kindern abgesperrt hatte und noch dazu vornehm stolz auf seine Zurückgezogenheit war, schrieb Perthes: Hüten Sie sich; nicht die Freude an dem Leben im Hause, sondern die Furcht vor den unangenehmen Berührungen außer dem Hause möchte der Grund für die Häuslichkeit sein, deren Sie sich rühmen. Das häusliche Leben besteht nicht in der Absperrung von anderen, sondern in der Ausbildung des Eigenen; es ist nicht negativ, sondern positiv. Den Sinn für das häusliche Leben kann nur der in sich entwickeln, der die Beschwerden des öffentlichen Lebens getragen hat und trägt; häusliches Leben ist ohne öffentliches Leben so wenig möglich, wie auf einer einsamen Insel.

Nicht allein in den Briefen, die einen anderen angreifen sollten, sondern auch in vielem anderem spricht sich oft noch dieselbe kecke Frische aus, die Perthes' Jugend eigen gewesen war. Wer sicher wäre, achtzig Jahre alt zu werden, hatte ihm ein Freund geschrieben, würde zugleich sicher sein, sich als öffentlichen Character zu überleben; vom alten Blücher an bis zu Wieland und Goethe hin, haben alle Schiffbruch gelitten oder sind doch wenigstens gestrandet. Eigentlich sollte man mit dem funfzigsten, höchstens fünf und funfzigsten Jahre die Bude zumachen und inwendig Licht

anstecken und es fleißig putzen und nähren. — Wohl bringt das Alter über funfzig Jahre, meinte dagegen Perthes, Fährlichkeiten mit sich, wozu ich jedoch nicht rechne, daß ich in den letzten Jahren einen Sohn und zwei Töchter habe taufen lassen; wohl habe ich viel Kummer, Sorge und Kampf hinter mir, aber ich bleibe dabei, daß der tüchtige Mensch erst im Alter ein vollständiger Mensch wird. Ich aber kann auch heute noch nicht über zu viel Alter, sondern muß über zu viel Jugend klagen, die immer noch mit Unruhe und mit allem Möglichen in mir spukt. Angesichts so mancher alten jungen Leute unserer Zeit, fürchte ich manchesmal, daß ein Stück ewiger Jude in mir steckt. — Die Frische und Jugendlichkeit, welche Perthes sich bewahrt hatte, setzte oft selbst seine Freunde in Erstaunen. Wenn Leichensteine den Gesichtskreis des Menschen so umstellen, heißt es in einem Briefe an ihn, daß er nicht mehr mit der Bewußtlosigkeit der Jugend die Gaben des Lebens zu genießen vermag, so kann nur der die Jugend sich erhalten, dem die Plane der Jugend treu blieben, und das ist freilich bei Ihnen in seltenem Maße der Fall. — Wahrlich, lieber Perthes, schrieb ihm einmal Rist, Sie sind ein glücklicher Mann, dessen Frömmigkeit und besonnener Verstand ein Haus regieren, aus welchem auch in unserer Zeit einfache und glückliche Menschen hervorgehen und den Samen des Guten auf spätere Geschlechter verbreiten werden. Kraft und Ergebung jedes an seiner Stelle, das ist das Geheimniß des Lebens. Sie sind ein glücklicher Mann, nicht nur weil Sie die besten und wesentlichsten Gaben in reichem Maße von Gott empfangen haben, sondern auch weil Sie die empfangenen Gaben im rechten Augenblick gebrauchen wollen und können. Sie sind ein glücklicher Mann, weil Ihnen auch das Zufällige gelingt. Ohne diesen Treffer haben auch die besten Gaben nur den halben Werth. Glücklich zu preisen ist der, den die Vorsehung in eine Lage setzte, in welcher er seines Schicksals eigener Werkmeister sein konnte. Auch im glücklichsten Dienstverhältniß ist ähnliches nicht zu leisten; ein lähmendes Gewicht hängt

jedem Amte an, dem das Gegengewicht schwer zu halten ist. Wohl erkenne ich die mir zu Theil gewordenen Vorzüge der Erziehung, großer Reisen und manche andere Gunst des Schicksals an, die eigentlich noch etwas ganz anderes aus mir hätten machen müssen, wenn noch eine letzte Wohlthat: die eines geschlossenen, auf bestimmte Ziele hingewiesenen, durch inneren Gehalt wohlthuenden und befriedigenden Wirkungskreises hinzugekommen wäre. Der Standpunct des gewerbetreibenden Bürgers, sofern er zugleich auch zu öffentlicher Thätigkeit aufgefordert wird, ist durchaus der reinste, den es gibt; da entwickeln sich alle guten Kräfte in freiem Raum, da ist keine lähmende Abhängigkeit in der Ausbildung der eigenen äußeren Lage; was der Bürger erreichen kann, das gehört ihm, was er erworben hat, das bleibt ihm und er erwartet und wünscht nichts, was er nicht selbst erwerben kann. Stellen Sie dem gegenüber ein Amtsverhältniß wie das meinige, an sich gewiß sehr leidlicher Art, aber ohne inneren Sporn, ohne sichtbares Resultat und mit Abhängigkeit aller Art verbunden, welche die Selbstthätigkeit am Ende lähmt und den Egoismus fördert; eine Vornehmigkeit, die keinen Einfluß gibt, kein Zugang zu einer öffentlichen Wirksamkeit, die Spuren hinterläßt und den Mann hebt, keine sichere Zukunft in der bewegten Zeit für den, der seine Überzeugung nicht aufgeben kann, mit einem Worte, kein fester Boden unter den Füßen. Solche Verhältnisse wirken doch auch auf die kräftige Entwickelung des Inneren zurück und alles, was man thun kann, besteht darin, dem lähmenden Einfluß durch stetes Festhalten höherer Standpuncte zu widerstehen. Aber das Gefühl des Verfehlten bleibt doch nicht aus. Doch genug: Gottes Odem weht überall und ich glaube, daß jedem das rechte Loos fiel, Ihnen aber fiel das glücklichere und ich danke Ihnen, daß Sie uns von dem Ihrigen freundlich mitzutheilen nicht ablassen. Lassen Sie nichts aus Ihrem Kreise für uns verloren gehen: Ihre Briefe sind Electricitäts- und Lebensträger und vergegenwärtigen uns eine bedeutende Persönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit und

Tiefe; Ihre Reiseschilderungen wirken wie die anscheinend ungeregelten Züge halb ausgeführter Radirungen Rembrandt's, in denen sich die Köpfe, lauter Portraits drängen und große Partien von Licht und Schatten fast ohne Übergang gegenüber stehen, düstere Gestalten geheimnißvoll in der Ferne schweben, die Nähe in kräftiger Gegenwart hervortritt und der Beschauer sich oft kaum der zu lebhaft auf ihn eindringenden Masse der Bilder erwehren kann. Bei diesem Gleichniß kann ich mich übrigens nicht erwehren, an Ihren seligen Collegen Nicolai zu denken, der mir wie ein mühseliger, höchst nüchterner aber ausführlicher Kupferstecher vorkommt und auch seine Reisen beschreibt. Kaum seid Ihr beide verschiedener, als es die Zeiten sind, in denen Ihr Euch bewegt; jeder das Product seiner Zeit; ein Perthes wäre damals eben so sehr an der unrechten Stelle gewesen, als ein Nicolai es in der heutigen Zeit ist. — Ihnen würde ein leichtes Leben, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, ein langweiliges Leben sein; ist Ihr Leben nicht kraus, so machen Sie sich es kraus, wenden überall mehr Kraft auf als nöthig ist, behalten doch noch genug übrig für unvorhergesehene Nothfälle und sehnen sich dabei immer nach Ruhe, Sie wunderlicher Mensch. — Nicht ohne treffende Wahrheit waren diese Worte; denn so unternehmend Perthes auch handeln, so keck er schreiben konnte, trat doch der sein ganzes früheres Leben durchziehende Gegensatz zwischen der Neigung zum raschen, kräftigen Thun und der Sehnsucht nach stiller Ruhe auch in diesen Jahren immer wieder hervor. Ich bin jetzt sehr still und einsam, schrieb er einmal, und in mir sehr ruhig; die Oberfläche der Seele wird wohl durch die Mühen und Nöthe des Lebens getrübt, aber es drängt doch nicht in die Tiefe und wirft keinen Schaum auf. Meine Stube ist jetzt meine Welt, von dort aus aber gehe ich in die Weite, wie mein Geschäft es erheischt. — Mich beleben wohl noch tausend Interessen, schrieb er ein anderesmal, aber doch eigentlich nur stoßweise; denn im Grunde bedarf ich, um heiter und zufrieden zu sein, das Familienverhältniß vorausgesetzt, nur ein

ruhiges Zimmer mit einigen Büchern, etwas Berg und Wald, ein paar verständige Männer, Freiheit zur Einsamkeit und daß Menschen mich nicht geniren. Das ist wenig und doch auch viel. Ruhig zu sein, lerne ich nicht, heißt es dagegen in einem anderen Briefe, und oft drängt sich mir der Gedanke auf, daß mir als Läuterungsfeuer für das spätere Alter aufbewahrt sein könne, blind oder lahm zu werden, wovor mich aber doch der liebe Gott in Gnaden bewahren möge. — Durch Besser's Tod ist die Zahl derer, die einen Zug nach drüben auf mich ausüben, noch vermehrt, schrieb er etwas später. Gar mannigfach ist dieser Zug: meine Caroline und Besser stehen einander nahe, dann der väterliche Führer meiner Jugend, der alte schwarzburgische Obristlieutenant und meine erste Liebe Friederike, dann Claudius und Jacobi, dann meine früh verstorbenen Kinder und wunderbarer Weise der Zug zu meinem Vater, den ich niemals sah. Wenig von dem vielen, was man hier zeitlich lieb hatte und hoch hielt, bleibt werth mitgenommen oder wieder gefunden zu werden. Ob der so tief in uns liegende Trieb zu Kraft und That, oder ob die eben so tief begründete Neigung zum Versenken in Lieben und Schauen unsere Ewigkeit ausfüllen wird oder ob beides? wer kann es sagen. — Ungeheuer lang kommt mir mein Leben vor, schrieb er um dieselbe Zeit, und doch wie entsetzlich viel Einerlei in dem bunten Wechsel: Sperlinge und Hunde, Schafe und Böcke sehe ich heute wie vor funfzig Jahren, immer sind es andere und doch ist es mir, als wären es dieselben. Von ferne angesehen, scheint mir das Sterben nicht schwer, doch vom Sterben kann nur erzählen, wer es erfahren hat, und wer es erfahren hat, erzählt nicht davon.

Katholicismus und kirchliche Gegensätze innerhalb des Protestantismus 1822 — 1830.

Durch die Verbreitung der in seinem Verlage erschienenen Geschichte der Religion Jesu vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg, wurde Perthes auf das neue in Verbindung mit vielen frommen und ernsten Katholiken gebracht. Perthes hielt, wie er einmal an die Gräfin Sophie Stolberg schrieb, das Stolbergische Werk wegen dessen Wärme und Innerlichkeit für vorzüglich geeignet, die vielen dem Christenthume völlig entfremdeten Katholiken neu zu beleben und die vielen harten Urtheile der Protestanten über die Äußerlichkeit des Katholicismus zu mildern und zu berichtigen. Stolberg's Werk hatte allerdings in weiten Kreisen Verbreitung und damals selbst bei strengen Eiferern Anerkennung gefunden; über 8000 Exemplare wurden bis zum Jahre 1826 abgesetzt; es fehlte aber doch auch nicht an Bedenken, die von Katholiken verschiedener kirchlicher Parteistellung erhoben wurden. Windischmann, der Stolberg persönlich mit Liebe und Verehrung zugethan war, äußerte 1824 in Bonn gegen Perthes: Stolberg habe manches in der Entwickelung der katholischen Kirche nie erkennen und begreifen können und nie habe er in sich selbst den Protestantismus überwunden. — Vom entgegengesetzten Standpuncte aus schrieb Hermes, der bekannte Führer der damals herrschenden katholisch-philosophischen Schule, an Perthes: So weit ich den religiösen und wissenschaftlichen Standpunct der hiesigen Geistlichkeit kenne, muß ich urtheilen, daß ein Erbauungsbuch, wie die Stolbergische Religionsgeschichte, welche bei aller religiösen Vortrefflichkeit doch in wissenschaftlicher Hinsicht so viel zu wünschen übrig läßt, nicht das erste und vorzüglichste Mittel sei, der hiesigen Geistlichkeit den nöthigen neuen Aufschwung zu ge-

ben; denn in dem regen religiösen Eifer, der doch durch das Stolbergische Werk einzig gefördert wird, steht es hier bei weitem am besten und das Bedürfniß in wissenschaftlicher Hinsicht ist viel größer. — Seine eigene Ansicht über das Werk sprach Perthes in einem Briefe an Olshausen aus: Mag auch in Stolberg's Religionsgeschichte durch Eifer für die katholische Kirche, durch Mangel an theologischer Gelehrsamkeit, durch Vorherrschen der Phantasie und durch Einfluß des Dichtergeistes viel geirrt und gefehlt sein, so ist es doch ein Werk in echt christlichem Sinne. Die Offenbarung Gottes wird als Kern und Mittelpunct der ganzen Weltgeschichte lebendig hervorgehoben und unser Herr tritt von der ersten bis zur letzten Seite des Werkes als das was er ist bestimmt und erkennbar jedem, der sehen will, entgegen. Das alte Testament erscheint im großartigen Zusammenhange mit dem neuen und es spricht ein Mann, der von dem Geiste der Wahrheit und der Liebe erfüllt ist durch und durch. Die katholischen Eiferer freilich müssen das Buch ein protestantisches nennen, denn der Katholik, der durch dasselbe ergriffen wird, läßt sich nicht auf der Stufe fesseln, auf welcher jene ihn gefesselt halten möchten. Eine krampfhafte Aufregung innerhalb der katholischen Kirche wird wohl überhaupt nicht lange mehr ausbleiben können. Das kunstreiche Gerüste ihres Baues soll unantastbar erhalten werden und unter vielen ihrer Glieder arbeitet dennoch inneres Leben zu stark, um nicht sprengend wirken zu müssen.

Aus dem Kreise seiner älteren katholischen Freunde erhielt Perthes auch in diesen Jahren manche anregende Mittheilung. Als er an Friedrich Schlegel über die Stellung F. H. Jacobi's geschrieben hatte, antwortete ihm Schlegel: Ihr Brief hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich oft in stillem Nachdenken beschäftigt; Sie gehören zu den wenigen festen Puncten in der schwankenden Zeit, auf denen mein inneres Auge oft hoffnungsvoll ausruht. Antwort auf Ihren Brief aber wäre nur in einem fortgesetzten persönlichen Umgang möglich. Da dieser uns

nicht vergönnt ist, reichen wir einander als Christen und Freunde die Hand über den schmalen Bach, der uns trennt, und wer weiß, wie bald die Fülle der Blumen des neuen Weltfrühlings und die himmlischen Palmen des ewigen Friedens auch diesen überwachsen und unsichtbar machen werden; denn wahrhaft und eigentlich getrennt kann ich mich von einem Manne, wie Sie sind, nicht fühlen — da sei Gott vor. Ich befinde mich jetzt mitten in der Sammlung meiner Werke. Es ist ein wichtiges Unternehmen, voll Bedeutung für Deutschland, wenn es verstanden wird, und für mich in jedem Falle; denn es ist die vollendete Rechenschaft von meinem ganzen vergangenen Leben und Wissen und eben damit zugleich der Eingang und die geöffnete Thür und Pforte eines höheren Daseins und neuen Lehrens oder vielmehr neuen Verkündens alter ewiger Lehre. Wenn einmal diese achtzehn oder zwanzig Bände vollendet sind, dann will ich frei sein, dann will ich ein neues Leben beginnen und mich ganz dem Christenthume oder der Theologie, wenn es so heißen soll, widmen ununterbrochen bis zum Schlusse des irdischen Lebens; wissenschaftlich zwar, aber klar und einleuchtend allen, die ein christliches Gemüth mitbringen.

Während in diesen und manchen anderen Worten Friedrich Schlegel's ein vielfach bewegtes und hin und her gerissenes Leben aus der katholischen Welt ihm entgegentrat, ward Perthes durch die kindlich naiven Briefe des Augustiner Chorherrn und Bibliothekars Klein in dem Stifte St. Florian bei Linz mitten hinein in ein stilles Klosterleben versetzt. Ausführliche Nachrichten über die Einrichtungen seines Stiftes und über die Ausbildung der „Herren" in demselben theilte der alte Chorherr ihm mit und fuhr dann fort: Ich selbst bin wie viele unserer älteren Herren, ein sehr großer Freund der griechischen und römischen Schriftsteller, seit vielen Jahren besonders der ersteren; vielleicht schätze ich sie zu hoch, aber sie sind meine Wohlthäter und ich habe ihnen vieles zu danken. Ich gestehe, daß ich nächst dem neuen Testamente kein Buch kenne, das seinen Vertrauten mehr Stärke und Ermuthi-

gung zu geben im Stande ist, als einer der griechischen Autoren, und diese Ermuthigung haben die Klostermänner wohl nöthig, wenn bei der bekannten allgemeinen Klosterstürmerei Gäste aus benachbarten Ländern uns besuchen und bei aller äußerlichen Höflichkeit, dennoch ihre Gesinnungen nicht zu bergen vermögen, daß sie uns für Gespenster einer veralteten Vorzeit betrachten, die der Veredlung der Menschheit in den Weg treten. Auch gestehe ich willig eine Schwachheit ein, die wohl allen Bibliothekaren eigen ist, nämlich daß ich gerne Büchergeschenke nehme, eine Schwachheit, die besonders mir zu verzeihen ist, der ich durch fünf und zwanzig Jahre schon Bibliothekar im Stifte bin, die Geschichte der Literatur gut kenne, aber nicht das Geld habe, um das Erwünschte kaufen zu können; denn was immer von protestantischen Schriftstellern und von den eigenen Glaubensgenossen über den Reichthum der Klöster gefabelt wird, ist Tand und eitel Gewäsche von meistens jungen Leuten. Die Klöster in Östreich sind im Verhältnisse ihrer genöthigten großen Ausgaben arm und bei Caplänen und Pfarrern ist hier zu Lande Geld eine Rarität. Wohl mag es bei unseren Vorfahren anders gewesen sein, denn sie haben uns ein sehr schönes Haus, schöne Sammlungen von Büchern, Gemälden, römischen und griechischen Münzen hinterlassen. Wir jetzt Lebenden müssen zufrieden sein, wenn wir parta tueri können. Die Ursachen liegen am Tage. Die Erhaltung des Stifts fordert eine äußerst genaue Oeconomie. Bei den vielen, großen und in meinen Bibliothekarsaugen ungeheuer großen Ausgaben, die das Stift jährlich macht, möchten freilich ab und an funfzig Gulden mehr für Bücher eine Kleinigkeit sein; aber ich habe doch schon, obwohl ich bloß in der Bücherwelt lebe, mich zu bescheiden und einsehen gelernt, daß man ein großes Ganze oft nicht herzuhalten vermag, ohne sich manchen Wunsch zu versagen, dessen Realisirung beglückten Erdensöhnen so leicht ist. Und nun nach diesem sehr langen Eingange eine Bitte. Wenn Sie den Herrn Director Gurlitt am Johanneum zu Hamburg persönlich kennen, so bitte ich ihm meine

höflichste Empfehlung zu melden. Er war vor mehreren Jahren bei uns durch ein paar Tage. Damals versprach er mir für unsere Büchersammlung seine Schriften; er hat aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Aber ich muß Sie schön bitten, diese Sache nicht zu ernsthaft zu nehmen; Herr Gurlitt muß schon in seinen Lebensjahren vorgerückt sein; wohl möglich, daß er auch leicht reizbar nun ist, was man sagt, das bejahrten Gelehrten oft begegnet. Auch weiß ich, daß seine Grundsätze in Hinsicht auf positive Religion und Kirchenthum — dem Schwiegersohn des vortrefflichen seligen Claudius wage ich dieses zu schreiben — gar grell mit meinen Ansichten und Überzeugungen im Widerspruche stehen und daher seine späteren Schriften mir vielleicht wegen unserer Censur Verdruß zuziehen könnten oder vielleicht auch gar nicht verabfolgt werden dürften, da die östreichische Büchercensur hierin strenge ist und nach meiner Ansicht — gar nicht zum wirklichen Schaden der Bewohner unseres Staates, wohl auch nicht zum Schaden der gründlichen Gelehrsamkeit. Am liebsten wären mir freilich griechische Autoren. Wenn Herr Gurlitt z. B. in einer fröhlichen Laune Hamburgische Ausgaben, wie z. B. den Reimarusschen Dio Cassius oder die Wolfischen Dichterinnen als ein Monument seiner Anwesenheit in unserm Stifte sich setzen wollte, so wäre das sehr schön, aber das wird er wohl bleiben lassen.

Der Rationalismus jener Jahre stand in dem guten Glauben, eines und dasselbe mit dem Protestantismus zu sein und betrachtete daher jeden Angriff, den er erfuhr, als einen Angriff auf das Princip der Reformation und als einen Vorschritt, den die katholische Kirche unter den Protestanten selbst gemacht hätte. Während daher die gläubigen Protestanten damals weniger in dem Katholicismus als in dem Unglauben ihren zur Zeit gefährlichsten Feind sahen, bewachte und bekämpfte der Rationalismus mit äußerster Bitterkeit die katholischen Lehren. Nicht das was sie fälschlich oder klüglich Katholicismus nennen, schrieb Perthes 1822, fürchten die Protestanten, sondern alles was einen christlich-kirch-

lichen Character trägt. Ein Mann, wie Sie, muß zugestehen, daß es nicht ehrlich ist, den Katholicismus anzugreifen, wie es jetzt geschieht, während man doch das Christenthum meint. Wir haben es erlebt und erleben es noch heute, daß unter dem Vorwande, die Blößen des Papstthums aufzudecken, ein Buch der heiligen Schrift nach dem andern verdächtigt, die Demuth als ein niedriger Characterzug feiger Menschen, die Sünde und Erlösung als die erdichteten Schreckmittel herrschsüchtiger Pfaffen in breiten Ausführungen bezeichnet worden sind. — Es gibt, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, zwei Gattungen von Menschen, denen gegenüber ich über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus nie ein Wort verlieren werde. Die einen, welche im Guten wie im Bösen in den Tag hineinleben, den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und sich mit dem Sichtbaren begnügen, haben nicht darnach zu fragen, was ein dritter, der sich nicht wie sie begnügen kann, bedarf; die anderen, welche so vornehmer Geistesnatur sind, daß sie im Bewußtsein ihrer Menschenwürde keine Vergebung ihrer Sünde bedürfen, haben sich auch nicht um einen armen Teufel zu bekümmern, der von der Sorge um seine Seligkeit gequält wird. Wollen Männer dieser Art mich katholisch schelten, so muß ich es mir gefallen lassen; denn in ihrem Sinn bin ich es, weil sie katholisch nennen, was christlich ist.

Mancherlei Anfechtungen hatte Perthes auch von seinen näheren Freunden wegen seiner Stellung zum Katholicismus zu erfahren. Nichts will ich, heißt es in einem Briefe, den er 1823 empfing, von Rom wissen, bis es den frivolen Schmuck der Sünderin abgethan hat und als büßende Magdalene zu uns kommt, um von uns zu nehmen was es nicht hat: ein wahres inneres Leben mit Gott. Gar leise und weise meint es der Katholicismus, der jetzt in den Wiener Jahrbüchern sich kund thut, anzufangen, wenn er die Deutschen mit großen Worten und destillirten Phrasen füttert, die zuerst niemand versteht, aus denen dann aber nach und nach allerliebste kleine Teufelchen zu jedermanns Erstaunen

hervortauchen. — Mit dem Herrn von NN. in Wien hatte ich nur eine Unterredung, schrieb ihm Neander. Er machte auf mich wie auf Sie den Eindruck, als ob ein achtungswerther innerer Ernst ihm inne wohnte, und doch muß ich mir sagen, daß er in einer sophistisirenden Selbsttäuschung befangen ist. Dieser moderne, schwülstige, vornehm thuende und armselige, das Reich unseres Herrn Jesu Christi zu einem Reiche dieser Welt machende Katholicismus, der sich auch wohl mit dem hiesigen Hegelschen Christenthume gut vertragen könnte, ist mir besonders zum Ekel. Das paßt besser zum Lamaismus als zum Evangelium. Gott bewahre uns vor diesen Apostaten und ihren Genossen, die mit der Zeitphilosophie einen Bund schließen könnten!

Der Kampf gegen die katholischen Unterscheidungslehren ward damals noch allein von Protestanten und am heftigsten von den Rationalisten geführt; der Argwohn aber, daß die katholischen Priester und ihr Anhang daran arbeiteten, Unterricht und Bildung der Nation in ihre Hand zu bekommen und politischen Einfluß zu gewinnen, war unter Katholiken kaum weniger als unter Protestanten verbreitet. Mancherlei in den deutschen Zuständen selbst liegende Gründe hatten solchen Argwohn schon wenige Jahre nach den Freiheitskriegen hervorgerufen, aber in diesem wie in so manchen anderen Verhältnissen hatte doch die in Frankreich herrschende Stimmung den Ausschlag gegeben. Als im Herbste 1824 dort mit der Thronbesteigung Karl's X. die Herrschaft der Priesterpartei allen erkennbar hervorgetreten war, wendete sich die in Frankreich herrschende Stimmung sofort in tiefem Ingrimm gegen die Congregation und gegen die Jesuiten, in denen man die eigentlichen Leiter des Königs und des Ministeriums Villèle zu erblicken glaubte. Nun trat sofort auch in Deutschland ein Jesuitenhaß und eine Jesuitenfurcht hervor, zu der vorläufig wenigstens ein hinreichender Grund nicht war. — Mit unglaublicher Kraft scheinen überall die Jesuiten ihr Haupt zu erheben und sich überall zu vervielfältigen, schrieb im November 1824 ein Freund an Perthes.

Der nächste Sturm droht, wie man meint, den Bibelgesellschaften. Es wäre leicht möglich, daß sich diese in wenigen Jahren als Verbannte vom Continente in England mit den Freimaurerlogen zusammenfänden. Gar manches wird im Südwesten versuchsweise bereitet, was uns auch in Deutschland wohl bange machen sollte. Glauben Sie noch nicht an die Jesuiten? Das letzte Krächzen des alten Raben in Heidelberg ist ominös genug und deutet auf schlimmes Wetter. Raum gewinnen die heiligen Väter und zweifelhaft ist nur, ob sie ihre Bahn so langsam wie das erstemal hinanzuklimmen sich begnügen werden, oder ob sie nicht ihren halsbrechenden Sturz durch ein raketenartig schnelles Aufsteigen werden rächen wollen.

Sie müssen, antwortete Perthes, mehr von dem Eindringen der Jesuiten wissen als ich und ich bitte Sie, mir doch näheres über deren Getriebe mitzutheilen; denn ich kann mir weder die Wirksamkeit dieser Verbrüderung, noch die Furcht vor ihr deutlich machen, wenn ich unsere Zeit ins Auge fasse, so wie sie ist. Will der Orden unter Katholiken strengere Zucht, strengeres Halten an den Formen der Kirche herstellen, will er die Macht der Kirche über den Staat und eine Knechtung der Bischöfe durch Rom, will er Kirche und Staat verbinden zur Unterdrückung politischer Freiheit? Wenn er das alles will, wie will er es unter den heutigen Verhältnissen ausführen? Am wenigsten kann ich eine Gefahr für uns Protestanten in den Jesuiten finden, oder denken Sie an das Proselytenmachen? Nun da gebiert der Berg eine Maus. — Was die Jesuiten wollen? heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt. Zunächst und vor allem für sich selbst Dasein und Macht in Gemüthern und in Gütern. Das ist wenig und doch alles; ihre große Stärke liegt aber darin, daß sie nicht dieses oder jenes einzelne erstreben, sondern mit jedem Winde segeln können. Der freien Bewegung des Gedankens, des Wortes und der That feind, wirken sie durch Canäle der verschiedensten Art auf die Höfe ein, machen die Fürsten bange, treiben sie zur

gewaltsamen Beschränkung oder salbungsvoller Beschwichtigung und greifen durch alles dieses recht zeitgemäß in die Niederträchtigkeit der Gegenwart ein. Die französischen Zustände und die französischen Zeitungen geben Aufschluß genug. Es ist nicht ihre geistliche, sondern ihre weltliche Richtung, die ich fürchte; um ihre geistlichen Tugenden beneide ich sie wahrlich nicht, wohl aber um ihren festen Zusammenhang und um ihr Geschick, als Ganzes zu arbeiten. Ja, lieber Perthes, ich rieche Jesuiten so gut wie Biester und Gedicke seligen Andenkens. Man sollte es den etwas langweiligen Männern abbitten, daß man ihnen in ihrer Zeit unrecht gethan hat, und um nicht selbst langweilig zu werden, will ich's damit gut sein lassen. — Sie sagen, schrieb Niebuhr im Januar 1826 an Perthes, Sie stünden gegen den Katholiken wie Ost zu Nord. Ganz recht, daß Sie so stehen. Das ist aber gegen den Katholiken, wie er in der wohlthätigen Zeit der Demüthigung war, wo von Verschiedenheit der Ansicht die Rede war und nichts weiterem. Jetzt aber ist alles alte Böse in seinem ganzen Umfange erwacht; alles Pfaffenwesen, alle, auch die gigantischsten Eroberungs- und Unterjochungsplane, und es ist kein Zweifel, daß sie auf Religionskriege und alles, was dahin führt, hintrachten und hinarbeiten. Daher, lieber Freund, müssen wir jetzt sehr auf der Hut sein und uns gewaltig in Acht nehmen, den Leuten nicht zu Werkzeugen zu dienen. Ich danke Gott, daß er den seligen Stolberg zeitig weggenommen hat, denn er hätte sich der Arglist nicht erwehrt. Wer in einem deutschen katholischen Lande lebt, wie ich, der muß bemerken, daß die Gelehrten (die * und die ** ausgenommen), daß die Bürger u. s. w. grade sind wie die unsrigen, daß aber auf den Geistlichen ein Fluch liegt von Dummheit oder Gemeinheit oder beidem, und daß die Bekehrer und Krieger der heiligen Miliz ganz des Teufels sind.

Auch Perthes verhehlte sich nicht, daß um die Mitte der zwanziger Jahre in der Stellung der Protestanten und Katholiken zu einander eine Änderung sich vorbereitete, die auf beiden Seiten

jedem einzelnen eine entschiedenere Haltung zur Pflicht machte. Die vier Jahre, welche verflossen sind, seitdem wir uns sahen, schrieb er 1829 an Windischmann in Bonn, den er liebte und ehrte, bilden eine Periode der tief eingreifenden Änderungen in den Ansichten und in der Gesinnung der Menschen. Obwohl diese Periode arm ist an äußeren Ereignissen, bereitet sie Umwandelungen vor, so bedeutend vielleicht wie die des 16. Jahrhunderts. Die katholische Kirche ist römischer und ist hierarchischer geworden, die protestantische Geistlichkeit steht im heftigen Protestantismus in Schlachtordnung da, bereit zum Angriff. Mir ist die milde versöhnliche Religionsgeschichte Stolberg's dafür ein Beweis: früher von den frommen Protestanten freudig begrüßt, wird sie jetzt von ihnen verdammt; von den Katholiken anfangs wenig beachtet, ward sie seit 1814 auch von den strengsten eifrig verbreitet, jetzt aber wird sie mißtrauisch betrachtet; das erzbischöfliche Generalvicariat in Wien trat ihrer Verbreitung entgegen; fromme Priester erklären mir, es nicht wagen zu dürfen, öffentlich sie zu empfehlen. Die Zeit, in welcher gläubige Protestanten und gläubige Katholiken sich ihres Glaubens wegen als eins fühlten, geht zu Ende. Stimmen der Versöhnung werden verachtet und Jahre des Kampfes stehen uns bevor, in denen jeder seine feste Stellung einnehmen muß. —. Sehr leid thut es mir, antwortete Windischmann, daß Sie sich so abgeschlossen haben und gleichsam eine feindselige Stellung gegen das Katholische einnehmen. Ich glaube nicht, daß ein entscheidender Kampf auf Leben und Tod so nahe ist, vielmehr wünsche und hoffe ich, daß der barmherzige Gott noch Mittel und Wege der Vereinigung finden wird. Schwere Wolken hängen allerdings am Horizonte, aber über uns färben sie sich schon heller und die Sonne wird sie durchbrechen. — Daß der Vorwurf der Feindseligkeit gegen die Katholiken nicht begründet war, spricht sich deutlich in Perthes' Briefen aus. Wir waren noch sehr jung, schrieb er 1829 an Klinkowström in Wien, als wir einige Zeit zusammen lebten und sahen noch sehr dunkel in das

Menschengeschick, obschon die Ereignisse der Zeit grade damals es sehr hell beleuchteten. Dann trafen wir uns 1816 in Wien; sehr wohl erinnere ich mich unseres auflodernden Streites, als wir von der mit Weinen reich besetzten Mittagstafel des Herrn v. Gentz nach Hause gingen. Sie waren brausend, ich aber auch. Lassen wir das. Wir beide sind nicht mehr weit entfernt von dem ewigen Reiche, in welchem uns Erkenntniß werden wird über das was Kern und was Form ist, und wohl nur über die Form sind wir im Gegensatze zueinander. Auch Adam Müller ist nun hinweggenommen; nie habe ich ihn verkannt; kaum möchte einer seiner Freunde aus früherer Lebensperiode ihn treuer vertheidigt haben, als ich. Fest war ich stets überzeugt, daß er die Wahrheit festzuhalten glaubte und aus Eifer für sie kämpfte und stritt. Er war ein scharfer Denker, hatte lebhafte Phantasie, war geistreich und im Besitze umfassender Kenntnisse. Seine Mißgriffe als Schriftsteller scheinen mir darin zu liegen, daß er das als Verstandeswahrheit Erkannte zu Phantasiegebilden mit dichterischem Sinne verflüchtigte und das, was die Phantasie ihm geboren hatte, zur Schultheorie versteinerte. Seine Werke werden fortleben in unserer Literatur. — Daß Jesuiten und Jesuitengenossen auftreten, schrieb Perthes ein anderesmal, ist ein wahres Glück; sie halten den Protestantismus wach und nöthigen ihn, seine Kräfte an den unchristlichen Thorheiten und Verkehrtheiten zu üben. Allen diesen Kämpfen fremd, wächst aber, wenn mich nicht alles trügt, innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands ein Keim tiefer christlicher Erkenntniß auf, von dem wir vieles lernen können. Nur zuviel Schutt hat die katholische Kirche auf das Evangelium gelegt, aber dennoch ist sie, so wie sie ist, es gewesen, welche die göttlichen Überlieferungen dem Menschengeschlechte bewahrt hat und Millionen frommer Christen leben heute noch in ihrer Mitte, welche den Kern des christlichen Glaubens wahr und lebendig in sich bergen, ungeachtet er mit mancherlei Menschensatzung vermengt ist.

Seinen früheren gewaltigen Respect vor dem Riesenbau der römisch-katholischen Kirche hatte Perthes bewahrt; aber seine früheren Bedenken gegen dessen Wahrheit, Dauer und wirkliche innere Einheit freilich nicht verloren. Viel religiöse Gewohnheit und viel religiöse Sitte lebt in der katholischen Kirche, schrieb er einmal, und gibt ihr den Schein großer Einheit und fester Geschlossenheit; aber wenn sich eigenes, nicht gewohnheitsmäßiges Leben unter den Katholiken regt, gehen sie nicht weniger auseinander, als die Protestanten. Im nördlichen Europa befand sich die katholische Kirche bisher im Drucke und im südlichen Europa, wo sie die Herrschaft in Händen hatte, war sie geistig im Rückstand. Jetzt sind die Massen in den echt katholischen südlichen und westlichen Ländern auf gradem Wege zum Abfalle nicht nur von Rom, sondern auch vom Christenthume. In Östreich und Baiern dagegen trat das neu erwachte geistige Leben in den merkwürdigsten Extravaganzen der Mystik auf; ich selbst habe gar manchen Beweis dafür in Händen und interessante Einzelheiten gibt der Anhang zu Salat's sonst wenig bedeutender Schrift über Rationalismus und Supernaturalismus. In ganz Europa wogt unter den Katholiken auf das neue der Kampf über das Kirchenoberhaupt nicht weniger heftig, als unter den Protestanten der über die Kirche selbst; in ganz Deutschland mehrt sich die Zahl der Katholiken, welche die Reformation zwar als ein Übel, aber doch als ein nothwendiges Übel ansehen, und viele gestehen, wenn sie unter sich sind, schüchtern zu, daß ohne die Reformation ganz Europa in die Nacht und die Apathie versunken sein würde, in welcher Italien und Spanien sich befinden. — Ohne Selbsterkenntniß geht in maßloser Selbstüberschätzung die katholische Kirche dahin, schrieb er um dieselbe Zeit. Wenn sie fortfährt zu leugnen, daß Luther zur Opposition berechtigt und verpflichtet war, wenn sie nicht abläßt zu bestreiten, daß wir Protestanten die Fundamente des inneren christlichen Lebens besitzen, wenn sie nicht aufhört sich anzuklammern an Satzungen, welche Päpste, Bischöfe und Concilien zuerst um

die Kirche vor ihren Feinden äußerlich zu sichern, dann um ihr die Weltherrschaft zu gewinnen aufstellten, so wird sie den Sinn des inneren Christenthums mehr und mehr verlieren, ihre eigenen Fundamente untergraben und das äußere dann ausgehöhlte kirchliche Gerüste nicht vor dem Zusammenbrechen bewahren können. Gibt sie aber jene Satzungen preis, so wird sie etwas anderes sein und werden als die römisch-katholische Kirche, welche jetzt dasteht.

Da Perthes die römisch-katholische Kirche nicht als die von Gott verheißene allgemeine christliche Kirche anerkennen konnte, glaubte er auch nicht an ihre Dauer für alle Zeiten; aber er mußte nach seiner Überzeugung freilich eben so entschieden jetzt wie früher und wie später bestreiten, daß der Protestantismus auch nur den Anfang einer allgemeinen christlichen Kirche geschaffen habe oder künftig schaffen werde. Wir Protestanten haben nicht die Kirchenbildung, schrieb er einmal, sondern die Erhaltung und Kräftigung des inneren christlichen Lebens zu unserer Aufgabe. Luther hat keine Kirche gegründet, das ist gewiß; ob er sie auch nicht hat gründen wollen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Grund seines ersten Auftretens lag ohne Zweifel nur in dem festen Bewußtsein, daß er berufen sei, das innere Glaubensleben vor den todten Formen, den Mißbräuchen und den Gräueln zu retten, unter denen es verschüttet lag. Als er Widerstand fand, griff er weiter und wollte den Ausgangspunct jener Übel, den Papst, beseitigen; aber nie hat er angegeben, welche Formen und Gebräuche der alten Kirche erhalten werden könnten und müßten, nie hat er die kirchlichen Formen festzustellen versucht, welche der entsprechende Ausdruck für das innere Glaubensleben sein sollten. Den lutherischen Katechismus und die augsburgische Confession haben wir allerdings und danken Gott dafür, aber beide enthalten nur das Bekenntniß des christlichen Glaubens, nicht die Grundlage einer christlichen und am wenigsten einer allgemeinen christlichen Kirche. Alle unsere kirchlichen Einrichtungen sind zufällig, sind von der

weltlichen Obrigkeit und oft durch politische Verhandlungen herbeigeführt. Selbst Harms wird nicht versuchen wollen, ein lutherisches Kirchengebäude historisch nachzuweisen und practisch durchzuführen. Wenn aber Luther selbst nicht an die Gründung einer Kirche sich wagte, wie kann man heute von dem Festhalten an der lutherischen Kirche reden oder glauben, daß der heutige Protestantismus eine Aufgabe lösen könne, an welche die Reformationszeit sich nicht wagte?

Das Bewußtsein der mangelnden kirchlichen Einheit erfüllte damals einen großen Theil des deutschen Protestantismus und führte zu mannigfachen Versuchen, das zu gewinnen, was fehlte. Die seit 1817 überall fortwirkenden Unionsbewegungen wollten die lange scharf voneinander getrennten Lutheraner und Reformirten zu einem einzigen Ganzen, zu der evangelischen Kirche zusammenschließen, aber die Union, welche früher Getrenntes einigen wollte, ward von manchen so betrachtet, als wenn sie bestimmt wäre, früher Geeinigtes zu trennen. Von diesem oder jenem ward sie sogar freudig begrüßt, nicht weil sie die beiden Zweige des Protestantismus auf Grund des Bekenntnisses der Rechtfertigung durch den Glauben zusammenführte, sondern weil sie die Meinung erweckte, daß durch sie die Bedeutung der symbolischen Bücher und der noch bestehende Zusammenhang innerhalb der lutherischen wie innerhalb der reformirten Kirche gelockert werden würde. Mich erfüllt, schrieb ein Freund an Perthes, die immer weitere Ausbreitung der Union mit großer Hoffnung, denn sie wird und muß die Herrschaft der symbolischen Bücher brechen. Was die heilige Schrift selbst nicht vermag, darf der Mensch durch bindende Bekenntnißschriften nicht vermögen wollen. Ich habe zwar manche gesehen, die an die wirkliche Eingebung der heiligen Schrift durch den heiligen Geist zu glauben behaupteten, aber niemals jemand, der wirklich daran glaubte. Auch der strengste Buchstabengläubige trägt kein Bedenken, wenigstens einzelne seiner vorgefaßten Meinungen höher als die Schrift zu setzen, sie in dieselbe

hineinzutragen und die Textworte so lange hin und her zu wenden, bis sie den anerzogenen hergebrachten kirchlichen Ansichten entsprechen. Ist dem aber so, so bleibt ungeachtet der heiligen Schrift ein jeder an seine anerzogene Überzeugung, an seine Vernunft, seinen Verstand, oder wenn er das alles nicht hat, an seinen Lehrer gewiesen. Die aber, welche durch die heilige Schrift sich nicht gebunden fühlen, werden nimmermehr durch eine von Menschen verabredete Bekenntnißschrift gebunden werden können, sondern nur zum Zwiespalt mit ihrem Gewissen verführt werden. — Gott hat in seiner Offenbarung, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, uns ein heiliges theures Pfand vertraut; er hat es einem schwachen, in seiner Schwachheit rührigen, in seiner Vergänglichkeit sich stets wieder erneuenden Geschlechte vertraut. In die Hülle menschlicher Worte wurden die erhabenen Geheimnisse gekleidet. Heute nach Jahrhunderten hallen diese Worte wieder. Kein gottgesandter Prophet deutet sie, keine übereinstimmende zuverlässige Deutung ist durch Überlieferung auf uns gekommen, sondern Versammlungen von katholischen Bischöfen und Äbten haben willkürlich das entschieden, worüber schon die ältesten Gemeinden uneinig waren. Solche Entscheidungen achten wir Protestanten nicht höher denn Menschensatzung, aber inconsequent würden wir sein, wenn wir der augsburgischen Confession ein höheres Ansehen zuschreiben wollten. Luther fühlte das wohl und alle treuen Diener des Wortes fühlen dasselbe und weil sie sich keiner Gabe des heiligen Geistes als unmittelbarer Erleuchtung rühmen dürfen, so rufen sie zwar in Betrübniß aber doch voll Zuversicht den Gliedern ihrer Gemeinde zu: Forschet selbst in der Schrift; auch wir können Euch nur geben, was wir durch Forschen erworben oder empfangen haben. Das ist der Standpunct des Protestantismus, auf welchem allein die Prediger ehrliche Männer bleiben können. — Die Schrift und wieder die Schrift, sagt ein anderer Brief an Perthes; größere Gewißheit, als Gott selbst uns hat geben wollen, können wir nicht erlangen; ein Selbstbetrug ist es, wenn wir,

um etwas noch gewisseres zu haben, uns in Bekenntnißschriften ein goldenes Kalb, wie die Juden in der Wüste, aufrichten wollten. Nie und nimmer können wir uns fesseln lassen durch symbolische Bücher, welche das Resultat einer halbpolitischen Verhandlung über die feste Form eines Glaubensbekenntnisses waren, das sich erst abrunden wollte. — Es ist, heißt es ein anderesmal, durch die symbolischen Bücher ein System aufgebaut, das zwar ein Loch hat, aber durch Pumpen künstlich über Wasser gehalten werden soll, wie wenn es kein Loch hätte. Heute wird alle solche Kunst nichts mehr helfen; weder die Kirchen- noch die Staatsgewalt wagt zu halten, was nicht zu halten ist; allen Parteien wird Frieden empfohlen, keiner wird Unrecht gegeben, hier etwas Salbe und dort etwas Salbe und alles eher als das Scandal einer Absetzung; sehr bedeutende Theologen sind als Geistliche zugelassen, obschon sie die symbolischen Bücher nur bedingt unterschrieben und tausende fechten den Inhalt derselben an. Sobald aber viele sagen, daß sie nicht daran glauben, sind sie nicht mehr da; denn nicht durch Einsetzung von oben, sondern durch den Glauben von unten haben sie ihre Bedeutung erhalten. Neue Glaubensbekenntnisse werden wahrlich keine Hülfe bringen, denn niemand ist befugt sie abzufassen und nicht zwei würden sich über die Abfassung einigen. Nicht neue Bekenntnisse bedürfen wir, sondern neue Amtseide der Geistlichen und Lehrer, damit ihr Gewissen nicht ferner durch die Verpflichtung auf Schriften beschwert werde, deren Anerkennung bereits gefallen ist.

Dem geringen Gewichte gegenüber, welches die Union nach Ansicht vieler auf die Bekenntnißschriften zu legen schien, hatte sich bei manchen ernsten Männern das Festhalten an dieselben in einem früher kaum da gewesenen Grade gesteigert. Wenn es wirklich, wie die Union glaubt, im Wesen des Protestantismus läge, schrieb ein Theologe an Perthes, gleichgültig gegen Bekenntnißschriften zu sein, so würde ich stehenden Fußes zur katholischen Kirche übertreten und mich so gut wie möglich mit dem Unwahren

in derselben abzufinden suchen. — Angeregt durch den Gegensatz ward jetzt an vielen Orten der Verpflichtung des Geistlichen auf die symbolischen Bücher, welche Jahrzehende hindurch als eine inhaltsleere Form gedankenlos gefordert und geleistet worden war, wirderum eine Bedeutung beigelegt, und Zweifel und Bedenken, ob und wie weit er sich verpflichten dürfe, erwachten nun in manchem ernsten jungen Mann. Wir beide als Laien haben gut discurriren über die Symbole, schrieb ein Freund an Perthes, und können die Antwort auch gemächlich hinausschieben; aber ein armer Candidat vor der Kirchthür soll zubeißen und sich mit seinem Gewissen über feierliche Verpflichtungen abfinden und das ist nicht leicht. — Traurig und gräßlich ist, schrieb Perthes einem in sich ungewissen jungen Geistlichen, der Zwiespalt zwischen Lehrstuhl und Kanzel. Hunderte von jungen Leuten kehren von der Universität zurück, so unsicher wie Sie, aber die meisten bekennen sich dennoch zu den symbolischen Büchern, treten unbedenklich in das Kirchenamt und stehen dann als Pfarrer eidbrüchig und heuchlerisch vor Gott und Menschen da. Wenn die Wissenschaft das Recht in Anspruch nimmt, den Jünglingen ein anderes zu lehren, als das was zu predigen die Kirche sie später verpflichtet, so müssen die Herren vom Katheder auch die Spaltung im Geiste ihrer Schüler, die ins Amt treten wollen, zu heben wissen, wenn nicht die Seelen der Eidbrüchigen auf ihrem Gewissen lasten sollen. Gehen Sie hin und fragen Sie die Meister und verstehen deren Antwort, wenn Sie können. — Das Christenthum ist zwar nicht gebunden, schrieb er ein anderesmal, an irgend ein in Worte gefaßtes Dogma über das Wesen Christi, jeder vielmehr wird ungeachtet des Dogma in sich zu dieser wie zu andern Fragen verschieden stehen; aber christliches Leben ist ohne Gemeinschaft und Gemeinschaft ohne Glaubensbekenntniß nicht möglich. Daß das protestantische nicht ausreicht, ist mir gewiß, aber so lange ein neues nicht geworden ist, müssen wir uns an dem vorhandenen

halten und dankbar sein für die symbolischen Bücher, die wir haben, wenn wir nicht katholisch oder deistisch werden wollen.

Der durch die Unionsversuche zum Ausbruche gekommene Kampf erhielt eine neue Färbung, als in Preußen der König seit 1824 den Versuch machte, eine neue Agende in allen evangelischen Gemeinden des Staates zur Geltung zu bringen. Streitschriften der bedeutendsten Theologen erschienen, und überall erhoben sich aus den ursprünglich lutherischen wie aus den ursprünglich reformirt gewesenen Gemeinden Stimmen, welche die Agende überhaupt, vor allem aber das Recht der weltlichen Obrigkeit bestritten, sie in die kirchlichen Gemeinden einzuführen. Den Inhalt der Agende kann ich, schrieb Perthes, nicht beurtheilen. Ist sie unbiblisch oder unprotestantisch oder auch nur unangemessen, so wird, wie heute die Sachen liegen, keine äußere Gewalt im Stande sein, sie zu halten; sie wird bei Seite geschoben werden, wie eine unzeitige Geburt. Wie mir aber scheint, hat sie die Stimmung gegen sich nicht ihres Gehaltes wegen, sondern weil sie von dem Könige ausgegangen ist. Die Mittel, welche man um die Einführung durchzusetzen angewendet hat, billige ich nicht, sie sind unrecht, unrichtig und zum Theil kleinlich; aber die Wege, die von den Gegnern eingeschlagen sind, um die Einführung zu hintertreiben, sind wahrlich nicht besser. Unter Protestanten herrscht jetzt nicht weniger als unter Katholiken, unter Supernaturalisten nicht weniger als unter Rationalisten die Richtung, der weltlichen Macht jeden Einfluß auf das kirchliche Leben möglichst zu entziehen. Während meines Aufenthalts in Baiern hörte ich bei Gelegenheit des Streits über Einführung der Presbyterien von den erklärtesten Rationalisten Aussprüche, wie ein Gregor oder Leo sie nicht schärfer hätte thun können; in Bonn fand ich Windischmann und Nitzsch, Sack, Lücke und Gieseler in dieser Beziehung fast einerlei Meinung und viele Briefe meiner theologischen Freunde sprechen sich in gleicher Weise aus. Auch ich bin der Überzeugung, daß Thron und Altar getrennt sein müssen, aber kann denn jemand leugnen, daß bei

uns Protestanten die Kirchengewalt schon in der Reformation auf die weltliche Obrigkeit übergegangen ist und übergehen mußte, weil eine geschlossene Kirche, eine organisch verbundene Gesammtgeistlichkeit nicht mehr war? Daß eine solche geschlossene Kirche und eine solche organisch verbundene Geistlichkeit unter uns sein kann und sein darf, ohne das Wesen des Protestantismus zu vernichten, bezweifle ich, und dennoch scheint mir die Geschichte dreier Jahrhunderte zu beweisen, daß eine äußere Gemeinschaft der Christen ohne dieselbe nicht bestehen kann.

Die kirchliche Einheit des Protestantismus, welche von vielen Seiten erstrebt ward, wirklich zu erreichen, war trotz Union, symbolischer Bücher und Agende wenig Aussicht vorhanden und hervorragende Theologen stellten in Frage, ob sie mit der Geschlossenheit und Autorität, wie sie begehrt ward, überhaupt erreicht werden könne und solle. Wiederholt sprach namentlich Neander seine Bedenken darüber gegen Perthes aus. Überall ist Kirche, schrieb er einmal, wo christliche Gemeinschaft ist; unbedingt verheißt der Erlöser, daß er, wo zwei oder drei in seinem Namen, das heißt in dem Glauben an ihn versammelt wären, er mitten unter ihnen sein, also eine wahre christliche Kirche aus ihnen bilden würde. Das ist freilich keine Kirche mit äußerlicher Einheit und Einförmigkeit, wie sie die hierarchische Tendenz späterer Bischöfe und die lamaische Vorstellung von einem fortgehenden sichtbaren Mittlerthum verlangt; aber wohl eine Kirche, in welcher Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Unsichtbares und Sichtbares auf das innigste verbunden und in dem sich entwickelnden Leben der Gemeinschaft und der einzelnen immer lebendiger offenbart wird. Wie jedes Gemeinwesen muß freilich auch die Gemeinschaft derer, die in Seinem Namen versammelt sind, eine äußere Ordnung und Verfassung haben. Den ersten Gemeinden setzten daher die Apostel zur äußeren Leitung bewährte Männer vor, dachten aber nicht daran, ewig gültige Einrichtungen machen zu wollen, sondern folgten der Verfassung der ihnen zunächst liegenden jüdischen

Synagogen. Dieses constitutive Princip aber, welches die ersten christlichen Gemeinden bildete, soll heute noch und in aller Zukunft die christliche Kirche bilden. Nie war es ein äußeres; der durch die Liebe thätige Glaube vielmehr ist es, welcher nicht nur bei den einzelnen, sondern auch bei ihrer Gemeinschaft nothwendig eine neue Schöpfung in dem ganzen äußeren Leben hervorbringt, und diese Schöpfung ist die Kirche. Das Beseelende in ihr war immer der heilige Geist, für dessen Wirksamkeit es mit Ausnahme der beiden vom Heilande selbst eingesetzten Sacramente nie feststehende und allgemeine und für immer gültige Formen gab. — Das fälschlich als katholisch bezeichnete römisch-hierarchische, politisch-geistliche Gebäude des Papstthums ist, schrieb Neander in einem anderen Briefe, aus einer Vermischung des Judenthums und des Heidenthums hervorgegangen; aber durch Christus war ein göttlicher Same Gemeingut der ganzen Menschheit geworden und Gott ließ die Opposition nicht ausgehen gegen das Verderben in der Lehre und im Leben, welche durch allen magischen Pomp falscher Priester, durch alle sophistische Kunst der metaphysischen Theologen, durch alle Gewalt der Scheiterhaufen nicht unterdrückt werden konnte, sondern sich durch das ganze Mittelalter fortpflanzte, bis Gott Luther sandte, um die Kirche von dem unchristlichen Wesen zu reinigen und zu der ursprünglichen Reife und Freiheit zurückzuführen. Zwischen der Kirche der Reformation und zwischen der apostolischen Kirche kann ich unmöglich einen wesentlichen Unterschied zugestehen und daher auch nicht nach einer Kraft suchen, die außerhalb des Protestantismus die Kirche bilden soll.

Die Protestanten haben keine Kirche und können keine haben, schrieb ein anderer Freund von anderem Standpuncte aus an Perthes, und das ist kein Unglück; denn lieber keine Kirche, als den freien Geist des Christenthums aufgeben. Eine Kirche — wie manche hat es schon gegeben! — ist das Zufällige; der christliche Sinn das Wesentliche. Freilich aber gehört dazu der rechte Muth, wenn man die äußere Stütze der Kirche entbehren will. Viele, die eine

Kirche wollen, strecken in ihrer Herzensangst die Hände aus nach einer Staatskirche, welche die Geister in eine Zwangsanstalt sperrt und durch Polizeiverordnungen die Leute zwingt, nicht gottlos zu sein; ich fürchte, die Geistlichkeit und der Staat, die einander bedürfen, werden dafür sorgen, daß es an einer solchen Zwangsanstalt nie fehle. Das gestehe ich übrigens bereitwillig ein, daß ich keinen Rath weiß, um zwischen dem dem Menschen eingeborenen Verlangen nach Gemeinschaft des Glaubens und dem ihm eben so tief eingeborenen Bedürfniß nach Freiheit der Überzeugung eine Vermittelung zu finden; ich bin aber der Ansicht, daß andere eben so wenig Rath wissen wie ich, denn wüßten sie Rath, so würden sie ihn wohl mittheilen. Es bleibt nichts übrig, als uns genügen zu lassen an dem, was wir haben oder vielmehr nicht haben.

Perthes hatte allerdings seiner ganzen inneren Stellung nach wenig Hoffnung, daß die kirchenbildenden Versuche des Protestantismus zum Ziele führen würden. Ein dunkles Gefühl verlangt überall nach Kirche, schrieb er einmal, aber in der Erkenntniß des Verlangten sind wir noch weit zurück. Glaubensfreiheit begehren alle, aber die meisten verstocken sich gegen die Wahrheit, daß Glaubensfreiheit nur innerhalb einer Kirche denkbar ist, welche die christlichen Heilswahrheiten in so unantastbarem Besitze hat, daß niemand sie beraisonniren darf und niemand sie fortdisputiren kann. — Die weltliche Macht kann und soll die äußere Gemeinschaft der Christen nicht einsetzen, schrieb er ein anderesmal; wer aber soll es thun? Soll die Kirche der Protestanten gebildet werden von oben herab durch Consistorien mit einem unabhängigen Präsidenten an der Spitze? dann haben wir so viele Cardinalscollegien und Päpste wie Staaten; oder von unten herauf durch Presbyterien und immer umfassendere Synoden? dann wird die Kirchenbildung an die Massen fallen. Wer ist da, der andere Wege anzugeben wüßte?

Obschon Perthes dem Protestantismus kirchenbildende Kraft

nicht zuschreiben konnte, war er doch im Gegensatze zu Neander und manchen anderen Freunden von dem Bedürfniß der Christen nicht nur nach kirchlichen Gemeinschaften, sondern auch nach einer allgemeinen christlichen Kirche überzeugt. Für die Gemeinschaft der Christen ist die Kirche, wie für die Nation der Staat, eine Nothwendigkeit, schrieb er einmal, das Unverwesliche muß in dem Verweslichen wohnen, damit es auf Erden leben kann. — Über Neander's Mittheilungen äußerte er sich einem Freunde gegenüber in folgender Weise: Wer gibt den zweien oder dreien, die sich in des Herrn Namen versammeln und die Kirche bilden sollen, die Sicherheit, ja auch nur die Möglichkeit, sich in seinem Namen zu versammeln? Doch wohl nur eine vorangegangene Lehre. Wie ist das constitutive innere Princip, welches die Kirche bildet, zu erlangen? Doch nur durch Mittheilung und Heranbildung. Wer soll aber die Wahrheit lehren und zu ihr heranziehen? Das kann für die Gesammtheit der Menschen nicht durch einzelne, sondern nur durch eine Anstalt geschehen, die eben die Kirche ist. Arme Menschen, denen das Angesicht Gottes verhüllt bleiben soll, weil einige besonders Begabte es auch ohne Kirche vielleicht finden können! In Beziehung auf das innere christliche Leben stehe ich dem frommen Neander so nahe, wie wenig anderen Menschen, aber sobald er von dem Inneren auf das Äußere geht, läßt seine ganze Persönlichkeit ihn fehlgreifen. Alles Äußere ist ihm gänzlich unbekannt; er kennt nicht die Menschen, nicht deren Verhältnisse, nicht die Kämpfe, welche die Menschenbrust und das Menschenwesen erfüllen. Ohne diese Unkenntniß würde der Mangel an Scharfsinn unbegreiflich sein, der ihn verleiten kann zu meinen, daß mit solchen Ansichten in unserer oder irgend einer Zeit den Menschen geholfen werden könne. — Können christliche Gemeinden nur mit den symbolischen Büchern bestehen, fragte Perthes ein anderesmal, oder wenn man auch diese ferner nicht annehmen will, mit Luther's Katechismus und der Bibel allein? Oder noch reiner und immer reiner — ist etwa die Bibel genug, um in jeder-

manns Händen jeden zum Christen zu bilden? Nun wohlan, so lehre man alle Kinder lesen, gebe jedem eine Bibel und halte darauf, daß es dieselbe lese und prüfe und sich die Resultate ziehe für das Leben. Mehr aber darf man nicht thun, denn jedes Mehr wäre unprotestantisch. Sollte man finden, daß die Kinder dazu nicht reif genug wären, so fragt sich, wer an ihrer Statt die Resultate ziehen soll? wer hat dazu ein Recht? — Eine Universalkirche ist doch eigentlich auch Ihr Ziel, hatte ein Freund an Perthes geschrieben. Äußerlich hat es allerdings einmal so etwas wie eine Universalkirche gegeben — damals als der Papst ein gewaltiger Herr, als Priester, Mönche und Brüderschaften wohl conditionirt waren. So gab es auch wohl einmal z. B. unter Ludwig XIV. eine absolute Monarchie mit Anspruch und Hoffnung, Universalmonarchie zu werden. Das eine wie das andere war gegründet auf halbfreiwillige, halbunfreiwillige Unterordnung auch der Geister unter dem Eindrucke von höchster Macht, Vortrefflichkeit und göttlichem Rechte. Solche Kirche wie solchen Staat heute wiederherzustellen, möchte seine Schwierigkeit haben; jedes geistige Element wechselt nun einmal die Form seiner Erscheinung. Wer heute eine äußerlich fertige, durch und durch wohlbestellte, für Lehre, Glauben und Übung allen gemeinschaftliche Kirche fordert, der wird nicht nur nicht erreichen, was er erstrebt, sondern sich auch die Glaubensgemeinschaft unmöglich machen, die er erlangen könnte. Nein, lieber den Geist ohne Buchstaben, als den Buchstaben ohne Geist! — Ihr Spruch, entgegnete Perthes, ist ein Spruch ohne allen Inhalt, denn im Menschen und unter Menschen ist so wenig der Geist ohne Buchstaben, wie der Buchstabe ohne Geist möglich.

Durchdrungen von der Nothwendigkeit der Kirche und überzeugt, daß weder der Katholicismus noch der Protestantismus sie erzeugt habe, noch für sich allein zu erzeugen vermöge, hielt Perthes auch jetzt die Hoffnung fest, daß Gottes leitende Hand sich Rom's wie Luther's bedient habe, um in allmählicher Entwickelung dem Menschengeschlechte eine allgemeine Kirche zu geben. Die

Wahrheit, welche in Jesus Christus offenbart ist, heißt es in seinen Briefen, soll erhalten, zugänglich gemacht und verbreitet werden. Die Anstalt, ohne welche das eine wie das andere unmöglich ist, ohne welche das Christenthum weder innerlich lebendig, noch äußerlich anschaulich und eindringlich wird, kann nicht von Menschen gemacht, sondern muß von Gott gegeben sein. Gott hat sie nicht als eine unbedingt wahre und abgeschlossene unmittelbar durch eine einzelne That eingesetzt, wie die Katholiken behaupten, sondern hat in Jesus Christus nur ihr Fundament gelegt und durch die Mittheilungen der vom heiligen Geist erleuchteten Apostel den Menschen den Bauriß gegeben, nach welchem sie durch die Geschichte und in der Geschichte aufgeführt werden soll. Weil aber die Bauarbeiter Menschen sind, ist der Bauplan im einzelnen oft nicht verstanden, oft mißverstanden, oft durch Lüge und Sünde entstellt. Da die Entstellung der einen durch andere verbessert, im einzelnen ein Umbau oder in der Verzweifelung auch wohl ein Neubau vorgenommen ward, ist eine Mehrzahl von Kirchen entstanden. So weit sie auf dem von Gott gegebenen Fundamente und im großen und ganzen nach seinem Bauplan errichtet sind, tragen sie den Character göttlicher Anstalten und auf jede derselben läßt sich der Begriff, den der geistestiefe Nitzsch für die Kirche festgestellt, anwenden; da sie aber unter Einwirkung menschlichen Irrthums und menschlicher Sünde ausgebaut sind, sind sie sämmtlich, die eine in dieser, die andere in jener Weise entstellt und entartet. Keine darf sich überheben, keine die andere verachten. Wohin wäre der Katholicismus gerathen, wenn die Reformation nicht eingetreten wäre? Was wäre heute der Protestantismus, wenn die katholische Kirche nicht bestände? Jede soll sich an dem, was die andere hat, ergänzen, prüfen, erneuern; so werden die verschiedenen Kirchen sich immer weniger von einander unterscheiden, wieder einander näher kommen und unter Gottes Führung eine katholische, das heißt eine allgemeine christliche Kirche herbeiführen.

Ich glaube, schrieb ein im späteren Alter ihm befreundet gewordener Mann an Perthes, daß ich in Ihnen einen derer finden werde, die sich gegenseitig suchen, weil sie mitten in den Nebeln des Zeitalters den kommenden Sonnentag ahnen. Wir werden im wesentlichen übereinstimmen. Daß man bei der Reformation den Begriff der Kirche so wenig ins Klare gesetzt, zwar den dritten Artikel des apostolischen Symbolums aufgenommen, die durch denselben gegebene Basis aber mit schwankenden Vorstellungen vertauscht hat, das ist die Hauptquelle der Verwirrungen und Widersprüche, in denen die evangelische Kirche schon längst ihre Auflösung gefunden haben würde, wenn nicht in den Gemüthern des Volks die Kraft des göttlichen Geistes jene Idee der Kirche practisch reproducirt hätte, die durch die confusen Vorstellungen und leidenschaftlichen Stimmungen der Theologen aufgehoben zu sein schien. Jetzt, da der Riß einmal geschehen und der Katholicismus, durch Obscurantismus, Jesuitismus und politischen Romanismus verdeckt, weit unvereinbarer mit dem Geiste des Christenthums als der Protestantismus in seiner niedrigsten Form sein möchte, bleibt nichts übrig als das über beiden liegende Wesen der christlichen Kirche, das sich in beiden Formen wirksam erhalten hat und laut der göttlichen Verheißung wirksam erhalten mußte, hervorzuheben und geltend zu machen. Wie wenig unsere Theologen es zugeben wollen, so ist doch das Princip beider Kirchen ganz und gar dasselbe und die evangelische hätte nie bestehen können, wenn sie wirklich, wie ihre Theologen lehren, den Glauben nicht eben so wie die ältere Kirche als ein Werk des Gehorsams und der Unterwerfung unter eine sichtbare Kirche behandelt, sondern ihn auf eigene Prüfung und willkürliche Annahme gestellt hätte. Während die protestantische Kirche eben so wie die katholische jeden Säugling in ihrem Schoße empfängt, jedes Kind unterweiset und bildet, und das ganze Leben des Volkes mit ihren Formen und Gebräuchen umgibt und leitet, mit ihrem Geiste erhebt und erfüllt, soll, so behauptet man heutzutage, der eigene

und freie Entschluß, das verständige Prüfen und Wählen Bedingung des reinen Christenthums sein. Eben so gut könnte man auch sagen, daß das physische Leben von der theoretischen Kenntniß des Athemholens und der anderen Lebensfunctionen abhängig sei und es den Lebenden überlassen bleiben müsse, nach einer abweichenden Theorie auch nicht Athem zu holen. — Die von den Reformatoren hinterlassenen Kirchenformen haben, heißt es in einem anderen Briefe desselben Mannes, etwas über zweihundert Jahre vorgehalten, sind aber nun so unzulänglich und veraltet, daß schlechterdings andere und kräftigere an deren Stelle treten müssen, wenn das Christenthum seinen Einfluß behaupten und nicht als eine philosophische Ansicht allmählich in den Hintergrund der Zeitbildungen treten soll. Der Gegensatz der kirchlichen Form des sechszehnten Jahrhunderts gegen die der älteren Kirche liegt nicht in wesentlichen, sondern in zufälligen Momenten, und die evangelische Kirche kann und muß sich ihres mit dem echten und wahren Katholicismus identischen Princips wieder bewußt werden, um den Character der Christlichkeit aufrecht zu erhalten und in frisches Leben zu bringen. Die dermaligen Vertreter des Katholicismus, d. h. der äußeren und kirchlichen, sind aber weit entfernt, die Momente jener Trennung für unwesentlich zu halten, sie bestehen vielmehr auf das Gegentheil und mit ihnen ist daher auch keine Verständigung und Vereinbarung zu hoffen. Wer wird sich, alles wohl überlegt, entschließen können, sein inneres Christenthum in die Gewalt oder doch in die Abhängigkeit von solchen zu überliefern, welche durch die protestantische Opposition gegen das Formelle dahin gebracht worden sind, eben alles im Formellen zu suchen und zu finden? Es bleibt daher nichts übrig, als im Schoße derjenigen Kirche, in welcher Gott uns hat geboren und erzogen werden lassen, für die Wiedererweckung ihres christlichen Princips zu wirken und dadurch auch der rechten Form für die Zukunft den Weg zu bahnen. Ist dieses Ziel dereinst erreicht, so wird die Überzeugung sich Raum verschaffen, daß Mannigfaltigkeit der Kirchenver-

fassung auf der gemeinsamen Grundlage des Glaubens sehr wohl bestehen kann. Dahin zu streben, scheint mir die Aufgabe unserer Zeit.'

Sie wissen nicht, schrieb Perthes einem geschäftigen Freunde, was zu machen ist, damit unsere Zeit eine Kirche bekomme? Das freut mich: denn wenn einmal alle bis zu diesem Nichtwissen gelangt sein werden, so wird uns die Kirche — vielleicht so ferne nicht mehr sein. — Die Kirche wird nicht gemacht, sondern gegeben, schrieb er in einem anderen Briefe; aber Gott wirft seine Gaben nicht in die Welt hinein, sondern läßt den Sommer aus dem Frühling werden, und um dem Menschen geistige Güter zuzuwenden, läßt er sie Antheil nehmen am Schaffen. Störungen und Abwege bringen die Menschen freilich in sein Werk hinein und langsam nur wird es gefördert, aber liegen bleibt es nicht und zerstört wird es auch nicht; denn die Führung ruht in seiner Hand. Mich macht es nicht irre, daß der Bau der allgemeinen Kirche nur langsam vorwärts rückt und daß Spaltungen und Entstellungen oftmals alles, was im Laufe von Jahrhunderten errungen war, wieder zu vernichten drohen. Gott sitzt am Regimente und wird auch mit den thörichten und halsstarrigen Werkleuten den Bau der christlichen Kirche zu Ende führen — das ist meine feste Zuversicht. Wir selbst und vielleicht auch unsere Kinder werden sie nicht schauen, aber die Vorbereitungen enthüllen sich vor unseren Augen und wer weiß, der Silberblick kann auch bald erscheinen; denn der schwer geschürzte Knoten in der Geschichte der Menschheit ist im Auflösen begriffen.

Der Rationalismus und die Bewegungen gegen denselben in Lehre und Leben 1822—1830.

Während der Protestantismus nach festeren kirchlichen Formen für sein christliches Gemeinwesen zu ringen hatte, sollte er sich zugleich den Besitz der in Lehre und Leben fast abhanden gekommenen christlichen Heilswahrheiten wieder erkämpfen; denn noch galt der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen als die einzige, der aufgeklärten Zeit nicht unanständige Religion. Wenn Sie mir spöttisch Glück wünschen, schrieb Perthes 1822, bald nach seiner Ankunft in Gotha, einem Freunde, weil grade ich mich in der Burg des Rationalismus niedergelassen und wohnlich eingerichtet hätte, so läßt sich dem nicht vieles entgegensetzen. Sachsen war die Wiege der Reformation und ist der Großvaterstuhl des Rationalismus, aber das übrige Deutschland hat wenig Grund, deshalb sich zu überheben; denn wenn es auch anders als Sachsen einzelne kleine Kreise aufzeigen kann, in welchen neues Leben sich regt, so führt doch im Volke, dem vornehmen wie dem geringen, überall noch, so weit ich Deutschland kenne, der Rationalismus seine wenig bestrittene Herrschaft. Zwar hat heute fast niemand mehr die Courage, sich als Atheist, oder als sündlos, oder als erhaben über der Menge der bloßen Thiermenschen thronenden Vernunftmenschen hinzustellen; aber die Masse läßt noch heute nach Art der Gebildeten des vorigen Jahrhunderts den lieben Gott einen guten Mann sein, macht alles Tiefe flach und alles Innere äußerlich. Gottlos sind die wenigsten, aber gottvergessen die meisten. In verdrießlich träger Selbstüberhebung wollen die einen das geoffenbarte Christenthum allenfalls als hergebrachtes Zucht- und Beruhigungsmittel für den großen Haufen bestehen lassen, während die andern umgekehrt daran arbeiten, auch das Volk von dem aner-

zogenen Aberglauben zu der Aufklärung des gebildeten Mannes hinüberzuführen. Den einen wie den andern gilt der Christ als Pietist, der Pietist als Heuchler. — Was der Rationalist Pietismus nennt, schrieb Neander an Perthes, ist allerdings nichts anderes, als das wesentliche Christenthum selbst; aber das Verderben unserer Natur würde unerklärlich und unverständlich sein, wenn uns nicht zugleich eine unvertilgbare Gotteserinnerung und eine ursprüngliche von der Gnade zu unterscheidende Berührung mit dem Gotte geblieben wäre, in dem wir leben, weben und sind. Die Gegner des Christenthums, indem sie oftmals behaupten, daß der Christ das Bewußtsein des natürlichen Zusammenhanges mit Gott leugnete, machen den Christen zu etwas, was er nicht ist, und schroffe, christliche Eiferer haben vielfach dieses Mißverständniß verschuldet.

Der Rationalismus ging von der Voraussetzung aus, daß der einzelne Mensch und das ganze Menschengeschlecht aus eigenem Vermögen zur immer höheren Vollkommenheit fortschreite. Das Bedürfniß nach Versöhnung und Erlösung war mit dieser Voraussetzung unvereinbar und Perthes hielt deshalb dieselbe für eine der verderblichsten Seiten der herrschenden Richtung. Mir scheint, schrieb er an Twesten in Kiel, daß jetzt die jüngere Generation den Gedanken der raschen und rascher fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts zum Mittelpuncte ihres religiösen und politischen Lebens macht. Natürlich, denn wäre das Perfectibilitätssystem eine Wahrheit, so würde die Sünde und das Bedürfniß nach Gnade eine Unwahrheit und damit der eigentliche Stein des Anstoßes für den Rationalismus aus dem Wege geräumt sein. Die Behauptung ist nicht neu, schon unsere Väter, obschon in den entartetsten und abgestorbensten Zuständen lebend, glaubten, daß Verstand, Moral und Wissenschaft die Vollkommenheit des Menschengeschlechts in nächster Zukunft herbeiführen würden. Seitdem ist vieles geschehen, um den Wahn zu verstärken. Außerordentliches ward geleistet in Benutzung und Handhabung der Naturkräfte; Außerordentliches ist erforscht, vergli-

chen, entdeckt, erfunden; in immer größere Verhältnisse werden die Menschen geführt; noch nie standen die entferntesten Orte der Erde in so nahem geistigen und physischen Verkehr; Riesenschritte sind gethan, um die Trennung zu überwinden, die in Raum und Zeit liegt. Der alte Adam aber ist geblieben, und er vernichtet heute, wie vor tausend Jahren, nicht nur die Größe, sondern auch den Frieden des einzelnen und des Geschlechts und fordert von jedem, heute wie vor tausend Jahren, Demuth in sich und Nachsicht gegen andere. Weil aber niemand daran denkt, daß alle Posten und Landstraßen, alle Entdeckungen und Erfindungen auch nicht einen einzigen sündigen Gedanken des Menschen zu verhindern oder zu tilgen vermögen, so erwartet man von einem gescheit und verständig eingerichteten äußeren Leben den Himmel auf Erden, und das Wort von der Versöhnung bleibt den Juden ein Ärgerniß und den Heiden eine Thorheit.

Wie der Rationalismus durch den Satz von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts das Bedürfniß nach Erlösung beseitigte, so schloß er durch den Satz von der bereits vorhandenen Vollkommenheit der Natur das Bedürfniß nach einer andern Offenbarung der Barmherzigkeit und Weisheit Gottes aus und wähnte, deren innerstes Wesen allein durch Chemie, Physik und Botanik erkennen lernen zu können. Den Sinn für die Natur hatte Perthes in nicht gewöhnlichem Grade entwickelt und trug wohl grade deshalb einen besonderen Grimm in sich gegen alle, welche die Freude an der Natur entstellten und verdarben, indem sie die Offenbarung des Sohnes verdrängen wollten durch die Offenbarung in der Natur. Tritt die Natur in ihrer Schönheit und Größe als Ganzes vor meine Seele, schrieb Perthes einem Freunde, so regt sie mir die Ahnung Gottes in der Tiefe des Bewußtseins an; mache ich aber das einzelne, was Himmel und Erde erfüllt, zum Gegenstande der Betrachtung, sehe ich das Heer der Mücken und die Masse des Gewürms, sehe ich durch ein künstliches Auge die Unzahl des Lebenden auf Erden und Sterne auf Sterne auf-

tauchen am Himmel, so tritt der Zweifel auf und das Unendliche, das Unzählige, das Unmeßbare drängt in mir das Bewußtsein des persönlich Ewigen zurück, und Materialismus oder Pantheismus, das heißt todte oder lebende Weltseele, liegt mir so ferne nicht. Lalande sprach: Ich sah in unendliche Ferne, aber ich sah keinen Gott. Das ist gewiß ein wahreres und tieferes Wort als alle die erbaulichen Betrachtungen über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Den persönlichen Gott wird niemals die Natur uns geben, nur der Sohn bringt dem Menschen den Vater; hätte er uns Gott nicht geoffenbart, so müßten wir ihn leugnen. — Ausführlicher noch theilte hierüber Perthes 1828 sich in einem Briefe an Steffens mit. Vor länger als einem Jahre, heißt es in demselben, fing ich an, Ihnen zu schreiben, kam aber nicht zu Ende; lassen Sie heute sich erzählen, was ich damals erzählen wollte. Ich hatte in meinem Garten einen großen Regenwurm gefunden, der von dem kleinen behenden schwarzen Tausendfuß in grausamster Weise um das Leben gebracht ward; an demselben Morgen hatte ich einen Marder, der Nachts vorher eine Menge Hühner ermordet, im Eisen zerschmettert sich jämmerlich winden sehen. So ist überall in der Natur das eine auf die Vernichtung des andern hingewiesen, sei es zur Erhaltung des eigenen Lebens oder zur Erhaltung des Ganzen. Sehe ich auf den Menschen und sein natürliches Schicksal, überall finde ich Elend und Jammer, Kinder sterben dahin, vergiftet von der Eltern Sünde. Das Jugendalter läßt den Jüngling im eitelen Streben von Tag zu Tag dahinleben, das Mannesalter läßt die Männer sich abquälen im unruhigen Einerlei, das Greisenalter die Greise klagen über den verfehlten Zweck ihres Lebens und jeder klammert sich an an das Geliebte, ohne sich damit verständigen zu können, oder gelingt diesem oder jenem einmal die Verständigung, so greift die Hand des Todes in das Band der Liebe hinein. Der Mensch trägt in sich eine Fülle der Liebe, aber die Natur duldet nicht, daß er zur Reinheit gelangt. Er strebt nach Wahrheit, weil er nicht an-

ders kann, aber die Klarheit wird ihm nie zu Theil; je älter er wird, desto dunkler in ihm und um ihn. Sehe ich auf die Geschichte des Menschengeschlechts, so finde ich überall Thorheit, Lüge, Gräuel, und die Erzählung von der Geschichte des Menschengeschlechtes, was ist sie anders als eine große Unwahrheit, die mit der Schale sich begnügt, ohne den Kern zu kennen? So war es und so ist es. Ich frage nicht wie Goethe: müßte es denn so sein? aber ich ärgere mich über die seichten Schwätzer, die auf Gottes Güte in der Natur heute noch den Deismus des vorigen Jahrhunderts erbauen wollen. Es ist seit Goethe vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen, aber noch hat niemand versucht, die Schrecknisse der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, daß, wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit der Natur aufrichten will, nothwendig zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt. Unseren Professoren, Autoren, Pastoren und Schulmeistern die Wahrheit wissenschaftlich zu predigen, wird wenig helfen. Denen, die ihren Strohsamen ausstreuen wollen, muß der Acker verdorben, im Volke muß gewirkt werden, und dazu sind Sie, lieber Steffens, Ihrem ganzen Entwickelungsgange nach der rechte Mann. Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für beide. Der Kreis von Menschen, die sich in dem Roman zu bewegen haben, steht mir klar vor Augen; sie müssen tüchtig und gut sein, voll hohen Strebens, verschieden der Anlage nach: feurige, kalte, klare, phantasiereiche, aber alle befangen in der Religion ihrer Väter, alle in der Richtung derer, die mit uns gleichzeitig geboren sind. Grade seit den siebenziger Jahren hat sich die Kenntniß der Natur erschlossen; viel Interessantes könnte mitgetheilt werden aus den neuen Entdeckungen; die Zeitbegebenheiten würden leicht die Verwickelungen darbieten für den Roman; Johann Georg Forster

würde ein vortrefflicher Mittelpunct sein. Das Glück müßte die Tugendhelden begünstigen, aber die Natur und deren Einrichtungen sie ins Elend und je nach ihrer festgehaltenen Richtung zum Fatalismus oder mystischen Aberglauben bringen, sofern sie sich nicht in Demuth und Reue dem Evangelium zuwendeten, und durch die Offenbarung des Sohnes den persönlichen Gott und mit ihm Sicherheit und Frieden gewännen. Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhen und vielen den zur Erkenntniß der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostels Paulus liegt: daß die Natur durch den Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist in Losgebundenheit von Gott und sich sehnet und ängstiget mit uns immerdar und ängstlich harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Vor einigen Tagen war Ihr Schwager Raumer bei mir und machte mich bei einem Gespräche über diesen Gegenstand auf einen Brief in Werther's Leiden (18. August) aufmerksam, der mit den Worten anfängt: Müßte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde? Ich hatte diesen Brief vergessen und sah nun nicht ohne Erstaunen, daß Goethe schon vor fünf und vierzig Jahren Ähnliches ausgesprochen hat wie das, was ich jetzt fühle; aber wer hat es beachtet, wer verstanden!

Hin und wieder konnte Perthes wohl durch ein Reden, welches den Mangel tieferer Bedürfnisse mit Sprüchen über die Weisheit der Natur oder die Vervollkommnung des Menschengeschlechts bedeckte, mehr als recht war, zu heftigen Angriffen auch auf Personen gereizt werden, aber dauernd blieb eine solche Stimmung nicht. Seiner ganzen Richtung nach war er vielmehr im Stande, den sittlichen Werth und die geistige Bedeutung auch solcher Männer zu würdigen, deren Rationalismus ihm auf das äußerste widerstand, und indem er den geistigen Gesammtzustand des vorigen Jahrhunderts ins Auge faßte, fand er allen Grund, billig über die zu urtheilen, welche aus demselben hervorgegangen waren. Wenn

ich, schrieb er einmal, die heutigen Helden des Rationalismus ohne Rücksicht auf ihre Geschichte ansehen wollte, so müßte ich mich unwillig und mißachtend von ihnen abwenden, aber wie wenige Menschen haben sich zu dem, was sie sind, selbst gemacht! Alle vielmehr, mit einzelnen Ausnahmen, wurden in die innere wie in die äußere Lebensstellung, welche sie einnehmen, von außen hineingedrängt. Die Zustände aber, unter deren Einflüssen die, welche jetzt als Männer dastehen, groß wurden, kennen wir, mein verehrter Freund, ja noch aus eigener Erinnerung. Als ich ein Kind war, stand die Aufklärung an der Stelle der Religion, die Freimaurerei an der Stelle der Kirche. Der gebildete Mann kannte die Bibel nur von Hörensagen und sah mitleidig auf den Bauer und Handwerker hinab, der sie noch las. Wie oft habe ich selbst Geistliche wohlfeile Späße über Bileam's Esel, über die stille stehende Sonne und über die Mauern von Jericho machen hören! Als ich mein Geschäft in Hamburg eröffnet hatte, vergingen wohl zehn Jahre, ohne daß, wenn ich einige Buchbinder der benachbarten Landstädte ausnehme, irgend jemand eine Bibel kaufte. Ich erinnere mich deutlich des Tages, an welchem ein braver, wohlgesinnter Mann die heilige Schrift in meinem Buchladen verlangte, aber lebhaft versicherte, sie sei für einen armen Confirmanden bestimmt, damit ich nur nicht glaubte, er selbst gebe mit solchen Dingen sich ab.

So allgemein war der Unglaube, schrieb Perthes an Menzel in Breslau, daß es für den einzelnen, der nicht in besonderen Ausnahmsverhältnissen aufwuchs, fast unmöglich ward, ein gläubiger Christ zu sein; Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienst, Wissenschaft und Literatur stellten sich als schwer zu durchdringende Scheidewand zwischen ihn und die Wahrheit. Mehr als eine Generation ist in dieser Richtung dahingegangen — kann es dem einzelnen als Schuld angerechnet werden, daß er seine Erdenlaufbahn beginnen mußte, als es Nacht geworden war? Wie viele edle Menschen jener Zeit habe ich gekannt, die, redlich

und wahr, erfüllt von Demuth und Liebe, dennoch der christlichen Lehre völlig fremd und wohl auch feindlich blieben! Wer darf entscheiden, wie sie als einzelne in ihrem innersten Leben zu Gott standen und ob und wie Gottes Gnade sie zu sich zog? Fast unmöglich wird es binnen kurzem sein, die bedeutenden Männer des vorigen Jahrhunderts richtig zu würdigen, weil die Zustände, in denen sie groß wurden, schon der nächstkommenden Generation fremdartig und unzugänglich sein müssen. — Es liegt, schrieb er um dieselbe Zeit an Heinroth in Leipzig, etwas tief Ergreifendes für mich in Schiller's Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. Es ist der sich sehnende Mensch, welcher in diesem Gedichte seinen Ingrimm gegen die Zopf- und Kartoffelprediger ausgießt, und sich abarbeitet nach einem lebendigen, in Liebe zu uns sich herablassenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmuth eines Menschen nicht ahnet, welchem Sehnsucht nach Hülfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgang mit dem lebendigen Gott, und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen, weil er nie sich selbst genügend fand, und immer nach helfender Hülfe rang, und auch der reifere Mann wird sagen, daß den großen Dichter das christliche Bedürfniß trug und hob, obschon seine Zeit ihm das christliche Ziel verborgen hielt.

Auch Rist gegenüber hatte Perthes oftmals die herrschende Richtung des vorigen Jahrhunderts angegriffen, und ihn auch wohl halb im Ernste und halb im Scherze der Vorliebe für dieselbe beschuldigt. Sobald einmal der Blick des Menschen nach oben gerichtet ist, antwortete Rist, muß ihm freilich das Streben des vorigen

Jahrhunderts, sich den allgemeinen Bedingungen des Endlichen zu entziehen und mit Fleisch und Blut das Wesen des Unendlichen erforschen zu wollen, dürftig erscheinen. Unsere Zeit hat uns ohne unser Zuthun tieferes Bedürfniß geschenkt, ein Bedürfniß, welches grade die kräftigsten Geister zur Zeit unserer Väter nicht einmal ahneten. Kant ist getrost in seinen Kategorien gestorben, wie vor ihm Spinoza und die großen Alten. Einer der tüchtigsten Männer, die ich je gekannt, der alte Gähler, baute nur von der Erde aus den Bau, auf dem er sich dem Himmel näherte, und ist in diesem Glauben sicher, getrost und mit großer Heiterkeit gestorben. Noch jetzt leben zwei meiner liebsten Freunde, welche unverdrossen als Forscher, rein als Menschen, voll Treue und Liebe, dennoch das Bedürfniß nach dem durch Christus offenbarten Gott nicht kennen; sie finden auf der Erde, was ihr Geist sucht, und heißen ihr Herz schweigen, wenn es Bürgschaften fordert, die ihrem reinsten Streben und Wollen unzugänglich sind. Sollte ich nun diese Männer geringer achten, als die, welche in unsern Tagen reden und schreiben? Ich kann es nicht. Die Geistessphäre der Zeit, in welcher sie sich bewegten, war weniger hoch und weniger tief als die der Gegenwart; aber in der flacheren Zeit dachten sie tief und hoch, während in der tieferen Gegenwart das jüngere Geschlecht flach und bequem dahinlebt. Halten Sie mir die Menschen in Ehren, die sich abmühten, als unsere Väter jung waren. Grade in den letzten Monaten habe ich mich viel mit Schriften, Biographien und Briefen aus jenen Jahren beschäftigt und mich ihrer sehr gefreut. Das unverdrossene, auf Wahrheit, auf erhöhte Menschlichkeit und auf Annäherung zur Gottähnlichkeit gerichtete Streben dieser Männer ist und bleibt doch etwas Großes; sie blicken nicht rechts noch links; ihr höchstes, ihr einziges Gut ist das Forschen in den Tiefen der Seele, in den geheimnißvollen Gründen des Geisterlebens; was ohne Körper der Mensch wäre und ist, wollen sie darlegen und sich der Gottheit nahe drängen: aber immer weiter sich vertiefend, entfernen sich die kühnen Forscher von ein-

scheidung des gelehrten Apparates wieder zugänglich zu machen, wäre ganz gewiß eine wesentliche Förderung des Werkes, welches der Herr in unsern Tagen durch die Kraft seines Geistes und durch das Licht seines Wortes treibt.

Tiefer, als Bengel und Böhme, schien die Lehre vom neuen Jerusalem, welche Swedenborg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verkündet hatte, in das Leben eingreifen zu sollen, seitdem Immanuel Tafel mit warmem Eifer für die Verbreitung derselben aufgetreten war. Tafel hatte Perthes 1822 in Gotha besucht und sprach sich dann in einer Reihe später näher erläuterter Briefe über die Bedeutung der neuen Kirche und ihres Gründers aus. Keinen Mann, schrieb er, kann die Kirchengeschichte aufweisen, der so war wie Swedenborg; denn kein anderer erleuchteter und heiliger, also glaubwürdiger Mann konnte je von sich sagen, daß der Herr selbst sich ihm persönlich geoffenbart, und ihn unmittelbar bevollmächtigt und ausgerüstet habe, die Enthüllung des seit Hiob's Zeiten verborgen gewesenen geistigen Sinnes der heiligen Schrift für die ganze Menschheit und für ewige Zeiten aufzudecken. Ihm zu glauben ist Pflicht, und ihm nicht zu glauben ist Untreue gegen Gott. — Während seines ganzen Lebens und noch auf dem Todtenbette in London, schrieb Tafel ein anderesmal, hat Swedenborg seinen acht und zwanzigjährigen ununterbrochenen Umgang mit den Geistern und Engeln bekannt, und seine jenseits gemachten Erfahrungen waren ihm allerdings Hülfe, Bestätigung und Erläuterung seiner Lehre; aber die Lehre selbst hat er nicht von den Geistern und Engeln empfangen, sondern von dem Herrn selbst. Seine Inspiration war nicht die der Propheten, durch welche Gott sprach, sondern wie er selbst sagt, eine durch das Lesen der Schrift vermittelte Offenbarung, das heißt Erleuchtung. Seine Schriften hat er nirgends als Wort Gottes, als drittes Testament bezeichnet, sie sollten nicht eine neue Quelle, sondern ein aus der einen alten Quelle Abgeleitetes sein; sie stellen sich nie der Schrift, sondern nur der kurzen Weisheit der Theologen und

kirchlichen Despoten gegenüber, welche die Kirche gründlich von der Religion entfernt haben. — Ausführlicher noch sprach sich Tafel in anderen Briefen über das Verhältniß zur heiligen Schrift aus. Das alte und das neue Testament ist das Wort Gottes, schrieb er, und enthält was wir bedürfen. Was aber Gott spricht, und was von ihm ausgeht, kleidet sich, um bei allen, auch den Unmündigen und Einfältigen anknüpfen zu können, in Bilder oder Symbole, welche aus der Natur und aus der Geschichte genommen sind, und redet die Sprache des Scheins, eine Sprache, die auch wir reden, wenn wir sagen: die Sonne geht auf, die Sonne geht unter. Daher kann die Schrift von Gottes Reue, Zorn, Rache sprechen, während doch Jehovah der wesentlich Unveränderliche und die Liebe selbst ist, die aber von denen, welche sich im Gegensatze zu ihm befinden, als Zorn empfunden wird, und für sie ein verzehrendes Feuer ist und heißt. Die nur buchstäbliche Auslegung der Schrift schreibt daher Gott ungöttliche Eigenschaften und Werke zu, und widerlegt sich selbst; wir verstehen das Wort Gottes nicht und haben es nicht, wenn wir nicht seinen ewig wahren, unter den Bildern und Symbolen verborgenen geistigen Sinn als ein Lehrgebäude vor uns haben. Solches Lehrgebäude aber können die Menschen nicht machen, sondern müssen es von Gott empfangen. Die Menschen hätten es allerdings unter dem Beistande des göttlichen Geistes schon früher mehr oder weniger herausfinden können, wenn sie mit dem wenigen, was sie hatten, treu gewesen wären, und um Erleuchtung während des Lesens der Schrift gefleht hätten; auch durften einzelne wirklich Blicke in die reine Wahrheit thun: aber allgemein wollte Gott den geistigen Gehalt des im Bilde Ausgesprochenen nicht offenbaren, so lange er wußte, daß die Menschen es verwerfen und entweihen würden. Die ersten Christen waren zu unverständig und zu fleischlich, um es zu fassen; nach der Apostel Zeit kam die Nacht, in welcher niemand wirken konnte, und mit der Kirchenversammlung zu Nicäa begann der Gräuel der Verwüstung, welcher funfzehn hundert Jahre hindurch

in der katholischen wie in der protestantischen Kirche größer und größer wurde, und endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den gänzlichen Abfall der meisten Theologen von dem geoffenbarten Worte Gottes und deshalb auch den Tod der Kirche zur Folge hatte. Nun nachdem die Leidenschaften ausgeras't und die Kirche ihrem Ende nahe stand, waren die Vorurtheile beseitigt, welche es dem heiligen Geist bis dahin erschwert hatten, auf die Menschen zu wirken; nun konnte das Licht zum zweitenmal erscheinen, und den in der heiligen Schrift verborgenen geistigen Sinn offenbaren und das Reich Gottes, das neue Jerusalem, aufrichten. Nicht in Person konnte und sollte die zweite Erscheinung des Menschensohnes geschehen, sondern in der heiligen Schrift, dem Worte Gottes, zu dessen Offenbarung er sich der Weissagung gemäß eines Apostels bedienen wollte. Dieser Apostel mußte besser ausgerüstet sein als die früheren Apostel; er durfte nicht bloß vorübergehend wie Paulus in den dritten Himmel verzückt sein, sondern mußte öfter und länger im Lichte des Himmels zubringen, und in demselben gleichsam einheimisch sein. Das alles nun ist in Swedenborg erfüllt.

Auch über seine persönliche Stellung zu der neuen Kirche und ihrer Lehre theilte Tafel sich an Perthes mit. Längere Zeit hindurch habe ich, schrieb er, Zweifel gehegt über die Schriftmäßigkeit einzelner Lehren Swedenborgs. Streng lutherisch erzogen, konnte ich die kirchlichen Lehren über die Erlösung und Auferstehung, über die Engel und die ersten Menschen nur schwer ablegen, und erst nach neun Jahren, als ich auf hiesiger Bibliothek die ersten Capitel der arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt detecta, las, wußte ich, wie ich mit Swedenborg daran war; ich sah deutlich, daß diese Enthüllung zugleich sein Creditiv sei, weil er ohne besondere Offenbarung, das heißt Erleuchtung, so nicht hätte schreiben können. Von nun an erkannte ich, daß seine Offenbarung alle Kennzeichen einer göttlichen an sich trage und alles enthalte, was die Einheit und Lauterkeit, die Freiheit und

Unveränderlichkeit der Kirche herstellen, und die Menschheit ihrem großen Ziele: ein Hirt und eine Heerde, näher bringen kann. Das war Hülfe zur rechten Zeit. Denn die Noth ist groß, die alten Kirchen sind ihrer Auflösung nahe, und Rettung ist nur möglich, wenn der Herr der Kirche selbst, Jesus Christus, sich ins Mittel legt. Gewaltig drängte es mich, das durch Swedenborg geoffenbarte Gotteswort an die Menschheit zu bringen. In mancher Rücksicht hätte ich zwar gerne noch gewartet, aber der Zweifel, ob es jetzt grade Zeit ist und ob grade ich der Berufene bin, den Gottgesandten wieder einzuführen, ist mir auf eine befriedigende Weise gelöst, und so bin ich getrost an das Werk gegangen, in der zuverlässigen Hoffnung, daß der Herr das von ihm angefangene Werk auch fördern und die Herzen der Menschen öffnen werde für die Wahrheit, die von ihm kommt.

Der Ernst und die Wärme dieser und mancher ähnlichen Worte erfüllten Perthes mit Achtung vor dem Manne, der sie schrieb, aber die neue Lehre selbst ließ ihn unberührt. Swedenborg's Sache, äußerte er sich gegen einen Freund, ist die Sache eines frommen, tiefen, begeisterten Mannes, aber eines Mannes, der sich von sich selbst täuschen ließ, und seine Begeisterung aus seinem eignen Geiste nahm. Seine Lehre, obschon sie nur Enthüllung des unter Bildern und Symbolen in der heiligen Schrift bereits Ausgesprochenen sein soll, ist doch in der That eine neue dritte Offenbarung zu der im alten und im neuen Testamente bereits gegebenen; denn sie verkündet den Menschen ein bisher Unerkanntes als ewige von Christus selbst eingegebene Wahrheit. Eine solche Verkündigung aber würden wir, selbst wenn sie beglaubigt wäre, nicht bedürfen. Wissen ist es nicht was uns fehlt; wir sollen hier auf Erden nicht schauen, auch nicht schauen wollen, sondern glauben, und nach dem Schauen jenseits uns sehnen. Gott hat sich den Menschen nicht offenbart, um deren Erkenntniß zu erweitern, sondern um sie von der Sünde zu erlösen, und sie mit sich zu versöhnen. Wir wissen genug, um den großen Kampf

zu kämpfen und alles, dessen der Mensch bedarf, um selig zu werden, ist ihm in der Menschwerdung Christi und in der heiligen Schrift gegeben. Ein neuer Offenbarer, heiße er nun Swedenborg oder wie sonst, ist uns, um unser Ziel zu erreichen, nicht nöthig. Daß die heilige Schrift keine sichtbare Kirche eingerichtet hat und für unsere Erkenntniß viele Fragen unbeantwortet läßt, gebe ich zu; aber da auf Erden der Erkenntniß gegenüber Demuth unsere Aufgabe ist, so muß ich einen Mangel an Demuth und ein Verkennen dessen, worauf es dem Menschen ankommt, in jeder Lehre sehen, die behauptet, daß Gott sich später durch irgend einen Menschen für unsere Erkenntniß, wie durch Christus für unsere Erlösung offenbart habe. — Von Swedenborg und an Swedenborg ist vieles zu lernen, schrieb Schmieder aus Schulpforta an Perthes, besonders aber, daß auch ein wiedergeborener und erleuchteter Mensch in großer Gefahr ist, Falsches und Wahres zu vermengen, und das Falsche unter der Ägide des Heiligen zu decken, wenn er die Bilder, unter denen ihm Gott das Wesen verborgener Wahrheit zeigt, für das Wesen der Wahrheit selbst nimmt, und auf die Ursprünglichkeit der eignen Erkenntniß wie auf ein göttliches Siegel vertraut. — Das Bemühen, Swedenborg's Lehre zu verbreiten, schrieb Perthes, kann unserer Zeit gefährlich werden. Anhänger freilich wird sie nur in geringer Zahl gewinnen, aber von den Feinden des Christenthums wird sie absichtlich oder unabsichtlich mit der grade jetzt in neuer Ausbreitung begriffenen gesunden Lehre des Evangeliums verwechselt werden, und ihnen daher leicht zugängliche Puncte bösartiger Angriffe auch auf das Christenthum gewähren.

So wenig zugänglich Perthes für den Inhalt sogenannter Visionen war, fand er es dennoch nicht unerklärlich, daß Menschen sie erlebt zu haben glauben könnten. Der Zustand frommer Männer, schrieb er einmal, welche überzeugt sind, daß ihnen unmittelbare Eingebungen auf unbekanntem, nicht natürlichem Wege zu Theil werden, liegt meinem Vorstellungsvermögen nicht so

ferne, als Sie annehmen. Oftmals in der Nacht fühle ich alles in mir, was der sinnlichen Natur angehört, wie ertödtet durch eine mächtige Gewalt; es ist nicht der sogenannte Alp, der von außen nach innen preßt, sondern eine Gewalt, die von innen nach außen wirkt, das Körperliche lähmt und das Geistesleben gleichsam frei macht. Das hat nun seine Veranlassung ohne Zweifel in gestörtem Blutumlauf, schlechter Verdauung und dergleichen; aber es knüpfen sich daran zusammenhängende Bilder, Blitze und Blicke des Geistes, die nicht dem Blute oder dem Magen angehören können. In dem Momente des Einschlafens und des Erwachens, an der Grenzscheide also zwischen dem bewußten und dem unbewußten, zwischen dem willenskräftigen und dem willenlosen Leben sind mir zuweilen nicht allein bedeutende innere Aufschlüsse, sondern auch Verständnisse über äußere Verhältnisse zu Theil geworden; überhaupt ist mir in meinem Leben sehr viel mehr ohne alles Zuthun plötzlich eingefallen, als ich jemals hätte durch Nachdenken oder Nachsinnen gewinnen können. Woher das alles? Ich weiß es nicht, und muß bekennen, daß mir, je älter ich werde, Mensch und Welt und Natur von Tage zu Tage räthselhafter und wunderbarer erscheinen. Je tiefer der einzelne in die Verhältnisse des Seins und Daseins zu dringen vermag, je mehr er davon weiß und erfährt, um so mehr nimmt die Gewißheit von unserer totalen Unwissenheit über das Wesen der Dinge zu. Nur die Schalen der Dinge sind uns zugänglich; als ein Mittel, uns daran zu üben, sind sie unsern Geisteskräften zur Handthierung preisgegeben; wir sollen und können sie verstehen lernen. Wer sich aber daran nicht genügen läßt, und nicht in Demuth sich beugt unter das was Gott uns offenbaren wollte, sondern seine Hand ausstreckt nach dem was unter der Schale ist, der muß, wenn er nicht auf halbem Wege stehen bleibt, ein materialistischer Verstandesmensch oder ein theosophischer Schwärmer werden, und noch mancher wird im stolzen Geisteshunger unserer Zeit feiner oder gröber diese Wege gehen.

Gar wundersame Bahnen schlägt, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, unsere Zeit ein, um wieder zu Gott zu kommen; aber alles das Rumoren und Wirthschaften tief im geistigen Innern des deutschen Volkes wird den nicht in Erstaunen setzen, der an die Öden und Stoppelfelder, an die Wildnisse und Stürme denkt, durch welche unsere Nation seit einem Jahrhundert geschleppt ist. Was alles haben wir in der Spanne Zeit, die wir selbst durchlebten, gesehen und gehört? Bildung der Weltleute durch Voltaire und Rousseau, dann Friedrich der Große und Lessing, Freimaurerei und Illuminaten, Reimarus, Nicolai, Engel und Biester, die deutsche Bibliothek und Berliner Monatsschrift, Bahrdt und Herder, Exegese und höhere Critik, Kant, Fichte und Schelling, Naturphilosophen und Poeten von Klopstock, Goethe und Schiller an bis zu den Romantikern hin. All das Gewimmel von Gedanken und Gefühlen deckte die französische Revolution mit ihrem großen Tuche zu, aber unter dem Tuche drängte und arbeitete es fort und fort. Als nun die Freiheitskriege plötzlich die verhüllende Decke wieder abzogen und den großen geistigen Ameisenhaufen an die helle Sonne brachten, konnte es an den seltsamsten Erscheinungen nicht fehlen. Kräftiger und triftiger war das Bedürfniß erwacht, den Ewigen wieder zu haben; aber der neue Aufschwung des geistigen Lebens war weniger durch die strenge Arbeit des Denkens und der Gelehrsamkeit, als durch Genialität und Energie einzelner herbeigeführt. Nur zu natürlich ist es daher, wenn selbst fromme gläubige Männer auf der sicheren Grundlage der Offenbarung leicht Luftgebäude der Phantasie errichten. Für zu groß dürfen wir die Gefahr nicht halten. Ist doch der lange verlorne Schatz des Glaubens gehoben, und ernste Arbeit, Forschen und Denken wird die phantastischen Gebilde schon bei Seite räumen, und die mit junger, frischer Kraft in die Zeit eintretende wissenschaftliche Theologie schickt sich schon an, diese Arbeit zu vollführen.

Die wissenschaftliche Theologie und die kirchliche Autorität 1822—1830.

Die wissenschaftliche Theologie hatte in der That auf Grund des von Schleiermacher gegebenen Anstoßes einen solchen Aufschwung genommen, daß sie, trotz Rationalismus und Separatismus, der Führer des christlichen Lebens werden zu können schien. Unsere Zeit vermag nicht fromm zu sein, ohne gottesgelehrt zu sein, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes. Die frühere unbestimmte Schwelgerei in den nach langer Nacht wieder entdeckten Elementen der Religion, das verschwimmende, höchstens an einzelne beliebig herausgerissene Bibelstellen anknüpfende Gefühl reicht nirgend mehr aus; überall thut sich ein auf ruhige Gesundheit hinweisender Hunger nach wirklicher Speise von oben, nach gediegener, inhaltsvoller, reicher und sich immer neu bereichernder Erkenntniß kund. Das ist ein echt evangelisches Bedürfniß, und wer heute wirken will, der darf es nicht verkennen. — Was hilft, schrieb ein anderer Theologe an Perthes, das ewige Berufen auf das fromme Gefühl in einer Zeit, wo dem Gefühlsparadiese gegenüber der kaltmessende und bedächtige Verstand trotzig behauptet, sein steinernes theologisches Haus auf der unerschütterlich gelegten Grundlage critisch erforschter Geschichte aufgebaut zu haben? Es ist nun einmal bei der hohen Bildung dialectischer Kunst und bei der vorherrschend empirischen Richtung des Geistes unserer Zeit alles Glauben auf das Beweisen verwiesen, und der theologisch gebildete Rationalist fürchtet den trocknen grammatisch-historischen Supernaturalisten Steudel mehr als den geistig beweglichen phantasiereichen Olshausen, und bekämpft Neander's Kirchengeschichte leichter als Schleiermacher's Dogmatik. Nur auf dem festen Boden gelehrter grammatisch-historischer Auslegung des al-

ten und des neuen Testaments kann der unbiblische Rationalismus in seiner unhistorischen, also unprotestantischen Haltungslosigkeit hingestellt und gerichtet werden. Von einem Theologen, der den Glauben seiner Väter zu verfechten sich berufen fühlt, fordert unsere Zeit, daß er die orientalisch-biblische Weihe eines Herder mit der occidentalisch-dialectischen Weihe eines Schleiermacher vereinbare. Der erstere hat nur innerhalb der streng gezogenen Grenzen grammatisch-historischer Interpretation sein tief und reich quellendes religiöses Gemüth in unendlicher Fülle und Freiheit walten lassen; der letztere, von dem tiefsten Gemüthe getragen und von dem hellsten Verstande erleuchtet, weiß wie kein anderer durch den Verstand die Rechte des Gemüthes und des historischen Glaubens in der Religion rationalistisch zu vertheidigen. Es ist eben die Wissenschaft, deren die Religion bedarf, um sich gegen die Wissenschaft zu schützen.

Die vielen jetzt erscheinenden theologischen Abhandlungen und Werke kommen mir vor, schrieb dagegen ein anderer Freund, wie theologische Luxusartikel: in breiten Ausführungen wollen sie das beweisen, was für jeden, der Christ ist, schon die Voraussetzung bildet; dem Gläubigen können sie nichts geben, und dem Ungläubigen wird auf solchem Wege sicher nicht geholfen, weil die Wurzel seines Unglaubens ganz wo anders liegt. Viele der neusten Arbeiten verwirren statt zu erbauen, erwecken Zweifel statt sie zu heben. Wer das göttliche Geheimniß aus dem heiligen Dunkel in unser Warum und Darum zu ziehen für nöthig erachtet, der wird selbst, wenn er wirklich beweist, was er beweisen wollte, gar leicht durch microscopische Beschauungen des Unendlichen zu Ungebührlichkeiten und in manchen Fällen selbst zu gotteslästerlichen Untersuchungen verführt werden.

Unsere Zeit kommt nun einmal zum Handeln, antwortete Perthes, nur nachdem sie verstanden und deutlich erkannt hat; jede That wird gleichsam durch die Wissenschaft hindurch filtrirt. Ob solcher Zustand große Thaten gebären wird, ist freilich zweifelhaft.

Noch eine andere Gefahr liegt in der theologischen Schriftstellerei wie in der Schriftstellerei überhaupt. Wer zu mir spricht, spricht nur für mich, will nur mir verständlich sein, und wählt, um mir verständlich und eingänglich zu sein, Art und Maß des Ausdruckes. Wer aber als Schriftsteller schreibt, der schreibt für alle, und wird, weil er von allen verstanden sein will, gar leicht von keinem verstanden und fördert die Sprachverwirrung des Thurmbaues von Babel. Aber gewiß ist, daß unser gesammtes Geistesleben durch den Gang, den die innere und äußere Geschichte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, halb mit, halb wider Willen auf diesen Weg gedrängt ist und die Theologie steht nicht außerhalb des gesammten Geisteslebens. In der Wissenschaft aber auf halbem Wege stehen bleiben wollen, würde die Theologie und den Theologen verderben. Jetzt gilt es vorwärts zu dringen, nicht scheu rückwärts zu weichen, nicht abzubiegen, zu verhüllen oder mit frommen Redensarten zu beschwichtigen; durch muß die Theologie und der Theologe, mag ihm auch grauen und wehe um das Herz werden. Nur mit diesem rücksichtslosen Muthe wird die Theologie entweder das Ziel erreichen, oder was wahrscheinlicher ist, sich bewußt werden, daß es auf diesem Weg nicht erreichbar ist, und das Gewehr strecken, sich nicht auf eigene Kraft verlassen und Gottes Gnade und Offenbarung sich in die Arme werfen. Die Halben kommen zu nichts; Demuth kennt nicht der matte, feige, schwankende Mann, sondern nur der Kraftvolle, Muthige und Entschlossene. — Die neuere Theologie ist da als eine Thatsache, schrieb Perthes in einem andern Briefe, und läßt sich nicht übersehen, aber zu beklagen ist, daß unsere Pfarrer mehr Männer des Wortes als der That, zu wenig Pfarrer und zu viel Theologen sind. Als Theologen müssen sie über vieles eine Meinung haben, über vieles entschieden sein, was sie als Pfarrer in Gottes Namen dahingestellt sein lassen könnten, und laufen eben deshalb Gefahr, über die Theologie das Christenthum zu verlieren. — Die Pfarrer müssen Theologen sein, entgegnete Menken aus Bremen,

aber der Weg, den ihre Theologie in neuerer Zeit eingeschlagen hatte, war ein Weg mehr zum Vernünfteln als zum Glauben oder doch nur zu einem Glauben an ein Göttliches, welches, von den in der Bibel enthaltenen Offenbarungen gestohlen, durch dialectische Künste unabhängig gestaltet und endlich für ein freies Erzeugniß des Menschengeistes ausgegeben und verbreitet war. Die Aufgabe des Theologen aber ist, sich los zu machen von dem Glauben an irgend eine Lehre, die er sich selbst durch irgend eine Religionsphilosophie geschaffen hat; von dem Glauben, der nur ein Glaube an sich selbst oder an den Meister in Israel ist, dessen Collegia er gehört oder dessen System er angenommen hat. Je lebendiger der Pfarrer als Theologe wieder glauben lernt an ein Göttliches, das außer uns ist, das in vorhandenen Worten und Anstalten Gottes uns gegeben und göttliches Licht und Recht in unserer Brust zu werden bestimmt ist, um so froher und freudiger wird er als Pfarrer arbeiten, reden und handeln.

Mit manchen bedeutenden Vertretern der wissenschaftlichen Theologie traf Perthes theils zum erstenmal, theils frühere Verbindungen erneuernd in jenen Jahren zusammen. In Bonn verkehrte er 1824 mit Lücke, Sack und Nitzsch, in Berlin 1825 mit Schleiermacher, Neander, Tholuck, Strauß, Theremin und Marheineke. Das sind sechs Theologen, schrieb er aus Berlin, welche nichts als die Feindschaft gegen den Rationalismus miteinander gemeinsam haben. — In treffenden Umrissen gab Perthes seinen Freunden die Eindrücke wieder, welche die verschiedenartigen theologischen Persönlichkeiten und deren Licht- und Schattenseiten auf ihn gemacht hatten, und oft genug sprach er nicht ohne Schärfe Bedenken aus gegen das Übergewicht, welches die Theologie als Wissenschaft in der Kirche einzunehmen begann. Es ist gewiß an der Zeit, schrieb er einmal, daß jetzt gelehrte, wissenschaftlich gebildete Laien auf dem theologischen Kampfplatze erscheinen. Es gibt den Pfarrern Muth, wenn sie geistvolle und gelehrte Männer als einen Rückhalt in ihren Gemeinden haben. Auch streiten die Theologen

untereinander sich zu leicht über Schulfragen und fahren sich fest, und die anderen meinen, jene redeten doch nur des Metiers wegen. — Ungeachtet dieser und mancher ähnlichen Äußerungen ward Perthes doch stets mit Achtung und Hoffnung für die Zukunft erfüllt, wenn er dem christlichen Ernst und der geistigen Tiefe nahe trat, durch welche jetzt das Christenthum eine wissenschaftliche Vertretung fand. Seit vierzig Jahren, heißt es in einem seiner Briefe, ist Philologie und Geschichte, Critik und Exegese gründlich unter uns Deutschen betrieben, aber als Waffe gegen das Christenthum. Nun treten unsere Theologen die reiche Erbschaft einer vergangenen Zeit an, und nutzen sie aus im Dienste unseres Herrn. Christliche Wahrheit können sie zwar nicht erzeugen und christliches Leben nicht schaffen; aber die Feinde des Christenthums werden ihr Haupt beugen müssen vor den Geistesschlägen solcher Männer. Verlacht und als ein Spielwerk schwachköpfiger Menschen verhöhnt kann heute das Christenthum nicht mehr werden; nur noch ein Ärgerniß, nicht eine Thorheit kann es fortan den Menschen sein, und das ist kein Kleines, was wir unsern Theologen zu danken haben.

Den geistigen Siegen, welche die wissenschaftliche Theologie erfocht, schlossen bald auch äußere Erfolge sich an. Schon im Jahr 1826 ward Tholuck nach Halle, wo sich seit langer Zeit der Rationalismus fest verschanzt hatte, berufen. Es ist ein bedeutendes Ereigniß, schrieb Perthes: Tholuck wird, wenn er leben bleibt, tief eingreifen in den Gang des religiösen Lebens der Gegenwart, nicht allein seiner Talente und seiner Kraft wegen, sondern auch weil er recht eigentlich ein Kind der Zeit ist, und alles, was die Zeit bewegt und erregt, auch in der eigenen Brust durchzukämpfen hat. Einer Feuertaufe geht er in Halle entgegen — ich kenne seine dortigen, in Lammesgestalt leise auftretenden schlauen und kecken Gegner sehr wohl. Läßt er sich reizen, und von der christlichen Einfalt und von der Kraft abdrängen, die in der Demuth und in der Ruhe liegt, so bin ich bange für ihn und seine Stellung.

Inwiefern die wissenschaftliche Theologie an den philosophi-

schen Schulen einen Verbündeten oder einen Gegner finden würde, war damals allerdings vielen zweifelhaft. Schelling schwieg noch beharrlich, und ward nicht ohne Mißtrauen angesehen. Ich danke Ihnen, schrieb er 1825 an Perthes, für die nähere Bekanntschaft des jungen Eiferers, von dem ich bisher nur in der Ferne gehört hatte. Daß ich ihn nicht als Gegner ansehe, daran haben Sie vollkommen recht. Der Unterschied zwischen mir und diesen Herren besteht nur darin, daß sie von dem reden, was nicht leisten zu können sie selbst zugestehen; ich aber von dem bis jetzt geschwiegen habe, was ich wirklich zu leisten vermag. Bescheidener von den jungen Männern wäre es allerdings, wenn sie als möglich annähmen, daß der Verfasser der Schrift gegen Jacobi und der Abhandlung über die Freiheit, von dem sie selbst erst auf den Punct gebracht sind, die Forderungen, die sie jetzt stellen, zu machen, wohl noch weiter sehen könnte, als er bis jetzt mitzutheilen für gut gefunden hat. — In Berlin war mit Hegel's Berufung eine Bewegung eingetreten, welche der christlichen Theologie gefährlich zu werden schien. Die Wissenschaften führen hier ein reges Leben, schrieb 1827 ein Berliner Bekannter an Perthes, die Wirkung des Herrn Professors Hegel wird immer bedeutender fühlbar, und selbst die Gegner empfangen von daher Licht und Kraft. Die Sachen gehen hier, und das gehört Berlin eigenthümlich an, aus der Schule unmittelbar in das allgemeine Leben, in die ganze Gesellschaft über, und werden doch nicht gemein. — Im Jahre 1827 gingen aus dem Kreise der Anhänger Hegel's die Blätter für wissenschaftliche Critik hervor. Hier fühlt man jetzt sehr deutlich, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Berlin, daß der Schuh drückt, aber man glaubt das unangenehme Gefühl durch vornehmes, wissenschaftliches Gerede beschwichtigen zu können. Der Protestantismus dieses unsinnigen philosophischen Jargons ist gewiß eine schlechtere Form als der Dogmatismus des Jahrhunderts der Quenstedt und Calovius. Diese Männer wußten doch wenigstens, was sie wollten; was aber die Herren, welche jetzt Compendien und

Recensionen mit ihrem dunklen Gerede erfüllen, beabsichtigen, ist außerhalb ihrer geweihten Sphäre für jeden ein Geheimniß.

Ein Urtheil über Hegel und dessen philosophisches System zu haben, schrieb Perthes 1828, ist nicht meines Amtes, aber der geistigen Bewegung gegenüber, welche auf Veranlassung dieses Systems entstanden ist, kann auch der Laie die Augen nicht zumachen. Ein literarischer und socialer Kreis hat sich unter dem Vorwande, Hegel's Schüler und Anbeter zu sein, fest zusammengeschlossen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach so lange, bis wieder etwas neues kommt, den Ton angeben. Diese Bewegung und der ganze Kreis, der sie mit großer Geschäftigkeit unterhält, kann nicht zum Guten führen; dafür spricht schon die Richtung vieler, die in demselben handthieren, mehr aber noch, daß so hervorragende Männer, wie Savigny und die Humboldt's, wie Niebuhr und Ritter, wie Schleiermacher, Nitzsch und Neander, sich völlig ferne halten. Das hohle Wortgepränge, das gegenseitige Preisen und Emporheben, das sectenartige Abschließen und hochmüthige Aburtheilen, das Streben, Gesellschaft und Regierung zu beherrschen, ist an und für sich schon ein großes Übel, welches das heranwachsende Geschlecht im geistigen Leben irre führen und am Character verderben muß. Dem religiösen Leben aber unsers Volkes drohen, wenn mich nicht alles täuscht, auch aus dem Inhalt, der diesen Kreis erfüllt, Gefahren, die sich langsam aber sicher vom Professor und Geheimerath bis zum Schulmeister und Cancellisten fortbewegen werden.

Während Berlin dem positiven Christenthume einen gefährlichen Gegner in dem social-politischen Kreise der Anhänger Hegel's groß zu ziehen schien, verschaffte es demselben zugleich eine unerschrockene und rücksichtslose Vertretung durch die Richtung, welche Hengstenberg zur Geltung zu bringen unternahm. Vergebens hatte 1826 der Minister Altenstein versucht, den jungen Theologen durch das Anerbieten einer günstigen Stellung in Königsberg aus Berlin zu entfernen. Hengstenberg blieb und begann 1827 die

Herausgabe der evangelischen Kirchenzeitung, welche bestimmt war, so tief, wie damals niemand ahnen konnte, in den Gang des kirchlichen Lebens einzugreifen. Es entsteht hier, schrieb Neander an Perthes, eine Zeitschrift, die mehr practisch-christlich als wissenschaftlich-theologisch sein soll, und auf ein größeres christliches Publicum berechnet ist. Das Unternehmen geht von einer Gesellschaft aus, welche die Redaction dem Professor Hengstenberg übertragen hat. Die Sache ist unabhängig von mir gebildet worden; ich hörte aber allerdings mit besonderer Freude, daß der Hauptzweck dieser Zeitschrift sein sollte, einen Mittelpunct für die Sammlung und Verbreitung aller das Reich Gottes betreffenden Nachrichten aus allen Weltgegenden zu bilden. Ich habe auf geschehene Anforderungen meine Mitwirkung zugesagt, so weit Zeit und Kräfte es mir erlauben. — Gott gebe Hengstenberg die Ruhe des Geistes, schrieb Perthes 1827, die mit der Arbeit zu seiner Ehre nothwendig verbunden sein muß. Der Plan ist vortrefflich: ein Blatt zur entschlossenen Vertheidigung und zum muthigen Angriff war uns nöthig; das Christenthum darf nicht wie ein nur Geduldeter, der froh ist, wenn man ihm das Leben läßt, schüchtern in der Literatur dastehn, sondern muß frisch und kräftig auch auf diesem Gebiete sich bewegen. Ich freue mich des muthigen Mannes, der ein Unternehmen wagt, dessen Herstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und den Herausgeber den gehässigsten Anfeindungen der Parteien preisgeben wird.

In der kräftigen Vertretung des positiven Christenthums lag indessen nur die eine Seite der Bedeutung, welche die evangelische Kirchenzeitung gewann; tiefer vielleicht noch wirkte sie vielmehr in einer andern Beziehung auf die Geschichte der kirchlichen Kämpfe des Protestantismus ein. Dem aus einer früheren Zeit überlieferten Unglauben und Rationalismus gegenüber hatten sich die gläubigen Protestanten, weil sie dasselbe zu vertheidigen und dasselbe zu bekämpfen hatten, alle als eins gefühlt. An starken Gegensätzen aber fehlte es deshalb unter denselben nicht. Vor allem

folgenreich mußte bei der gesammten Richtung der Zeit die verschiedene Stellung erscheinen, welche die gläubigen Protestanten in Beziehung auf das Verhältniß der religiösen Überzeugung der einzelnen zu der gegebenen Lehre der Kirche einnahmen. Alle zwar erkannten die freie Bewegung der Wissenschaft und die christliche Erleuchtung des einzelnen, und alle die Autorität der Bibel und der kirchlichen Bekenntnißschriften an; aber die einen hoben mehr das erstere, die anderen mehr das letztere als den Weg hervor, der zur Aneignung und Bewahrung, zur Verbreitung und Vertiefung des christlichen Glaubens führe.

Nicht ohne wesentlichen Einfluß der herausfordernden Stellung, welche die evangelische Kirchenzeitung einnahm, schärfte sich der lange vorhandene Gegensatz von Tage zu Tage. Das frühere Mehr oder Minder ward hier und da schon zu einem Entweder — Oder, und einige Jahre später sollte es dahin kommen, daß sich inmitten der gläubigen Protestanten zwei Parteien mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegenübertraten, und einander Knechtung des Geistes durch den Buchstaben oder Lossagung von dem Worte Gottes und dem Bekenntnisse der Reformation vorwarfen, während doch beide das Bewußtsein der Sünde und den Glauben an die Erlösung von derselben als eigentlichen Kern ihres Wesens in sich trugen. Im Frühjahr 1830 wurden einige in den Nummern 5 und 6 der evangelischen Kirchenzeitung enthaltene Aufsätze die Veranlassung zu einem neuen heftigen Auftreten beider Parteien gegeneinander, obschon diese Aufsätze, welche allgemein dem Herrn Ludwig v. Gerlach zugeschrieben wurden, zunächst nicht gegen die Berechtigung der Wissenschaft und der subjectiven Überzeugung überhaupt, sondern gegen den Mißbrauch gerichtet waren, den einige Männer von dieser Berechtigung gemacht hatten. Fußend auf Collegienhefte und mündliche Mittheilungen der Zuhörer, gaben jene Aufsätze Nachricht von sehr niedrigen Späßen über die heilige Geschichte, von den Versuchen zur natürlichen Erklärung der Wunder und von der rationalistischen Behandlung der christli-

ander, und je weiter sie auseinander gehen, um so weniger verstehen sie sich einander, bis endlich der eine kaum noch des anderen Stimme hört und nur noch das Seine zu Tage fördert. Aber der Überblick über die Schätze des Tiefsinnes und des Scharfsinnes, über die Masse der ewigen negativen Wahrheiten, über die Kraft der Selbstentäußerung und Abstraction muß mit Ehrfurcht und mit Stolz auf ein Geschlecht erfüllen, daß sich nicht vor diesen Tiefen fürchtete, und die Wahrheit suchte unbekümmert um die Resultate.

Noch in einem anderen Briefe gedachte Rist mit Eifer und Wärme des jugendlichen Strebens, welches nach langem Schlafe die hervorragenden Geister im vorigen Jahrhunderte erfüllte. Schön freilich war die Zeit, meinte dagegen Perthes, schön wie jede Jünglingszeit, weil in jeder ein Streben sich findet, das vom Himmel stammt und das des unbefangenen Glaubens lebt, ein geträumtes hohes Ziel zu erreichen. Schön war sie, aber nicht ihres Inhaltes, sondern ihrer Jugend wegen. Als nun die Jugend schwand und der alternde Mann dennoch die moralischen, ästhetischen, philosophischen und politischen Jugendträume festhalten und verwirklichen wollte ohne Jugendphantasie, war trockene Starrheit und grobe Täuschung die Folge; das moralische Streben ward zu anmaßender Pedanterie, das philosophische zu leerer Schulsystematik, das ästhetische zu einem eitelen phantastischen Spiel und das politische zu einem aristocratischen oder democratischen Despotismus. Beispiele zu diesen Behauptungen werden Ihnen aus dem Geschlechte seit 1750 in Menge einfallen. Was wurden so viele, die in der Kantischen Periode hoch über allem zu stehen meinten? Formschneider, in Kleinlichkeit verkommen. Was wurden so viele, die in der Kraftgeniezeit oder in der Gleim-Georg-Jacobischen Arcadienperiode überzusprudeln schienen in Geist und Phantasie? Drehorgeln, sich und andern eine Pein durch ihre Langeweile.

Wenn Perthes zurücksah auf die Zustände seiner Jugend,

und sie mit denen der Gegenwart verglich, so glaubte er einen bedeutenden Fortschritt zum Guten nicht verkennen zu können, und Hoffnung für die Zukunft erfüllte ihn. Überall treten seit den Freiheitskriegen Anfänge eines neuen größeren Lebens hervor, schrieb er 1826; in allen Fächern des Wissens und Könnens regt sich ein bedeutendes Streben. Die Wissenschaft hat einen ernsteren Standpunct genommen, und fordert von jedem, der zählen soll, nicht allein größeren Umfang des Wissens, sondern auch größere Tiefe der Erkenntniß; um im Staate und im bürgerlichen Leben eine wirksame Stellung einzunehmen, wird die Erfüllung großer Anforderungen vorausgesetzt; die Tüchtigen und Fähigen erhalten in allen Kreisen des Lebens mächtige Antriebe sich anzustrengen, und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben; der Unberufene kann sich nicht mehr so leicht wie früher durch seichtes Gerede oder einige Schäfergedichte in die Höhe schrauben, sondern wird gezwungen sich zu begnügen und in seiner Sphäre ein brauchbarer Mensch zu sein. — Warum, meine theure Gräfin, schrieb Perthes in demselben Jahre an die Gräfin Sophie Stolberg, sollten Sie die Trauer nicht aussprechen, welche Sie über unsere Gegenwart erfüllt? Bleibt auch das Vertrauen, daß Gott unser Zion ist, das einzige was Stärkung gibt, so erleichtern doch Klagen, die einem Freunde mitgetheilt sind, das Herz. Ich gehöre derselben Altersstufe an wie Sie, und die Zeitgenossen Ihrer Jugend sind auch die der meinigen; ich erinnere mich der mittleren und niederen Stände, wie Sie sich der höheren, und stimme Ihrem betrübenden Urtheile über die damalige Zeit in allem bei. Es ist wahr: den Männern der Gegenwart ist es anzufühlen, daß sie in der Religion ihrer Väter aus dem vorigen Jahrhundert geboren und großgezogen sind; aber seit der französischen Revolution hat Gottes Zuchtruthe gewaltig gewaltet, und vieles zum Besseren in unserm von oben herunter und von unten hinauf äußerlich zerrissenen und zerstückelten Vaterlande gewendet; der sinnliche gottlose Leichtsinn des vorigen Jahrhunderts geht nur noch um, wie ein abgelebtes

schwarzes Gespenst; viel guter Same ist ausgestreut; hier und da schlägt er Wurzel, und gar mancher in unserer Zeit hat einen Tropfen Christenthum abbekommen, der es nicht Wort haben will.

In manchen Kreisen des protestantischen Deutschlands war allerdings ein kräftiges Ringen hervorgetreten, um für die tiefsten innern Bedürfnisse Befriedigung zu gewinnen; aber ein gesundes, kräftiges christliches Leben hat zu allen Zeiten nur dann sich gebildet, wenn das christliche Gefühl und der christliche Gedanke auch im christlichen Handeln sich aussprach. Im gemeinsamen christlichen Thun, in der gemeinsamen Durchführung christlicher Werke rettender Liebe blieb aber der Protestantismus Deutschlands weit hinter den thatkräftigen Lebensäußerungen des Protestantismus in England zurück. Vereinzelte Anfänge nur wurden in Deutschland gemacht; sie waren ausschließlich Werke einzelner Männer, und trugen daher auch den Stempel, den eine einzelne Persönlichkeit ihnen aufgedrückt hatte. Schon in Hamburg war Perthes mit christlichen Bestrebungen dieser Art, welche aus der geistigen Erhebung der Freiheitskriege hervorgegangen waren, in Berührung gekommen, aber auch außerhalb Hamburgs fehlte es schon damals an einzelnen Erscheinungen nicht. In Weimar hatte der Legationsrath Johannes Falk ein damals ganz neues, ja fast unerhörtes Unternehmen begonnen. Auf dem großen blutgedüngten Schlachtfelde von Jena, Lützen und Leipzig trieben sich, den Schlachten gleichsam entsprossen, verwilderte Knaben in großer Anzahl umher, theils der Gegend angehörend, theils aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands mit den schlagenden Heeren herbeigelaufen; sie selbst gingen einem sicheren Untergange entgegen, und der ganzen Umgegend waren sie gefährlich. Hülfe für diese Noth zu schaffen hatte Falk versucht, indem er die Verwahrlosten sammeln, ziehen und zu ehrlichen Menschen heranbilden wollte. Vielfach ward sein Gedanke verlacht und seine Persönlichkeit erweckte bei manchen Bedenken. Aus Westpreußen gebürtig, war er seit 1796 in Weimar, hatte in verschiedenen und wechselnden Richtungen als Lyri-

ker und Satyriker sich versucht, und war als ein Symbol der sinkenden Literatur von bedeutenden Männern oftmals bezeichnet. Daß nun dieser Mann zu diesem Unternehmen aus dem Gefühl wahren inneren Berufes gekommen sei, schien vielen unglaublich. Ich habe Falk, schrieb 1820 ein Freund an Perthes, so manche Rolle spielen, so oft sie wechseln sehen, daß sich mir unwillkürlich die Ansicht aufdrängt, er spiele auch jetzt nur eine neue Rolle.

Weil so viele stumpf und gleichgültig an dem zerlumpten Knaben auf der Straße vorbeigingen, ihn wohl sahen, aber nicht bemerkten, waren sie der Meinung, daß überhaupt die leibliche und geistige Noth der verkommenen Jugend so groß nicht sei; weil ungeachtet aller Mühe, Arbeit und Sorge dennoch manche aufgenommene Knaben Betrüger, Diebe und Mörder wurden, glaubten viele, daß keiner gerettet werde, und fanden den großen mit Wärme und Eifer verbündeten Aufwand von Kräften in einem fast lächerlichen Gegensatze zu der vermeinten gänzlichen Erfolglosigkeit. Falk's Phantasie ist so gereizt und so schnell beweglich, schrieb jener Freund an Perthes, daß der entsetzliche Zustand der Jungen, den er vorgefunden haben will, nicht weniger als deren Besserung und Frömmigkeit, die er erreicht zu haben glaubt, wohl nur seiner Phantasie angehören möchte. Falk ist überdies so zudringlich im Begehren von Geldhülfe und Unterstützung aller Art für seine Anstalt, daß er lästig wird. Zwar hat er einen kleinen Kreis begeisterter Anhänger, aber im allgemeinen ist er hier zu Lande wenig geliebt; man geht ihm möglichst aus dem Wege, und lacht auch wohl über ihn. — Und dennoch war es eben dieser verlachte Mann, der durch die Gründung seiner Anstalt den ersten Anstoß zu der großen und nachhaltigen Thätigkeit für die Rettung verwahrloster Kinder gab, die fortdauert bis zum heutigen Tag. Schon 1820 hatte er 300 Kinder in seinem Hause gesammelt, und Jena und Erfurt zu ähnlichen Versuchen angeregt. Perthes hatte, obschon er manche Bedenken gegen Falk theilte, von dem ersten Augenblicke an die Bedeutung seines Unternehmens erkannt, und mit

Wärme und Eifer in Hamburg und in Holstein Kenntniß desselben verbreitet, Theilnahme für dasselbe geweckt, und bedeutende Geldunterstützung herbeigeschafft.

Mich tröstet die Kinderwelt, hatte ihm 1821 Falk geschrieben, und richtet mich auf, wenn ich verzagen will, denn es ist böse Zeit; hinter den Constitutionen lauert der Aufruhr, und hinter dem Evangelium Johannis war Sand's Dolch versteckt. Hohl und aufgeblasen leben die Menschen dahin, essen und trinken, schlafen und handeln, wie wenn es keine unsterbliche Seele gäbe; theoretisch wagen sie nicht Gott zu leugnen, aber ihr ganzes Leben ist practischer Atheismus. Hülfe ist nicht möglich, so lange die Menschen wähnen, die Predigt, ja das Predigthören sei eine christliche That, während doch nur die christliche That die rechte Predigt ist. Der Tod am Kreuze ist die Predigt aller Predigten, und das Vorbild für jede andere; die Predigt der Thaten begehrt unsere Zeit. Auch mich hat Gott gewürdigt, sein Werkzeug zu sein; im Feuer der Trübsal hat er mich dazu geschmiedet, im Wege der Thränen dazu bereitet. Im Vertrauen auf meinen starken Gott bin ich zum Werke geschritten; und auch Sie, mein theurer Herzensfreund, hat Gott zum kräftigen Arbeiter auserkoren. Wirken Sie mit mir, so lange es noch Tag ist, damit was zu Gottes Ehren angefangen ist, auch in seinem Namen fröhlich vollendet werde. Durch ganz Deutschland, durch das ganze christliche Europa wird sich die Idee verbreiten, die mich ergriffen hat. Schon jetzt steht sie mächtig auf, bekommt Hände und Füße und wandelt zugleich zu Dorpat und Paris; schon sehe ich die Gefängnisse der Kinder sich öffnen hier und da in Deutschland und in Frankreich, wie Gott den Samen ausstreut. Bis jetzt haben wir Protestanten es gemacht wie der Bernhardskrebs, der in fremde Schalen kriecht; um unsern Kindern eine Zuflucht zu verschaffen, haben wir den Katholiken ihre Klöster genommen. Das ist bequem, aber nicht tüchtig, und doch ist es erstaunlich, welche Kräfte im Volke liegen, wenn man nur versteht, sie in Bewegung zu setzen. Aber man muß diese Dinge

Gott abbitten und ablieben, nicht wie bisher abfechten und ablisten wollen. Die Schwertritter haben ausgespielt in der christlichen Welt, nicht einmal den Türken gegenüber geht ihr Schwert aus der Scheide; die diplomatischen Künste sind verbraucht, nicht einmal den Bruderkrieg können die Congresse verhindern. O ihr Könige und Väter des Volks! Eins ist Noth, schaffet die Furcht des Herrn wieder in Eure eigenen Herzen und in die Eurer Unterthanen, sonst seid Ihr und die Völker zugleich verloren. — Könnten Sie uns sehen, heißt es in einem anderen Briefe Falk's an Perthes, Sie würden sich freuen und Gott preisen: Kinder von Räubern und Mördern singen Psalmen und beten, Knaben verfertigen Schlösser aus dem schmählichen Eisen, das ihren Händen und Füßen bestimmt war, und bauen Häuser, die sie früher nur aufzubrechen verstanden; ja es ist wahrlich wahr, wo Ketten und Fußblöcke, wo Peitsche und Gefängniß nichts vermögen, trägt die Liebe den Sieg davon. — Aus unserer alten Wohnung muß ich mit meinen 300 Kindern heraus, schrieb Falk etwas später, der Eigenthümer hat sie verkauft, niemand will uns wieder nehmen, weil niemand sein Haus 300 solchen Kindern preisgeben will, was auch wohl zu begreifen ist. Wir müssen und wollen also bauen, und zwar durch die Hände unserer Kinder bauen, so daß jeder Ziegel im Dache, jeder Nagel in der Wand, jedes Schloß an der Thür, jeder Stuhl und jeder Tisch in der Stube von ihrem Fleiße herrührt.

Natürlich schloß sich auch an diese Worte Falk's eine neue dringliche Aufforderung an Perthes, Geld möglichst viel und möglichst schnell herbeischaffen zu helfen. Perthes that was er konnte und suchte im Frühjahr 1822 Falk in Weimar selbst auf. Viel gutes und tüchtiges habe ich gefunden, schrieb er damals an Benecke. An dem neuen Wohn- und Bethause mauerten, zimmerten, tischlerten wohl an funfzig Gesellen und Lehrlinge, sämmtlich ehemalige Zöglinge des Vagabundeninstituts. Die Knaben, die ihm noch angehören, helfen als Handlanger — gräuliche Cannibalen-

gesichter, denen der Wolf in der Wildniß an der Stirne geschrieben steht; bei vielen aber sind doch im Ausdruck Spuren eines neuen Lebens. Falk sagte, es wäre eine Freude zu sehen, wie die Zotteln und Klauen nach und nach abfielen. Übrigens möchte ich, obschon sämmtliche Kinder sauber und rein genug aussehen, doch die ersten Monate nach Vollendung dieses Bauwerkes freier Künstler nicht darin wohnen. Falk's eigenes Zimmer ist eine wahre Schmutzfabrik, vielleicht damit diese Kinder in ihm ihren wahren Vater erkennen, doch schien auch persönliche Liebhaberei im Spiele zu sein. Falk's ganze Erscheinung ist mir überaus merkwürdig gewesen. Selten ist mir eine Redegabe von solchem Zudrange glücklicher frischer Bilder vorgekommen; die Raschheit seiner Phantasie reißt zuerst ihn selbst und dann auch den Hörer mit fort, so daß Wirklichkeits- und Phantasiestücke durcheinander laufen; dabei ist er klug, ja schlau, und weiß die Töne anzuschlagen, und nicht anzuschlagen, je nachdem Personen und Verhältnisse sind. Von dem Wahrhaften und Ernsten seines Strebens aber bin ich fest überzeugt, seitdem ich ihn und die Anstalt gesehen, und was kann der Mann dazu, daß er ein Poet ist. Er und mehr noch sein Streben verdient Hülfe und Unterstützung; sehr viele wissen gutes von ihm, und auch seine entschiedenen Feinde nichts böses. Laß uns sehen, was wir für ihn thun können. — Die Kraft, mit welcher Sie, schrieb Perthes an Falk, die Seelen der verwahrlosten Kinder ergreifen, und Ihrer Sache immer neue Anhänger gewinnen, hat seinen eigentlichen Grund darin, daß Ihr eigenes Innere ganz ausgefüllt ist von einer einzigen Idee. Was keine Beziehung auf diese Idee hat, ist für Sie nicht da, Sie sehen und hören es nicht; was keine Beziehung zu ihr hat, sehen Sie nur so, wie es deren Verwirklichung vortheilhaft ist; kleine Erfolge stellen sich Ihnen groß dar, Übelstände verbergen sich Ihnen. Wer so erfüllt, ich möchte sagen, befangen ist von einem Triebe, der sagt, wenn er sein Inneres hervortreten läßt, volle und tiefe Wahrheit, nämlich für sich; für andere kann es aber — Sie kennen ja Goethe's glücklichen Aus-

druck — Wahrheit und Dichtung sein. Wer die innere Wahrheit, die in der Begeisterung liegt, nicht erkennt, wird Sie nicht verstehen, und kann Sie mißverstehen — und darin liegt eine Gefahr für Sie und Ihre Sache.

Ähnliche Ziele wie Falk hatte schon vor ihm in Berlin Baron Kottwitz verfolgt, welcher freilich seinem Lebensgange und seiner Persönlichkeit nach in großem Gegensatze zu jenem stand. Als Perthes sich im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin aufhielt, war er wiederholt längere Zeit in der Anstalt des frommen Mannes gewesen, und erstattete seinen Freunden Bericht über die Eindrücke, die er dort empfangen. Ich kenne, schrieb er, Baron Kottwitz schon seit fünf und zwanzig Jahren, und habe ihn von Zeit zu Zeit bald in Hamburg, bald in Berlin gesehen; Claudius liebte und achtete ihn, viele meiner Freunde waren ihm von Herzen zugethan. Ich selbst hielt lange Zeit hindurch das Sachte seines Wesens, den matten Aufblick seines Auges für ein Zeichen eines kraftlosen, schwächlichen Wesens und fühlte mich, obschon ich seine Frömmigkeit ehrte, wenig zu ihm hingezogen, wie mir denn überhaupt die blassen Asceten mit scharfgeschnittenen Zügen niemals zugesagt haben. In Kottwitz aber habe ich mich getäuscht. Unter den Gestalten des Jammers und der Verkommenheit, die er um sich gesammelt hat, muß man ihn sehen, um ihn kennen zu lernen. Ich habe den seltenen, nun sechsundsiebenzigjährigen Mann mit wahrer Ehrfurcht verlassen, und kann seinen festen Entschluß, seine große Kraft, seine außerordentliche Beharrlichkeit und seine eindringende Menschenkenntniß nicht genug bewundern, die sich bis zu einer fast schlauen Beobachtung der Sünden und Winkelzüge im Menschenherzen steigert. — Nachdem Kottwitz, schrieb Perthes weiter, im schlesischen Gebirge reiche Erfahrungen über die Noth der Armen und die Mittel, ihnen zu helfen, gesammelt, und einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert hatte, wendete er sich nach Berlin; dort sei, sagte er mir, vor allem durch die von Friedrich dem Großen geförderte Anlage der für eine Hauptstadt doppelt nachtheiligen

Fabriken eine Bevölkerung verworfenster Art, an zwanzig tausend Köpfe stark, erzeugt worden, deren Verminderung er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt habe. In einem ihm überlassenen alten königlichen Gebäude sammelte er das gräßliche Elend; gesunkene Weiber, verkrüppelte Kinder, ausgediente Soldaten altpreußischer Sorte, hungernde vom Branntwein sich nährende Fabrikarbeiter nahm er auf. Zwanzig Jahre hindurch wohnte er inmitten dieses Jammers und ekelhaften Schmutzes. Keinen Menschen nöthigte er zu kommen, keinen zwang er zur Arbeit, keinem drängte er gewaltsam christlichen Zuspruch und christliche Lehre auf; aber allen bot er mit Liebe und mildem Ernst den Trost und die Hülfe unseres Heilandes und die Gelegenheit zur Arbeit an, und daß er nicht ganz umsonst anbietet, habe ich selbst an dem Zutrauen und an der Offenheit sehen können, mit welcher die von aller Welt ausgestoßenen Menschen ihm entgegenkommen. Sein Ziel ist, wie er sagt, die Armen, nachdem sie sich an Arbeit und einige Ordnung gewöhnt haben, in die benachbarten kleinen Städte, wo es vielfach an Menschen fehlt, zu vertheilen. Dort erhalten sie vom Magistrate durch seine Vermittelung wohlfeiles Obdach und ein Stückchen Kartoffelland und von Berliner Fabrikherren Arbeit ins Haus. Eine Anzahl Menschen, die durch seine Hände gegangen sind, leben jetzt, wie er sagt, auswärtig in Reinlichkeit, freier Luft und hinzutretender Feldarbeit ein gesundes und gesittetes Leben; in Berlin habe sich, meinte er, die Masse der gesunkenen Bevölkerung gemindert, vor allem freilich durch die unter ihnen aufräumende Zeit und weil der alte Soldatenpöbel allmählich aussterbe.

Auch mit den Unternehmungen am Niederrhein trat Perthes in Berührung. Schon 1819 hatte Graf Adelbert von der Recke die Rettungsanstalt für verwaiste und für verbrecherische Kinder in Overdyk und 1822 die größere zu Düsselthal gegründet. Die große Noth in den Kriegsjahren und in der darauf folgenden Theuerung rührten des Grafen Herz, schrieb 1827 der Anstaltsgeistliche an Perthes, so daß er sich der Armen erbarmen und seine

Hände nach den verlorenen Kindern ausstrecken mußte. Der Herr im Himmel hat seine Arbeit gesegnet, zweihundert und vierzig Knaben und Mädchen haben wir heute zu Düsselthal und Overdyk in Pflege und können außerdem den Juden, welche sich zum Christenthume bekehren wollen, die Hand bieten, damit sie neben dem Unterrichte in den evangelischen Heilswahrheiten zugleich ein Handwerk lernen, und nicht mehr wie bisher auf ihr Bekenntniß betteln gehen müssen, und dem Christennamen Schande machen. Dreißig Proselyten halten sich jetzt in unserer Anstalt auf und arbeiten in der Schlosserei, Weberei, Schreinerei, Bier- und Essigbrauerei oder in der Mühle. Die Bedürfnisse, um so viele Menschen zu kleiden, zu nähren und mit Arbeit zu versorgen, sind groß, aber bis heute hat der Herr noch alle Zeit Herzen erweckt, die eine Freude daran finden, der einbrechenden Noth abzuhelfen.

Etwas später als die Düsselthaler Anstalt trat unter Rheinthaler das Martinsstift in Erfurt, dann 1825 das Erziehungshaus vor dem hallischen Thor in Berlin und 1826 die Anstalt für verwahrloste Knaben in Nürnberg ins Leben, ja auch aus dem fernen Memel erhielt Perthes um dieselbe Zeit Nachricht von dem Beginne gleichartiger Unternehmen. Von den Vorstehern der meisten dieser Anstalten ward er vielfach bald um Hülfe, bald um Rath und Vermittelung angegangen, manche hat er reich mit Schriften und Büchern, die ihren Zwecken dienten, beschenkt. Sein brieflicher Verkehr mit den Leitern solcher Versuche christlicher Thatkraft ließ ihn die Gefahren wohl erkennen, welche darin lagen, daß die Anstalten nicht aus dem Boden einer festen kirchlichen Ordnung erwuchsen, sondern als Schöpfungen einzelner frommen und kräftigen Männer ins Leben traten, und daher auch in Einrichtungen und Haltung das individuelle Gepräge einzelner Persönlichkeiten trugen; aber er sah auch, daß diese Gefahr zunächst nicht umgangen werden könne, und hoffte, daß die neue geistige Bewegung innerhalb des Protestantismus Kraft genug besitzen werde, um jene vereinzelten Versuche nicht nur weiter zu

verbreiten, sondern auch abzuklären und zu vertiefen, und dadurch eine Zukunft vorzubereiten, in welcher sie nicht als individuelle, sondern als kirchliche Schöpfungen erscheinen würden.

Die außerkirchlichen Bewegungen kleinerer Kreise 1822 — 1830.

Die Versuche, welche seit den Freiheitskriegen zur Wiedererweckung des erstorbenen religiösen Lebens gemacht waren, trugen einen so individuellen und unvorbereiteten Character, daß hier und da die Besorgniß erwachte, sie möchten die Anfänge neuer Abwege sein und zu unwahrem Schein und leeren Worten oder auch zu Sectenbildung und Fanatismus führen. In herber Weise hatte ein Freund solche Furcht gegen Perthes ausgesprochen. Sehr leid thut es mir, antwortete ihm dieser, daß Sie durch die Angst vor einer möglichen Gefahr sich den klaren Blick und das Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit verdunkeln lassen. Sie schreiben: mich warnt der süßliche Geruch der Heuchelei, der mir von vielen Seiten in frommen Formen und Reden entgegenweht. Auf diese Worte steht mir wohl eine Antwort zu; denn immer habe ich, weil ich mich nicht stark im christlichen Glauben und nicht sicher in christlicher Tugend fühlte, jede Ausprägung des religiösen Lebens in feststehenden Worten, Formen und Sitten vermieden; ja ich bin hierin zu weit gegangen, und hätte in meinem Hause mit meinen Kindern christliche Form der Andacht mehr pflegen sollen, als ich gethan. Grade aber, weil ich fühlte, daß eine fest ausgebildete christliche Lebenshaltung dem Menschen leicht zur Unwahrheit werden kann, habe ich die Leute, die sich christlich verdächtig geberdeten, stets scharf ins Auge gefaßt und allerdings oftmals Menschen gefunden, die, weil sie anderen nachbeteten, im Glau-

ben zu stehen meinten, und eifrig eine falsch verstandene Frömmigkeit zur Schau trugen; aber auch Sie werden nicht Heuchelei nennen, was nur Beschränktheit ist. Wirkliche Heuchler religiöser Art habe ich in Deutschland nirgends gefunden; und welche Gründe könnten auch wohl bei uns zur Heuchelei verführen? Sehen Sie sich die öffentlichen Blätter, die politischen Zeitungen, die Literatur- und Kirchenzeitungen an; in allen ohne Ausnahme wird, wer den Heiland bekennt, an den Pranger gestellt; wie ein Mann steht die gesammte Öffentlichkeit gegen ihn; es hilft auch nichts, sich gegen boshafte, unwahre Anschuldigungen zu vertheidigen, denn in der Öffentlichkeit unserer Zeit siegt stets das Freche. Deutschland hat nur wenige Orte, wo man in einem gebildeten Kreise vom christlichen Glauben sprechen könnte, ohne mit Spott und Geringschätzung beladen zu werden. Wahrlich, ein solcher Zustand ist wenig geeignet, religiöse Heuchler groß zu ziehen. In Frankreich, wo Frömmigkeit zum Hofton gehört, mag es anders sein.

Ungeachtet dieser vielfach ausgesprochenen Überzeugung, fürchtete doch auch Perthes, daß in den neu hervorgetretenen religiösen Bewegungen ein Keim innerer Unwahrheit vorhanden sei. Die springende Eile, schrieb er 1826, welche unsere Zeit characterisirt, hat auch die Entwickelung des religiösen Lebens ergriffen. Gefahren, an die zu denken noch vor einem Jahrzehende lächerlich gewesen wäre, sind uns jetzt schon sehr nahe getreten. Ohne zum Bewußtsein der eigenen Sünde, ohne zur Sehnsucht nach Erlösung und zum demüthigen Bekenntniß der Rechtfertigung durch den Glauben gekommen zu sein, spricht jetzt der geistig belebte Theil unserer jüngeren Generation von der Dürftigkeit und Geistlosigkeit des Rationalismus, schämt sich als rationalistisch zu gelten und hat christliche Redeformen und orthodoxe biblische Terminologie angeweht erhalten, nicht durch den Hauch des heiligen Geistes, sondern durch den Wind des Geistes der Zeit. Christliche Lehre kann allerdings durch Zeitrichtung und Familienrich-

tung anerzogen und angelernt werden; christlicher Glaube aber erzeugt sich nur, wenn das Bedürfniß nach Rettung von der Sünde die Arme ausstrecken und zur Demuth gelangen läßt. Christliche Lehre aber ohne christlichen Glauben ist ein sehr gefährliches Ding für den einzelnen Menschen, wie für ein ganzes Volk. Gurlitt, Röhr, Paulus, Wegscheider, Bretschneider scheinen mir, da sie offen und ehrlich einhergehen, weniger verderblich, als so manche, welche von der veränderten religiösen Strömung unserer Zeit sich tragen lassen, ohne innerlich umgewandelt zu sein. Sollte die hier und da schon jetzt bemerkbare Unwahrheit, die um so zerstörender wirkt, je seltener sie bewußte Heuchelei ist, weiter um sich greifen, so droht dem Christenthume ein Feind, der mehr zerrütten wird, als der offne Unglaube des vorigen Jahrhunderts. — Es ist grauenvoll, aus N.'s Briefen zu sehen, schrieb Perthes ein anderesmal, wie der Mensch zu allem sich abrichten kann. Alle diese christlich-moralischen Redensarten, die N. ausgehen läßt, sind und bleiben doch nur Selbstdressur; er aber ahnet es nicht, sondern steht in der Meinung, daß er alles sei und habe, was nur von einem guten Christen begehrt werden könne.

Nicht weniger, als die christlichen Formen ohne christlichen Gehalt, fürchtete Perthes die Zurückgezogenheit und Absonderung, in welcher manche fromme Christen sich gefielen, um sich dem gottseligen Verkehr mit einem kleinen auserwählten Kreise ungestört hingeben zu können. Nicht die vielen seit zehn Jahren vertheilten Bibeln, hatte Rist an Perthes geschrieben, sondern die kleinen Kreise frommer Seelen sind es, welche heute durch ihre abgeschlossene Frömmigkeit und ihre strenge Zucht den christlichen Sinn im Volke zu erwecken und zu erhalten vermögen; um so gefährlicher müssen daher alle Entartungen und Verkehrtheiten werden, welche in jenen Kreisen sich zeigen. Die bausbackigen Redensarten der fahrenden Turnfrömmigkeit sind zwar verschwunden, aber wie viele treffliche, gehaltreiche Menschen treten auch jetzt wieder als

Fromme von Profession auf, die überall, wohin sie kommen, das Handwerk begrüßen! Von jeher hat mir das häusliche sich Bequemmachen mit der Religion, das Handthieren mit dem großen göttlichen Geheimniß, wie es die Auserwählten mit zudringlicher Behaglichkeit zu thun gewohnt sind, eine Art von Grauen eingeflößt. Diese cordiale Vertraulichkeit mit einem recht, recht persönlichen, das heißt eigentlich recht menschlich nicht gewordenen, sondern gemachten, Gott vernichtet das Unendliche und Unermeßliche Gottes, welches doch allein dem Menschengeiste wahre Ehrfurcht einzuflößen vermag. Denn weil wir selbst so großes zu denken und zu wollen befähigt sind, können wir uns vor keinem Gotte beugen, mit dem als Individuum wir Umgang pflegen, wie mit Menschen auch. — Ich theile, erwiederte Perthes, manche Bedenken, welche Sie aussprechen, und in mehreren Puncten bekämpfen Sie mich nur deshalb, weil Sie mich mißverstanden haben. Das Reden über Religion, wenn es Polemik ist ohne den gemeinsamen Mittelpunct, der in Jesus Christus liegt, oder wenn es, wie Claudius oftmals sagte, in erbaulichen Redensarten bei einer Pfeife Tabak besteht, widersteht mir nicht weniger als Ihnen, und ein frommes Beisammensein zweier, bei welchem nach Neander's Ausdruck der heilige Geist als dritter ist, liegt nicht in einer Zeit, wie der unsrigen, welcher die kirchliche Auferziehung fehlt. Fromme Gesellschaften führen jetzt fast immer zum Abschließen, und damit zum sectirerischen Stolz, der das Gegentheil des christlichen Sinnes ist. Doch, lieber Rist, über einzelne wollen wir nicht urtheilen; andere sind anders als wir. — Das Gefühl, Gott näher zu stehen als andere, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, ist die eigentliche Gefahr jeder Secte; es ist die Schlinge, welche der Teufel sich aufgespart hat, um die Besten zu fangen, indem er sie auf scheinbar göttlichem Wege zum Egoismus führt, und hart und lieblos macht gegen alle, die Gott in einem anderen Kleide nahen wollen.

Nicht ohne Zusammenhang mit dem Bemühen, innerhalb des

allgemeinen Christenthums noch ein besonderes Christenthum zu errichten und inmitten der gläubigen Christen noch eine Art Aristocratie des Glaubens zu bilden, war wohl die hier und da erscheinende Neigung, die Gedanken und Schriften jener bedeutenden Männer früherer Zeit wieder zur Geltung zu bringen, deren tiefer und gesunder christlicher Ernst seltsame Beimischungen individuellen Denkens und phantastischen Einbildens erhalten hatte. Von verschiedenen Seiten traten Zeichen dieser Neigung an Perthes heran.

Auf meinen vielen Reisen durch alle Theile des katholischen wie des protestantischen Deutschlands habe ich häufig gesehen, schrieb ein Theologe an Perthes, daß Jacob Böhme's Werke sehr begierig gesucht werden; oft bin ich nach ihnen und über sie befragt worden. Sie sind nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, und wer sie hat, gibt sie nicht fort. Perlen enthalten sie, die an keinem christlichen Herzen ihre segensreiche Wirkung verfehlen und manchem bekümmerten Gemüthe ein gründlicher Wegweiser zum Frieden in Gott werden können. Sehr merkwürdig ist mir, daß auch Goethe in seiner Farbenlehre dem armen Schuhmacher aus Görlitz vielfach folgt, und aus seiner Schrift de signatura rerum nicht nur die Ideen, sondern auch die Worte Böhme's wiederholt. Doch ist es nicht die speculative Anerkennung, auf welche es ankommt; aber von großer Wirkung könnte es sein, wenn der alte längst entschlummerte und oft verkannte Glaubensheld aufs neue hineinträte in die Mitte der wilden Parteimenschen, und der lauen Namenchristen, und mit lauter Stimme riefe: zum Ernst, zum Ernst, ohne Ernst wird die Hölle nicht gesprengt, und das Himmelreich nicht anders als durch Gewalt genommen! Eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften möchte schwerlich jetzt das richtige sein, zunächst vielmehr müßten nur die vielen trefflichen Stellen, welche ohne speculative Mystik das reine practische Christenthum behandeln, zusammengestellt und verbunden mit dem: „Weg zu Christo", diesem vollendeten Meisterstück evangeli-

scher Wahrheit und Klarheit, abgedruckt werden. Diese Schriften, die kurz, klar und männlich das reinste Christenthum athmen, können vielen geben, was die jetzigen Theologen zu bieten nicht vermögen.

Auch Bengel, in welchem das lebendige Christenthum sich in Form des schwäbischen Pietismus einen Ausdruck verschafft hatte, begann wieder in die Zeit einzugreifen und selbst im nördlichen Deutschland die Aufmerksamkeit auf seine tiefen Blicke in Leben und Schrift zu lenken. Seinem Geiste, Ton und gesammten Inhalte nach steht, schrieb 1829 ein norddeutscher Theologe an Perthes, Bengel's Gnomon vielleicht einzig da. Hamann schon hat es erkannt, Menken hat in seiner Auslegung des Matthäus jede Note Bengel's aufgenommen, und die Aprilhefte der evangelischen Kirchenzeitung von 1828 haben den hohen Werth des Werkes zur allgemeinen Anerkenntniß gebracht. Auf das neue ist in unseren Tagen ein gesundes kräftiges Streben nach eigentlicher Erkenntniß der Schrift, nach Sichten und Forschen in dem Worte Gottes auch unter Laien erwacht. Wie kein anderer kann Bengel dieses Bedürfniß befriedigen, und wie kein anderer bietet er Schätze dar, die bisher freilich wenig beachtet wurden. Vor allem stand die Verflachung des letztvergangenen halben Jahrhunderts seiner allgemeinen Verbreitung entgegen; aber ein weiteres Hinderniß liegt in dem sehr schweren, gedrungenen, körnigen Latein des tiefen, ernsten und bei seiner Frömmigkeit und seiner alles durchdringenden Liebe auch classisch gebildeten Mannes. Es gibt vielleicht kein Buch, in welchem jedes Wort so gewogen wäre, und ein einziger Kunstausdruck oft so gewaltige und lichtvolle Anschauungen zusammenfaßte, als es in dem Gnomon der Fall ist. Dennoch hatte Bengel es auch für Laien bestimmt; ihm war Belehrung und Erbauung, Theorie und Praxis nie voneinander getrennt, sondern so eng verbunden und so lebendig sich durchdringend, wie Leuchten und Wärme im Licht. Diese Schätze der Schriftweisheit den Laien unserer Zeit durch eine Übersetzung in das Deutsche und durch Aus-

chen Lehren, welche die Professoren der Theologie Gesenius und Wegscheider sich in Halle hatten zu Schulden kommen lassen. Die Aufsätze brachten den Rationalismus in Verbindung mit der Demagogie, warnten die jungen Theologen vor dem Besuche einer Universität, auf welcher solche Lehren vorgetragen würden, und forderten alle, die es anginge, auf, durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen zu helfen, die der Unglaube geschlagen habe. In diesen letzten Worten jener Aufsätze wurde ganz allgemein eine Aufforderung an den König erblickt, mit weltlichen Waffen gegen die falsche Lehre jener Theologen einzuschreiten und die wissenschaftliche Behandlung religiöser und kirchlicher Fragen mit polizeilichen Grenzen zu umziehen.

Die sogenannte evangelische Kirchenzeitung macht jetzt schlimme Sachen, schrieb Neander im Februar 1830 an Perthes. Dieses leidenschaftliche Treiben, dieses Denunciren nach Klatschereien, dieses Handeln nach dem Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel, kann großen Schaden stiften, und dem Rationalismus, der in sich selbst den Keim des Todes trägt, neues Leben geben. Schlimm ist es freilich, daß Linguistik ohne Sinn und Beruf für die göttlichen Dinge Gesenius schon zum Theologen machen konnte, aber die Abhülfe von außen wird das Übel nur verschlimmern. — Sehr leid thut auch mir, antwortete Perthes, die Art, in welcher die evangelische Kirchenzeitung aufgetreten ist. Ein stilles, frommes Fortwirken christlicher Geistlichen, ein wahres Hauschristenthum ist doch der einzig sichere Weg zum Ziel. Er wird nicht versperrt durch ein offenes, entschlossenes Auftreten berufener Männer für die Wahrheit des Evangeliums, wohl aber durch ein hartes, bissiges, verletzendes Dazwischenfahren, wie die evangelische Kirchenzeitung es gethan. Sie war schon länger dahin gekommen, wohin sie kommen mußte, weil die Mittheilung kirchlicher Nachrichten, die in ihrem Plane lag, in einer Zeit des Zwiespaltes und der Parteiungen sich nicht frei von gehässigen Klatschereien halten kann. Nun aber ist sie einen Schritt weiter gegangen, indem sie

sich entschlossen zum Feueranlegen zeigt. Sie hat Streit, Ärger, ja Scandal gewollt; der Wurf ist gethan; nun hilft kein Klagen; an eben so erbitterten Gegnern wird es ihr nicht fehlen; Ärgerniß muß sein und unsere Zeit muß nun auf diesem Wege sich durchzukämpfen suchen, aber den Urhebern wird zuzurufen sein: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das heißt, nicht an den äußeren Worten, sondern an der Gesinnung, aus welcher diese hervorgehen. Nur wo Demuth und Milde, Ergebung und Wohlwollen im Innern wohnt, können Thaten durchgreifend und Worte strenge sein, ohne den christlichen Character einzubüßen. — Einem kraftvollen Manne, der Geist und Kenntnisse hat, schrieb Perthes einem anderen Freunde, kann man den Trieb zum Walten und Regieren nicht verargen; aber wenn er jeden Widerstand mit Gehässigkeit aufnimmt, so ist das nicht richtig und recht, und harte, lieblose Urtheile sind nie der christlichen Liebe und Demuth gemäß. Es thut mir überaus wehe, so manche schätzenswerthe Männer von Scharfsinn und Geistesgaben grade in der Religion, durch die doch Milde ihnen werden sollte, sich verhärten und verstarren zu sehen. Wahrlich man soll und muß täglich und stündlich an seine Brust schlagen, um zu erforschen, ob Demuth und Milde wirklich in ihr wohnt, oder ob Christi Lehre zwar im Munde ist, sonst aber leeres Stroh gedroschen wird.

Der erste Kampf, welchen jene Aufsätze der evangelischen Kirchenzeitung hervorgerufen hatten, galt vor allem der harten schneidenden Form, in welcher sie abgefaßt waren. Bald aber wendete sich die Theilnahme wieder dem sachlichen Gegensatze zu, in welchem damals noch fast alle bedeutenden Theologen zu der von der Kirchenzeitung mit energischer Einseitigkeit geltend gemachten Autorität der kirchlichen Lehrsätze standen. In vielen Briefen, die Perthes damals empfing, sprach diese Theilnahme sich bald mehr bald weniger lebhaft aus. Schon 1827 hatte er selbst an Ullmann in Heidelberg geschrieben: Herzlich danken will ich Ihnen für die treffliche Abhandlung über die Sündlosigkeit Jesu. Uns Kindern

unserer Zeit kann vielleicht nur dadurch, daß Jesus uns in seiner Reinheit und Größe lebendig vor die Seele gebracht wird, wieder zur kindlichen innigen Liebe zum Herrn geholfen werden; das Vorhalten der Dogmen, das Drängen, sie anzunehmen, führt heute zu nichts. Vielleicht können einzelne ausgezeichnete Menschen auch durch tiefes Forschen zum Glauben kommen — denn echte Philosophie muß zur Wahrheit führen; aber das auf Thatsachen gegründete Vertrauen bleibt doch allein der Weg, welcher auf kindliche Weise die wahre Liebe und Hingebung an den Herrn in den Menschen überhaupt erwirken wird. — Nun nachdem der Streit über die Stellung der Dogmen heftig entbrannt war, erwiederte Perthes einem Freunde: Ich kann recht wohl begreifen, daß das Glaubensleben einer bestimmten Zeit sich in einem Systeme orthodoxer Sätze einen vollen Lehrausdruck schafft, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ein solches System, nachdem es von dem Unglauben über den Haufen geworfen war, dann für eine andere und neue Zeit der Weg sein könnte, dieselbe von dem Unglauben zu bekehren, und für die bekehrte Zeit wiederum der wahre Lehrausdruck ihres neuen Glaubenslebens zu werden. Die tägliche Heimkehr zu Gott aus der täglich wiederkehrenden Sünde des Sichgehenlassens in Welt und Zeit, das ist doch eigentlich die Sache, auf welche es jedem von uns ankommt. Solche Heimkehr ist nur möglich, aber sie ist auch sicher und gewiß durch den einfachen Glauben an den Erlöser; wo der Glaube an den Erlöser ist, da ist auch der Erlöste. In mehr als einer Gestalt, in mehr als einem Gedanken und Worte kann der Mensch den einfachen Glauben ausdrücken, und jeder menschliche Gedanke und jedes menschliche Wort über ihn wird Seiten haben, die mit Recht bezweifelt und bestritten werden können; denn von himmlischen Dingen denkt und redet der Mensch nur in Bildern, und niemand vermag den unausmeßbaren Reichthum der göttlichen Wahrheit in Gedanken, Worte und Sätze zusammenzupressen. Die orthodoxen Lehrsätze sind Wahrheit, aber nicht die ganze, nicht die volle Wahrheit, sondern nur die Seiten der Wahrheit,

welche auf einer bestimmten Stufe des christlichen Lebens von den Menschen aufgefaßt und ausgesprochen werden konnten. Wer in unserer Zeit lebendiger innerer Christ ist, kann nicht das sein, was der Orthodoxe früherer Jahrhunderte war, und weil manche es dennoch sein wollen, steht uns eine schwere Zeit des Kampfes, des Kampfes unter Brüdern bevor, während der allen gemeinsame Feind noch nicht überwunden ist. Eine harte Probe wird der christliche Sinn der Theologen zu bestehen haben. Das weiß ich, wenn die evangelische Kirchenzeitung die Dogmen, wie sie in nächster Folge der Reformation in Worten und Sätzen aufgestellt sind, als volle und alleinige christliche Grundwahrheit festsetzt, ohne deren buchstäbliche Annahme niemand ein Christ sein soll, so will ich lieber der heiligeren Tradition und dem geistigeren Papste der katholischen Kirche folgen, als diesen steinernen Tafeln, die nicht vom Sinai kommen. Sie selbst, mein verehrter Freund, werden so wenig wie Nitzsch und Twesten, Sack und Ullmann vor der Kirchenzeitung als Christ bestehen, auch Tholuck nicht, und Ketzer müssen der poetische Harms und Claudius, Kleuker und Hamann genannt werden. — Festigkeit des Willens ist im Menschen hoch anzuschlagen, schrieb Perthes an Rist, aber mit Verstandescalcul einen Entschluß consequent durchführen zu wollen, sich selbst so zu beherrschen, daß der eigene Wille siege, führt fast immer zum Teufel. Consequenz ist nicht des Menschen Sache, und hat keine andere Wurzel, als das Ich. Das gilt auch von der Consequenz in der Behandlung der Wahrheit. Jede Wahrheit, und sei es auch die heilige offenbarte Wahrheit, wird, wenn der Menschenverstand sie formulirt, in Worten und Sätzen consequent durchführt und auf die Spitze treibt, zur Unwahrheit, in welcher seinen Samen auszustreuen der Vater der Lüge meisterlich versteht. In dem Zuge zur trocknen Consequenz liegt eine der Wurzeln des Rationalismus; ihn macht die von ihm behauptete falsche Lehre, aber mehr noch vielleicht der Hochmuth gefährlich, mit welchem er das Heilige einkerkern will in menschliche Verstandeslehren. Mir scheint, als

ob auch Hengstenberg's Richtung der Gefahr des Rationalismus verfallen könnte, wenn sie nicht abläßt, die Consequenz als ihr Panier zu erheben.

Diesen Buchstabenmenschen bin ich ein Unentschiedener, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, weil ich in Wirklichkeit und Wahrheit an Jesus Christus glaube, aber nicht daran, daß Bileam's Esel hebräisch geredet. Ich dächte doch, die vielgerühmte dogmatische Entschiedenheit hätte sich in dem neueren Streite recht in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Es ist keine Kunst, auf dem Gebiete der Dogmatik ein nagelfestes orthodoxes System zusammen zu leimen; wenn es aber an der heiligen Schrift geprüft werden soll, so hapert es an allen Ecken, und es bleibt den „Entschiedenen" kein Ausweg, als die Wahrheit der heiligen Schrift nach dem selbstgemachten nagelfesten orthodoxen System zu bemessen. Ich weiß mich fromm im Gemüthe und demüthig vor Gott und Jesus Christus unserem Herrn, aber auch frei in der Wissenschaft und freudig im Leben. Darum stehe ich fern von der hölzernen Verstandestheologie eines Paulus und Wegscheider, aber auch fern von der Trübsinnigkeit und uncritischen Consequenzmacherei der Werkführer in der evangelischen Kirchenzeitung. In mir ist Einheit und nur außer mir sehe ich Uneinigkeit, aber ich lebe der festen Überzeugung, daß der heilige Geist, der im Glauben sich schon mächtig erwiesen hat, auch die Wissenschaft noch in alle Wahrheit leiten wird. — Ich bin, schrieb ein anderer Theologe an Perthes, von tiefem Unwillen gegen die Fanatiker erfüllt, die doch auch wohl politische Zwecke unter dem Deckmantel christlichen Eiferns verfolgen. Was hilft alle Höhe des Christenthums, wenn man nicht auf dem prosaischen Boden der Gradheit und Wahrhaftigkeit steht? Nicht allein vor den Parteiansichten haben wir uns zu hüten, sondern auch vor den Parteimenschen. Eine Reihe von Erfahrungen hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß wir uns nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich und für alle Welt erkennbar rein und streng von der Partei der evangelischen Kirchenzeitung

scheiden müssen; sie hat ein anderes Ziel und einen anderen Weg als wir. Mag sie den Weg der Unduldsamkeit gehen, wir gehen einen anderen. Jeder mag es mit Gott und seinem Gewissen ausmachen.

Bei der wachsenden Leidenschaft der Streiter lag die Gefahr nicht ganz ferne, daß die gläubigen Gegner der Kirchenzeitung sich mit dem gelehrten Rationalismus, wie ihn z. B. Gesenius und Wegscheider vertraten, vereinigen, und wie Verbündete desselben im Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind erscheinen konnten. Unsägliche Verrwirrung und Unsicherheit würde dadurch in den Gemüthern der Menschen hervorgerufen worden sein, indem vielen der Kampf gegen die Kirchenzeitung zugleich als ein Kampf für den Rationalismus erschienen wäre. Schon im Sommer 1830 faßte Perthes diese Gefahr ins Auge. Eine sehr bedenkliche Wendung wird der Streit, wie ich fürchte, nehmen, schrieb er um diese Zeit einem Freunde. Sollte die evangelische Kirchenzeitung siegen, was doch nach Lage der Dinge erst in fernen Zeiten möglich ist, so würde sie das Christenthum allerdings verhölzern, aber nicht zerstören; der Unglaube des Rationalismus dagegen zerstört selbst im Gewande der gründlichsten Gelehrsamkeit das Christenthum in seinem innersten Grunde. Wenn ich daher auch mit voller Wahrheit sagen kann: lieber katholisch als Hengstenbergisch! so sage ich doch mit eben so voller Wahrheit: tausendmal lieber Hengstenbergisch als Paulus-Röhr-Wegscheiderisch! Unsere gläubigen Theologen aber sind, wie es scheinen könnte, anderer Ansicht. Wie lange schon hat die Darmstädter Kirchenzeitung, die sich doch christlich nennt, auf jedem ihrer Blätter das Christenthum entheiligt; wie lange schon haben eine Menge öffentlicher Blätter Schmieder in Schulpforta als Pietist und Mystiker denuncirt und verlangt, daß er aus einem Amte entfernt werde, in welchem er die Schuljugend verderbe! Unsere christlichen Theologen sahen das mit Schmerz, aber so empört fühlten sie sich nicht, daß sie öffentlich gegen solche Ruchlosigkeit aufgetreten

wären. Sobald dagegen die evangelische Kirchenzeitung jene zwei Männer wegen offener Verbreitung des Unglaubens denuncirt und verlangt hatte, daß sie aus ihrem Lehramte entfernt würden, in welchem sie die Universitätsjugend verdürben, sind unsere christlichen Theologen so empört, daß nichts sie vom öffentlichen Auftreten abhalten kann. Mein menschliches Rechtsgefühl sagt, daß ein solches Verhalten mindestens der Billigkeit und Gerechtigkeit ermangele, und gefährlich ist es auch; denn dem kecken Fanatismus der Kirchenzeitung läßt sich, da er mit offenem Visir einhergeht, wohl begegnen, aber dem schlauen, schleichenden Fanatismus der Rationalisten in seinen Schlangenwindungen und heimlichen Verdächtigungen nachzuspüren, ist fast unmöglich. — Hengstenberg's Auftreten hat unsere Theologen so aus aller Fassung gebracht, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, daß sie nicht in dem Unglauben, sondern in der Kirchenzeitung den eigentlichen Todfeind des Christenthums zu sehen glauben, über Hengstenberg herfallen und Röhr und Wegscheider laufen lassen. Ich kann nicht helfen, mir kommt es vor, als wenn in manchen der wackeren Männer wenigstens vorübergehend der Professor den Christen überwältigt hätte. Aus Angst, die Freiheit des Katheders könne durch Hengstenberg gefährdet werden, sehen sie nicht, daß die Freiheit des Christenthums durch Röhr, Wegscheider u. s. w. gefährdet ist, und scheuen es weniger, in der öffentlichen Meinung ungläubig zu erscheinen, als in den Verdacht zu fallen, die Kathederfreiheit unterdrücken zu wollen.

Dahin ist es schon gekommen, schrieb Perthes einige Wochen später, daß Neander und so manche andere fromme Männer, welche Jahre hindurch als Pietisten und Mystiker mit Schmutz beworfen wurden, nun plötzlich in der Gunst der öffentlichen Meinung stehen. Neander ist heute kein anderer, als früher, aber er gilt sehr vielen Rationalisten für einen halben Verbündeten, von dem sich für die Zukunft noch ein mehreres erwarten ließe, und gar manche unselbständige Männer, Theologen und Laien,

welche bisher mit Neander für das Christenthum standen, haben verwundert gesehen, daß ihr Führer allen Zorn, dessen er fähig ist, gegen die Kirchenzeitung ausgegossen, den Rationalismus aber unangetastet gelassen hat. Auch sie meinen, Neander stehe doch wohl anders zum Christenthume und zum Rationalismus als sie bisher geglaubt, und werden unsicher in der eigenen Stellung. Ganz gewiß, Neander und die ihm verwandten Theologen sind es, grade weil sie gegen Hengstenberg kämpfen müssen, sich und denen, die sie führen, schuldig, ihre unveränderte Feindschaft gegen den Rationalismus scharf, rücksichtslos und allen erkennbar auszusprechen. Neander's bisherigen Erklärungen fehlt es an Geistesschärfe und fester Geschlossenheit; es schwimmt zu vieles durcheinander, und er kommt nicht zu einem festen Resultat. Mein Trost ist, daß das Jubelgeschrei der Masse über den vermeinten neuen Bundesgenossen zu dreist und unverschämt erschallt, um nicht die wirklich frommen Gegner Hengstenberg's bald mit Ekel zu erfüllen, und sie zu nöthigen, die aufdringliche Gesellschaft sich vom Halse zu schaffen. Wer die Last der Sünde kennt und nach dem Erlöser aussieht, der wird zwar in wichtigen Puncten die evangelische Kirchenzeitung bekämpfen müssen; aber sein eigentlicher Feind steht auf einer anderen Seite, und dem Unglauben gegenüber wird er sich als Freund und Verbündeter Hengstenberg's fühlen müssen. — Das Feuer lodert, schrieb ein Freund an Perthes, wer kann es löschen? Viele Kräfte, gute und böse, sind entfesselt, die lange gebunden waren; ein großer Entscheidungskampf, eine Heimsuchung Gottes für unsere Kirche naht mit schnellen Schritten heran. Es gilt zu wachen und zu beten, und zu beharren bis an das Ende.

Während die Protestanten mannigfach zerspalten, nicht ohne Leidenschaft einander gegenüber standen, fühlten sie dennoch sich eins genug, um am 25. Juni 1830 den Tag gemeinsam zu feiern, an welchem vor dreihundert Jahren die augsburgische Confession übergeben worden war. Als es bei Gelegenheit der Feier an

einigen Orten zu Unruhen, die indessen ihren Grund nicht in den religiösen Gegensätzen hatten, gekommen war, schrieb ein Freund an Perthes: Diese Tumulte in Dresden und Leipzig sind ein trauriges Wahrzeichen des betrübten lauten Zankes in der evangelischen Kirche. Leidenschaft und Starrheit regieren die theologische Welt, und während die Christen weinen möchten, steht die rohe Menge da und jubelt laut über das Schauspiel, das aufgeführt wird. — Man muß, entgegnete Perthes, seine Augen abwenden nicht bloß von dem Gezänke, sondern auch von den Kämpfen des Tages; sonst verdirbt man sich das Gesicht und verliert den Blick für den Gang der Dinge im Großen. Außerordentlich bleibt doch unsere Zeit: fast in allen Ländern Europa's ist im Inneren der Menschen neues Leben aus dem todten Schutte des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen; im Osten wird die griechische Kirche wider Willen in die Culturwelt langsam aber unaufhaltsam hineingezogen; auf den Grenzscheiden zwischen Asien, Europa und Afrika dringen christliche Kräfte hinein in das muhamedanische Leben; die Küsten Afrika's werden aufgeweckt und werden die Wege öffnen müssen in ein seit Jahrtausenden verschlossenes Gebiet. Wohl zanken und streiten die einzelnen, schieben rückwärts und vorwärts, aber das Reich Gottes schreitet demungeachtet mit gewaltigen Schritten durch die Welt.

Die politischen Bewegungen im südlichen Europa 1822 — 1823.

Im Jahre 1814 hatte man mit der ganzen Unbefangenheit politischer Unschuld erwartet, daß die vielen großen Aufgaben, welche aus den Bewegungen von 1789 bis 1814 hervorgegangen waren, binnen einigen Wochen oder höchstens Monaten von dem in Wien zusammentretenden Congresse gelöst werden würden. Im Jahre 1822 wußten alle, daß diese Aufgaben nicht gelöst seien, und manche ahneten, daß sie nicht in kurzer Zeit und nicht durch Besprechungen der Könige und Diplomaten, sondern nur durch eine lange, schwere und blutige Geschichte ihre Erledigung finden könnten. Wir haben vieles erlebt, schrieb Poel im Sommer 1822 an Perthes; aber der heranwachsenden Generation steht noch Größeres bevor. Bis Brabant nicht mehr einen widerstrebenden Theil von Holland ausmacht, bis Polen sich nicht mehr nach Wiedervereinigung mit den abgerissenen Theilen sehnt, bis Italien wieder italienisch geworden, der Grieche im Grabe oder in der Unabhängigkeit Ruhe gefunden, Schweden den Verlust Finnlands, Dänemark den Verlust Norwegens verschmerzt, bis Deutschland Bundesstaat oder Staatenbund und bis in ihm der lange Darm mit den beiden daran hängenden Schläuchen eine bleibende Gestalt gewonnen hat, wird Europa nicht zur Ruhe kommen. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis der Emigrirte gelernt und vergessen, der Jacobiner, Radicale und Carbonari aller Länder, jetzt durch den Parteigeist mit dem gesundesten Theil der Bevölkerung verwechselt, seinen Träumereien entsagt, der Katholicismus seine Reformation vollendet, der Dogmatismus sein unbestrittenes Recht auf protestantischen Kanzeln behauptet und sich im Gemüthe der Andersdenkenden mit dem Ra-

tionalismus abgefunden hat. Der unvermeidliche Staatsbankerot wird überall die Einnahme und Ausgabe dauerhaft auszugleichen haben, die neue Welt soll ihre Unabhängigkeit befestigen, soll sich mit ihren Ländermassen dem Staatensystem der alten Welt anschließen und ihre noch unerforschten Reichthümer in die Gemeinschaft des Weltverkehrs werfen. Es wird noch mehr als eine Crisis eintreten, bevor diejenige erfolgt, die endlich ein Gefühl der Sicherheit gibt und es den einzelnen wie den Staaten erlaubt, sich des Besitzes zu freuen.

Auf die Lösung der großen europäischen Fragen hätten die Deutschen wohl in Geduld gewartet, aber nur wenige waren 1822 schon dahin gelangt, mit Resignation zu ertragen, daß für Deutschland so viele Hoffnungen des Jahres 1813 nicht nur unerfüllt geblieben waren, sondern auch allem Ansehen nach noch lange unerfüllt bleiben würden. In Ungeduld und Unruhe drängten und trieben damals noch viele nach einem bald so bald anders gestalteten, immer aber sehr unbestimmten politischen Ziele für Deutschland hin. Ungeachtet der Karlsbader Schlüsse, der Wiener Schlußacte und der festeren Gestaltung des Bundestages und ungeachtet der Einführung constitutioneller Verfassungen in einer Reihe deutscher Staaten, mußte doch jede Partei sich sagen, daß sie nicht erreicht habe und für lange Zeit nicht erreichen werde, was sie zu erreichen gewünscht hatte, und mißmuthig wendeten alle Parteien sich von den heimischen Zuständen ab, denen gegenüber anfangs eine erkünstelte, dann eine wirkliche Gleichgültigkeit mehr und mehr hervortrat. Die politischen Gesinnungen und die politischen Theorien der verschiedenen Parteien aber verloren dadurch nichts an Schärfe, sondern bildeten sich noch schneidender und härter aus; aber zu träge, um nach Geltung im Vaterlande zu streben, freute und ärgerte ein jeder sich ohne Mühe und Gefahr, je nachdem die eigne politische Ansicht in fremden Ländern Siege erfocht oder Niederlagen erlitt.

Noch immer waren es die südeuropäischen Revolutionen,

welche Europa in Athem hielten. Neapel zwar war bereits seit dem Frühjahr 1821 von östreichischen Truppen besetzt, aber in Spanien blieb äußere Einmischung lange genug aus, um die Entwickelung wilder und widriger Parteikämpfe möglich zu machen. Ich habe das spanische Getriebe in Politik so satt, schrieb Böhl von Faber gegen Ende des Jahres 1822 aus Cadix an Perthes, daß es mich fast anekelt, noch Worte darüber zu verlieren. Der erste Ursprung der ganzen Bewegung war kläglich und matt; aber die Absichten waren von Anfang an böse und gottlos, und von diesen beiden Grundlagen aus hat wohl geschehen müssen, was geschehen ist. Unter den vielen höhnenden Feinden der Kirche war im südlichen Spanien am gefährlichsten ein Mönch, der in Mexico von der Inquisition eingesperrt, aber aus dem Gefängnisse entwischt war. Er ist jetzt gestorben und hatte angeordnet, daß er mit der spanischen Constitution auf der Brust und unter Absingung patriotischer Lieder begraben würde. Seit seinem Tode haben die schamlosen Angriffe auf Religion und Kirche etwas nachgelassen, aber das Schimpfen auf Mönche und Clerisei als die Ursache alles politischen Übels nimmt auch jetzt kein Ende. Nach der Reihe werden die Klöster und geistlichen Stiftungen eingezogen und ihre Güter veräußert. Nur die Nonnenklöster bestehen noch, erwarten aber täglich ihren Untergang. Kurz, es geht alles den französischen Gang, zwar bedächtiger und mit möglichster Vermeidung öffentlichen Scandals, aber die Ziele und Zwecke sind dieselben wie 1789 in Frankreich. — Wenn Sie das hiesige Revolutionswesen mit eigenen Augen gesehen hätten, schrieb derselbe Freund einige Wochen später, so würde Ihr Ekel an dem Schmutz nicht geringer sein, als der meinige. Weder um Sachen noch um Grundsätze dreht sich der Kampf, sondern lediglich um Personen, und kann daher auch nur für die, welche Gewinn oder Verlust zu erwarten haben, von Interesse sein. Jetzt handelt sich alles darum, ob die Exaltados, d. h. Jacobiner, die eine Republik wollen, oder die Maçons, d. h. Anhänger der Constitution, diese oder jene ein=

trägliche und einflußreiche Stelle erhalten sollen. Nur mit gegenseitigen Vorwürfen und persönlichen Schmähungen sind alle jetzt erscheinenden Tagesblätter und Flugschriften erfüllt. Die Verfasser der Zeitschrift „Censor" verstanden doch wenigstens ihre Muttersprache und waren Männer von Talent, wenn auch sämmtlich in den Grundsätzen der französischen Revolution untergegangen; aber sie wurden, eben weil sie Talent hatten, von allen Parteien gehaßt und ihr Blatt ist eingegangen. Jetzt macht nur die Plattheit und Gemeinheit sich breit. — Sonderbar sind doch diese Erscheinungen, schrieb Perthes. Dieselben Spanier sind als einzelne kindlich gut, wie wir sie unter Romana kennen lernten, sind edel, ja erhaben, wie sie in dem Kampfe gegen Napoleon sich darstellen; aber als Nation sind sie ohne Gefühl für Gerechtigkeit und von tigerhafter Natur, als Nation verwüsteten und entvölkerten sie Amerika und die Niederlande, als Nation wütheten sie in ihren eigenen Eingeweiden, früher aus religiösen, jetzt aus politischen Meinungen. In Pizarro und Alba verkörperte sich die Nationalität. Eine Nation ist eben noch etwas ganz anderes als der Inbegriff ihrer einzelnen Glieder.

In Frankreich drängte die ultraroyalistische Partei, den Vicomte de Montmorency an der Spitze, zum Kriege gegen das revolutionäre Spanien, und auf dem im October 1822 eröffneten Congresse zu Verona setzte Fürst Metternich alle Kräfte daran, um die Herstellung der monarchischen Ordnung in Spanien zu einer gemeinsamen Aufgabe Europa's zu machen, deren Ausführung Frankreich übertragen werden sollte. Ihm war, wie man glaubte, hierbei nicht die Angelegenheit Spaniens die Hauptsache, sondern der Wunsch, den Gedanken des Kaisers Alexander eine andere Richtung zu geben, dessen Streitkräfte im Süden Rußlands gesammelt waren und zu Gunsten der Herrschaft Rußlands in den Befreiungskampf der Griechen einzuschreiten drohten. Als im December 1822 der Congreß auseinander ging, hatte Metternich sein Ziel erreicht. Der Krieg Frankreichs gegen Spanien stand

in Aussicht, und da England sich demselben entschieden widersetzte und niemand wußte, wie weit es durch seinen Widerstand geführt werden würde und wohin die Parteikämpfe innerhalb der französischen Kammern führen würden, schien ein allgemeiner europäischer Krieg, durchkreuzt von einem allgemeinen Kampfe zwischen der bestehenden Ordnung der Dinge und der Revolution, nicht unwahrscheinlich. Unter düsteren Aussichten für Europa begann das Jahr 1823. Ich halte diesen Moment, schrieb Perthes im Januar einem Freunde, für einen der wichtigsten unter den vielen wichtigen, die wir erlebt haben. Jetzt werden die Gewässer sich scheiden. Die europäischen Staaten und die europäischen Gesinnungen, die zu vereinigen versucht ward, konnten nicht vereinigt bleiben; es war eine fromme Täuschung dessen, der sie zusammenbinden wollte. Auch durch sein ideologisches Streben hat Alexander seine deutsche Abkunft bekundet. Die Geschichte ist doch wahrlich ein verlorenes Gut für den Menschen und kein Sprichwort ist lügenhafter als das: durch Schaden wird man klug. Die Alten bleiben dumm und die Jungen werden dumm. Wenn es nur recht kernhafte politische Sünder wieder geben wollte, so würde die Erkenntniß nicht ausbleiben; aber jetzt ist alles lahm oder springt wie die Elstern in Zeitungen und Journalen herum.

Aller Augen waren auf Frankreich gerichtet, von dem Siege dieser oder jener französischen Partei schien der Krieg gegen Spanien, und von dem Kriege gegen Spanien der Ausbruch eines großen europäischen Krieges abzuhängen. Nicht europäische Bedürfnisse, sondern die Parteikämpfe in Frankreich werden über Krieg und Frieden entscheiden, schrieb ein Freund im Januar 1823 an Perthes; und in Frankreich entwickelt der im Jahr 1814 unterdrückte chemische Proceß sich mit der blinden Gewalt einer Naturkraft fort, über welche die politische Vernunft keine Herrschaft übt. Am 28. Januar stellte Ludwig XVIII., als er die Kammern eröffnete, den Krieg gegen Spanien unter dem Jubelrufe der Majorität in Aussicht. Die neuesten Begebenheiten in der französi-

schen Deputirtenkammer zeigen deutlich, heißt es in einem Briefe an Perthes, mit welcher Frechheit die heiligsten Rechte unter Autorisation von oben mit Füßen getreten werden, wie man mit Eidschwüren spielt und das Gesetz verdreht und kränkt. Das Verfahren dieser Civilisirten aller Nationen gegen Spanien ist wahrlich um kein Haar besser unter den Bourbonen als unter Napoleon und England hebt jetzt keinen Finger auf; nur für einen vortheilhaften Handelsvertrag oder für erweiterten Colonialbesitz verschachert es sich jedem, der etwas bieten kann. — Also doch Krieg! schrieb Perthes im Februar 1823; ich hätte nicht geglaubt, daß man das Wagstück in Frankreich unternehmen würde. Auch der Eingeweihteste vermag nicht zu ahnen, wo und wie er enden wird; ich halte jetzt einen allgemeinen Krieg schon in den nächsten Jahren für möglich. Ein jeder, groß und klein, mag wohl zusehen, wo er stehe, aber es ist gut, daß der Ingrimm der Parteien sich entlade und daß die verborgenen Mörderwaffen an das Tageslicht kommen; lieber Feuer und Schwert, ja Gift und Dolch, als der Geifer infamer und gemeiner Zungen.

Immer wieder entstanden indeß Zweifel an dem wirklichen Ausbruche des Krieges. Ungeachtet aller Anzeichen kann ich, schrieb Perthes am 2. März 1823, noch immer nicht an den Krieg glauben; die rasende Partei wird sich doch wohl noch besinnen und fest bin ich überzeugt, daß nur sie es ist, die den Krieg will und nicht die drei Mächte. Grade die dummtolle Erklärung Villèle's, daß Frankreich nur die Wahl habe zwischen einem Kriege an der westlichen oder an der östlichen Grenze, bestätigt mir meine Ansicht. In der Angst hat dieser schwache Mann das Wort gesagt, um vor sich selbst den Krieg zu rechtfertigen, den er in seinem Innersten verdammt und verwirft. Östreichs Friedensworte in der Noth bei dem schnellen Falle der Papiere sprechen zu deutlich. Geht aber auch für dieses Jahr die Gefahr vorüber, so sehe ich doch einen furchtbaren Krieg in nicht zu weiter Ferne; es scheint mir nicht möglich, daß der gräßliche Zwiespalt aller inne-

ren Interessen, der in den Gemüthern von ganz Europa herrscht, sich ohne Gewalt ausgleiche. Ich meine, daß eine vorübergehende Anarchie in Europa eintreten werde, aus welcher Tyrannen emporsteigen, sei es im Purpur oder in der Jacke, welche die Menschen zu Paaren treiben werden, wie sie es verdienen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt — er wolle sich unser annehmen! — An den Krieg will nun wieder niemand recht glauben, schrieb Rist am 10. März 1823 an Perthes. Nach allen Nachrichten aus Frankreich ist die Geldverwirrung dort so groß, daß nicht nur die Cassen leer, sondern auch die Kriegsrüstung sehr mangelhaft ist; die Neigungen selbst der ersten Befehlshaber werden als sehr friedlich geschildert. Es scheint, als ob nach einem Vorwande zu neuen Unterhandlungen begierig gesucht werde, wahrscheinlich aber vergebens. Haben die Parteien die Dinge muthwillig bis auf einen gewissen Punct geführt, so wachsen sie ihnen endlich über den Kopf. So geht es aber immer, wenn eine Partei regiert, die an nichts denkt, als wie sie sich selbst verstärken kann; sie will ihre Creaturen befördern und durch Beförderung neue Creaturen gewinnen; alles andere ist nur Mittel zum Zweck. So gerathen alle Verwaltungszweige in Unordnung und die Partei arbeitet wider Willen selbst daran, die Crisis herbeizuführen, nach welcher die große Mehrzahl der Franzosen seit dem Augenblick der Rückkehr der Bourbons arbeitet. Das übrige Europa hat keine Lust zum Kriege; England am wenigsten; Metternich möchte einiges Geräusch in Spanien, um Alexander vom Oriente abzulenken, und Alexander wird zwischen dem Berufe, im Oriente zu herrschen, und dem Berufe, Europa von der Revolution zu befreien, hin und her gezogen; das eine wie das andere hält er für einen göttlichen Auftrag und seine hohen Verbündeten zerren ihn bald an dem einen, bald an dem andern Seil.

Noch im Sommer 1822 war die Meinung allerdings wohl begründet gewesen, daß Kaiser Alexander, wenn auch nicht für die Griechen, so doch für seine eigene Herrschaft im Orient zum

Schwerte gegen den Sultan greifen werde. Es wäre möglich, schrieb damals ein Freund an Perthes, daß die fanatischen Kämpfer des Islam den Südosten Europa's noch einmal mit Mord und Brand erfüllen könnten. Zwar stehen ihnen gegenüber die Russen, gerüstet zu einem Kriege, der auch für sie ein Religionskrieg sein wird; aber ein schneller Sieg ist wenigstens für den Anfang wohl zweifelhaft. Asien sendete von jeher nicht Heere, sondern Schwärme, und zieht der Krieg sich in die Länge, so möchte bei dem Zustande der Staaten und bei dem Ingrimm der Völker ganz Europa in Revolutionsflammen stehen. — Im Winter 1822 aber war es bereits gelungen, die Gefahr der revolutionären Bewegungen in Spanien und die Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung in den Vordergrund zu schieben und den Blick des Kaisers Alexander von der Gewinnung der griechischen Kaiserkrone, vorläufig wenigstens, abzuziehen. Kaiser Alexander wird nun von seiner frommen Täuschung, schrieb Perthes, Irdisches und Himmlisches leiten und binden zu können, zurückkommen. Jetzt sitzt er im Läuterungsfeuer und es wäre kein Wunder, wenn er verhärtete oder zerflösse; doch ich hoffe, Gott ist wirklich mit ihm — oder bin auch ich in einer frommen Täuschung wie er? — Die Lage der Griechen war allerdings verlassen genug; auch in Deutschland ward sie noch immer tief empfunden. Alle Zerwürfnisse der Zeit, heißt es in einem Briefe an Perthes, verlieren ihre Wichtigkeit vor dem ungeheuren Schicksal, welches in der grausenhaften Aufopferung der flehenden Griechen in die Zeit eingetreten ist. Ihr Blut wird über Europa kommen und die Könige haben sich nicht zu beklagen, wenn die asiatischen Horden religiöser Fanatiker unseren Welttheil zerfleischen. — Aus eigenen Kräften hatten die Griechen sich Ende 1822 und Anfang 1823 ihre fast verlorene militärische Stellung wieder gewonnen. Daß die Türken es durch ihre Verkehrtheiten den Griechen leicht gemacht haben, sich zu halten, schrieb im Februar 1823 ein Freund an Perthes, thut der Bedeutung der Sache keinen Eintrag. Nie wäre etwas

Großes gediehen, wenn die Feinde desselben ihre Sachen nicht dumm angefangen hätten. Hätte Cyrus statt Xerxes auf dem persischen Thron gesessen, so würden auch die alten Hellenen uns wohl keine Geschichte hinterlassen haben. Daß die europäischen Mächte Griechenland nicht unterstützt haben, erscheint fast wie ein Gewinn; denn alles, was unter solchen Umständen in Griechenland gethan und erreicht wird, ist für die Zukunft weit bedeutender, als größere Resultate sein würden, die durch fremde Mitwirkung erlangt wären. Auch Morea scheint mir jetzt für europäische Cultur gewonnen. Der Aufschwung dieses jungen Jahrhunderts in Recht und Freiheit, in Kunst und Wissenschaft ist doch riesenhaft und könnte den alternden Mann zu dem Wunsche verleiten, über die gewöhnliche Grenze des Lebens hinaus zu leben, um das Ende von dem Anfange zu sehen. — Meine Morgenrothsflügel tragen mich, antwortete Perthes, noch weiter als Sie und weit hinaus über Morea und Griechenland nach Afrika und Asien hin. Ob Morea für die europäische Cultur gewonnen und dadurch ein Land mehr in die Verstandesschnürbrust unserer Zeit gebracht wird oder nicht, scheint mir weniger bedeutend als die Frage, ob Europa noch einmal sich lüften und Spielraum gewinnen kann zur freien Bewegung der vielen Kräfte, die jetzt in enggespannten Schranken verkümmern und verderben. Der Europäer bedarf für die Kräfte des Geistes und des Willens neuer weiter Kreise, und dem sich selbst und die Ruhe suchenden Menschen wäre auch wohl ein Raum zur stillen Zurückgezogenheit zu gönnen, der auf dem offenen Markte Europa's nicht mehr gefunden werden kann. Gerne blickt man nach den griechischen Inselgruppen, von denen die Cultur der Menschheit ausgegangen ist, gerne nach den Küsten, in deren Nähe das Heil der Welt erschien, und mag auch wohl wünschen und erwarten, daß dort noch einmal für die Geschichte unseres Geschlechts ein Vorhang aufgezogen werde. Eine Amalgamirung Europa's und Asiens an ihrer südlichen Grenzscheide, auf welcher schon einmal die höchste Entwicklung geistiger Menschheit sich dar-

stellte, scheint mir im Gange der Geschichte zu liegen. Natürliche Grenzen bilden dort keine Scheidung und Europa bedarf eines Rückhaltes, um im Gleichgewichte zu dem mächtigen aber austrocknenden Leben zu bleiben, was in Amerika hervortritt. Neu richten müssen sich die Menschen; die drei letzten Jahrhunderte gaben das Vorspiel dazu; vielleicht ist unserer Zeit die Haupthandlung beschieden. — Die Welt sieht bunt aus, schrieb am 22. April 1822 Graf Adam Moltke, und scheint noch bunter werden zu wollen. Alle Rechnungen müßten trügen oder große Resultate sind unausbleiblich. Freiheit oder Knechtschaft; va banque. — Die Geschichte Europa's ist im Fluß, schrieb Perthes; ob vom Bösen zum Guten oder vom Guten zum Bösen, das müssen wir abwarten. Fast ein Jahrzehend hindurch haben böse giftige Raisonneurs auf der rechten wie auf der linken Seite alle Thatsachen falsch ausgeprägt und die edelsten Strebungen und Gefühle in der Menschenbrust zu faulen Geschwüren gemacht. Möglich, daß jetzt für den großen babylonischen Thurmbau der europäischen Politik die Glocke der Zeitlichkeit schlägt, aber wird hinter der dunklen Mitternachtsstunde ein neuer Tag erscheinen?

Wie so oft, täuschte auch diesesmal der wirkliche Gang der Dinge alle Meinungen, die man im voraus gehegt; die Jahre 1822 und 1823 waren nicht bestimmt, einen Abschnitt, sondern nur eine Episode der Weltgeschichte zu bilden. Am 7. April 1823 rückte der Herzog von Angoulême in Spanien und am 24. Mai in Madrid ein. Durch die schmählichsten inneren Parteikämpfe waren ihm die Wege gebahnt. Seit der Rede des Königs von Frankreich tragen wir Ultras den Kopf höher, hatte Böhl von Faber Ende Februar an Perthes geschrieben, und meinen, daß die Jacobiner nun auf dem letzten Loche pfeifen; unsere Parteien aber fahren fort, sich gegenseitig zu verfolgen und ahnen keine Gefahr für die hochheilige Constitution. — Sie können sicher behaupten, schrieb er vierzehn Tage später, daß, so schlecht man sich auch in Deutschland die jetzigen Führer der öffentlichen Angelegen-

heiten Spaniens darstellt, man doch nie eine anschauliche Vorstellung von der totalen Nichtswürdigkeit haben wird, die wirklich ist. Selbst die englischen Minister, selbst Liverpool und Canning leben in gänzlicher Verblendung über unsere Zustände und werden deshalb das Schwert Englands in der Scheide lassen. Käme es nur bald zu einer Schreckensregierung bei uns, so würden Europa die Augen aufgehen und wir wären gerettet; aber grade die Rechtlichkeit des spanischen Volkes und dessen geringe Theilnahme an den politischen Fragen wird den gemeinen blutgierigen Demagogen eine Herrschaft in ihrem Sinne unmöglich machen und ihnen Zeit lassen, in der Stille alles Gute zu untergraben und zu vertilgen. — Ob unser spanischer Freund die factischen Zustände richtig sieht oder falsch, heißt es in einem Briefe an Perthes, kann in Deutschland wohl niemand beurtheilen; aber wenn sie auch wirklich so trostlos sind, wie sie ihm erscheinen, so bleibt es doch gewiß, daß der Krieg, so wie er von den Machthabern Frankreichs begonnen ist, darüber entscheiden soll, ob künftig die einzelnen Nationen Europa's ein unabhängiges Dasein haben oder ob eine Universalherrschaft dessen, was eine Partei monarchisches Princip nennt, begründet und allen Nationen in gleicher Weise aufgedrängt werden soll.

Böhl von Faber hatte nur zu sehr recht gehabt und auch in Deutschland schämte man sich der Begeisterung, welche man für die vermeintlichen Freiheitshelden gehegt hatte. Die Spanier haben uns, schrieb ein entschiedener und entschlossener Liberaler im Juli 1823, eben so getäuscht, wie früher die Neapolitaner. Die ganze Politik ist nicht werth, daß man sich damit befasse. Reiner Egoismus bei Staat und Individuen ist an der Tagesordnung und in den Geist der Zeit muß man sich fügen. Die Dinge gestalten sich zuletzt doch so, wie sie sein sollen; die gesellige Ordnung wird nicht zu Grunde gehen, möge das Band, welches sie zusammenhält, aus Blumen oder aus Eisen bestehen. — In Spanien war es allerdings kein Blumenband, welches die französischen Waffen brachten, und mit dem Falle der Revolution in

Spanien war Portugals Geschick entschieden. Auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel war, wie ein Jahr zuvor schon in Italien, die Revolution unter die Füße ihrer rachsüchtigen Gegner gebracht. Dem Namen nach war die legitime Ordnung hergestellt, in Wahrheit aber eine von Wuth und Haß erfüllte Partei zur schrankenlosen Herrschaft gelangt und es ließ sich voraussehen, daß etwas früher oder etwas später ihr dieselbe aufs neue von ihren Feinden streitig gemacht werden würde. Die Griechen waren von Europa den Türken preisgegeben, aber die Ohnmacht des Sultans, der Türkenhaß der Griechen und Rußlands unverwandt auf den Orient gerichteter Blick waren geblieben. Daß das gesammte Südeuropa sich nur in einem provisorischen Zustande befinde, bezweifelten wenige und manche glaubten das gleiche von Frankreich.

In maßloser Leidenschaft wendete sich die öffentliche Meinung gegen die Sieger in Neapel, Portugal und Spanien, vor allem aber gegen Kaiser Alexander, dessen Haltung man die Möglichkeit eines solchen Sieges allein zuschrieb. Wie Modergeruch aus einer Pestgrube widert mich das düstere Gewebe der jetzigen Politik an, heißt es in einem Briefe an Perthes. Noch einmal hat die Hölle triumphirt. Wohl weiß ich, daß ihr Reich nicht immer dauern, sondern der Schlange der Kopf zertreten werden wird; aber so lange wir leben, werden wir auch nicht einen Strahl des kommenden Morgens sehen. — Auch ich fürchte die Revolution und hasse sie, schrieb ein anderer, aber der jetzt vom Osten herbeigerufene Popanz wird sie nicht beschwören, sondern vermuthlich die faulige Gährung fördern und den Satan der Revolution überall in seinem verborgenen Abgrunde aufrühren und Verderben über Europa bringen. Denn das ungeheure russische Reich ist innerlich ohnmächtig und die jüngeren Kräfte und der Reiz der öffentlichen Meinung ist in ganz Europa für die Revolution. — Die Ereignisse unserer Tage, schrieb dagegen Perthes, zeigen nicht allein dem tieferen, sondern auch dem nur denkenden Menschen den Finger Gottes in der Geschichte. Frankreich wird durch seine Stellung

zu Spanien fester und fester dem Westen verstrickt, Rußland muß seine Blicke und Kräfte nach Osten wenden, mag es wollen oder nicht. Abermals sind wir Deutsche dem Zusammenstoße der Waffen entzogen und sind wiederum aufgespart, um die Bestimmung, die wir in der Weltordnung haben, zu erfüllen. Mir kommen die Deutschen wie die echten Nachfolger der Juden vor. So wie diese abgeschlossen von allen anderen Völkern das Gesetz bewahren sollten, so wird unter uns ein Same der Frömmigkeit, der Freiheit, der echten Weltbildung bewahrt, um ihn unter den verschiedensten Formen nach allen Seiten hin mitzutheilen. Als die Juden zerstreut wurden, sammelten sich die Germanen; manche babylonische Gefangenschaft ist schon überstanden und der Herr hat uns immer wieder zusammengeführt und bewahrt, und hat uns jetzt wieder eine Frist vergönnt, um uns in uns zu sammeln unserem geschichtlichen Berufe gemäß. Helfe Gott, daß wir die uns gegönnte Frist nicht verschmähen und vergeuden!

Die politischen Institutionen Deutschlands und der Liberalismus 1822—1825.

Der seit 1819 allgemein bemerkbar gewordene feindliche Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthanen hatte sich schärfer und gefährlicher ausgebildet und drängte die Aussicht zurück, daß Deutschland die ihm inmitten der europäischen Verwickelungen vergönnte Ruhe benutzen werde, um sich selbst zu kräftigen und zu gestalten. Mißtrauen, Furcht und Polizeigelüste griffen unter den Regierungen immer weiter um sich. Der Obrigkeit entgegen zu sein, den bestehenden Gesammtzustand als unhaltbar und unwürdig zu behandeln und dessen einzelne Gebrechen mit Schadenfreude aufzudecken, das galt anderseits weit und breit als Zeichen poli-

tischer Einsicht und als Beweis eines politischen Characters. Die neue politische Ordnung, deren Erringung die herrschende Zeitrichtung als ihre Aufgabe ansah, trug nicht mehr, wie die Männer von 1813 und 1817, wenn auch noch so unklar, gewollt hatten, einen national eigenthümlichen, dem deutschen Sinne und der deutschen Geschichte entnommenen Character. Die begehrten Verfassungen sollten vielmehr allein aus dem politischen Verstande, der zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe sei, hervorgehen, sollten keine Unterordnung unter eine gegebene Autorität zur Voraussetzung haben und im wesentlichen überall dieselben sein und gleiche Gültigkeit für jede Nation und jedes Land haben. Einem Liberalismus, der in dieser Richtung sich bewegte, stand Perthes seiner ganzen Natur nach scharf und entschieden entgegen, mochte es sich nun um die Verfassung der einzelnen deutschen Staaten oder um die Verfassung Deutschlands handeln.

Die Menschen wollen regiert werden und müssen regiert werden, schrieb er einmal, und weil sie nur von Menschen regiert werden können, hängt jeder Regierung eine menschliche Zuthat an, sei es ein Hofmarschall oder ein Küchenjunge, eine Bürgermeisterperücke oder ein Corporalstock. Darüber, so wie Sie es thun, sich zu ärgern und zu ereifern, bringt uns keinen Schritt weiter, und wenn Ihr politisches Götzenbild aus Frankreich oder Nord- oder Südamerika wirklich bei uns aufgerichtet würde, so hätten wir doch nichts weiter als einen neuen Baal, der bersten würde, sobald seine Zeit gekommen. — Sie nennen, schrieb Perthes ein anderesmal, die ausschließliche Majestät des Gesetzes ein Wort feinen, reinen Klanges, ein Wort tiefen Sinnes. Nun ja, fein in die Ohren unserer Zeit klingt es allerdings, aber tief ist es nicht, sondern nichts als eitel Schall und Klang. Majestät des Gesetzes ohne Autorität des Gesetzgebers ist ein Wort ohne Sinn; die Majestät will einen Leib haben, einen monarchischen oder meinetwegen auch einen republicanischen; das Gesetz setzt eine schon vorhandene, gegebene, nicht gemachte Obrigkeit voraus und grade

diese leugnet das Willkürsgelüste unserer Zeit bald in dieser bald in jener Form. — Dummheiten machen die Regierungen genug, hatte ein Freund an Perthes geschrieben, beinahe so viel, wie wir selbst; aber zugeben muß ich Ihnen, daß nicht ein einziger Staat in Deutschland ist, der unter dem Drucke wirklicher Tyrannei seufzte; nirgends in Deutschland drängt die Gegenwart, sondern überall die Reflexion über die Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft zu dem Streben nach Constitutionen. Aber anders als Sie halte ich auch ein solches Streben für berechtigt und glaube, daß es, sofern nur der Hochmuthsteufel nicht zur Herrschaft kommt, ein gutes Ziel erreichen kann. — Ich weiß es ja wohl, antwortete Perthes, daß unsere Zeit wie jede andere nach einem besseren gesellschaftlichen Zustand streben kann und soll. Der Jugend verarge ich es auch nicht, wenn sie in dieser oder in jener Verfassung das Heilmittel alles politischen Übels sieht; aber das reifere Alter, welches noch nicht schwach ist, hat doch auch sein Recht. Die Menschen und ihre Verhältnisse, nicht die Verfassungsformen derselben sind die Wurzel des Übels; die Verfassung kann die Zustände, die sie vorfindet, ordnen, aber sie macht schlechte Zustände nicht gut, schwere nicht leicht. Daß das patriarchalische Verhältniß des Fürsten zu seinen Unterthanen verschwunden und nicht wiederherzustellen ist, darf niemand leugnen; aber daraus folgt nicht, daß der Fürst, wie unsere Liberalen doch eigentlich wollen, ein überflüssiges Übel geworden sei, welches höchstens noch als Schemen neben dem verantwortlichen Minister einen Platz finde. Wer die deutschen Liberalen und Radicalen kennt, der muß die Nothwendigkeit eines strengen monarchischen Regiments anerkennen und kann keine Verfassung wollen, neben welcher dieses nicht Raum hat. Nicht das ist die Frage, ob der deutsche Staat einer Verfassung bedürfe, sondern welcher Verfassung er bedürfe. — Dem Deutschen fehlt, schrieb Perthes ein anderesmal, die Schnelligkeit des Urtheils, weil er nicht wie der Franzose nur mit dem Verstande, sondern stets mit dem ganzen

Menschen urtheilt. Dem Deutschen fehlt das practische Talent, weil er sich nicht wie der Engländer an dem grade Vorliegenden und Nächsten, was zu thun ist, genügen läßt, sondern tausenderlei entferntere und tiefere Beziehungen, die sich anhängen, mit bedenken und bewältigen will, die der Engländer gelassen bei Seite schiebt, wie wenn sie gar nicht vorhanden wären. Der Deutsche bedarf, um richtig zu urtheilen und kräftig zu handeln, vor allen Dingen Zeit und ruhige Sammlung. Die Formen aber, die jetzt für die Verhandlungen der Ständeversammlungen verlangt werden, zwingen die Menge der Abgeordneten, binnen wenigen Stunden sich über wenig bekannte Verhältnisse ein Urtheil zu bilden; sie überraschen durch den Einfluß der wenigen, die behende zu reden verstehen; sie zerstreuen durch die theatralischen Effecte und geben auch dem Bornirten, dem Listigen, dem Hämischen, dem Bissigen ein entscheidendes Übergewicht, sobald er nur weiß, wie eine große Versammlung gehandhabt werden muß. Mancherlei Verfassung kann gut sein für den Deutschen, die declamatorische aber ist gewiß schlecht für ihn.

Neue Verfassungen waren seit den Freiheitskriegen in einer Anzahl deutscher Staaten gegeben; die öffentliche Meinung aber behandelte sie bald mit mißachtender Gleichgültigkeit, weil sie nicht brachten, was von ihnen erwartet war, und als im Sommer 1823 in Preußen die Gesetze über Anordnung der Provinzialstände erschienen, wurden sie mit lautloser Stille aufgenommen. — Eine wahre Schmach ist es für Deutschland, schrieb ein Freund an Perthes, daß die erste offene und eingehende Würdigung dieser Gesetze von dem Journal des Debats gebracht worden ist; aber freilich die Wortführer in Deutschland haben keine Ursache sich zu freuen, wenn ihnen ein scheinbarer Vorwand des Schmollens, des versteckten Angreifens und Zusammenrottens entwunden wird. — Institutionen für die Gemeinden, Friedensgerichte und einiges andere der Art kann man für Deutschland schaffen, aber ein mehreres wüßte ich nicht zu geben, äußerte Niebuhr 1824 gegen Per-

thes. Was haben die Provinzialstände dem Kronprinzen, der sehr geneigt war sie zu hören, vorzulegen vermocht? Nichts, gar nichts, was zu brauchen war. Das lag nicht in der Art des Berufens; denn auch bei der freisten Wahl wäre es nicht möglich gewesen, tüchtigere Männer als die jetzt berufenen zu finden. Wer eine Verfassung begehrt, möge die Männer ins Auge fassen, welche nach derselben die Ständeversammlung bilden würden. Als N. mich mit der holsteinischen Verfassung langweilte, fragte ich ihn nach den Personen, auf die er rechne. Fünf Männer wußte er mir zu nennen und keinen mehr.

Die herrschende Zeitrichtung, welche nach verwundbaren politischen Angriffspuncten suchte, glaubte sie in der Bundesverfassung leichter noch als in den Landesverfassungen zu finden. Der Bundestag sorgte für Fortführung der demagogischen Untersuchungen, sprach aus, daß den Lehren und Theorien der Schriftsteller und Gelehrten über das Bundesrecht kein Einfluß auf die Verhandlungen in Frankfurt zu gestatten sei, beschränkte die Bekanntmachung der Bundestagsprotocolle und verlängerte die Karlsbader Schlüsse auf unbestimmte Zeit; im übrigen aber bezog sich vom Sommer 1822 bis zum Sommer 1830 seine Thätigkeit nur auf die Verhältnisse des Reichskammergerichtsarchivs zu Wetzlar, auf die Courtoisie der mediatisirten Fürsten, auf die Stellung des Hauses Schönburg, auf die inneren Streitigkeiten des Hauses Reuß und einige andere Verhältnisse ähnlicher Art. Noch bis zum Jahre 1823 hatten einzelne Männer namentlich in den kleineren Staaten die Hoffnung festgehalten, daß sich der Bundestag zu einer Schutzwehr gegen Willkür und Gewalt gestalten werde. Es hat sich, schrieb um diese Zeit ein mithandelnder Freund an Perthes, eine aus den Bevollmächtigten der kleineren Staaten gebildete schwache Majorität durch energisches Festhalten an Recht und Gesetz der Willkür und Übermacht furchtbar gemacht und ihre würdige Stellung auf eine so ruhmvolle Weise behauptet, daß man in ganz Deutschland seine große Freude daran haben würde,

wenn die Klugheit nicht geböte schonend zu schweigen. In diesem Augenblicke wieder sind Recht und Willkür in dem lebhaftesten Kampfe begriffen und allen Anzeichen nach wird ersteres abermals siegreich das Feld behaupten. — Als aber im Sommer 1823 der würtembergische Gesandte von Wangenheim und der kurhessische von Lepel, wie schon früher Herr von Gagern, abberufen werden mußten, trat Haß gegen den Bundestag als allgemeine Stimmung hervor. Auch in den Briefen an Perthes wurden keine Stimmen mehr laut, die den Bundestag vertheidigten. Ich wünsche fort aus Frankfurt, schrieb ein mithandelnder Freund an Perthes. Es ist nicht länger möglich etwas zu erwirken, oder etwas zu verhindern, was der Mühe werth wäre, und ich kann meine Zeit besser anwenden, als leeres Stroh dreschen zu helfen und meinen Namen unter Protocolle zu setzen, deren Inhalt meiner Überzeugung zuwider ist. — Es ist ein wunderliches Ding um eine aus Bevollmächtigten verschiedener Staaten gebildete Versammlung, schrieb ein in diplomatischen Verhandlungen sich abmühender Freund um dieselbe Zeit an Perthes; jeder soll, um das eine zu gewinnen, das andere aufopfern; der uralte Zwiespalt zwischen Individuum und Gemeinschaft tritt grell an den Tag und ganz andere Schwierigkeiten bieten sich dar, als wenn man in seiner Stube Deductionen und Berichte ausarbeitet oder in einem Collegio mit guten Landsleuten berathet und decretirt. Wer schnell ist und den Gegner so stellt, daß dieser ohne Inconsequenz, die man mehr fürchtet als Ungerechtigkeit, nicht zurück kann, der hat den Vortheil, und dennoch zeigt sich auch in diesen Verhältnissen deutlich die Macht des Rechts und der Öffentlichkeit; ohne Scheu vor der letzteren wäre ein Übereinkommen in gemeinsamen Angelegenheiten gradezu unmöglich. Ich habe auch diesesmal wieder manches gelernt und bewundere mehr als je das, was 1814 und 1815 der Wiener Congreß geleistet hat. Ohne den Geist Gottes, der damals die Gewässer erregt hatte, wäre auch das wenige nicht möglich gewesen. Nun ist der Geist verflogen und das Gewässer wieder stille

geworden und das Element wieder so unregierlich geworden als je und das Flüssige neigt sich zum Starren. Bei alledem aber ringt die Gesellschaft nach einer vollendeten Ausbildung und wird sie selbst durch die Bestrebungen erlangen, durch welche sie verhindert werden sollte. Die heilige Allianz ist ein Gedanke, der nicht wieder untergehen wird, aber sie wird eine europäische Gemeinschaft schaffen ohne Jesuiten und ohne Ultras. Die Bundespreßgesetze sind die Mittel geworden, eine Übereinstimmung in der Gesetzgebung für die deutschen Staaten herbeizuführen; der Preßzwang wird aufhören, aber die durch ihn erzielte Übereinkunft wird dereinst für andere Zweige des Rechts wirksam werden.

Weil die Form, in welcher die Bundesverfassung erschien, den Ansprüchen nicht genügen konnte, welche Deutschland zu machen das Recht hatte, waren die meisten geneigt, die Bundesverfassung überhaupt als Verfassungsform für Deutschland zu verwerfen. Perthes aber war anderer Ansicht. Ein Staat, ein Reich im heutigen Sinne des Wortes ist Deutschland, schrieb er einmal, vielleicht nie und gewiß seit Jahrhunderten nicht gewesen, und doch sind wir heute noch Deutsche durch und durch und sind noch lange nicht am Ende und werden das Salz Europa's bleiben, wie wir es stets gewesen sind, wenn auch in neuer Form. Sehe ich mir den Gang unserer Geschichte an, so kann ich nicht finden, daß er zu einer anderen Verfassung als zu einer Bundesverfassung führen konnte. Unser Weg ist lang und nur langsam gehen wir auf demselben vorwärts; aber in Demuth müssen wir der Weltregierung danken, daß sie uns Zeit ließ, Erfahrungen zu sammeln und uns Kraft gab, in Zeiten, in denen äußere Gewalt und innere Versumpfung über uns einbrach, mit Geist und Kraft aufzustehen, den äußeren Dränger abzuschütteln, den inneren Stillstand zu beleben und wieder fortzuarbeiten an unserer eignen Gestaltung.

Föderativer Art war der Zusammenhang der Deutschen, schrieb er ein anderesmal, ist es jetzt wieder und wird es bleiben. Das ist eine Form des politischen Zusammenseins, wenig geschickt ge-

genüber dem äußeren Feind und nicht geeignet, um mit dem Schwerte zu erobern; aber so locker das Band auch ist, welches die Deutschen zusammenhält, der Teufel soll nur kommen, sei es in despotischer oder demagogischer Gestalt, er wird die Nation schon bereit finden, wenn auch nicht gleich, doch bald. Wahr ist es, besinnen müssen wir uns erst eine Weile, bevor wir handeln, und der Druck, den man auf uns üben will, muß uns erst zu Kopf gestiegen sein; dann aber geht es auch, das ist uralte Erfahrung. Mit dem Schwerte zu herrschen sind wir nicht bestimmt, aber als ein auserwähltes Volk sollen wir die Tiefen des Christenthums und innere und äußere Freiheit bewahren für die ganze Welt und ob wir in anderer als der Bundesreform die Keime entwickeln könnten, die grade in uns liegen, ist mir mehr als zweifelhaft. — Eine geistige Einheit ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Deutschen hervorgebildet, schrieb er um dieselbe Zeit, wie sie früher niemals bestanden hat; der Aufschwung der Wissenschaften, die Herstellung unserer Sprache, das Bestehen einer Gesammtliteratur bindet unzerreißbar die verschiedenen deutschen Stämme aneinander. Für diese Entwickelungsgeschichte des geistigen Zusammenhangs unter den Deutschen ist die Geographie des Buchhandels sehr unterrichtend. Vor vierzig Jahren standen Östreich, der größte Theil von Süddeutschland, die Rheingegenden und Westphalen mit einzelnen wenigen Ausnahmen nicht in Verbindung mit dem Buchhandel des übrigen Deutschlands, zum sicheren Beweise, daß die deutsche frisch aufwachende Literatur allen diesen Gegenden fremd und gleichgültig war. Jetzt ist ganz Westphalen, der Rhein bis Aachen und Trier, ganz Baiern, Tyrol bis Botzen, die Schweiz mit Luzern, Aarau, Basel durch Buchhandlungen besetzt und das gute, zum Theil glänzende Gedeihen derselben beweist, in welchem Grade die deutsche Literatur überall in Deutschland Lebensbedürfniß und gemeinsames Eigenthum geworden ist. Auch die auswärts zerstreuten Deutschen haben sich an der deutschen Literatur gesammelt und selbst Fremde

unter deren geistige Herrschaft gebracht. So wie schon früher Dänemark, Schweden, Kurland und Liefland im deutschen literarischen Verein standen, so ist jetzt auch Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn und die Niederlande in denselben eingetreten; in Warschau, Hermannstadt, Pesth und Kaschau, in Rotterdam, dem Haag, Amsterdam, Brüssel gedeihen deutsche Buchhandlungen; drei Londoner Buchhandlungen stehen in deutschem Verkehr und mehrere Pariser haben Commanditen in Leipzig. Dieser geistige Zusammenhang der Deutschen, der in dem Buchhandel sich einen Leib geschaffen hat, ist einzig und allein aus der Nation ohne alles Zuthun, ja unter Widerstreben der politischen Gewalten hervorgearbeitet, und mag der politische Bund mit seinem Bundestag sich gestalten wie er will, der geistige Bund der Deutschen mit seinem Buchhandel wird uns als Einheit halten und wird, wenn die Geschichte es fordert, zum zweitenmal wieder ein einiges und kraftvolles Auftreten möglich machen, wie wir es in den Jahren 1813 bis 1815 erlebt haben. — Der deutsche Bundestag ist, äußerte Perthes bald darauf, die einzige vorhandene politische Form für die Idee der Nationaleinheit, und so weit Menschen sehen können, werden wir eine andere nicht erhalten. Unsere Pflicht und unsere Aufgabe also ist es, diese Form zu pflegen und zu ehren, damit sie mehr wird, als sie ist; wir sollen uns hüten, nicht durch feindliche Angriffe das einzige, was wir haben, zu zerstören.

So schadhaft, so rettungslos verloren erschienen die politischen Zustände Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten, daß auch Männer, welche den Liberalismus nicht als Gesundheit anerkennen konnten, in ihm doch den Weg und das Mittel zur Gesundheit zu finden glaubten. Von der Monarchie, wie sie in den letzten Jahrhunderten war, müssen wir loskommen, heißt es in einem Briefe an Perthes, oder alles geht unter. Als Heilmittel der allgemeinen Krankheit, an welcher Europa darniederliegt, hat die Geschichte den Liberalismus dem Menschenge-

schlechte bereitet. Er wirkt als einzig noch übrige Arznei auf alle Theile des gesammten durch und durch zerrütteten Organismus. Das wahre Genesen freilich wird erst dann eintreten, wenn die Crisis, welche durch die hastige Arznei herbeigeführt werden wird, glücklich überstanden ist. — Auch Perthes hatte sein Auge nicht gegen das Krankhafte der deutschen politischen Zustände verschlossen; aber in dem Liberalismus sah er nicht eine Arznei, welche zur Gesundheit, sondern ein Gift, welches zum Tode führen werde. Sie kennen nicht wie ich, schrieb er 1824, die raisonnirenden Lärmer und deren keckes Aufstellen von Grundsätzen in Verfassung, Verwaltung und Recht ohne alle Kenntniß der Menschen und des Volkes, ohne Ahnung eines göttlichen Gesetzes, ohne Wissen und Gefühl von Freiheit, ohne historischen Grund und Boden; Sie kennen nicht das schale Gewitzel, die platte Anecdotenjägerei deutscher Professoren, Schulmeister und Literaten. Was kann das schaden, fragen Sie, es ist ja alles ohne Saft und Kraft. Ja wahrlich, das ist es und unmittelbar wird es auch auf das Volk keinen Einfluß gewinnen; aber es verwirrt Sinne und Verstand von Hause aus, das heißt vom Gymnasium und von der Universität aus, und bringt dadurch den schalen Mischmasch allmählich in die ganze jüngere Beamtenwelt, in die Advocaten, Ärzte, Pfarrer hinein. Schon jetzt glauben diese Stände in anmaßender Eitelkeit und Unzufriedenheit mit einemmale alles besser machen zu können. Auch das hat keine Gefahr, sagen Sie, das deutsche Volk ist zu treu, träge, gehorsam und wohnt zu weit auseinander und hat keine Hauptstadt. Allerdings eine Hauptstadt haben wir nicht, aber große Städte sehr viel, und das Auseinanderwohnen gilt nur für Norddeutschland. Die Bauern sind freilich nur ein Material, aber ein Material, welches leicht bearbeitet werden kann, und jedes Dorf hat seinen Raisonneur und seinen Schullehrer. Sind einmal Begriffe und Gefühle verwirrt, so findet der Ehrgeizige, der Nichtshabende, der Lärmmacher und Taugenichts leicht sein Fahrwasser und sein Handwerkszeug. Leicht

vereinigen sie sich, leicht gewinnen sie einige Enthusiasten, manche einfältige Pfarrer und viele rabulistische Advocaten. Die Pfarrer schreien in bester Meinung: Um euch in Dummheit und Knechtschaft halten zu können, rufen eure Fürsten den Papst sammt Ohrenbeichte und Messe wieder ins Land; der Advocat spricht mit giftiger geläufiger Zunge von der nahen Wiedereinführung der Frohnden, der Triftgerechtigkeit und von der Vorenthaltung der Holzungen und Jagden; die Professoren predigen von der Sünde wider den heiligen Verstand und wider die von ihnen aufgestellten alleinseligmachenden Theorien. Käme ein Thomas Münzer, er würde seine Leute wohl finden. So weit ist es heute noch nicht, das weiß ich wohl, aber die Verwirrung nicht allein der Begriffe, sondern auch der Gesinnungen ist schon heute da in übergroßem Maße und die Vorbereitungen gefährlicher Menschen, diese Verwirrung zu benutzen, sind bereits gemacht.

Dieses Volk der liberalen Sprecher und Schreiber redet von Freiheit und Recht, schrieb Perthes ein anderesmal, von Staatsbürgern und Verfassung, und fragt man, was das sei, so bleibt die Antwort aus. Recht gelehrte Leute sind darunter, aber alle die Geschichte, die sie von Anbeginn an in allen Zungen, sanscritisch und persisch, griechisch und lateinisch herzuerzählen wissen, ist ohne Kraft und Saft in ihren Adern versauert. Was deutsch ist, haben sie trotz aller historischen Studien nicht gelernt, sondern geben leere Abstractionen oder politische Früchte fremden Lebens als Forderungen aus, welche die deutsche Geschichte stelle. Die Kraft zu einem freien Handeln ohne Rücksicht auf die zujauchzende Menge, die Kraft zu Opfern, die nicht glänzen und schillern, kennt die große Mehrzahl des Schreivolkes nicht; über Fürsten und Adel schimpfen sie, aber dem Zimmermann oder Schuster gegenüber geberden sie sich vornehm — ablehnend oder verlegen — herablassend wie ein neugebackener Edelmann. Was nicht so regelrecht spricht und so geläufig schreibt, wie diese Helden von der Feder, das ist alles Canaille, und mit aller ihrer Liberalität wür-

den sie es in den Mühen und Arbeiten einer Republik nicht vier Wochen aushalten. Wie wahr ist doch der Ausspruch, daß man, um richtig zu urtheilen, nicht allein den Stolz und die Despotenlust der Großen, sondern auch die der Kleinen erfahren haben muß! Ich kenne einen jungen Mann, der sich mit Leidenschaft dem Studium der Republiken hingab, um in ihnen eine neue Waffe für seinen Liberalismus zu finden, aber nach einem Jahre schon ging er als Royalist aus diesen Studien hervor. — NN. ist ein redlicher und um sein Land hochverdienter Mann, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, aber er hat sein Inneres, in welchem ihm früher eine andere als eine bloß äußerliche Ansicht und Aussicht über die Menschen und deren Geschick wohnte, mit unruhigem ehrgeizigem Streben nach Weltzwecken überschüttet. Recht deutlich ist an diesem Manne zu sehen, daß die Liberalen, wenn sie Kraft besitzen, fast ohne Ausnahme Despoten arger Art sind. Über die Freiheit, die sie dem Geschlechte erstreben, vergessen sie den einzelnen und das einzelne; um allgemeines Wohlsein zu verbreiten, treten sie unbedenklich die Persönlichkeiten zu Boden. Wohl ist es wahr, daß die geistreichen Servilen, welche die menschliche Ordnung anbeten und zur Freiheit des Christen nicht kommen, sehr oft im Alter dürre langweilige Philister werden; aber nicht weniger dürre, langweilig und philisterhaft werden die gescheiten Liberalen, so brausend und weltstürmend sie auch in jungen Jahren auftraten. — In den letzten Wochen hatten wir, heißt es in einem Briefe an einen anderen Freund, ein paar liberale Gelehrte hier. Zuerst den alten Wachler, den ich als Gelehrten achte und der mir als ein seltenes Exemplar academischen Haudegens interessant ist. Mir war seine Anwesenheit sehr ergötzlich, denn er hat durch seinen unverhohlenen Democratismus selbst die erklärtesten hiesigen Liberalen stutzig gemacht. Es ist sehr klug von den Regierungen, ihn laufen zu lassen; sie sollten ihm freien Platz auf der Schnellpost geben, denn er bekehrt mehrere zum Monarchismus, als Adam Müller und seine Freunde. Auf Wachler folgte

Luden. Es ist ein guter Mensch und schätzenswerther Mann, aber nach Art der Gelehrten eitel; von Natur ein eingefleischter Aristocrat, ist er zum Liberalismus gekommen er weiß nicht wie, das heißt hinter der Öllampe und vor dem Tintenfaß. Wenn dieser Mann reinen Sinn hat für Bürgersinn und ein Herz für das Volk, so will ich ein Democrat sein bis über die Ohren. Da Wachler mich geküßt und Luden mich besucht hat, so meinen nun die hiesigen klugen Leute, sie hätten sich bisher in mir geirrt und ich sei eigentlich ein Clubbist unter aristocratisch-papistischer Maske. Sehr merkwürdig bleibt mir der Liberalismus so vieler supranaturalistischer Theologen, da doch der Liberalismus auf dem politischen Gebiete dasselbe ist, wie der Rationalismus auf dem theologischen. — Wie wenige der jetzigen Lärmmacher haben den Trieb, sich gründlich zu unterrichten, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Raisonniren, Urtheile fällen, sagen, wie es hätte besser gemacht werden können, das verstehen alle, aber weder rückwärts noch vorwärts ist eine Einsicht. Mir fällt oft unser alter v. X. ein, der zur Zeit der Feldzüge die Generale meisterte und wahrlich nicht wußte, ob die Pyrenäen ein Fluß oder eine Stadt seien; zeigte man ihm eine Landkarte, so ward er verdrießlich-langweilig. So meistert man jetzt die Regierung, Verfassung, Verwaltung, Freiheit und Gehorsam, Religion und Sitten. Ich mag kaum mehr reden und reden hören und die älteren Männer sind die schlimmsten. — Über allen Glauben klagt und raisonnirt man hier, heißt es in einem Briefe, den Perthes 1824 aus Frankfurt schrieb. In Mainz war ein Geschrei und ein Lärm an den Wirthstafeln, wie wenn allen das Messer an die Kehle gesetzt sei, und dabei frißt und säuft das Volk, tanzt und erlustigt sich, als ob fröhlich sein auf Erden seine einzige Bestimmung wäre.

Die revolutionären Bewegungen im südlichen Europa hatten einzelne Ausläufer bis nach Deutschland gehabt und politische Geheimverbindungen hier und da hervorgerufen. Seit dem Frühjahr 1824 verbreiteten sich Gerüchte über das Eintreten neuer po-

lizeilicher Verfolgungen und gerichtlicher Untersuchungen. Der Herr von Münch ist zu Ostern nach Wien berufen, schrieb Ende März ein Freund an Perthes, ohne Zweifel deshalb, weil Metternich irgend etwas besonderes am Bundestage vorbringen will. Wenn Sie nach Frankfurt kommen, so erkundigen Sie sich doch, was man dort davon meint. Sollten Sie auch sicheres nicht erfahren, so ist in diesem Augenblick schon die Meinungen der anderen Gesandten zu wissen interessant. — Spotten Sie nicht, schrieb Perthes Anfangs Juli 1824, über den davon gelaufenen geheimen Bund. Er ist nicht davon gelaufen, sie haben ihn nur zu sicher und wenn sie ihn nicht hätten und nie bekämen, so wäre dessen Bestand mir um nichts weniger gewiß. Ich träume nicht, ich meine nicht, ich weiß. — Bei den jetzigen Untersuchungen handelt es sich, schrieb Perthes etwas später, um ganz andere Dinge und um ganz andere Menschen als bei denen von 1819. Damals lag Vaterlandsliebe und deutsches Gefühl der Bewegung zum Grunde, obschon ich am wenigsten leugnen werde, daß sie mit Irrthum und Verirrung reichlich vermischt war; heute aber haben wir mit einer revolutionären Verschwörung zu thun, die gleichen Kern hat wie die Empörungen in Spanien und Italien, gar nichts Deutsches in sich trägt, keinen Zusammenhang mit der freudigen und muthigen deutschen Begeisterung von 1813 und nur wenige und keine unmittelbare Berührungen mit der Burschenschaft, dem Turnwesen und dem Wartburgsfeste hat. Wenn die Regierungen diesen großen Unterschied übersehen, so werden sie vielen wackeren Männern unrecht thun und sich selbst schaden. Ich bin fest überzeugt und spreche es so oft und so laut wie möglich aus, daß in der jetzigen Verschwörung sich keine Enthusiasten von 1813 und 1817 finden können und daß es ein Unrecht und eine Unklugheit ist, Männer wie Arndt und Welcker, wie Görres, Fries und Oken damit in Verbindung zu bringen. Der spanische Corteschwindel und die neapolitanisch-piemontesische Revolution hat die jetzt verfolgte Richtung erzeugt und bis mitten hinein nach

Deutschland ist sie vor allem aus Paris durch schweizer, würtemberger und badische Liberale gedrungen; die Führer sind eingefleischte Revolutionärs und tragen nicht nur andere Kappen, sondern unter dem anderen Visir auch ein anderes Antlitz. — Die Köpeniker Untersuchungen werden ernste Resultate ergeben, schrieb ein Freund an Perthes, das glaube auch ich. Es ist nicht bei dem bloßen allmählichen Hineintreten der Jacobinischen Grundsätze in die bürgerliche Welt geblieben; man wollte auch ein mouvement à la Quiroga; nicht Enthusiasten, aber wohl Egoisten von 1813 sind im Spiel, die damals auf irdischen Gewinn mitzogen und sich nachher vernachlässigt glaubten. Wenn auch unsere deutsche academische Kathederweisheit nur unwissend dem versteckten Teufel gedient hat, so haben diese überstolzen und hochmüthigen Theoretiker doch viel tausend junge Leute auf ihrer Seele, denen sie den Verstand verwirrt haben und die nun, wenn sie auch in keine verbrecherische Verbindung verwickelt sind, dennoch mit verkehrter Richtung in die bürgerliche Welt eintreten und ihr Leben im ersten Zuschnitte verdorben haben.

Am 16. August 1824 beschloß der Bundestag die provisorischen Maßregeln zur nöthigen Aufrechthaltung der inneren Sicherheit und öffentlichen Ordnung im Bunde. Mich haben die Bundesschlüsse nicht bestürzt gemacht, schrieb Perthes. Hätten die Regierungen gewartet, bis die Vorbereitungen ihrer Feinde vollendet gewesen und an den Tag gekommen wären, so hätte leicht jedes Entgegentreten zu spät und vergeblich sein können. Dem einfachen Wortlaute nach finde ich alles, was der östreichische Gesandte gesagt hat, gut und wahr, und etwaiger Hinterhalt scheint mir nicht furchtbar. Die Schlüsse werden manches Böse und Gefährliche verhindern und sollen sie bestimmt sein, die freie Bewegung der einzelnen und der Nation zu unterdrücken, so würde solcher Versuch scheitern an dem Geiste unserer und der nächsten Zeit. Wohl mag es sein, daß die Bundesversammlung nur durch das östreichische Präsidium halb wider Willen zu diesen Schlüssen

gebracht ist, aber des starken Präsidiums freue ich mich und fürchte nicht Östreich; sondern die alte Reichstagsgewohnheit des: so viel Köpfe, so viel Sinne. — Auch ich halte das jetzige Auftreten der Regierungen nicht für das richtige, schrieb er einige Wochen später, aber ich finde den Mißgriff nicht in dem positiven Auftreten gegen die Übelgesinnten, sondern in dem negativen Character aller Maßregeln. Nichts ist gethan, wodurch die Wohlgesinnten befriedigt werden könnten, und der Kern des Treibens der jetzigen Machthaber ist doch auch nur ihr armes elendes Ich; die Majestät wollen sie, aber nicht für die Einrichtung Gottes, sondern für den Glanz und die Macht einer Person. Wenn nur die Könige blieben und die Kammerherren und die Minister, so würden sie das Königthum mit trocknem Auge zum Teufel fahren sehen. Für sich und ihretwegen wollen sie erhalten, wie die anderen für sich und ihretwegen zerstören wollen. Vor Gott ist das eine so schlimm als das andere und auch die monarchischen Ichanbeter werden in ihren Verkehrtheiten dahinfahren und sich vertaumeln.

Das Volk kennt niemand, hatte ein Freund an Perthes geschrieben; die Massenbewegungen und alles, was aus denselben herausgährt, geht über unser aller Begriff, und ständen wir selbst mitten im Volk, so wüßten wir noch weniger davon. Aus diesem Gefühl der Unkenntniß und des Tappens im Dunkeln ist die rein negative, hemmende Politik unserer Machthaber erwachsen. Wer in sich nicht das Zeug fühlt, die Massen zu lenken und zu richten, der kann nicht anders als negativ sein. Die Positiven regieren die Welt, weil sie etwas machen, so lautet Ihre Behauptung. Wohl wahr, aber die Negativen halten länger aus, weil sie zusehen und also auch nichts unhaltbares machen, und der Allerpositivste ist ein Tollhäusler, der Allernegativste doch höchstens nur eine Null. Mir wird die Wahl nicht schwer. — Tausendmal lieber Tollhäusler als Null, antwortete Perthes; dem Tollhäusler ist zu helfen, wenigstens in jenem Leben, der Null aber nicht, weder hier noch dort. Übrigens aber gibt es keine Nullen; was Sie

Null nennen, ist ein Minus, und ein Minus ist auch etwas, nur macht es niemand reich und mit ihm ward noch nie ein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Wirken kann man nur, wenn man nach außen entschieden einen und denselben Weg geht, Critik Critik sein läßt und, wenn man auch manchen Stein des Anstoßes, den man selbst nicht wegräumen kann, sieht, das Vertrauen hat, daß Gott schon aufräumen werde. An dem Neinsagen, an dem Critisiren, an dem Widerwillen gegen das was ist und an der Neigung zum Zerstören haftet kein Glück. Das Glück bindet sich nur an die schöpferische Lust und an den auf guten Glauben sich gründenden Muth. Woher sollte das Glück einer Zeit wie der unsrigen kommen, in welcher politisch nur negative Kräfte wirksam sind, in welcher die Regierungen nur zu verbieten, die Unterthanen nur zu critisiren wissen? Zehn Jahre äußeren Friedens hat Deutschland gehabt, aber ich glaube: der Sturm bricht los und bald. Was wir im Orient, in Südamerika, in Westindien, auf der pyrenäischen Halbinsel gesehen haben, läßt sich nicht mit Grundsätzen und Vorsätzen, selbst wenn sie aus dem heiligsten Willen hervorgegangen wären, zurückdrängen. Das Schwert will jetzt sein Recht haben, und nicht einmal das Geld oder vielmehr das Fehlen des Geldes wird es in der Scheide halten können.

Politische Stimmungen und Erwartungen 1822—1825.

Der Kampf, welchen die Regierungen und der Liberalismus in den Jahren 1822 bis 1825 mit erneuter Anstrengung gegen einander führten, rief in vielen Männern, die es ernst mit ihrem Vaterlande meinten, die Überzeugung hervor, daß ein Sieg, möge er nun von den Regierungen oder von dem Liberalismus erfochten werden, Deutschland zum Nachtheil gereichen müsse. Eine verzweiflungsvolle, gedrückte und nur zu leicht gereizte Stimmung breitete sich weiter und weiter aus und das Auge vieler entwöhnte sich gänzlich, das Gesunde und Frische, welches doch auch vorhanden war, zu sehen.

Nirgends erblicke ich einen großen Gang in den öffentlichen Angelegenheiten, äußerte sich Niebuhr im Frühjahr 1824 gegen Perthes; unter allen, welche die Verhältnisse Europa's bestimmen, ist kein wirklich vornehmer Mann, kein wahrer Diplomat mehr, Metternich allein vielleicht ausgenommen. Von allen Seiten dringt die Mittelmäßigkeit auf die Menschen ein und überall dringt sie aus ihnen heraus. Wie in Südamerika nur Indianer- und Negerstaaten ohne alle Individualität entstehen, so wird die politische Plattheit Nordamerika's auch über Europa vordringen und die Gemeinheit vollenden. — Kein Italiener erhebt sich zum Nationalgefühl, sagte Niebuhr um dieselbe Zeit; wie von jeher haßt der Mailänder den Bolognesen, dieser den Florentiner, jeder den andern. Alle würden sich lieber fremde Herrschaft gefallen lassen, als von dem Versuche, sich einander zu unterjochen, abstehen. Kein Geld über die Alpen gehen zu lassen, ist fast das einzige, worin sich alle einigen. Die Italiener zu Christen zu machen, wird immer unmöglich bleiben; Heiden zu werden, sind

sie jeder Zeit fähig. — Das Ministerium Richelieu wollte wirklich, behauptete er ferner, Freiheit und Rechte des Volkes mit der Königsgewalt verbinden, aber seine Absicht scheiterte an der Erbärmlichkeit der Nation, die nur mit einer dependenten Kammer zu regieren ist. In Frankreich wie in ganz Europa sind die Liberalen ohne allen Muth, feige Raisonneurs ohne Kraft und That. Allerdings hat das revolutionäre comité directoire in Paris seit 1815 Neigung zum Handeln gehabt; alle Ausführsversuche seit der zweiten Rückkehr der Bourbons sind von ihm ausgegangen und bezahlt: aber die Parteiungen innerhalb der Partei, von denen die einen Napoleon II., die andern die Republik wollten, machten Gemeinschaft des Handelns unmöglich und die Führer waren lahm. Statt selbst hervorzutreten, ließen sie nur Subordinirte handeln. Jetzt sind sie ganz gebrochen; von dem Napoleonischen Gelde bei Laffitte wird wohl kein Franc mehr übrig sein. Die Regierung hat die Beweise für das alles in der Hand, aber Gebrauch kann sie nicht davon machen, weil viele Pairs, namentlich die von Decazes ernannten, mit in die Untersuchung verwickelt werden würden. In genauer Verbindung mit dem Pariser Comité und für dasselbe thätig waren in Deutschland N.N. und P.P. Was will man in Deutschland und was kann man mit den Deutschen beginnen? Welch ein Ekel diese deutschen liberalen Professoren und welch ein Ekel alle diese Menschen, die sie verfolgen! Im Jahre 1814, als ich die spanische Constitution gefährlich für Europa nannte, war man in den aristocratischen Salons entrüstet über ein so gefährliches Wort; heute hält Graf X. mich für einen Jacobiner. Wie verachte ich die Menschen! Keiner nimmt sich zusammen. Wäre einer da, der Kraft zum bösen Willen hätte, so könnte er alles springen und bluten lassen und — das Volk würde es dulden. — Unser Geschlecht war immer ein gebrechliches, antwortete Perthes schriftlich, und dabei voll kecker Ansprüche; es war immer ein sündiges und dabei voll erhabener Träume. Schon vor hundert Jahren sang Haller: Unselig Mittel-

ding von Engel und von Vieh, du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie; du bleibest stets ein Kind, das meistens Unrecht wählet, den Fehler bald erkennt und gleich drauf wieder fehlet. Aber darf ich, ja kann ich den, der gleichen Geschlechts mit mir ist, verachten, weil er den Stempel des Geschlechts an seiner Stirne trägt?

In den Briefen der verschiedenartigsten Männer an Perthes spricht sich in diesen Jahren man möchte fast sagen ein Genie des Trübsehens aus. An jedem Verhältnisse, an jedem Zustand und an jeder Person die dunkle Seite ausfindig zu machen, lag in dem Character der Zeit. An allen Orten und Enden wachsen Häuser wie Pilze aus der Erde, schrieb der eine, und jeder Fleck des guten und oft auch des schlechten Landes wird mit Sorgfalt und Einsicht bebaut, aber alles mit Schaden und Verlust. Häuser und Äcker sind heute nicht wie in anderen Zeiten Zeichen innerer Wohlhabenheit, sondern nur ein Beweis dafür, bis zu welchen verzweifelten Anstrengungen der Druck, welcher auf dem Emporkommen Deutschlands lastet, die einzelnen anspornt. Nichts als Nothwehr ist der scheinbare Aufschwung unserer Zeit. — Über ganz Deutschland hin verbreitet sich durch die Staatsanleihen und Staatspapiere ein Wuchergeist, schrieb ein anderer, den wir früher nicht kannten und der auf Generationen hin an den Gesinnungen der Menschen zehren wird. — Für mich tritt, schrieb ein dritter Freund, der in bedeutender politischer Stellung sein Leben hingebracht hatte, das öffentliche Leben ungeachtet meiner öffentlichen Geschäfte immer mehr in den Hintergrund. Auf einen einzigen, den es befriedigt und gelohnt hat, kann man Hunderte nennen, die ihre verschwendeten besten Kräfte im Alter beklagen, weil ihre regsame und angestrengte Thätigkeit keinen Erfolg gehabt hat. An belebendem Selbstgefühl verliert der Mann, der fern von Staatsgeschäften steht; aber wer in unseren Staatsgeschäften lebt, büßt als Mensch die Einfachheit und Sicherheit des Lebens ein. — Der Staat ist arm, heißt es in einem Briefe aus Holstein, die Zahl

der Brotsuchenden steigt jährlich und der Werth der wohlfeil ausgebotenen Menschenwaare und damit auch die Gesinnung und innere Haltung der Suchenden und Beamteten fällt von Tage zu Tage. Eine Unzahl dürftigen Adels sperrt für den Bürgerstand den Zugang auch zu den mäßigen Bedienungen. Das gibt auch eine Geschichte und man darf diese Elemente der bevorstehenden Zukunft nicht übersehen. Die Zehnten werden am Ende allmählich abgekauft, aber an dem zweiten Überbleibsel des Mittelalters, dem Geschlechtsadel ohne Grundbesitz, werden wir länger zu würgen haben. Den einzelnen bin ich oft recht gut und viele dauern mich, besonders die Jüngeren, die gute Studien gemacht haben und rechtliche Männer sind, sich aber durchaus aus ihrer Sphäre geworfen finden. Im ganzen aber graut mir vor dem Unwesen. Auch der Beste hat keine Aussichten und wenige haben Vermögen. Nun freien sie als Auscultanten und schnappen nach Amtsschreiberstellen, zu deren Erlangung der Verwandteneinfluß noch eben hinreicht. Furchtbare Aussicht für ein so grafenreiches Land wie Holstein! — Selbst in der redlichen Aristocratie gibt es auch heute noch viele Männer, schrieb Niebuhr an Perthes, die ihre eigenen Ansprüche für unendlich und die jedes anderen für abhängig von ihrer Gunst halten. Viele sehr redliche, ja edelmüthige Edelleute haben keinen Begriff davon, daß auch wir nach Verhältniß unserer Fähigkeiten und Verdienste und daß ihre Bauern überhaupt Rechte haben; daher sie denn, wenn sie etwas für sie sorgen, eine recht rührende Verehrung für sich selbst fassen, die bis zur sittlichen Ausbildung der Tugendliebe steigen kann. — Auf einen grünen Zweig zu kommen, ist der Adel nun einmal nicht mehr bestimmt, schrieb ein anderer, weil er zwar Geld gewinnen will, aber nicht weiß was Geld ist oder doch damit umzugehen nicht versteht. Das brauchte er im Mittelalter auch nicht und darum hätte er auch besser gethan, aus der neueren Geschichte fortzubleiben, in die er doch nun einmal nicht hineingehört. Die Besseren unter ihnen wandeln wie Fremdlinge unter uns umher und

die Schlechten stehen überall im Wege. Grade weil ich so manches Jahr unter dem Adel wie unter Gleichen gelebt habe, weiß ich, was der Adel gilt. — Es hat seine Schwierigkeit, antwortete Perthes, fortzubleiben aus der neueren Geschichte, wenn man einmal da ist, und ich denke, daß der Adel in der doch auch neueren Zeit des vorigen Jahrhunderts sich wohl befand und eine gute Stellung einnahm. Erst in neuester Zeit, seitdem seine Güter mobil wurden und er selbst Geld mit Geld machen wollte, erst seitdem er aus seinem Kreise heraus und in Concurrenz mit dem Handels- und Erwerbsstande trat, hat er gelitten und wird, wenn er sich nicht aus dieser seinem Wesen fremden Luft wieder zurückzuziehen versteht, ohne Zweifel untergehen, aber nicht zum Gewinn des Ganzen. Wir brauchen einen festen Halt, es darf nicht alles beweglich, nicht alles verkäuflich und das Geld nicht die allein bewegende Kraft sein. Festes und Bewegliches muß sich ergänzen, wenn Großes sich bilden soll.

Unsere Zeit kennt ihre Noth und deren Ursachen recht gut, heißt es in einem Briefe aus Berlin, aber nicht die Mittel der Abhülfe. Kraft und Aufschwung ist verschwunden und das Schlimmste eines solchen innerlich stagnirenden Zustandes bleibt, daß jeder an sich allein zu denken fast genöthigt ist und deshalb alle auf den sichersten Weg zum wahren, das heißt sittlichen Ruin sich befinden. Nicht durch Gesetze und Regierungsverordnungen kann das Leben zu einem anderen und ein krankhafter Organismus nicht durch äußere Formen gesund gemacht werden; aber dennoch tragen die Regierungen die Hauptschuld davon, daß aus dem großen Kampfe, in welchem wir die über uns gekommene Schmach der Fremdherrschaft tilgten, nichts anderes hervorgegangen ist als der kleinliche, elende Zustand, in dem wir uns befinden. Es ist keine Zeit, Pläne zu machen, schreiben Sie; ein jeder habe nur dahin zu trachten, sich selbst tüchtig und in Demuth zu halten. Sie mögen recht haben, aber nichts desto weniger bleibt es ein trauriges Ding, während der besten Jahre seines Lebens immer nur auf dem

Anstand zu stehen, sich immer nur vorzubereiten und auf bessere Zeiten zu warten. Die besseren Zeiten sind noch weit, weit von uns entfernt und wenn sie kommen, werden wir alt sein, unsere Kräfte werden geschwunden und wir unfähig sein, mit einzugreifen in den Gang der Dinge. — Oft hast Du mich, schrieb ein weit entfernter Freund um dieselbe Zeit an Perthes, mit Deiner muthigen Hoffnung für eine bessere Zukunft erfrischt und aufgerichtet; aber nun zieht diese Zukunft sich in eine solche Ferne zurück, daß weder wir noch unsere Kinder sie erleben werden und ein solcher Termin ist mir zu lang, um mir Trost und Freude gewähren zu können. Für sich kann in trüben Zeiten der Mensch wohl resigniren; aber muß er auch für Kinder und Kindeskinder die Hoffnung auf einen gesunden Zustand aufgeben, so ist Verzweiflung zu verzeihen.

Diese düstere Ansicht der Gegenwart und Zukunft theilte Perthes nicht. Meine Stärke hat von jeher in dem Festhalten der Hoffnung bestanden, schrieb er einmal, und auch jetzt stimme ich nicht in die Jammerlieder über Deutschlands verzweiflungsvolle Lage ein. Könnte doch so ein Jammerprophet einmal mit mir zuerst durch Deutschland und dann durch die anderen Länder Europa's ziehen! Bald würde er sehen, daß sich mehr Wohlbefinden und Freiheit, weniger Elend und Armuth bei uns findet als anderswo. Nach oben allerdings ist Ungewißheit und Unsicherheit, aber das Volk gedeiht und einen zahlreicheren und behaglicheren Mittelstand als jetzt gab es nie in Deutschland; nur daß er ungenügsam ist und mehr sein will als Mittelstand. Schwach an Erkenntniß und an Willen, aber gierig in Leidenschaft rennt alles phantastischen Idealen nach. Wir alle sind ein schwankend Rohr, bald rein, bald unrein, bald gut, bald böse; aber niemand will zugeben, daß die Menschen und nicht die öffentlichen Institutionen die Schuld tragen, wenn das Leben im Staate nicht gut und trefflich ist. Wenn jede Partei einmal der Reihe nach zu regieren und Institutionen anzuordnen hätte, so würden durch selbst gemachte Geschichte alle Parteien billiger und klüger werden.

Von anderen gemachte Geschichte verschafft, so viel sie auch geschrieben und studirt wird, selten politische Billigkeit und Weisheit; das lehrt die Erfahrung. — Das Gedeihen des Landes, schrieb Perthes, als er um diese Zeit von einer kleinen Reise durch Thüringen zurückgekehrt war, die Rührigkeit der Menschen und die Wohlthätigkeit ihrer Zustände hat mich in Erstaunen gesetzt. Welch unglaublicher Unterschied ist doch zwischen dem heutigen Zustand dieser Gegenden und dem, den ich vor dreißig Jahren sah! Obschon der Bergbau verloren hat, obschon die sogenannten Laboranten ihre Medicinalkräuter nicht mehr durch ganz Deutschland umhertragen und das Schnitzen in Holz und die Verarbeitung desselben zu Schachteln und Spielzeug aller Art abgenommen hat, ist dennoch der Wohlstand gestiegen. Im Weimarischen und Rudolstädtischen, wo die Thäler wild auslaufen, nach oben aber sich zu herrlichen Wiesengründen erweitern und auf der Höhe weite Ebenen bilden, sah man früher nur Wurzelstöcke, magere Kartoffeln und kümmerlichen Hafer; jetzt stehen an deren Stelle Roggen und Waizen, Gartenfrüchte und Obstbäume. Die Bauern haben Geld zur Ablösung der Zinsen und Frohnden; die herrschaftlichen Kammergüter werden, obschon ihnen die Wildhut genommen ist, höher als früher verpachtet und die Forsten sind mit fast verschwenderischer Vorliebe gepflegt. Der westliche Theil des Thüringerwaldes, in welchem die Thäler unten breit anfangen, dann enger und wilder werden und an hohen Bergkuppen enden, gestattet freilich einen solchen Anbau nicht, ist aber reich an Glashütten, Papiermühlen, Eisenhämmern, Kienrußschwelereien und Steingutfabrication. Vom Vogtlande an bis zur Rhön und zum Weserthal wird der Grund und Boden in einer früher unbekannten Weise genutzt; die hohen Kornpreise während so vieler Jahre haben den Werth des Landes zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Die vielen adeligen Güter, die in bürgerliche Hände übergegangen sind, werden nun bewirthschaftet, um ihre Eigenthümer reich zu machen; und die adeligen Herren werden in die neue Wirth-

schaftsart hineingezogen, mögen sie wollen oder nicht. In den Mittelstädten, die fast ohne alle Ausnahme bedeutende Ackergüter innerhalb ihrer Flur besitzen, werden die Ökonomen auf jedes unbebaute Stück Land aufmerksam. Kiesstücke und Haidestellen, Raine, magere Triften sind in Ackerboden verwandelt und in manchen Dörfern folgen schon jetzt die Bauern ihnen nach, das Altenburger Land hat einen Wohlstand sonder gleichen und der Bauer ist recht eigentlich ein reicher Mann. Der Umschwung der Gewerbthätigkeit ist nicht hinter dem des Ackerbaus zurückgeblieben. Vor einem Vierteljahrhundert fanden sich in diesem Theile Deutschlands fast keine Männer von Bildung, Kenntniß und Einsicht, die sich mit dem Handel befaßt hätten; es war alles beschränkte kleinliche Krämerei; der sogenannte Kaufmann stand der Sache wie der Meinung nach unter dem Handwerker. Jetzt begegnet man selbst an den kleineren Orten Thüringens Männern mit kaufmännischem Sinn großer Art; sehr gewöhnlich bestanden sie ihre Lehrzeit in Hamburg oder Bremen und wurden durch die gewaltigen Weltverhältnisse umhergeworfen und gebildet. Sie sind es, die den großen früher todt liegenden Reichthum des Landes entdeckt, hervorgezogen und in den Weltverkehr gebracht haben. Gotha, Arnstadt, Gera, Altenburg stehen mit den europäischen Handelsplätzen in unmittelbarem Wechselverkehr, den früher Leipzig vermittelte; Orte wie Pösneck, Neustadt an der Orla, Gera, Ronneburg nehmen an Umfang zu und zählen viele wohlhabende, manche reiche Leute unter ihren Einwohnern. Das Leben und das Getriebe in Arnstadt, welches den Verkehr zwischen dem Walde und dem flachen Lande besorgt, setzt in Erstaunen, und in Gotha wie in Altenburg erinnern die öffentlichen Anstalten, die milden Stiftungen, ja der Handel selbst an weit größere Verhältnisse. Sehr erfreulich ist es, daß der steigende Wohlstand nicht zum Luxus in Essen und Trinken, Kleidung und Vergnügungen geführt hat. Nur in den Wohnungen ist eine Änderung bemerkbar. Jeder, vom Geringsten an, will größeren Raum, freiere Höhe,

zierlicheres Hausgeräth. Das ist mir ein gutes Zeichen: Sauberkeit und Nettigkeit im Hause ist zwar noch nicht Sittlichkeit, aber doch ein Weg zu ihr, und die vielen neuen Straßen, die reinlichen bequemen Wirthshäuser, die durch das ganze Land sich finden, muß ich auch als Zeichen wachsender Gesittung ansehen im Vergleiche mit den früheren Zuständen.

Wo ist doch eigentlich die Erniedrigung Deutschlands, schrieb Perthes ein anderesmal, von der so viel geredet wird? An Land und Volkszahl haben wir nicht eingebüßt; was im Westen verloren ging, ist im Osten durch Schlesien, Böhmen und die Ostseeländer ersetzt und an Sprachausbreitung haben wir sicher gewonnen. An Freiheit? — Wo ist das Land, in welchem eine so große Zahl freier, selbständiger Familien lebte, als bei uns? wo ist das deutsche Land mit Tyrannei des Fürsten und mit Druck des Adels? An Vermögen? — Die Handwerker sind wohlhabender als in Frankreich, und Bauern hat England gar nicht; auf den behaglichen Zustand der Gegenwart einen Anspruch zu machen, wäre vor vierzig Jahren noch unserem ganzen Mittelstande nicht in den Sinn gekommen. An geistigem Einfluß? — Nun ich denke, da können wir bestehen; über den ganzen Erdkreis hin hat deutsche Sitte und deutsche Bildung Eroberungen gemacht. An Ehre? — Nun ja, wir waren unterjocht, aber wir haben uns frei gemacht aus eigner Kraft. An Staatsweisheit? — Da mag es gebrechen, aber dennoch haben wir unglaublich gewonnen an politischer Erkenntniß und practischer Gewandtheit in allen Zweigen der Staatswirthschaft und täglich nimmt die Ausbildung zu. Wer Erinnerungen aus dem inneren Deutschland gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts in sich trägt, kennt es heute nicht wieder, Beamte, Kaufleute, Handwerker haben die Entwicklungsstufen vieler Generationen mit einem Schritte übersprungen. Wir sind nicht zersprengt wie die Polen, nicht zerstückelt wie die Italiener, nicht erschlafft und wüthend zugleich wie die Spanier, nicht hin und her taumelnd zwischen Übermuth und knechtischem Sinn wie die Franzosen — ganz

kann politische Besonnenheit und Weisheit uns doch nicht fehlen. England und immer wieder England wird freilich dem Deutschen entgegengehalten, aber wer unter uns möchte englischen Reichthum, wenn er englische Armuth, englische Herrschaft, wenn er englische Härte, wer englische politische Größe, wenn er englische Nationalität mit in den Kauf nehmen müßte? Und doch ist das eine ohne das andere nicht gedenkbar. So viel Liebe, wie die deutsche Nation, hat keine Nation in der Welt. — Wahrlich, schrieb Perthes an Pfister, der Geist und die Kraft, die unser Volk seit einem halben Jahrhundert zur Fortbildung seines Gesammtzustandes entwickelt hat, muß den Unheil krächzenden Schreiern gegenüber mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. In welchem Lande Europa's sind so viel kleine und mittlere freie Landeigenthümer, so viel unabhängige Bürger, so viel Menschen mit freier Bildung, wie in Deutschland? Fast überall sind die bäuerlichen Grundbesitzer völlig freie Leute geworden, halten sich stille und rechtlich, wehren instinctmäßig schlau alles ab, was gewaltsam auf sie einwirken will und nehmen auch ihren Theil von Bildung und größerer Regsamkeit der Nation dahin; der Handelsstand hat, nachdem die schöne Blüthe am Schlusse des Mittelalters im Inneren Deutschlands zu kleinlicher Krämerei herabgesunken war, seit den letzten zwanzig Jahren Riesenschritte gemacht; die Wissenschaft, die Literatur, die Sprache hat sich in herrlicher Kraft erhoben und wendet ihre Früchte dem Volke zu, für welches die giftigen Blüthen und tauben Nüsse derselben ohne großen Nachtheil im Strudel des Neuen vorübergehen. Nur der Adel scheint mir zurückgeblieben; er hat nicht Acht gegeben auf die Zeit und ist im Verfall; die ihm entwundenen Güter sind in Händen bürgerlicher oft demoralisirter Aufschößlinge, und das ist ein wirkliches Gebrechen und eine wahre Gefahr. Sonst aber steht es wahrlich nicht so schlimm, wie die Zeitrichtung wähnt. — Es gibt jetzt, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, nicht allein unter Jünglingen, sondern auch unter wackeren Männern von Geist, Kenntnissen

und Erfahrung viele, welche Deutschland und die deutsche Nation ganz aufzugeben scheinen. Die Wurzel dieser Stimmung scheint mir in der Sucht nach einem falschen Nationalruhm zu sein, die sich unbefriedigt fühlt, so lange Deutschland nicht eine große Rolle in Europa spielt oder wo möglich über Europa herrscht. Eben diese Männer aber würden zurückschaudern, wenn sie aufgeben und hinnehmen müßten, was aufgegeben und hingenommen werden müßte, wenn wir politisch herrschend in Europa sein sollen. Könnten wir, ohne unser eigenstes Wesen zu vernichten, eine Staatscentralisation, einen Ludwig XIV., ein Verwenden unserer Kräfte als Mittel zu äußeren Zwecken ertragen oder ein Paris und London an unsern Eingeweiden zehren haben? Es ist leicht, über politische Ereignisse und Zustände den Stab zu brechen, wie Freund NN., wenn man entschlossen ist, im Nothfall sich auf Wein und Poesie, auf Wissenschaft oder Familienleben zurückzuziehen. Wer aber fühlt, daß er nicht leben kann außer dem Zusammenhange mit seiner Nation, der wird und kann den Gesammtzustand nicht verdrießlich fortwerfen, weil vieles in ihm nicht so ist, wie er es will; er wird das Schlechte schmerzlich fühlen, aber er wird auch das kleinste Gute suchen und anerkennen, um sich zu laben und sich als Glied eines Ganzen fühlen zu können, aus dem er nicht zu scheiden vermöchte, ohne sich selbst geistig zu vernichten. — Sie beklagen, heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes schrieb, daß unser Leben in eine Zeit der Umbildung gefallen ist, deren Resultat wir nicht erleben würden. Wann aber gab es, frage ich, Resultate in irdischen Verhältnissen? und antworte ohne Bedenken: nie. Was man in der Geschichte als Resultat oder vollendeten, abgeschlossenen politischen Zustand bezeichnet, ist ein Schlaf auf dem Bette, welches kräftigere Vorfahren bereitet hatten, ist ein Zwischenzustand eines schlaffen Geschlechts zwischen den Thaten kraftvoller Väter und kraftvoller Enkel. Zu schaffen und neu zu bilden, nicht Resultate zu genießen, ist das Loos der Menschen von Adam her. Ich begreife es, daß auch Sie in Niebuhr's

harte Beurtheilung der Zeit einstimmen können; aber grade weil Sie schreiben, daß die fortschreitenden Jahre oftmals Ihre früheren Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen als eine Thorheit erscheinen ließen, bin ich gewiß, daß auch Ihre jetzige schwarze Ansicht nicht die richtige sei. Jede Jugend hofft, wünscht und erwartet zu viel von sich, von anderen, von Natur und Welt; das Alter langt endlich bei dem Spruche an: Alles ist eitel. Das Hoffen der Jugend, wie die Resignation des Alters wurzelt tief in der Natur; aber weder das eine noch das andere sieht die Verhältnisse der Menschen so, wie sie wirklich sind; die Jugend verfällt in Täuschung aus Überfülle, das Alter aus Mangel an Blut und Saft. Auch die Geschichte der antiken Welt ist nicht der rechte Maßstab zur Beurtheilung der Gegenwart. Die großen Gestalten und Thaten reihen sich, obschon in Wahrheit durch Jahrhunderte zerstreut, für unsere Vorstellung dicht aneinander; nur die Heroen erscheinen; die kleinlichen, traurigen Mitglieder fehlen. Alle die Millionen, mit denen das große Schicksal spielte, sind für uns spurlos verschollen. In der Gegenwart aber wird uns das Sehen auch des Geringsten und Kleinsten nicht erspart, alles dehnt sich langweilig aus und die dumpfe Masse der Statisten stellt sich Stück für Stück vor unsere Augen. Das Mittelalter mit seiner ungebundenen Kraft und Stärke erscheint uns wunderbar und groß; aber den Jammer von Millionen Unterdrückten, die Rohheit, die Grausamkeit, die weder das geistige Recht des einzelnen achtete, noch dessen leibliches Dasein schonte, sehen wir nur nebenbei und bemerken, daß jeder der einzelnen Unterdrückten wieder Unterdrücker ward, so gewaltsam wie er nur eben konnte. Bequem freilich, aber nicht groß war ein Zustand, in welchem der Mensch mit gutem Gewissen seinen Naturtrieben folgen konnte, und nur die äußeren Vorschriften zu erfüllen brauchte, um von aller Schuld erlöst zu sein. Heute leben wir in einer Zeit, in welcher wir uns geistig selbst zähmen sollen, das ist schwer und ist auch langweilig und der Stolz des Menschen findet dabei keine Nahrung

und noch weniger die Eitelkeit; denn kein anderer weiß, wie viel Kampf wir aufwenden, um uns selbst zu überwinden, und groß zu thun vor Gott kann uns vollends nicht in den Sinn kommen. Daher stammt die Entmuthigung so vieler Männer, wenn die Ideale des Jünglings dahin sind. — Mein Auge sehe lieber schwarz als licht, antwortete Rist auf mehrfache Mittheilungen dieser Art. Nein, Gottlob ein Jean qui pleure bin ich doch nicht, gelte mitunter auch wohl im Leben und im Handeln für das Gegentheil und habe manchen Schwachen schon durch helle und feste Lebensansicht gekräftigt. Unsere Differenz wird wohl auf eine Schattirung zurückzuführen sein; die Wahrheit wollen wir beide. Vielleicht habe ich weniger Phantasie als Sie, ich weigere mich jeder Täuschung und fürchte mich vor keinem Resultat. Etwas anders sind Sie nun wohl. Sie verlieben sich leicht, geben sich mehr oder weniger bewußt dieser oder jener angenehmen Täuschung hin, sehen mitunter in den Sachen, was Sie darin sehen wollen, haben aber auch den Muth und die Kraft, nicht scheu zu werden und umzukehren, wenn es Noth thut. Sie fechten es glorreich durch und machen Rückzüge wie Moreau. Nennen Sie das weiß oder licht sehen, so mag es sein. Die Dinge dieser Welt haben nun doch einmal allesammt zwei Seiten, die eine mehr als die andere beleuchtet; es könnte also sein, daß wir beide recht hätten, beide beide Seiten kennten und nur in der Discussion aus individuellen Gründen die eine oder die andere Seite mehr herauskehrten.

Der Unmuth über die politischen Zustände weckte schon damals die Sehnsucht nach großen Persönlichkeiten, welche durch die Kraft und die Macht ihres Wollens Umschwung und Aufschwung in die Mittelmäßigkeit des Bestehenden zu bringen vermöchten. Mag auch die Welt im ganzen heute nicht schlimmer sein, als sie war, schrieb Rist an Perthes, so fehlt ihr doch eins gänzlich, es fehlen große, bedeutende Persönlichkeiten, über die Masse hervorragend, an denen als Repräsentanten einer edleren und kräftigeren Menschheit sich der einzelne gerne spiegelt und erfreut. An der Masse

kann Liebe und Wohlwollen sich nicht erzeugen; der Masse vertraut es sich nicht gut; macht sie es gut, so hat es keiner gethan; macht sie es schlecht, so können wir uns an niemand halten; ihre Proportionen übersteigen unser Fassungsvermögen, und dennoch gehen jetzt die einzelnen mehr und mehr in der Masse unter. Wir sind ärmer als unsere Väter, die sich noch an großen Individualitäten wärmten und sie idealisirten. Dem frischen Muthe, der aus ihrer Zuversicht zur menschlichen Kraft entstand, verdanken wir eigentlich das meiste, was wir haben, und lebte nicht in uns ein Restchen jenes Muthes, wenn auch nur als Hoffnung für die Zukunft, so würden wir wenig oder nichts leisten. Den Mangel der Begeisterung, die nicht an der Wiege unserer Kinder stand, nicht hinwies auf größere Naturen, werden diese, so gut sie auch sonst gerathen sein mögen, schmerzlich fühlen. Es ist ihnen ein Element genommen, um dessen letzte Reste sich unsere Jugendjahre noch bewegten. Mir kommt daher die heutige Jugend, wenn auch treu und sinnig, doch im ganzen nüchtern und gehaltlos vor, und ich möchte in einem Alter, in welchem Handeln noch nicht vergönnt ist, gern Phantasie als Prophetin künftiger Thaten finden. — Daß es heute nicht einzelne hervorragende Persönlichkeiten sind, antwortete Perthes, welche den Ausschlag geben, ist mir nicht weniger gewiß als Ihnen. Für die politischen Verhältnisse würde das noch allgemeiner anerkannt werden, wenn das Leben der Könige und Staatsmänner vielen offen vor Augen läge; aber zum Glück wissen nur die Gouverneure und Adjutanten, wie die Großen der Erde ihre Zeit hinbringen. Die deutsche Nation steht groß in der Geschichte da, weil sie mehr als irgend eine andere dem Idealen nachgestrebt hat; aber eben weil sie Unerreichbares erreichen wollte, steht sie anderen Nationen in der Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit des Handelns und in der Hervorbringung großer Thatmenschen, sogenannter historischer Charactere nach. Die wir hatten, waren oder wurden meistens undeutsch. Auch ist unsere Zeit zwar groß in Ereignissen und groß in ihren Aufgaben; aber der Erzeugung gro-

ßer Persönlichkeiten ist sie nicht günstig, es sei denn, daß eine Größe im Bösen und in der Consequenz des Verstandes, wie sie in Napoleon erscheint, gemeint würde.

Perthes konnte indessen aber nicht, wie so manche andere, ein politisches Sinken der Zeit oder eine politische Entartung der Nation in dem Fehlen hervorragender einzelner Persönlichkeiten erblicken. Lange schon habe ich mich entwöhnt, heißt es in einem seiner Briefe, Menschenkraft und Menschengröße anzustaunen, und eben weil ich das Heil nicht von Menschen erwarte, strecke ich jetzt auch nicht jammernd das Gewehr. Der Menschengeist soll sich nicht anmaßen, Grund und Boden auf eigene Hand finden zu wollen, sondern die Hand ausstrecken nach Hülfe außer sich, und unser jetziges Geschlecht ist am wenigsten gemacht, Titanen gleich mit eigner Kraft den Himmel zu stürmen. Das Characteristische und Große unserer Zeit scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß sich die Dinge mehr als je von selbst machen. Gottes unmittelbare Weltregierung ist sichtbarer als je. Napoleon trieb nicht, sondern wurde getrieben; er ist gefallen. Wer hat ihn fallen machen und wer bestimmt seit seinem Falle den Gang der Geschichte? Ist auch nur einer unter den Helden des Freiheitskrieges, ist auch nur einer unter den Königen oder in deren Rathe gewesen, der die Geschichte geführt hätte? In Zeiten, die auf den Willen und die Thaten von Persönlichkeiten gestellt waren, pflegten die großen Entscheidungen durch Todesfälle bewirkt zu werden; jetzt scheint es fast außer Gebrauch gekommen zu sein, daß Könige, Feldherrn, Minister sterben — kaum daß einer krank ist. Lord Castlereagh, der es gewiß mit der ganzen Welt so ehrlich meinte, als es sich mit dem Interesse Englands vertrug, mußte sich, um zu sterben, selbst entleiben. Aber ein Ereigniß nach dem anderen trat unerwartet gleichsam aus sich selbst heraus auf; Ereignisse, nicht Menschen, leiten heute die Welt und wir befinden uns in Gottes, nicht in der Könige und Minister Hand.

Nur von dem Hervortreten großer Männer erwarten Sie

das Heil, schrieb Perthes ein anderesmal. Es gibt aber auch eine große Geschichte ohne Hervorragen einzelner. Im kleinen liefert dafür Hamburg einen schlagenden Beweis. Köln, Regensburg, Nürnberg sind ehrwürdige Denkmale alter großer Zeit, Hamburg aber steht da wohl auch erinnernd an große Vergangenheit, aber zugleich voll Kraft und Leben für die Gegenwart. In vielhundertjährigem Kampfe hat es sein freies Gemeinwesen sich bewahrt und Ansehen selbst über das Weltmeer hin sich erhalten. In seiner langen und bedeutenden Geschichte aber findet sich nie der Stoff zu einer Tragödie, sei es in Prosa oder in Versen, nie ein glänzend hervortretender einzelner Character, sondern nur fortdauernde Bewegung, stete Anstrengung aller; nie erlangte ein Bürger überwiegenden Einfluß, nie eine Familie einen Vorrang; kein Denkmal, kein Gebäude erinnert die Nachkommen an die Größe eines ihrer Vorfahren: aber treffliche Anstalten aller Art beweisen die hohe Einsicht, den stillen, aufopferungsfähigen Bürgersinn, welcher in der Gesammtheit lebte. Kein einzelner Bürger trat als Retter der Freiheit in Zeiten großer Gefahr auf; aber die Bürgerschaft stand stets hartnäckig eifernd bereit, Gut und Blut für ihre Stadt daranzusetzen. Nur ein kleines politisches Gemeinwesen bildet freilich Hamburg; aber sollte, was im kleinen möglich ist, im großen unmöglich sein? Mich dünkt, der Ruf nach großen Männern ist bei vielen nur ein Deckmantel für die eigne Trägheit. — Was vermag, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, der Mensch mit seiner Spanne Lebens in der Geschichte, die nach Jahrhunderten zählt! Der Raum ist ihm gesperrt, die Zeit ist ihm gemessen; in den Versuchen, beides zu überschreiten, verzehrt er seine Kraft. Die volle Wirksamkeit des Mannes drängt sich in den kurzen Raum von zwanzig, höchstens dreißig Jahren zusammen; was vorhergeht, sind Jugendversuche in unbedachtsamer Leidenschaftlichkeit; was nachher kommt, sind Erinnerungen in abgespannter Schwäche, und wie oft macht die Geschichte durch früheres Abschneiden des Lebensfadens einen großen Anlauf zu nichte!

Wer Ungeheures in wenigen Jahrzehenden erreichen will, den trifft in dieser oder jener Form Napoleon's Geschick. Denn wer in der Fluth der Geschichte nicht allein schwimmen, sondern auch die Richtung der Gewässer bestimmen will, der bedarf anderes noch, als tiefen christlichen Gehalt; nur der Kluge und Schlaue, nur der Beharrliche und Kräftige, nur der Rücksichtslose in der Wahl der Mittel drückt der Zeit seinen Stempel auf. Historische Charactere haben fast immer als Menschen eine Richtung zum Bösen. Handhabung der Gewalt und christliche Demuth stoßen sich einander ab. Nur einen großen historischen Character kennt die Geschichte, aber sein Reich ist nicht von dieser Welt.

In nahem Zusammenhang mit dem sehr allgemein hervortretenden Verlangen nach politisch gewaltigen und durchgreifenden Männern stand ohne Zweifel die Umwandelung, welche sich in dem Urtheil über Napoleon vorbereitete. Wer hat den Deutschen jemals weher gethan, als Napoleon, schrieb Rist um diese Zeit an Perthes, und doch sucht der Instinct des Volkes eben diesen Mann wieder unter den Ruinen, unter denen er begraben liegt, hervor und zählt ihn schon jetzt den Heroen bei; denn er war aus seiner Mitte genommen und hatte eine Fabelzeit von Umwälzungen und Gewaltthaten herbeigeführt, die unserer nüchternen Zeit schon fast unglaublich erscheinen. Ergreift es mich selbst doch wunderbar, wenn ich einmal den Wandsbecker Schloßhof betrete, den ich einen ganzen Sommer hindurch stundenlang mit Davoust in dem Gefühle auf und nieder wandeln mußte, daß zwischen mir und dem gelben Zwerge nur der dicke Glatzkopf, der Schrecken seiner Umgebungen, als allmächtiger Mittelsmann stand. Das alles liegt nun tief im Grabe und modert, der Herr und der Knecht und die langen krausbärtigen Grenadiere und der Fuchs, den ich ritt. Ehrlich währt am längsten, ruft es dann aus weiter Ferne, und ich fühle mich ordentlich behaglich, daß ich trotz aller Versuchung mich nicht herabgelassen habe, ihm zu heucheln. — An das Unglaubliche grenzt die Umwandlung der Stimmung gegen

Napoleon, hatte ein Freund in Norddeutschland an Perthes geschrieben. Vor einigen Tagen war ich in dem Laden eines Kunsthändlers; er zog eine Unzahl neu erschienener, in Frankreich verbotener Kupferstiche zur Verherrlichung Napoleons und seiner Familie hervor. Wer kauft denn hier das Zeug? fragte ich. Wer? antwortete der Mann. Diese Sachen gehen jetzt am besten; Zuckerbäcker, Krämer, Handwerker fluchen auf England und kaufen dergleichen reißend. — Napoleon wird noch der Götze der Zeit werden, antwortete Perthes. Schon jetzt sehnen sich viele, daß auf das neue ein solcher Despot erscheine. Es wäre nicht unmöglich, daß ihre Sehnsucht befriedigt würde; denn aus Stimmungen, wie sie jetzt herrschen, gähren Drachen auf. Schon gibt es Tausende, welche alles zerstören möchten, damit nur niemand mehr habe als sie, und Tausende, die es sich gefallen ließen, in Ketten zu liegen, wenn nur ein jeder, der mehr hat oder ist als sie, zu ihnen herabgezogen würde und Gleichheit aller sich finde. — Wohl halte ich, schrieb Perthes etwas später, Napoleon für eine der merkwürdigsten und größten Erscheinungen in der Menschengeschichte; aber ich achte die Freiheit der Menschen und deren freie Entwickelung zu sehr, um am Gedenktage des Mannes mit Ihnen das Glas anstoßen zu mögen. Napoleon war ein mächtiges Werkzeug der Weltregierung. Da er aber für diesen Zeitabschnitt nicht weiter und eingreifender gebraucht werden sollte, ward er als altes Geräth in den Winkel geworfen; denn nicht in sich, sondern nur als Werkzeug hat er Bedeutung gehabt.

Politische Ereignisse und Verhältnisse 1825—1830.

So erfüllt mit Widerlichem die Zeiten auch sind, hatte Niebuhr im November 1825 an Perthes geschrieben, freue ich mich doch, daß man Morgens sorglos unter seiner Rebe sitzen mag, sofern man nur nicht weiter, als für sich selbst, sorgen will. Ich freue mich, daß man sich ankaufen und einrichten mag. Wenn die Fürsten und Minister wüßten, wie philisterhaft man durchgehends wieder ist, so würden sie es zulassen, daß wir uns wieder belebten. — Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, starb (am 1. December 1825) Kaiser Alexander und die Fortdauer der äußeren Ruhe war für jedes Land Europa's in Frage gestellt. Von dem neuen Jahrhundert ist nun ein Viertel dahin, schrieb Perthes Ende December, sein Inhalt wog schwer, Jahr für Jahr; aber ich meine, die nächsten fünf und zwanzig Jahre können nicht weniger bedeutend sein. Das Schließen keines anderen Augenpaares hätte in diesem Momente für das Schicksal Europa's so tief eingreifende Wirkung haben können, wie der Tod Alexander's. Gott wird wissen, warum es also sein mußte; der Sperlinge Zahl ist gezählt und wir sind mehr als diese Freß- und Pfeifteufel. — Gerne hätte ich den Rest meines Lebens in Frieden verlebt, schrieb ein Freund an Perthes; es soll aber wohl nicht so sein. Die Bürgschaft für den europäischen Frieden, die in dem Character Alexander's lag, ist uns genommen. Lassen Sie uns also unser in zehn Jahren vielleicht verrostetes Heergeräthe, das moralische meine ich, wieder putzen und es den Diplomaten, zu denen ich mich nicht mehr rechne, überlassen, die Flagge höher aufzuziehen und zu sehen, woher der Wind weht. Auch mir ist das nicht gleichgültig, aber der Passagier muß nun einmal, wenn er den

Wind auch noch so richtig beurtheilt, dem Steuermann das Ruder lassen und mit diesem zugleich ersaufen. — Was nun geschehen wird, schrieb Perthes etwas später, liegt völlig im Dunkeln. Auf den jungen Fürsten muß das Blutbad, welches seine Thronbesteigung begleitete, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und es ist ein Glück, daß diese Rebellion eine Soldatenrebellion war. Uns Deutschen soll Nicolaus abhold sein. Viel Fremdartiges und Unverständliches liegt doch in allen diesen russischen Verhältnissen, und von den verschiedenartigsten Leidenschaften, welche die Ereignisse der letzten Zeit herbeigeführt haben, fehlt uns doch jede Kenntniß. — Über die großen Händel ließe sich, antwortete ein in den russischen Zuständen sehr unterrichteter Freund im Februar 1826 an Perthes, besser sprechen als schreiben. Eins nur deute ich Ihnen an: die ziemlich allgemeine Mißstimmung, welche in Rußland während der letzten Jahre gegen Alexander herrschte, ist ohne Zweifel als eine Reaction der echt russischen inländischen Interessen zu betrachten, die seit 1806 den auswärtigen oder europäischen sogenannten Interessen ganz aufgeopfert worden waren. Seit vielen Jahren ist das Innere vernachlässigt und Unordnung und grenzenloser Mißbrauch hat in allen Zweigen überhand genommen, weil Alexander nichts anders war und sein wollte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ich bedaure den jungen Kaiser; Mißmuth, Mißtrauen, Sorge, Unzufriedenheit umringen ihn überall. Wer sein Reich in solchen Zuständen hinterläßt, muß doch wohl in der Hauptsache fehlgegriffen haben. — Im einzelnen irrte Alexander viel, entgegnete Perthes, und scheute sich nicht, zurückzutreten, wenn er sich des Irrens bewußt ward; am Guten hielt er fest, ohne es mit Despotengewalt durchsetzen zu wollen. Der Kern seines Wesens war ein frommer Sinn und ein freier Geist; den anmaßenden, widersprechenden Ansprüchen eines verstörten, wilden Zeitgeistes gegenüber wagte die ideelle Richtung seines eigenen Geistes das Geistigste und stellte Christi Gebot der Liebe mitten hinein in die politische Wirklichkeit. Die Fürsten

verstanden vielleicht die heilige Allianz; die Diplomaten gewiß nicht; die Stimmführer des Volkes wollten sie nicht verstehen und dem Volke selbst fehlte der Schlüssel. Irrte sich Alexander? Ich glaube nicht; ich glaube an gute Frucht aus diesem Samen und meine, daß Alexander der Geschichte um so größer erscheinen wird, je weiter die Zeit abrollt. — Die Republik hat man in Rußland gewollt, schrieb ein eingefleischter Liberaler an Perthes. Nun wohl bekomm' es: slavische Leibeigene und Kosacken als Republicaner, russische Große als Consuln! Nun werden vermuthlich wieder Köpfe springen und Metternich wird das Vergnügen haben, im Norden das Schauspiel aufführen zu sehen, welches er uns Deutschen lange schon gern bereitet hätte, wenn ihm auch nur durch die kleinste Verschwörung, durch den kleinsten Aufstand ein Vorwand gegeben wäre. — Hättet ihr Liberalen Muth und Character, antwortete Perthes, so würdet ihr mit Freuden dasselbe gethan haben, was die Revolutionäre in anderen Ländern versuchten. Hätten die Karlsbader Schlüsse das Schreibervolk nicht auf das Maul geschlagen und die Untersuchungscommission euch nicht in eure Nester zurückgejagt, so hättet ihr euer Gift bis tief hinein in das Volk getragen. Nun da ihr nicht konntet, was ihr wolltet, pocht ihr darauf, daß ja gar nichts Gefährliches in Deutschland geschehen sei und daher alle Maßregeln der Regierungen mindestens überflüssig gewesen wären.

Binnen wenigen Monaten waren der Kaiser von Rußland und die Könige von Baiern und Portugal gestorben, im März 1826 der Kaiser von Östreich und der König von England gefährlich erkrankt. Nun sterben plötzlich die Kaiser und Könige nach der Reihe, äußerte Perthes; es thut mir doch leid, man hatte sich an die alten Herren gewöhnt. — Die alten Ordnungen der Dinge gehen, schrieb Niebuhr im März 1826 an Perthes, durch die Schuld derer unter, welche sie handhaben sollten und welche am nächsten dabei gewinnen würden, wenn sie verständen, sie zu erhalten. Die Contrerevolution in Frankreich gibt trübe Aussichten

auch für Deutschland. Die Oligarchie hat in unserer Provinz, die Regierung betrügend, ihre Wahlplane durchgesetzt und beabsichtigt auch Jesuitismus und dergleichen. Wäre Rußland nicht, so könnte man der Sache ruhiger zusehen; denn gründlich kann es jenen doch nicht gelingen.

Mitten hinein in die durch den Tod Alexander's drohenden politischen Verwickelungen fiel die große Crisis des europäischen Geldmarktes. Sagen Sie mir doch, hatte Niebuhr schon im November 1823 an Perthes geschrieben, was Ihnen vom Waaren- und Geldhandel scheint. Mir kommt es vor, als ob wir einer commerziellen Katastrophe sehr nahe sind, sobald es irgend eine Störung gibt. — Seit dem December stellten in London, Hamburg, Berlin und Leipzig sehr bedeutende Handelshäuser ihre Zahlungen ein, und es ließ sich nicht absehen, wie weit hinab sich die Umwälzung der Vermögensverhältnisse erstrecken würde. Die Geldcrisis ist da, schrieb Perthes am 13. December 1825 an Niebuhr, sie wird, hoffe ich, in England nicht übergroß werden, da dort Einsicht, Erfahrung, Gemeingeist und gewaltige finanzielle Kräfte helfen werden. Schaden wird es nicht, wenn die Britten erfahren, daß ihre unermeßlich scheinenden Fonds doch ihr Maß haben und nicht ausreichen, um den Verkehr der ganzen Welt zu umspannen. Uns Deutschen fehlt, um entscheidend in den Weltverkehr einzugreifen, nur Luft für den Süden; wir bedürfen am Mittelmeer Handelsstädte mit freier Bewegung, wie wir sie im Norden haben. — England bekommt jetzt eine derbe Lection, antwortete Niebuhr, nach welcher das Schwindeln in Papieren auf eine geraume Zeit gedämpft sein wird. Das Bekanntwerden der Insolvenz der spanisch-amerikanischen Staaten wird das beste dabei sein. Übrigens ist erst die eine Schwäre aufgebrochen, die andere liegt in der Übertreibung der Fabrication, in ihrer Verschlechterung, in der Hülflosigkeit der großen Menge, wenn nicht alles günstig geht, und in dem unvereinbaren Streit zwischen Land- und Manufactur-Interesse. Die neuere Geschichte hat nichts so

Glänzendes und Herrliches gesehen als England; aber alle menschlichen Dinge müssen vergänglich sein.

Seit dem Anfange des Jahres 1826 mehrten sich die Nachrichten und Gerüchte schlimmster Art. Die Grenze des Unglücks ist nicht abzusehen, schrieb Perthes im Februar an Besser, doch glaube ich, daß die Furcht größer ist als die Wirklichkeit, es sei denn, daß politische Erschütterungen hinzutreten. Seltsam ist es, daß diese Geldverwickelungen nicht aus den Staatsfinanzen und Staatspapieren hervorgehen, sondern rein kaufmännisch sind und, wie Du richtig sagst, gewiß in der ununterrichteten Zufahrigkeit John Bull's ihren Grund haben. Wer eine Börse und ein kaufmännisches Publicum kennt, wird es begreifen; betrachte nur den Hamburger Börsenpöbel und dessen Kannegießerei. Noch halten sich die östreichischen und französischen Papiere und in Frankfurt ist daher auch kein Haus gefallen. Die preußischen Papiere sind freilich sehr gesunken, aber das ist allein die Berliner Börse und die Angst kleiner Leute. Sie werden sich wieder heben, denn der Staat hat moralischen Credit; aber freilich Rußland muß ruhig bleiben. Die bedeutenden Verluste, welche Hamburg bisher erlitten hat, sind rein kaufmännisch, vermindern den Reichthum einzelner großer Häuser und gehen ohne Rückwirkung auf die Masse vorüber; aber Reichenbach's Fall in Leipzig trifft eine Menge kleinerer Kaufleute, Capitalisten und Privatpersonen, die bei ihm ihr Geld angelegt hatten. — Das Unglück einzelner ist groß, schrieb Perthes etwas später, aber für die öffentliche Ordnung ist es gut, wenn der Geldmacht ein Riegel vorgeschoben wird, und die Menschen müssen von Zeit zu Zeit erfahren, daß des lieben Gottes Erde noch etwas anderes als ein Jahrmarkt oder eine Börse ist. Das Schicksal der Familien nicht zu beachten, die das Unglück getroffen hat, wäre grausam; aber wenn es gilt, befreit zu werden von einer Gewalt, die uns knechtet, geht es nie ohne Jammer für den einzelnen ab. Väter und Mütter, Witwen und Bräute weinten im Vaterlandskampfe von 1813; aber das fremde Joch mußte ge-

brochen werden. Heute müssen wir frei werden von der Tyrannei des Geldes und des Börsenpöbels; die Völlerei kaufmännischer Beutelruhe darf nicht die Geselligkeit entarten machen und die Weisheit der Wechselcomptoire nicht die politischen Zustände ordnen. — Auch wenn man nicht ein solches Interesse an Börsendingen hat, wie ich es zu haben mich nicht schäme, schrieb Niebuhr im März 1826, gehört die Geschichte des Handels und der Geldgeschäfte seit hundert und funfzig Jahren eben so gut wie die Geschichte der Epidemien zur Weltgeschichte. Vor 1721 hat man keine allgemeinen Handelscrisen gekannt; sie werden nun immer häufiger und es mag einem schwarz vor den Augen werden, wenn man an die Zukunft denkt, wo durch ganz Spanisch-Amerika eine Kette von Creditetablissements gehen wird, wie durch die vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist zuverlässig ein Abgrund, der sich durch die Selbständigkeit dieser Staaten öffnet. England wird lange Zeit brauchen, bis es sich von dem jetzigen entsetzlichen Sturz erholt. — Ungeachtet aller Geldnoth Europa's und ungeachtet seiner politischen Gefahren bin ich im ganzen, äußerte Perthes um dieselbe Zeit, guten Muthes. Wohl wird das Rad des Schicksals gräßlich über manche Völker dahinrollen; aber der Finger Gottes ist überall zu sehen. In unserem Vaterlande sind der Reibungen viele und von außen scheint alles Kampf und Streit, aber die Wahrheit gewinnt im Stillen mitten unter dem Schreien der Parteien. Unter den Katholiken breitet das Evangelium der Liebe sich aus, unter den Protestanten wächst das Bedürfniß nach festerer kirchlicher Form, und in ihrer Art folgen die politischen Bewegungen den religiösen auf gleich gutem innerem Wege nach.

Während die europäischen Geschicke in großen Wendungen hin und her schwankten, war in Deutschland der alte tief in den Verhältnissen wurzelnde Gegensatz zwischen Östreich und Preußen nur wenigen bemerkbar geblieben, weil Preußen während des Jahrzehends von 1820 bis 1830 in den deutschen wie in den europäischen Fragen sich Östreichs Leitung überließ. Daß Herr v. Nag-

ler an die Stelle des bisherigen preußischen Gesandten Grafen Goltz tritt, schrieb ein Mitglied des Bundestages 1824 an Perthes, halte ich für eine wesentliche Verbesserung. Nagler ist ein ungemein rühriger Mann und bisher spielte Preußen fast nur eine passive Rolle und ließ Östreich übermächtiger werden, als Deutschland frommt. — Auch durch diesen Personenwechsel wurde indessen die untergeordnete Stellung Preußens nicht wesentlich geändert und das Verhältniß Preußens zu Östreich erschien daher ungetrübt; aber der Instinct der Nation bewahrte das Gefühl des inneren großen Gegensatzes. Perthes hatte von Hause aus sich zu Östreich hingezogen gefühlt, nicht Östreichs wegen, sondern weil die Habsburger als Träger der Kaiserkrone so manches Jahrhundert hindurch der deutschen nationalen Einheit einen politischen Ausdruck verliehen hatten. Von frühsten Kinderjahren an habe ich, schrieb er 1822, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an des deutschen Kaisers Majestät und eine sonderbare Abneigung gegen Friedrich den Großen gehabt. Aus meinem achten Jahre erinnere ich mich einer heftig erregten Stimmung, als in meiner Gegenwart Friedrich laut gepriesen ward, und aus meinem dreizehnten Jahre einer Rauferei mitten in der Nacht zwischen mir und einem preußisch gesinnten Knaben, mit welchem ich in einer Kammer schlief. — Ich habe es erlebt, schrieb er 1824, daß unter meinen preußischen Freunden, von denen manche an der Spitze der Geschäfte standen, in den Jahren 1813 bis 1815 die Meinung herrschend war, wir Deutsche müßten allesammt in Preußen untersinken, damit die deutsche Nation wie ein Phönix wieder daraus emporsteigen könnte. Ich habe damals gesagt wie heute: Gott behüte uns! — In dieser Stimmung, die mit Perthes groß geworden war, hatte indessen bereits Preußens Auftreten während des Freiheitskrieges eine Änderung vorbereitet, und je tiefer alle Hoffnung auf eine kraftvolle nationale Gestaltung des deutschen Bundes sank, je bedeutender Preußen sich in seinem eigenen Innern entwickelte, um so mehr neigte Perthes mit Herz und Sinn sich Preußen zu. Schon 1824

war es am Rhein nicht das Rheinische, sondern das Preußische, die Soldaten nämlich, die Beamten und die Universität gewesen, was einen tiefen und großen Eindruck auf ihn machte. Der vierwöchentliche Aufenthalt in Berlin während des Frühjahrs 1825 verstärkte diesen Eindruck, ohne den Blick befangen zu machen.

An allem in Berlin sieht man, heißt es in den Briefen, die er von dort schrieb, daß diese Stadt ein Parvenü ist; man arbeitet sich immer in die Höhe und strengt sich an, auf der Höhe zu bleiben, überall aber sieht die alte Kleinheit noch hindurch. Wien und Hamburg, Dresden und Hannover, Frankfurt und Leipzig haben ein festes städtisches Gepräge; es war lange schon, wie es jetzt ist. In Berlin ist alles noch zusammengewürfelt; bis in das Innere der Haus- und Familieneinrichtungen geht diese Nichtübereinstimmung; jeder macht sich seine eigene Art. Gewiß zwei Drittel der Beamten, der Gelehrten und auch wohl der größeren Kaufleute und Handwerker sind aus den Provinzen gekommene, denen Altpreußen neu ist. Der geborene Berliner und Märker wird unter den vielen Ankömmlingen sich selbst fremd und wieder neu. Auch in der Masse der Bevölkerung muß eine große Umwälzung vorgegangen sein durch das ganz veränderte Soldatenwesen, welches früher einen Pöbel im Pöbel erzeugte. Und dennoch kann man auch wieder den durchdringenden Einfluß des alten Berlinismus auf die Hinzugekommenen jedes Standes bemerken. Ein Streben nach geistigem Spiel, nach Witz und Schärfe, nach einer Art französischem Esprit bemeistert sich eines jeden, der hier sich länger aufgehalten hat. Einem geschickten Ausforscher möchten wohl nicht leicht Geheimnisse, sei es des öffentlichen Lebens oder der persönlichen Verhältnisse, unbekannt bleiben; jeder läßt gerne merken, daß er etwas weiß, und gibt ihm, was er weiß, Gelegenheit zu einem brillanten Einfall, so muß es heraus, mag es auch sein was es will. Dieser Offenheit liegt aber auch noch ein besseres zum Grunde: eine gewisse bürgerliche Gradheit; vornehm-glatt, oder vornehm-verschlossen versteht man so wenig zu

sein, wie versteift und hochmüthig. Erinnert man sich der Geschichte der preußischen Monarchie und der entgegengesetzten Charactere ihrer Fürsten, so findet man viele der aufeinander folgenden Gegensätze in dem heutigen Berlin nebeneinander. Der König, den man kennt und nicht überschätzt, wird sehr und allgemein geachtet und auch geliebt. Die Einfachheit seines Wesens und seiner Sitten, sein stets sich Gleichbleiben, die grundredliche Deutschheit seines Characters, seine körperliche Mannhaftigkeit verfehlen des Eindrucks nicht und die Mängel, die jeder kennt und nennt, sollen nicht störend in die Regierung und Verwaltung eingreifen. Nur in der Uniformirung der Armee und der Religion läßt er sich nicht darein reden. Für die Armee, sagt man, sei der Nachtheil nicht groß, da nur das Äußerlichste davon getroffen werde; schlimmer aber ist es mit der Religion. Des Königs Gesinnung und Gemüth ist wahrhaft christlich=fromm, und zu verstehen ist es, wenn er nicht will, daß alle und jede kirchliche Einrichtung und liturgische Form der Willkür eines jeden, der eben Pfarrer geworden ist, überlassen bleibe. Wenn er nun sieht, daß die Consistorien nicht einzuwirken vermögen, weil jedes ihrer Mitglieder eine andere Meinung hat, ist es dann zu verwundern, wenn er die Macht, die er besitzt, auch zu gebrauchen geneigt ist? Die Art des Gebrauches freilich möchte ich nicht billigen; eine Reihe fast wunderlicher Beispiele sind mir von glaubhaften Männern erzählt. Ein sehr merkwürdiges Institut ist der Staatsrath, schon deshalb, weil er im Publicum so allgemein beachtet wird und alles auf ihn aufmerksam ist. England ausgenommen, möchte in ganz Europa keine Versammlung sein, in welcher soviel Intelligenz vereint wäre, wie in ihm. Die innere Organisation soll fehlerhaft, die Zahl der Mitglieder und der allgemeinen Sitzungen zu groß sein, aber völlige Freiheit der Berathung, je nach der Überzeugung der einzelnen, ist zur Ehrensache geworden und die Abstimmung ist recht eigentlich democratisch, indem die Mitglieder nach dem Alphabete aufgerufen werden. Der Beschluß hat zwar der Form nach

nur die Kraft eines Rathes, aber in der That ist er immer entscheidend gewesen. Eine wahre Freude ist es, das jetzige preußische Militär zu sehen. Die Soldaten Mann für Mann kernhaft und tüchtig an Gestalt und jugendlich blühend. Die vielen feinen, geistigen Gesichter, denen man begegnet, erinnern daran, daß auch die jungen Leute der höheren und höchsten Stände ihr Dienstjahr leisten müssen. Überall habe ich nur anständige Haltung bei dem Militär bemerkt, bescheiden gegen die Bürger und diese höflich gegen die Soldaten, in denen sie ihre Angehörigen erkennen. Auf die Officiercorps soll der gemeinsame Mittagstisch einen sehr guten Einfluß üben, den cameradschaftlichen Geist stärken und den Jüngeren feste Haltung geben. Welch ein Unterschied ist das alles gegen das, was ich 1800 und 1806 in Berlin sah? wie tief in die ganze Nation muß hier das Jahr 1813 eingegriffen haben? Fast der dritte, vierte Mann, den man auf der Straße sieht, trägt das Feldzeichen; jeder ist stolz darauf, mag er Staatsrath oder Karrenschieber sein.

Mit einer sehr großen Zahl Männer der verschiedensten Lebensstellung verkehrte Perthes während seines damaligen Berliner Aufenthaltes, und ergötzte sich an den Gegensätzen, die er innerhalb der mancherlei geschlossenen Gesellschaften antraf, in die er, wie in die gesetzlose, die spanische, die literarisch-poetische, eingeführt ward. Manches treffende Wort, manche bezeichnende Bemerkung auch über Personen sprach er in seinen von Berlin geschriebenen Briefen aus. Unsern lieben Nicolovius fand ich ganz unverändert, heißt es einmal, und wenig gealtert. Er sah niemals jung aus, schon seine Jugend hatte Reife des Alters; nur war er wieder der treue, herzliche Freund und vieles hatten wir uns aus alter und aus neuer Zeit zu sagen. Nicolovius ist in seiner bedeutenden Stellung gewiß von großen Verdiensten, ist als kenntnißreicher, thätiger Geschäftsmann allgemein geachtet und dennoch ist eigentlich niemand mit ihm zufrieden und viele werfen ihm Unsicherheit vor. Er ist im Herzen christlich gesinnt,

fromm und gut, hat auch klare Ansichten über die gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Zustände; aber ihm fehlt die Entschiedenheit der Richtung, die Entschlossenheit des Handelns; eine positive Natur ist er nicht. Nachtheilig hat auf ihn gewiß die Zeit seiner Jugend und seine Stellung in derselben gewirkt. Bis in seine männlichen Jahre hinein war er stets in nahem Umgang genialer oder doch ihm überlegener Geister, wie Hamann, Johann Georg Schlosser, Jacobi, Goethe, Stolberg, Voß. Fähig, sie zu verstehen und das Ihrige in tiefem Sinne aufzunehmen, sah er mit ungemessener Verehrung zu denselben hinauf, weil er fühlte, daß es ihm selbst an Phantasie, also auch an productiver Kraft fehlte. Er gewann daher in seiner Jugend nicht, was man nur in der Jugend gewinnen kann: Selbstgefühl und das Bewußtsein, daß noch ein anderes als Talent, Geist und Genie den Mann zum Manne macht. Daraus erkläre ich mir die anscheinend schwankende Schwäche in dem sonst sicheren, trefflichen Manne. Freilich ist auch diese Zeit in solch einem Amt sehr schwierig, besonders wenn man, wie er, überall recht thun will. Savigny fand ich sehr angegriffen. Er hält täglich zwei Vorlesungen und wohnt unmittelbar darauf den jetzt sehr häufigen Staatsrathssitzungen bei. Diese Anstrengungen und die Regsamkeit seines Geistes sind für den schweren Körper zu viel. Zwei Abende saß ich mehrere Stunden an seinem Bette in lebendigem Gespräch. Viel Unterrichtendes wurde mir durch ihn; er ist mir ein sehr lieber Freund; seine Gelehrsamkeit drückt nicht; was aus mir fragmentarisch hervorkommt, gibt er mir alsbald in klarem Zusammenhange wieder. Ich möchte wohl als Dümmling so einen Gedankenordner immer an mir tragen. Überaus ehrenwerth von Savigny ist es, daß er ohnerachtet mancher Versuchungen seinem Lehramte so treu bleibt. Gar manche Professoren haben muthwillig, leichtsinnig und oft auch gemein und beschränkt ihren Stand um Würde und Ansehen gebracht; Männer, wie Savigny und Niebuhr, vermögen ihn wieder herzustellen. Savigny's unweichbar würdevolle Haltung in

Gestalt und Gesicht mag ihm wohl von früh an als Mittel gedient haben, manche Leidenschaft, die auch in ihm ihr Wesen treibt, zu bändigen. Niebuhr in Berlin zu treffen war mir besonders lieb. Von unserem Wiedersehen in Bonn klang mancher Eindruck unheimlich nach, der hier in Berlin, wo er sich höchst genial und wahrhaft großartig bewegt, verwischt worden ist. Gar wunderlich ist freilich in ihm das Gemisch von Staatsmann und Gelehrten, von Vornehmheit und Unbehülflichkeit; aber es ist doch ein großer, herrlicher Mensch. Er hält sich in durchaus freier Stellung und spricht an jedem Orte unverhohlen aus, was er für Wahrheit hält. Noch bevor ich ihn gesehen hatte, sagte mir ein vornehmer Beamter neidisch: Was Herr Niebuhr sich zu sagen und zu thun erlaubt, kann kein anderer; er ist Schleiermacher's Dutzbruder, verkehrt mit Cousin und genießt das unbeschränkte Vertrauen des Kronprinzen, der jeden Augenblick fragt, was sagt Niebuhr dazu. Niebuhr hatte vom Könige die besondere Erlaubniß erhalten, mit einigen Freunden in die noch streng verschlossene neu angekaufte Sollysche Gemäldegallerie zu gehen; er holte mit mir Cousin ab und hatte einige Gräfinnen aus der nächsten Umgebung des Königs dazu eingeladen. Als diese Cousin, den sie noch im Gefängniß glaubten, plötzlich in ihrer Gesellschaft sahen, wirkte es wie ein elektrischer Schlag; trotz der Hoffassung verloren sie doch alle Haltung. Mich zog in der Sammlung besonders van Eyk's großes Altarbild an: Gott der Vater sitzt, ein lieber alter Papa, gemüthlich da und schaut liebevoll, doch etwas schadenfroh auf das Weltgetümmel herab; man sieht, daß er meint: wirthschaftet nur zu, ihr lieben Kinder, es ist so schlimm nicht mit eueren dummen Streichen; ihr kommt mir schon wieder, wenn ihr etwas älter werdet; ich habe es schon so eingerichtet, daß ihr matt werdet und mir nicht keck heraufwachset ins Himmelreich und mir meine Heiligen verderbt. Von Francia's heiliger Agnes, kniend vor Maria, konnte ich nicht wieder fort. Dieser Madonna ist keine zu vergleichen; mit der Würde des Himmlischen,

mit der Schönheit und weiblichen Anmuth der Raphaelischen verbunden, leuchtet hier Geist in Wahrheit, Schärfe der Erkenntniß, Bestimmtheit in gerechtem Wollen, in herrlichem Einklang. Nie sah ich im Bilde ein so Anbetungswürdiges. Einige Tage später war ich mit Nicolovius, Niebuhr und General Clausewitz bei dem Minister Bernstorff. Miserabel muß es ausgesehen haben, als wir drei kleinen Männer, Niebuhr, Nicolovius und ich, die drei Damen, denen wir kaum bis an den Mund reichten, zu Tische führten. Bernstorff war so natürlich herzlich und freundlich als sonst; sein Aussehen ist noch edler und feiner und seinem Oheim Friedrich Leopold Stolberg auffallend ähnlich geworden. Ich erwähnte einige Männer, die in seinem politischen System sich halten, denen ich aber nicht traue; ich sah bald, daß er sie mit scharfer Menschenkenntniß durchschaut hatte. Heiter sagte er zu Niebuhr: Es scheint, als ob Herr von Kamptz ein Apostat seiner bisherigen Lehren geworden wäre; wenigstens bemerke ich, daß er Ihnen, lieber Niebuhr, oft vertraulich ins Ohr flüstert. Gewiß, entgegnete Nicolovius, auch Cousin hat er an Niebuhr zur Bewachung übergeben. Niebuhr lachte und sagte, es macht mir viel Freude, verschiedene Leute mit Cousin zu compromittiren, und ich halte es für meine Pflicht, Cousin, der ein gutmüthiger Franzose ist, Ehre und Freundlichkeit zu erweisen, und thäten es mehrere, so würde sein gerechter Zorn leicht gemildert und das widersinnige Verfahren gegen ihn wieder gut gemacht sein. Überall wollte Niebuhr mich mit hinnehmen; aber ich lehnte es ab, in solcher Gesellschaft würden geistige Ansprüche an mich gemacht, die ich nicht befriedigen könnte; auch bringt er durch sein unbefangenes Reden und durch seinen dreisten Muthwillen leicht in Verlegenheit. So aufgeweckt Niebuhr sich auch in Berlin bewegt, wünscht er doch nach Bonn zu seiner Familie und zu seinen Vorlesungen zurück und hofft, daß er binnen kurzem das Bankproject im Staatsrath werde zu Falle gebracht haben. Schleiermacher fand ich wunderbar verändert. Früher hatte ich ihn nur in

scharfer, sarcastischer, oft verletzender Stimmung gekannt; jetzt ist er, mag er lebendig oder stille sein, gleichmäßig heiter und schonend; seine geistblitzenden, scharfen Züge haben einen Ausdruck des Friedens gewonnen; Ruhe und Milde ist ihm geworden und die Liebe, welche so lange mit dem Geiste kämpfte, wird zum völligen Siege gelangen. Gott hat den Mann mit einer trefflichen Frau gesegnet, die ihm zum endlichen Siege verhelfen wird. Der persönliche Eindruck, den er mir jetzt machte, entsprach ganz den Worten, die er mir vor einiger Zeit geschrieben hatte: Persönlich will ich durch meine theologischen Schriften niemand kränken oder verletzen; ich strebe in diesen Dingen aus allen Kräften nach dem „Wahrheit reden in Liebe“ und hoffe auch mit Gottes Hülfe mich aus dieser Stellung nicht wieder herausdrängen zu lassen. Auch meinen alten Fouqué fand ich in Berlin, Baron de la Motte, Cavalleriemajor von der Armee, auch Johanniterritter, geht in Berlin in Uniform, macht Front vor den königlichen Equipagen, die ich zur Gesellschaft mitmachte. Er ist seiner Natur und Art treu geblieben; aber was der Jugend gut ansteht, paßt nicht sonderlich für das Alter. Man freut sich seines früheren Dichtertalents, liebt den ehrlichen Menschen, aber um ihn lieb zu behalten, muß man ihn nicht grade vor Augen haben.

Als Perthes von Berlin zurückgekehrt war, wirkte das, was er dort gesehen und gehört, lange und nachhaltig in ihm fort. Der Totaleindruck, schrieb er einmal, den der Mittelpunct der preußischen Monarchie auf mich gemacht hat, Sachen, wie Personen, Königsgeschlecht und Soldaten, Staatsrath und gesetzlose Gesellschaft, hat mir die Überzeugung gestärkt, daß in Preußen auf das neue die deutsche Nation jugendlich erblüht. Preußen ist rein deutsch. Was der deutschen Nation und was dem deutschen Manne eigenthümlich ist, das findet sich auch an Preußen; aber neben allem Großen und Guten, neben dem Überflusse an Geist und Kenntnissen überall auch dieselbe Unanstelligkeit, dieselbe Verschwendung von Kraft und Arbeit, weil ein Überschwängliches er-

strebt und Idee und Praxis nicht im Gleichgewichte ist. Des Schlechten ist genug da, aber es wird ausgespieen; die Schlechten sind bei aller Schlauheit doch so kurzsichtig und ungeschickt, daß sie sich selbst die Grube graben. Nimmt die Geschichte Europa's nicht einen ganz unvorhergesehenen Gang, so wird Nord- und Mitteldeutschland allgesammt diesem deutsch-preußischen Staate einverleibt werden. So wie ich das Getriebe in den kleinen deutschen Staaten beobachtet habe, kann ich ein solches Schicksal nicht mehr für ein Unglück halten. — Ich war in meinem Herzen gegen Preußen, schrieb Perthes bald darauf, so lange deutsches Reich und deutscher Kaiser möglich war. Das ist vorbei, und der Deutsche muß nun mit Geist und Sinn sich Preußen zuwenden und ihm seine besten Kräfte geben. — Ich habe mein Lebenlang die kleinen Länder geliebt, schrieb er ein anderesmal, aber will ich wahr sein, so muß ich sagen, sie haben sich überlebt und werden untergehen, um in der einen oder anderen Weise mit den größeren Staaten verschmolzen zu werden, und leider ist nichts dabei verloren; denn das Gute was sie hatten: die eigenthümliche Ausbildung des deutschen Geistes und das Hegen und Pflegen deutscher Sitte und Art ist nicht mehr in ihnen zu finden. Der Sinn für größere Institutionen, das Gefühl für deutsche Größe und Ehre ist erstorben; in höherem, freiem, geistigem Streben bleiben sie zurück; ein platter beschränkter Rationalismus beherrscht in Religion und Politik die Gemüther. Ich rede hier von den kleinen Staaten im mittleren Deutschland, sie sind innerlich reif, unbemerkt begraben zu werden. Anders ist es in Süddeutschland; in Baden, Würtemberg, Hessen wird es prasseln, wenn ihre Stunde schlägt. Baierns und Hannovers Lage und Leben ist von anderer Art. Wir aber werden überhaupt, wenn nicht unvorhergesehene Weltereignisse eintreten, die Umbildung nicht erleben. Zu neu ist die ausdrückliche Anerkennung der Unabhängigkeit, zu groß ist heute die Macht des öffentlichen Rechts, zu viele sind der Vetterschaften der Kleinen mit den Großen, als daß Gewalt den kleinen

Staaten ein Ende machen sollte, und das Sterben an innerer Verlahmung ist ein langsames Sterben. Wahr ist es allerdings, daß sich in der Beamtenwelt und unter dem Mittelstande die Sehnsucht regt, aus den kleinlichen, kümmerlichen Zuständen, aus der Schnürbrust eines nur wenige Meilen umfassenden Vaterlandes herauszukommen; aber so lange die Kleinländler sich noch von der höheren Waffenpflicht und von den höheren Abgaben wegschleichen können, die in größeren Verhältnissen gefordert werden, glauben sie sich begünstigt und wollen festhalten, was sie haben.

Manche Nachrichten aus und über Preußen erhielt Perthes in den Jahren nach seiner Rückkehr aus Berlin. Ein edles Streben lebt in dem Staate, äußerte Niebuhr gegen ihn, aber an allen Puncten mißlingt es aus Gründen, die man als zufällig ansehen muß. Vor allem bedürfen wir eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber er fehlt. Wissen muß der Minister, was der Staat kann und was er soll, kennen muß er dessen Kräfte und Schwächen, kennen muß er die Persönlichkeit derer, welche die Kräfte in den verschiedenen Zweigen zu leiten haben; den Character des Monarchen muß er ganz kennen, und wissen muß er, was die Nation will, folglich auch kann. Er muß das Geschick haben, sich durch die Gesandten Kenntniß von den Kräften und Schwächen der anderen Staaten, von dem Character ihrer Fürsten und Staatsmänner und von dem Geiste und Willen der Völker zu gewinnen. Dazu wird die höchste Anstrengung des Geistes gefordert; durch eigentliches Arbeiten darf keine Zeit vergeudet werden. Der Minister aber, von welchem wir reden, arbeitet sich ab, um Depeschen gut französisch zu schreiben, was ihm in seltenem Grade gelingt, aber dieses müßten seine Räthe thun. Können sie es nicht, so müßten sie fortgeschickt werden, aber das thut man nicht; auch der Untauglichste bleibt, wenn er einmal etwas geworden ist. Nicht weniger untauglich, wie die Räthe, sind die meisten Gesandten. Von mir könnte der Minister genau unterrichtet werden über Amerika und Italien; England kenne ich gut,

doch nicht vollständig, Östreich zu wenig, Rußland gar nicht. — Als Perthes einem höheren preußischen Officier geäußert hatte, daß für die Armee nach langjährigem Frieden ein Krieg wohl nöthig sein möge, antwortete dieser: Noch habe ein Krieg mit Frankreich sein Bedenken. Zwar habe sich am Rhein der Volksgeist ausnehmend gebessert; doch sei es gut, wenn noch manche alte Raisonneurs ausstürben, bevor die Provinz zu einem Kriegsschauplatz gemacht werde. Mit den französischen Truppen und mit den französischen Marschällen würde die preußische Armee es wohl aufnehmen können, aber noch lebten eine große Anzahl Colonels, die unter Napoleon gebildet wären und jetzt in der vollen Kraft militärischer Erfahrung ständen; ihnen habe Preußen wenig entgegenzustellen.

Preußens Geschichte beginnt nicht vor dem großen Churfürsten, hatte ein Freund an Perthes geschrieben, und von dem großen Churfürsten an bis zum heutigen Tage ist Preußen dadurch geltend und groß geworden, daß es mitten im Verfalle oder in der carricaturmäßigen Entartung des eigentlichen deutschen Lebens in Kirche und Staat Elemente und Kräfte zur Anwendung brachte, die der deutschen Sinnesart und der nationalen Verfassung fremd und feindlich sind. Der Gegensatz des Finanz- und Soldatenwesens Friedrich Wilhelm's I. zu dem, was in Wien, Dresden und anderwärts getrieben ward, das Verhältniß des philosophisch-imperatorischen Herrscherthums Friedrich's II. zu der sonst überall herrschenden Pfafferei und Philisterei war die Vorbedingung für Preußens Emporkommen. Wer aber ein warmes Herz für sein Vaterland hat, wird ein Gegner dieser Vorbedingungen sein müssen. Innerlich befreunden kann sich das Gemüth nur mit Preußen in den wenigen Momenten, in denen der Staat Friedrich's sich von der Politik des vorigen Jahrhunderts los zu winden vermochte und seine höhere Bestimmung für Deutschland erkannte, oder, soll ich lieber sagen, fühlte. — Was hinter uns liegt, antwortete Perthes, gehört der Vergangenheit an; der Blick auf Preußens Gegenwart

erfüllt mit Sicherheit und mit Vertrauen. Wer macht das alles, was in Preußen vorgeht, fragte mich vor kurzem ein scharfsehender nordischer Staatsmann, wer regiert dort, wer bestimmt und leitet und ordnet das Gute an, was dort mehr geschieht, als in irgend einem anderen Lande? Der König hat guten Willen, antwortete ich, ist ein redlicher, verständiger, gerechter Mann, im Staatsrath ist große Intelligenz, die Oberpräsidenten sind geübt in der Verwaltung und die Beamten trefflich geschult; aber das alles macht es nicht. Die eigentlich bewegende Kraft vielmehr liegt in dem Staate als Ganzem; es arbeitet und drängt ein so frisches und bedeutendes Leben in ihm, daß alle einzelnen nur als Werkzeuge erscheinen. Wenn kein übereilter Willkürschritt von Preußen gemacht wird, so kann es bald wie von selbst über die gesammten Kräfte Norddeutschlands verfügen. — So groß die Geschichte Preußens auch schon war, schrieb Perthes ein anderesmal, so deutet sie doch auf noch Größeres hin. Das Zutrauen von ganz Norddeutschland wird etwas früher etwas später zur Einigung aller Norddeutschen unter Preußen in dieser oder jener Form führen. — Das innere Leben des preußischen Staates, schrieb er etwas später, hat in einer höchst merkwürdigen Weise die deutschen Staaten ergriffen und den bitteren Haß des Volkes in bewundernde Zuneigung verwandelt. Überall tritt die Sehnsucht hervor, Theil zu nehmen an dem großen Leben Preußens. Wer das nicht schon seit einigen Jahren bemerkte, der wird es nun bald bemerken müssen. Der Zollverein schreitet unaufhaltsam vorwärts und wird eine neue Gestaltung Deutschlands hervorrufen. Die Stimmung des Volkes fällt überall demselben zu, weil es in der Zolleinheit instinctiv noch andere Einheit sieht. Nur besonnene Vermeidung jedes auffallenden, voreiligen Schrittes bedarf Preußen, und die Herzoge und Fürsten sind mediatisirt, ohne es zu wissen. Man ahnet es wohl hier und da, aber die Dinge sind so weit vorgeschritten, daß man es nicht mehr zu ändern weiß. Preußen thut nur, was der Bundestag hätte thun sollen, aber nicht

that, und Preußen ist auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden.

Obschon Perthes damals seine ganze Hoffnung mehr und mehr Preußen zuwendete, wendete er sich deshalb doch nicht von Östreich ab; aber in dem Jahrzehend von 1820 bis 1830 finden sich in den Briefen seiner östreichischen Freunde nur sehr selten Andeutungen über die Zustände und Verhältnisse des Kaiserreichs. Es ist überaus schwer, hatte Perthes 1822 geschrieben, eine Vorstellung von dem, was sich in Östreich bewegt und nicht bewegt, zu gewinnen. Sehen Sie nur einmal die letzten Bände der Wiener Jahrbücher an; woher kommt grade in Östreich diese neue Form der Entwickelung, diese seltsame Schreibart und diese geistige und philosophische Übergipfelung? Es müssen junge Leute sein, diese Herren Günther, Wähner u. s. w. Es scheint eine neue Schule dort in der Bildung begriffen: denn ein und dieselbe Art des Studiums der Sprache geht durch alle Aufsätze durch; Geist ist darin und gewiß auch viel Wissen. Versäumen Sie nicht, die Sachen zu lesen, so etwas muß man bei Zeiten ins Auge fassen. — Nicht ohne Bildung und Geschick ist, heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt, diese neue Richtung, oder, wie Sie wohl richtig meinen, Schule. Aber weder lange Dauer noch eingreifende Wirksamkeit traue ich ihr zu; sie hat, wie mir vorkommt, kein wahres, sondern ein erkünsteltes und falsches Leben, und spricht weder den deutschen Gesammtgeist noch den echten östreichischen Sondergeist aus. — Es ist kein Wunder, schrieb ein mitten in den Welthändeln stehender Staatsmann aus Wien an Perthes, daß die Scheidewand zwischen Östreich und Deutschland immer größer wird. Eine so große Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Sitten und Constitutionen, wie sie bei uns sich findet, fordert mehr noch als in anderen Staaten, daß die Regierung in sich eins ist und einen sicheren festen Gang geht. Aber nicht von einer Regierung, sondern von gar mancherlei Regierern wird Östreich regiert. Alte Knaben mit verknöcherten Doctrinen wollen Mauerwerke stützen,

die durch und durch morsch bald zusammenfallen müssen; daneben eine große Partei, die in ihrer Gesinnung dem Liberalismus huldigt und in ihrem Thun auch vor dem Servilsten nicht zurückschreckt; dazu die Hyperkatholiken, welche im Geheimen operiren und miniren, und endlich die jüdischen und protestantischen Parvenüs und parveniren Wollenden. Das alles coagulirt sich zu Wien zu einem, dem äußeren Anscheine nach, sehr unnatürlichen, aber durchaus practischen und den Mitgliedern Vortheil bringenden Bund. Die Identität von Wort und That ist bei unsern Politikern abhanden gekommen; faul wird alles im Innern und der große, reiche und streitbare Theil von Mitteleuropa kann zu einem bloßen Ballast der Geschichte werden. — Es stände schlimm um Europa, schrieb Perthes etwas später, wenn keiner seiner Staaten beweglicher und vorgreifender wäre, als Östreich; aber neben den unruhigen, drängenden, rastlos arbeitenden Völkern und Regierungen ist Östreich mit seinem rückhaltenden und anhaltenden Staatscharacter eine Nothwendigkeit für die europäische Staatenfamilie. Wird man älter, so wird man auch umsichtiger und duldender gegen Naturen und Charactere, die dem eigenen Sinn entgegengesetzt sind. Man fühlt und erkennt immer mehr, daß, um vulgär zu reden, die Staaten, so wenig wie die einzelnen, über einen Kamm geschoren sein dürfen. Hat doch auch die Natur Wälder und Wiesen, reißende Bestien und Hausthiere nebeneinander und läßt alle Verschiedenheiten zusammenklingen zur Einheit und Schönheit des Ganzen.

Von den stillen politischen Zuständen Deutschlands ward der Blick immer wieder hinüber geleitet auf das bewegte europäische Leben. Frankreich wie England hatten seit 1827 auf das neue schwere innere Kämpfe zu bestehen, und die noch immer zweifelhafte Lage der Griechen hielt Europa in steter Furcht vor einem gewaltsamen Umsichgreifen Rußlands im Oriente. Im October 1827 war die türkische Flotte bei Navarino vernichtet. Merkwürdig genug ist auch in innerer Beziehung dieses Ereigniß, schrieb

Perthes. Die drei christlichen Bekenntnisse: Katholiken, Protestanten, Griechen, standen in einer Linie gegen Mahomed's Fahne; freilich nur politisch geeinigt, aber die Thatsache ist doch da. Das ist der Witz der Weltgeschichte und an dem Witze ist der Geist, der über dem Wasser von Navarin schwebte, zu erkennen. Wenn jetzt nicht der Halbmond zu fanatisiren versteht, so scheinen die Kinder Mahomed's verloren; wenn aber, dann mag man sich vorsehen. — Gott gebe uns allen ein leichtes Jahr, schrieb Niebuhr am 2. Januar 1826 an Perthes. Ich habe die letzten Jahre hindurch in mir und um mich mehr Lebensfreude genossen, als ich für mein Alter hoffen konnte. Für die Welt sieht es trübe aus, doch für Deutschland wird ja der goldene Friede wohl noch eine Zeitlang fortdauern. Wir müssen innig darum beten; denn was soll in schwierigen und Unglückszeiten von den Erbärmlichen geschehen, welche die Jahre des Glücks und des Friedens verdorben haben? Wenn, was jetzt im Orient geschieht, vor sechs Jahren geschehen wäre! — Die Welt scheint mir alt und mürbe, heißt es in einem anderen Briefe; alles dreht sich gar zu selbstisch in dem engsten Kreise; es dünkt einem, wie wenn keine frische Hoffnung und kein Muth zu irgend etwas anderem als mechanischen Dingen mehr wäre: aber freilich wir sehen auch verzweifelt klar in vielem, was uns einst begeisterte. — Eine höchst unbehagliche Stimmung wird unter den Menschen herrschend, schrieb Rist 1829, die sehr mit dem gerühmten Wohlsein der Friedenszeit contrastirt. Es kommt wohl daher, weil niemand auf Dauer rechnet. Namentlich im nördlichen Deutschland werden künftige Ereignisse anticipirt und das löst die Bande zwischen den Menschen und namentlich zwischen Regierungen und Regierten allmählich immer mehr. Man lebt von Tage zu Tage hin und sagt sich: so kann es nicht bleiben. Es fehlt durchaus ein belebendes Element, welches dem Alter etwas Frische und der Jugend eine feste Richtung ertheilte. Sollte der liebe Friede schon wieder zu lange dauern? Es hat seine große Wahrheit, daß Stürme die Luft reinigen. — An Stürmen wird es uns

nicht fehlen, antwortete Perthes, aber wohin werden sie uns bringen? Vielleicht haben sie schon, wenn Sie diese Zeilen lesen, die Heere Rußlands nach Konstantinopel geweht und was dann? Sieht man auf die inneren Zustände nach Großbritannien und Frankreich, nach Mexico und Cuba, nach Rio und Portugal und Spanien, überall ist Sturm im Anzuge; mir schwindelt von dem allem. Möge Gott Deutschland für Europa bewahren, wer weiß, wie plötzlich Außerordentliches sich ereignen kann, und wo ist die Hülfe, wenn man mit dem Gewöhnlichen nicht auszureichen vermag? — In Frankreich gährt, schrieb Perthes im April 1830, die Grundsuppe alteuropäischen Verderbnisses auf; wir werden sie mit zu essen bekommen. Eine Wiedergeburt muß kommen; aber wie sie möglich sein wird, sieht niemand.

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechsel im späteren Mannesalter

1830—1843.

Die Julirevolution 1830.

Die Sommermonate 1830 brachte Perthes in Georgenthal zu, einem nur einige Stunden von Gotha am Nordabhange des Thüringerwaldes gelegenen Amtsdorfe. Unsanft ward die stille, ruhige Stimmung des Waldaufenthaltes in den ersten Tagen des August gestört. Der Sturm ist losgebrochen, schrieb Perthes am 6. August; dreifarbige Couriere eilen seit gestern Morgen durch Gotha. Mögen sie jagen und drängen; ich habe keine Eile, in die Weltunruhe zu gerathen und wandere zurück nach Georgenthal. — Immer mehr Couriere, schrieb er einige Tage später, und immer mehr neues, was grade so aussieht, wie das Alte von 1789. Noch einmal wird Europa den blutigen Lauf durch die Anarchie zur Despotie beginnen. Mir graut, nach einem vielbewegten Leben neue Bewegungen wiederum durchleben zu sollen. — Die Jagd ist im vollen Gange, heißt es acht Tage später, die Meute ist losgelassen, wer bringt sie wieder in den Stall? Ein Rothkönig ist freilich schnell genug gemacht. Nach Jahrhunderten schwerer Erfahrung war Europa zu dem Salto mortale gekommen, den jedesmaligen Erstgebornen der herrschenden Familie als den von Gott zum Herrschen bestimmten Mann zu betrachten. Frankreich kehrt nunmehr zum Wahlkönig zurück, aber nicht Kurfürsten, nicht die Großen wählen, sondern alle. Das Ende vom Liede wird etwas früher oder etwas später ohne Zweifel ein Sultan sein. Noch halten drei Geldmänner: Périer, Laffitte und Delessert

die Papiere; alte verrauchte Gestalten: Lafayette, Barère und Sieyes kommen wieder angezogen und bringen — der Thor bleibt auch im Mörser gestoßen Thor — die Weisheit ihrer jungen Jahre auf den Markt nach Paris. Wahr ist es, die Pariser haben eine andere Haltung als vor vierzig Jahren: Martignac, Neufville, Chateaubriand zeigen sich als Männer; aber wie bald werden die, welche jetzt mit Verstand, Erfahrung und vielleicht auch mit gutem Willen an der Spitze stehen, unbekannten, kräftigen Wüthrichen als Opfer fallen. Sehr begierig bin ich, wie die Männer und jungen Leute der neuen historischen, philosophischen und poetischen Schule, ein Guizot, Cousin und Victor Hugo sich stellen werden. — Der äußere Verlauf der Dinge wird freilich, schrieb Perthes am 26. August seinem in Bonn studirenden Sohn, anders sein als im Jahre 1789; aber die großen Erscheinungen der letzten vierzig Jahre haben dem jetzigen Geschlechte nicht größere Reife, sondern nur andere Richtung gegeben, und die geistigen und inneren Folgen des Ereignisses werden für Europa kaum geringer sein als die der ersten Revolution. Es gilt jetzt für jung und alt: Ruhe, Besonnenheit und freies Urtheil zu bewahren. Vor allem sollten Staatsmänner und Lehrer den Jünglingen gegenüber, bei welchen Thun und Denken noch nahe zusammenliegt, vorsichtig in ihren Äußerungen sein und einem augenblicklichen und sicher vorübergehenden Enthusiasmus nicht so schnell Worte geben. Meine Überzeugungen, die auf reiche Erfahrungen sich gründen, werde ich Dir, mein lieber Sohn, nicht vorenthalten; aber ich begehre nicht, daß Du sie ganz theilen sollst. Zeiten wie die unsrigen geben jeder Generation ein anderes Ziel. — Von den Folgen lassen Sie uns vorerst schweigen, schrieb List am 24. August; in jedem Falle sind sie unermeßlich. Nur unvollkommen ward die republicanische Jugend beschwichtigt und alle die heterogenen Elemente, welche die erste Revolution über die Grenzen spie, blieben diesesmal im Lande und die Unbeschränktheit der Rede und der Presse gibt ihnen völlig freies Spiel, zu wirken und zu gähren.

Paris bedarf eines verschwenderischen Hofes, es bedarf der Mißbräuche, weil es selbst einer ist. Wie wird eine nüchterne und sparsame Regierung dort wirken können? Dann Polen und Spanien, dann die Armee! Summa, wohl dem, der die funfzehn Jahre, die uns zum Verschnaufen gegeben worden, angewendet hat, um sich in den Sattel zurechtzurücken und die Steigbügel zu fassen.

Dem in Paris gegebenen Anstoße folgten bald auch in den kleineren und größeren deutschen Ländern aufrührerische Bewegungen aller Art. Um uns knackt und prasselt es an allen Enden, schrieb Perthes an seinen Sohn nach Bonn. Wir liegen jetzt recht inmitten der städtischen Aufstände und des hessischen Bauernkrieges; aber in Gotha selbst, auf dem Lande wie in der Stadt, ist es bis jetzt ruhig geblieben. Der gescheite Herzog ließ rasch eine Anzahl verständiger Bürger zu sich kommen, um selbst zu hören und zu sehen, woher und wohin der Wind eigentlich wehe. Auf dem Lande handelte es sich vor allem um die Wildschäden und um Theuerung des Holzes — das Wild ward niedergeschossen und für Ermäßigung der Holzpreise gesorgt. In der Stadt ließ der Herzog die Innungen versammeln, ihre Begehren und Beschwerden waren localer Natur und hatten zum großen Theil guten Grund — der Herzog gestand auf der Stelle zu oder half ab. Der eigentlich schwierige Punct ist hier, wie in allen kleinen Ländern, die Stellung der Domainen und die Verwendung der Einkünfte aus denselben; doch es wird hier ohne Zweifel ruhig bleiben, der Herzog ist ein gescheiter Mann und die Gothaner haben zwar politische Theorien für die ganze weite Welt fertig, aber am eignen Heerde mögen sie nichts davon wissen, sondern helfen eben nur da nach, wo der Schuh sie grade drückt.

Unsere Bevölkerung hält sich im ganzen besonnen, heißt es in einem Briefe aus Holstein an Perthes; daher ist auch der erste Anlauf auf Unruhe vollständig gescheitert. Das Samenkorn der Revolution war ausgestreut und ward durch Emissäre verbreitet; die trägen Gemüther meiner Landsleute fuhren einen Augenblick

aus dem Schlafe auf, rieben sich die Augen und legten sich wieder zum Schlafe nieder. — Mit Lornsen's Arretirung ist nun der Revolutionsparoxismus vorüber, schrieb ein anderer; dennoch aber werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach bald eine Verfassung bekommen, die wir, so lange der König lebt, nicht brauchen, die aber wünschenswerth sein kann für den Fall seines Todes. — Indignirt über die Wichte, welche in Holstein die großen Erschütterer spielen, möchte ich, äußerte Niebuhr in einem Briefe an Perthes, über diese elenden holsteinischen Geschichten schreiben. Was mich abhält, ist das Peinliche eines Zerfallens auf immer mit fast allen guten Bekannten und Freunden; denn außer meiner Schwägerin und Twesten ist jedermann mit der Gimpelei behaftet. — — Eine andere Seite der revolutionären Bewegung trat Perthes in einem Briefe entgegen, den er von einem jetzt verstorbenen Mitgliede eines kleinen deutschen Fürstenhauses empfing. Ich theile Ihnen interessante Nachrichten mit, heißt es in demselben, ich wünsche, daß Sie dieselben zum Nutzen meines kleinen Fleckchens von Vaterland benutzen; aber niemand darf ahnen, daß sie von mir kommen. Denken Sie, nur ein Büdner hat verhindert, daß nicht im Schlosse die Fenster eingeworfen sind; ihm zu Liebe sollten sie es nicht thun, hat er gesagt. Anschläge am Rathhause sind mehreremal gefunden; sie fordern Landstände mit freien, unabhängigen, einsichtsvollen Mitgliedern, Aufhebung der Biersteuer, Erleichterung des furchtbaren Druckes der Bauern, eine liberale, nicht von der interessirten fürstlichen Kammer ausgehende Verwaltung, Aufhebung des Branntweinmonopols, Einrichtung eines Arbeitshauses und eines ordentlichen Gefängnisses. Das ist alles sehr gerecht und dringend nöthig! Was ist geschehen? So gut wie nichts! Ist das liberal? Liberal sein aber ist sehr nöthig. Ich bitte, verbrennen Sie dieses Schreiben, aber benutzen Sie es wo möglich, nur daß niemand ahne, woher es komme; am besten in weit entfernten Blättern, was meinen Sie? Alle Diener bei uns sind so schlecht bezahlt, daß keiner nur seine Kinder erziehen kann. Ist

das nicht hart? Alle stehen schlechter als ihre Vorgänger; das ist ungerecht und dabei packt man ihnen immer mehr Dienste auf. Neues Geschäft, neuer Verdienst, so muß es künftig heißen. Bei der ständischen Verfassung habe ich noch ein Bedenken: wir haben eigentlich nur Bauern und der Bauer ist noch so roh; wird er wählen können? Bei den Schulzenwahlen ist immer Prügelei; wer am besten prügelt, wird es. Ich bitte dringend um Zerstörung dieses Zettels. Wie geht es Ihnen?

Die folgenreichen Aufstände in Dresden und Kassel, die ungeordneten Bewegungen im südlichen Deutschland, der Schloßbrand und die Flucht des Herzogs in Braunschweig erweckten in vielen Gemüthern mehr und mehr ernste Besorgniß. Wir haben bisher die Macht der Masse viel zu gering angeschlagen, heißt es in einem Briefe aus Berlin, sie ist, ohne daß die Regierungen es ahnten, zu einer Gewalt angeschwollen, der wie jeder Naturgewalt schwer zu begegnen sein wird. Ich kann Ihre Zuversicht nicht theilen und werde zweifelhaft, ob Deutschland den großen Brand wird aushalten können. — Vergebens suche ich, schrieb ein anderer Freund an Perthes, nach einem Halt, auf den man mit Freude und Hoffnung blicken könnte. Ein Krieg mit Frankreich wird immer wahrscheinlicher, und was für ein Krieg wird das sein! Welche Elemente sind in Deutschland, in Frankreich durch die Revolution entfesselt, welch eine Verfälschung der Gesinnung geht durch einen großen Theil unseres Vaterlandes! Dreifarbige Bänder in Hamburg, eine Deputation von Jenaer Studenten an Lafayette! Gott erhalte dem preußischen Heere seinen besseren Geist! — Was Du über das preußische Heer sagst, schrieb Perthes seinem Sohne, ist gewiß richtig; aber demungeachtet wird es fast allein von der Persönlichkeit seiner Führer abhängen, ob es wirklich siegen wird. Krieg führen setzt Wissenschaft und Erfahrung, Übung und Muth voraus; aber das alles reicht nicht aus. Kriegführen ist eine freie Kunst; jeder neue große Krieg ist ein neues Kunstwerk, und in dem Kriege, der uns bevorsteht, gilt es überdies die

Völker in Bewegung zu bringen und dennoch sie zu leiten. Die preußischen Feldherren sind alt geworden; es muß eine neue Blüthe aufgehen. Du nennst General Grolmann. Woher das? auch er ist nicht mehr jung. Ich möchte wohl Vertrauen auf die deutschen Generale der russischen Armee setzen; Diebitsch und Geismar haben als Feldherren schon Proben abgelegt.

Nicht allein Besorgniß und Schmerz wurde durch die ausgebrochene Bewegung hervorgerufen, sondern auch Hoffnungen und hier und da auch wohl ein Gefühl der Befriedigung und der Schadenfreude über die Noth der Regierungen. Wohl beunruhigen auch mich die neuen Bewegungen im Westen, heißt es in einem Briefe aus München, nicht nur wegen der Begehrlichkeit, mit welcher die trüglichen Vorspiegelungen und süßen Täuschungen von der schwachen Seele unserer Unverständigen eingesogen werden, sondern noch mehr wegen der Haltlosigkeit und Rathlosigkeit unserer Regierungen. Unser Elend, in so viele kleine, im Innern schlecht berathene, unter sich wenig oder gar nicht verbundene, nach außen ohnmächtige Staaten zerrissen zu sein, tritt jetzt in seiner ganzen Schrecklichkeit hervor; ohne Steuer und ohne Steuermann treiben wir in dem ausgebrochenen Sturm umher. Aber Niebuhr's Besorgnisse kann ich dennoch in keiner Weise theilen, sondern glaube vielmehr, daß der zweite Theil der politisch moralischen Revolution trotz seines schrecklichen Characters nicht eine Zerstörung, sondern eine Verjüngung des Alten hervorbringen wird. — Immer mehr jagt der Sturm die Wolken zusammen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, und die Rache trifft nun die Fürsten für das, was sie 1814 und 1815 verschuldet. Nicht nach den Völkern fragten sie damals, von denen sie so eben aus der tiefen Schmach errettet waren, in welche eigene Einfalt und Schwäche sie gebracht hatten. Nun wird Rechenschaft von ihnen gefordert über die Erfüllung ihrer Pflichten; Gott kommt im Sturm, um aus seinen Donnern die Könige und Fürsten zu richten. Zehn Jahre Ruhe hatte ich immer noch gehofft; dann wäre die alte Generation so

ziemlich hinüber gewesen und das Neue wäre ohne Gewalt aber mit voller Kraft durchgedrungen; jetzt schlägt alles nicht allein über die Könige, sondern auch über uns zusammen. — Wohl kenne ich die Fehler, die seit funfzehn Jahren von oben begangen sind, antwortete Perthes, aber auch ohne diese Fehler würde kein menschliches Geschick und keine menschliche Kraft eine Zeit haben bemeistern können, in welcher der gesammte gebildete Theil der Nation jedes Positive und jedes Bestehende angreift. Bis jetzt zwar haben in Deutschland die eigentlichen Tumulte überall nur locale Ursachen gehabt. In Kassel und Braunschweig waren sie gegen einzelne Fürstenindividuen gerichtet und der Bundestag selbst hatte durch seine Zurückhaltung zur Selbsthülfe hingedrängt; in Breslau und Hamburg wurden die Juden verfolgt, Übermuth auf der einen, frecher Muthwille auf der anderen Seite war die Wurzel; in Berlin lärmten Handwerksburschen und eine große Menge Menschen lief herbei, um zu sehen, was es gäbe. In Dresden lag die Haupttriebfeder in dem Hasse, den der sächsische Rationalismus gegen den Katholicismus hegt; widerlicher als dieser Ausbruch eines religiösen Fanatismus ohne alle religiöse Grundlage und ohne alles religiöse Bedürfniß ist mir kein Tumult gewesen. An fast allen anderen Orten wendeten sich die Unruhen nur gegen die Magistrate und deren veraltete Verwaltung. Wo Bauern und Handwerker von den Wortführern in Bewegung gebracht werden sollten, da wurde Herstellung der Zünfte, Ordnung des Staatshaushaltes, Beseitigung der Zolllinien, Errichtung von Landständen als Ziel hingestellt; gegen die monarchische Regierungsform, gegen die Dynastien, gegen den Adel aufzuhetzen, haben bis heute auch die eifrigsten Unruhstifter nicht gewagt. Das spricht sehr für den guten Sinn, der unter Bauern und Bürgern sich noch erhalten hat; aber lange wird es so nicht bleiben. Fast der ganze theoretisirende Theil unseres Volkes stellt alles im Staate wie in der Kirche in Frage. Von Jahr zu Jahr ist die Gefahr größer geworden, daß das Schreibervolk sich der Bauern und Bürger als Werk-

zeuge für seine Zwecke bemächtigen werde, und gnade uns Gott, wenn Deutschland auch nur vorübergehend in die Hände der rohen, von Bösewichtern und leichtsinnigen Phantasten regierten Gewalt fallen sollte! Vielleicht aber setzen grade die ausgebrochenen Tumulte dem weitern Wachsen der Gefahr eine Grenze. Beamte, Kaufleute und Fabrikanten, Rentner und vornehme Nichtsthuer, bei denen das Raisonniren zu Hause ist, werden doch vielleicht durch die eindringlichen Erfahrungen zu der Erkenntniß gebracht, was es heißt, die Massen aufregen, und daß die Theorien, wenn sie in die Fäuste gerathen, Gut und Blut derer verschlingen, die sie mit der Zunge verfochten. Auch die kleinen Souveraine und ihre Minister werden vielleicht gewitzigt und lassen ab von mancher Willkür und mancher Geldmacherei, die sie bisher sorglos geübt. Gott bewahre uns nur vor einer kirchlichen oder antikirchlichen Umwälzung in diesem Augenblicke; sie könnte sofort einen allgemeinen Brand in Deutschland anschüren. Das Volk bedarf Religion und glaubt im Unglauben und im Aberglauben schon jetzt in vielen Gegenden mit fanatischem Eifer, und die Theologen sind jeder gegen den anderen.

Mitten hinein in die Gährung Deutschlands war Ende August und Anfangs September 1830 das Gelingen des belgischen Aufstandes gefallen. Jetzt müßt ihr Historiker fleißig sein, um nachzukommen, schrieb Perthes einem Freunde; denn die Geschichte arbeitet schnell. Ihnen scheinen diese Zeiten mit ihren kahlen, verständigen Constitutionen langweilig; Sie möchten lieber Fleisch und Blut in kräftigen Persönlichkeiten das Rad treiben sehen. Unser einem sind diese Zeiten nicht langweilig und nicht kurzweilig, sondern nur halsbrechend. — In ganz Europa bleibt Holland fast allein ruhig, schrieb van Kampen aus Amsterdam an Perthes. Das Beispiel der Holländer, welche sich in dieser tollen Revolutionsperiode nirgends gegen die rechtmäßige Obrigkeit empört haben, wird für die künftigen Geschichtschreiber nicht verloren sein. — Für die nächste Zeit ist Belgien die unglückbro-

hende Aufgabe, schrieb Perthes im October seinem Sohne nach Bonn. Das, was für den Augenblick als wilder Pöbelaufruhr erscheint, ist dennoch keine Rebellion im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Staatsfrage, und so scheußlich die Verbindung der Priester mit dem Pöbel sich auch ausnimmt, hat die Bewegung selbst doch ihren Grund in der Geschichte. Kurzsichtigkeit, enge englische Politik, vielleicht auch ein historischer Irrthum, hat 1815 Volksstämme, die nicht zusammen gehören, vereinigt; und die holländische Krämerpolitik hat die bösen Folgen des Fehlers noch vergrößert. Schon im Mai sagte mir der holländische Major NN., die Regierung behandele die Belgier so unverständig und zugleich so schwach, daß er eine baldige Rebellion nicht für unwahrscheinlich halte. Als am 30. August die Nachricht von dem Aufstande in Brüssel hier eintraf, befand sich grade der scharfsehende NN. aus Utrecht bei uns. „Die Flamme ist nicht zu löschen", sagte er augenblicklich; „was nicht zusammen leben kann, muß man auseinander lassen, lieber heute als morgen." Läßt man jetzt, um Krieg zu vermeiden, gewähren, so wird Belgien ein Nebenstaat Frankreichs; für Frankreich sind die belgischen Festungen gebaut und Deutschland liegt offen. Also Krieg, aber wer darf hoffen, daß Armeen gewöhnlicher Art siegreich einer Militärdemocratie entgegentreten werden. Ich weiß wohl, was der Deutschen Pflicht ist; ich weiß wohl, daß Preußen allein der Dentschen Rettung sein kann: aber dennoch kommt mir Angst ins Herz. — Nachgerade wird man, hatte Rist am 29. November geschrieben, die sich fortpflanzenden Bewegungen als eine europäische Affection oder Gesammtleiden betrachten und deshalb nicht zu ängstlich beurtheilen müssen. Bei einer weitverbreiteten Erderschütterung fällt einem einzelnen nicht leicht ein, das eigne besondere Unglück zu beklagen. Das gemeinschaftliche Leiden vieler ruft in dem einzelnen Resignation hervor, befreit von allem Weichlichen des Selbstbedauerns und treibt, für sich und andere das Beste nach den Umständen zu thun, zu rathen, zu helfen und während der Finsterniß fleißig mit dem Senk-

blei in der Tiefe zu forschen, zugleich aber die Augen nach den Bergen zu richten, wo die Sonne aufgehen soll. — Als Sie mir am 29. schrieben, antwortete Perthes, ahneten Sie nicht das Außerordentliche, was an demselben Tage sich in Warschau ereignete und der politischen Haltung und Richtung aller Regierungen sogleich andere Wendung gab. Kann ich wissen, ob nicht auch heute in dem Momente, in welchem ich schreibe, an irgend einem Orte eine Umwälzung vor sich geht und alle Berechnungen der Cabinette auf den Kopf stellt? Die Wellen der polnischen Revolution gehen von Osten nach Westen und dort, wo sie sich mit den von Westen nach Osten kommenden begegnen, kann Brandung und Strudel nicht ausbleiben. Auf dem Throne so wenig wie in der Hütte weiß heute irgend jemand auch nur von einer Stunde zur andern, wie es geht und wie es steht. Schwarz sehe ich allerdings in die Zukunft, doch nur in die nächste, wenn auch uns und unsere Kinder überdauernde Zukunft. Niebuhr's furchtbare Blicke theile ich nicht. Allgemeine und bleibende Verwilderung und Barbarei konnte nach dem Untergange der römischen Welt doch nur deshalb eintreten, weil alles geistige Leben auf den engsten und scharf abgegrenzten Raum zusammengedrängt war; Italien war die Welt; Ein Sterben war allgemeines Sterben. Heute ist das ganze Erdenrund in aufstrebender Civilisation eng verbunden, aber die Weltmeere hindern, daß ein Schlag allgemein vernichtend treffen kann; die heutige Erde hat Raum genug, um es der Bildung und Wissenschaft, der Sitte und Frömmigkeit möglich zu machen, den Vernichtungsversuchen auszuweichen, und der Flüchtling behält die Kraft, neues Leben wieder zurückzuwerfen in die nur auf Zeit verlassene alte Heimath. — Auch in dem einzelnen zeigen sich doch manche Lichter in dem Dunkel, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Die Verhandlungen der Kammern, die Reden der Minister in Frankreich lassen im Vergleich mit dem vor vierzig Jahren Gesprochenen das Fortschreiten in Kenntnissen und Erfahrungen nicht verkennen; Guizot und Périer, Maison und Seba-

Piani, Chateaubriand und Kergorlai zeigen jeder an seiner Stelle Würde und Tüchtigkeit; in der Kammer hat die Pariser Jacobinerrotte ihren Stützpunct bereits verloren; die alten Schwätzer Benjamin Constant und Lafayette sind im Absterben begriffen und es ist möglich, daß die Klugheit Louis Philipp's die französische Jugend gewinnt und bändigt; es ist möglich, daß Frankreich das Übergewicht über Paris erhält. Aber freilich wahrscheinlich ist es nicht; ich sehe vielmehr mit Ihnen für Frankreich einer „glücklichen Anarchie" entgegen; die Geldaristocratie wird bald ausgespielt haben, Frankreich bedarf eines großen Despoten und Europa eines großen Mannes. Ob dieser heute schon geboren ist, steht dahin. — Ihr jungen Männer geht einer bedeutenden Zeit entgegen, schrieb Perthes im October seinem Sohne in Bonn, euch muß Muth und Lust beseelen. Die kommenden Jahre fordern für alle Zweige der Regierung Männer von Character und Entschlossenheit, von Kenntnissen und Gewandtheit; nach Geburtsstand und Stellung der Eltern wird wenig gefragt werden; Esprit und Philisterei, gelehrte Theorien und Systemausspinnerei werden das Feld nicht behaupten können. Ich freue mich, nächste Ostern mit Dir über manches mich mündlich verständigen zu können, bis dahin wird ja wohl die Welt noch stehen.

Wohl gab es Tage, an welchen auch auf Perthes der Druck der unheilvollen Zeit mit seiner ganzen Schwere lastete. Viel Unruhe stürmt jetzt auf uns arme Menschen ein, schrieb er einmal, an Sorgen fehlt es nicht, und die Hoffnung festzuhalten ist nicht leicht. In manchen Stunden überfällt mich eine Angst ganz allgemeiner Art; weder bestimmten Grund noch bestimmten Gegenstand für dieselbe wüßte ich anzugeben; es ist eben alles grau und sternenlos. Zu andern Zeiten lastet satte Müdigkeit und ekeler Überdruß am ganzen Weltgetriebe auf dem Gemüthe. Nur Gott vermag die Menschenseele wieder aufzurichten, aber verdoppelte Thätigkeit und das eigene Haus mit dem lebendigen, fröhlichen Leben der Kinder gibt manchen frischen Trunk in der Wüste. — Vor

dauerndem Versinken in trübe Phantasien blieb Perthes aber wie vor kaltem, starrem Abschließen bewahrt und seinen alten Glauben an Deutschlands weltgeschichtliche Bestimmung hielt er auch in den dunkelsten Augenblicken fest. Nur Deutschland vermag, schrieb er einem Freunde, neues, frisches Blut durch die Adern Europa's zu treiben. Noch heute ist es trotz allem, was vorgekommen, das Asyl für Religion und Wissenschaft, für tieferen Sinn und Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Sollten wir noch einmal zu Asche verbrannt werden, so wird dennoch der Phönix aus der Asche sich erheben, des Glaubens bin ich heute wie zu jeder auch der schlimmsten Zeit; wer das Jahr 1813 erlebt hat, kann nicht an Deutschland verzweifeln. — Das sind alte Geschichten, lautete die Antwort, wer mag sie heute noch hören mitten in einer neuen Zeit? Dem, der bei 1813 stehen bleiben will, rollt die Erde unter den Füßen fort; er wird bald in der Luft stehen und keine Einwirkung mehr auf den Boden haben, der doch auch ihn trägt. Die Sätze, welche die Geschichte macht, sind zu ungeheuer, um irgend jemand ein Stillestehen zu gestatten; aus den Pantoffeln müssen wir in die Stiefeln fahren; nach müssen wir, selbst auf die Gefahr hin, uns zu überpurzeln. Die Deutschen suchen ein Vaterland und es wird ihnen werden, aber nicht auf dem Wege von 1813. Alle kleineren Staaten sind zur völligen Umkehr reif; ein mächtiger Staat wird die Crisis benutzen, um nachher selbst eine Umwandlung zu erfahren, vor der er heute schaudern würde, wenn er sie auch nur ahnete. Heute ist nicht mehr Zeit zu dem, was noch vor zehn Jahren an der Zeit war. — Wir dürfen unsere Hoffnungen nicht an einen einzelnen bestimmten Anker legen, heißt es in einem andern Briefe an Perthes, sondern müssen die Zuversicht festhalten, daß in allen Formen und in allen Umwandelungen ein innewohnender Geist lebt, der heute die eine, morgen die andere Seite des gesellschaftlichen Lebens hervorkehrt, und seine Macht bald durch Individuen bald durch Massen kundgibt. Was ich deutlich sehe, ist, daß all der Taumel und Lärm, das Reden und Schießen, das

Bücherschreiben und Zeitungslesen am Ende, am äußersten Ende zur Verbesserung des Zustandes der untersten und verwahrlosten Classen des Volkes gedeihen wird. An uns und für uns ist nicht viel mehr zu thun und zu bessern, mit Ausnahme dessen, was jeder in seinem Inneren zu thun hat. Wir stehen auf der Höhe der Cultur von Jahrtausenden, sind satt und werden schwindelig; da unten aber ist viel zu thun, und bis das gethan ist, bleibt es mit der Menschheit und der Bildung und dem Christenthume schlecht bestellt und läuft am Ende nur auf eine Form hinaus, um uns den Besitz zu sichern, den Besitz der wenigen gegen die vielen, den Besitz, der sich mehr auf Glück als auf Recht gründet. Da ist der alte Plebejer wieder, werden Sie sagen; ja und der alte Plebejer weiß, warum er heute nicht irre wird an der Vorsehung, wie jene wohlwollenden Patricier es nothwendig werden müssen, die gerne herablassend sein wollen, aber es nun und nimmermehr vermögen, das Volk zu verstehen, weil sie, um mit Shakespeare zu reden, vor seinem stinkenden Athem umfallen. — Die Zeichen der Zeit, so schreckend sie für den Augenblick sind, schrieb Neander an Perthes, deuten doch, alles zusammengenommen, gewiß nicht auf eine Auflösung und Barbarei hin, sondern auf Wehen einer neuen Schöpfung des Geistes. Kein Frühjahr kommt ohne Unwetter und Sturm. — Als Du und ich, schrieb Graf Adam Moltke an Perthes, noch mit-, neben- und durcheinander lebten, wie reich, bedeutsam und wahrsagend schien uns die Welt, dann glaubten wir, nachdem wir die alles Maß überschreitende Bewegung hinter uns hatten, an eine Zeit der Ruhe, in welcher der Welt ein Rückblick auf die gemachten ungeheuren Erfahrungen gegönnt sein werde, um nach ihnen die Zukunft zu gestalten. Jetzt sind wir auf das neue in eine Bewegung hineingerissen, deren Ende wir bei unserem Alter nicht erleben werden. Nicht die Menschen sollen, sondern Gott selbst will die Zukunft gestalten, so viel ist gewiß. Ich zähle nun sieben und sechzig Jahre, aber gottlob, ich bin voll Heiterkeit und Jugend und allem zugewandt, was

Wahrheit, Schönheit, Jugend in sich trägt. Siehe da, so bin ich — und bin ich Dir so recht?

In der öffentlichen Meinung erkannte Perthes die eigentliche Macht des Tages, welcher sich zu entziehen selbst die Regierungen nicht vermöchten, und eben diese öffentliche Meinung sah er der Julirevolution gegenüber in jeder Beziehung irre geleitet und geknechtet. Heute wie früher erklärt Frankreich: kein Eroberungskrieg, heißt es in einem seiner Briefe, und grade wie vor vierzig Jahren klatschen die Deutschen jubelnd Beifall und singen begeistert Oden, wie Klopstock sie sang in vergangenen Tagen. Rund heraus und ehrlich und verständig sagt Marschall Maison: unsere Politik sei voraus national und eigennützig, dann erst weltbürgerlich. Nein, antworten die Deutschen, das ist veraltete Politik, wir sind erst weltbürgerlich, dann national. — Unsere deutschen gelehrten Publicisten werden bald beweisen, schrieb er ein andersmal, daß der deutsche Bund kein Interventionsrecht habe, wenn die Franzosen mit alter Kunst ein deutsches Völklein nach dem andern aufregen und die altfränkische Legitimität verspottend, einen Fürsten nach dem anderen von seinem Sitze jagen; einem neuen Rheinbunde würden die gelehrten Herren ein neues Rheinbundsstaatsrecht auch diesesmal nicht fehlen lassen. — Persönlichkeit mit Kraft und Muth will, sobald sie Herrscher sind, die Zeit nicht dulden, schrieb er um dieselbe Zeit; aber knechtisch krümmt sie sich unter dem Gesetze, sei es auch nur ein Gesetz von Papier. Freiheit, geistiges Leben ist möglich unter dem Gesetz, aber nur wenn Persönlichkeiten dem todten Gesetze Leben geben. — Wohl fühle ich, schrieb er seinem Sohne in Bonn, daß meine Augen vom vielen Sehen in einem langen Leben noch nicht blind geworden sind, sondern frisch die Ereignisse der Gegenwart aufzufassen vermögen; aber dennoch ist Übereinstimmung zwischen dem älteren Manne, der auf Erfahrungen ruht, und dem jüngeren, der auf That in der Zukunft drängt, nicht oft zu gewinnen, und um so mehr freue ich mich, daß Du nicht im Gegensatze zu mir stehst.

Nach verschiedenen Seiten hin benutzte Perthes seine vielfachen persönlichen Verbindungen, um zuverlässige und tüchtige Männer anzuregen, in ihren Kreisen und nach ihren Kräften der revolutionären Richtung entgegenzuarbeiten, welche im Volke zu erzeugen tausend Zungen und tausend Federn sich geschäftig zeigten. Die dreiste Sicherheit, schrieb er dem hannöverischen Minister Bremer, mit welcher die durch ganz Deutschland verbreitete Schrift: Anklage des Ministeriums Münster, auftrat, ihre anscheinende Gründlichkeit und der fanatische Enthusiasmus, mit welchem sie schließt, werden ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Verbote und Verfolgungen sind keine wirksamen Gegenmittel, nur eine thatsächliche Widerlegung wird zum Ziele führen. Mir scheint, es müsse bald nicht nur für eine gründliche Gegenschrift, sondern auch für möglichst viele und möglichst verschiedenartige Aufsätze in den gelesensten Blättern Sorge getragen werden; die öffentliche Meinung ist jetzt zu einer fürchterlichen Macht herangewachsen, und die Regierungen haben sie lange unbeachtet gelassen. — An dem neuerfundenen System der Nichteinmischung kann, schrieb Perthes an Gentz in Wien, Europa zu Grunde gehen. Lichterloh brennt das Feuer in Belgien und Polen; aber weder Östreich noch Preußen darf löschen helfen, sie sollen warten, bis der Brand auch die Rheinlande, auch Posen und Galizien ergriffen hat. Oft und entscheidend haben Sie auf Könige und Cabinette eingewirkt, verschmähen Sie es nicht, auch einmal auf das Volk zu wirken. Es wäre nicht unmöglich, daß die Feuerrede, die Ihnen gegeben ist, wenigstens in diesem einen Puncte einen Umschwung der öffentlichen Meinung hervorriefe. — Von einem Manne, der sich zur napoleonischen Zeit in einer bedeutenden Stellung als Werkzeug Napoleon's hatte brauchen lassen, wurde Perthes Ende November gebeten, ihm bei Herausgabe einer Zeitschrift von aufregender Richtung behülflich zu sein. Daß Sie es wagen, lautete die Antwort, in dieser Zeit wieder unter uns Deutschen auftreten zu wollen, setzt mich in Erstaunen; daß Sie mir zumuthen mögen, Ihnen

behülflich zu sein, empört mich. Ein Mann, der vor noch nicht zwanzig Jahren seinen Fürsten treulos verließ, dem Vaterlandsfeind sich hingab und sich feil finden ließ, eine Stellung anzunehmen, welche ihn nöthigte, auch das Grausamste auszuführen, ein solcher Mann sollte sich stille halten und den unsichtbaren Mächten danken, daß er vergessen ist. Sie sind ein Unglücklicher und stehen am Rande des Grabes, darum will ich schweigen; aber sollten Sie laut werden und sich breit machen, so werde ich öffentlich reden ohne Scheu vor einem Schicksal, wie das der beiden Männer, deren Blut auch auf Ihre Rechnung kommt.

In solcher Stimmung nahte das Jahr 1830 sich seinem Ende. Mein alter, theurer Freund, hatte am 17. December Niebuhr an Perthes in einem Briefe geschrieben, welcher der vorletzte sein sollte, den er überhaupt schrieb. Mein beklommenes Herz möchte sich Luft machen durch Ermahnungen an die Deutschen, worauf auch Ihr letzter Brief deutet. Die Klugheit räth zu schweigen; es wäre doch davon großer Eindruck nicht zu erwarten. Wenn ich schreibe und es genügt mir, schicke ich es Ihnen. Nie hat Deutschland sich in dem Grade verrathen, wie jetzt, und seit der Revolution in Polen ist nicht nur die Rettung aus eigenen Kräften unmöglich, sondern selbst für ein Wunder ist keine Stätte, die es doch immer finden muß, um in die irdische Ordnung einzugreifen. Meine Vorrede erregt, wie ich höre, großes Ärgerniß bei den Weisen der Zeit. Anders wird die Nachwelt urtheilen. Sie, liebster Perthes, sind einig mit mir, das versteht sich. — Gebe uns Gott Muth, Kraft und Vertrauen, antwortete Perthes auf diesen Brief, uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Halten wir zusammen, mein geliebter Freund. „Es müssen Rotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden; so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren.“ So spricht Paulus, auch ein Alter, und solche Zusage stählt die

Schwachheit. Ich fürchte für Deutschland und Europa wie Sie, aber die Art Ihrer Befürchtungen theile ich nicht. Mir scheint es unmöglich, daß heute die über den Erdkreis verbreitete Cultur mit einem Schlage zusammenbreche, wie einst die Cultur Italiens; mir scheint, daß heute ein dreißigjähriger Krieg gar nicht geführt werden kann, sondern nur ein rascher, orcanartiger Feldzug, dem vielleicht noch ein zweiter oder dritter folgt; eine westphälische Friedenserlahmung aber kann nicht das Ende wild erregter kriegerischer Kraftanstrengung sein. Nie hat sich Deutschland so verrathen als jetzt, schreiben Sie. Leider muß ich Ihnen viel Recht geben, wenn Sie dabei an den halbgelehrten Theil der Nation denken, der durch Schreiben und Raisonniren jetzt die öffentliche Meinung erzeugt und regiert, und einen Kampf flacher Vermessenheit gegen die ewige Wahrheit führt; aber in den Tumulten der letzten Monate hat Deutschland innere Verderbniß nicht verrathen: es waren entweder Pöbellustbarkeiten, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Lande vorkommen, oder es lagen ihnen Ursachen zu Grunde, denen in bewegter Zeit solche Folgen kaum fehlen konnten. Wer gebrannt wird, zuckt, und der letzte Rest des Lebens wird sich gegen Versumpfung, gegen Erstarrung auflehnen und kann es in engen Schnürbrüsten nicht aushalten. Doch genug; Frau und Kinder und Enkel haben am Neujahrsabend auch ihr Recht, eines kommt nach dem andern und ruft mich, aber ich sage: der Freund, der alte, hat auch sein Recht. Gott erhalte Ihnen Ihre Frau, die Geist, Gesinnung und Ansicht mit Ihnen theilt.

Als dieser Brief in Bonn anlangte, war Niebuhr bereits begraben. Mein lieber Niebuhr ist von uns geschieden, schrieb Perthes, nachdem er die Todesnachricht erhalten hatte, an seinen Sohn in Bonn. Als wir zum letztenmal uns sahen, nahm er mit Thränen von mir Abschied; daß es der letzte sein würde, ahnete ich nicht. Die Jugend, die Wissenschaft, unser Vaterland hat einen großen Verlust erlitten; ein Verein von so viel Geist, Talent und Gelehrsamkeit, von Güte des Herzens, Gutmüthigkeit und edler

Reinheit, von großer Anschauung, tiefem Sinne und Fülle der Liebe wird unter Menschen selten gefunden. Niebuhr's arme Kinder haben mehr verloren, als die meisten je besessen; Euch jungen Männern wird niemand ersetzen können, was Niebuhr Euch war, uns seinen Freunden bleibt eine unausfüllbare Lücke. Vielem Kummer, vielen Sorgen, ja gewiß auch vielen Widerwärtigkeiten ist er enthoben. Wie auch die Zeit sich gestalten möge, vor ihm lag viel Trauriges; Aufreizendes und Entrüstendes aller Art würde auf ihn eingestürmt sein, was er, wie er war, nicht lange hätte ertragen können. Du machst in jungen Jahren große Erfahrungen; der Tod eines solchen Mannes gibt Maß für die Verhältnisse des Menschen im Erdenleben. — Niebuhr wird mir, schrieb Perthes einige Wochen später, fehlen so lange ich lebe; fast kein Tag verging, an dem ich nicht etwas sah, vernahm, beobachtete, dachte, was ich mündlich oder schriftlich ihm mitzutheilen und seine Ansicht darüber zu hören im Sinne hatte. — Wieder einer von denen dahin, die diese gewaltige Zeit durchgearbeitet haben! schrieb Rist an Perthes, und welch ein Zeitgenosse! der Schrecken aller Schlechten und Gemeinen, die Zuversicht der Tüchtigen und Redlichen, der Freund und Förderer der Jugend. Sie haben ihn in seinen Stärken und Schwächen gekannt und sich nie, wie so viele andere, an seinen schroffen Ecken wund gerieben. Ob ich selbst bei täglicher Berührung mit dem leidenschaftlichen, geistreichen, zart besaiteten und auch wohl ein wenig verzogenen Freund ein stets ungetrübtes Verhältniß zu ihm hätte behaupten können, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich von keinem langentbehrten Freund so überraschend angenehm angesprochen worden bin, wie von ihm, als ich vor anderthalb Jahren nach vieljähriger Trennung seine liebenswürdige, kindliche Art, seine unbefangene Heiterkeit, das alte ungeschwächte Vertrauen, die volle Elasticität des Geistes der früheren Jugendjahre wieder fand. Seine unermeßliche Überlegenheit habe ich schon vor zwei und dreißig Jahren, als wir beide in der ersten Jünglingsblüthe standen, bewundernd

anerkannt; höher aber noch stand mir bei unserm letzten Zusammentreffen die bewahrte Reinheit und Unschuld, der kräftige, sich vor Äußerem nicht beugende Sinn, durch die wir als Jünglinge zu einer Zeit, in welcher ich ihm in nichts anderem Bescheid thun konnte, unsere Berührung fanden. Er war und blieb trotz seiner Zärtlichkeit für die englische Aristocratie im Sinn und Handeln ein echter Plebejer im edelsten Sinn, und weil ich in mir diesen Character seiner vollen inneren Consequenz nach durchführe, halte ich allen verzerrten und drohenden Erscheinungen der Zeit zum Trotz mich mit Niebuhr fest verbunden, obschon ich den Kopf oben behalten habe, während Niebuhr durch eine Art Pietät irre geführt verzweifelte und mit gebrochenem Herzen zu Grabe ging. Wir werden seines Gleichen sobald nicht wieder sehen. — Die Bühne wird immer leerer, schrieb Graf Adam Moltke, der wie Rist und Perthes von frühen Jahren an eng mit Niebuhr verbunden gewesen war. Drei Wochen noch vor seinem Tode erhielt ich einen Brief von ihm, er war ein einziger Nachtgedanke; die Ruhe der Resignation, die auf Gottes Leitung baut, und die alles belebende Hoffnung, die an sich selbst Freude hat, ward ihm nicht zu Theil. Auch war er in der alten Welt mehr eingebürgert als in der neuen. Die alte Welt durchdrang er mit tiefer Begeisterung, die nur die Liebe gibt; die neue kannte er genau, verstand sie aber nicht, weil er sie nicht liebte. — Wie danken wir Ihnen, schrieb dagegen ein anderer Freund, daß Sie Niebuhr das Vorwort zur philippischen Rede entlockt haben, in welchem der große Verewigte sich in der Tiefe seines Herzens und in der Fülle seiner Liebe zum letztenmal an sein deutsches Vaterland wendet und manchen redlichen Mann, der noch im Zeittaumel befangen ist, bewegen wird in sich zu gehen.

Preußens Stellung, 1830, 1831.

Auch während der gefahrvollsten Augenblicke, welche auf die Julirevolution folgten, bewahrte Perthes fest und unerschüttert die Überzeugung, daß Preußen den Beruf und die Kraft zur Rettung Deutschlands habe. Bis zu Friedrich dem Großen reichen meine Erinnerungen, schrieb er im November 1830. So hoch stand damals Preußen in der Meinung Deutschlands, daß ein Wort gegen Preußen fast wie eine Gotteslästerung betrachtet ward. Dann habe ich die Periode Wöllner's, die sentimal-Lafontainsche Stimmung des höchsten Berliner Kreises, die Zeit des Baseler Friedens, die diplomatische Schwäche und militärische Poltronnerie bis zum Tilsiter Frieden erlebt. Wer damals an Preußen glaubte, galt als Thor oder als bestochen. Wie anders ist es wieder heute! nur noch auf Preußen ist Vertrauen in Deutschland, nur noch in ihm sieht man Rettung! Wodurch ist dieser neue Umschwung eingetreten? Vor allem ohne Zweifel durch die Persönlichkeit des Königs; seine Rechtlichkeit und Verständigkeit, seine Milde und seine Zurückhaltung, seine Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit hat die Nation überwunden; es möchten nur wenige Beispiele in der Geschichte sich finden, in denen sich mit so wenigen Mitteln eine Persönlichkeit so hohes Ansehen gewonnen hat. Gott erhalte den König für Deutschland in dieser schweren Zeit; diesem Könige werden die Männer und Jünglinge des Vaterlandes folgen. — Noch ist in Preußen, schrieb Perthes im December, keine Spur einer Bewegung gegen den König, gegen die Regierung und die Verwaltung zu sehen; von Posen bis Trier ist, ein paar Straßenaufläufe abgerechnet, alles in Ruhe; Achtung vor des Königs einfachem Character und reinem gesunden Wollen, Achtung vor den Kenntnissen und der Geschäftstüchtigkeit der Beamten und Stolz auf die Kraft

des Heeres ist nicht allein in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland die herrschende Stimmung. Das gibt Vertrauen. Aber für die kleinen Staaten könnte das Jahr 1830 der Anfang vom Ende oder vielmehr der Anfang vom Anfang werden; so wie sie sind, können sie nicht bleiben und schon deshalb wird Deutschland eine andere, neue Gestalt erhalten müssen. Einmal muß Preußen, sei es etwas früher oder etwas später, den großen Kampf um Deutschlands Stellung und Einheit bestehen, und ferne kann die Katastrophe nicht mehr sein. Geht Preußen siegreich aus derselben hervor, so sind wir Deutsche gerettet, so haben wir ein Vaterland; wo nicht, so liegt eine finstere Zukunft vor uns. — Was werden wird, kann niemand erschauen, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Was hilft es über die Zukunft zu brüten, sich über die Hohen, die den jetzigen Zustand einbrockten, zu erzürnen oder sich todt zu ärgern über die Wichte, die jetzt alles durcheinander werfen möchten? Nur eines ist für uns Deutsche das Rechte: jedem Fremden, der uns Gewalt anthun will, müssen wir widerstehen, national müssen wir uns halten, und die einzige Art, in welcher nationale Gesinnung heute sich äußern kann, ist das möglichst feste Anschließen an Preußen. Wer diese Gesinnung brechen will, begeht Verrath, mag sein Standpunct oben oder unten, rechts oder links sein. — Der Ruf nach Einheit, schrieb er in einem anderen Briefe, dringt jetzt von der Höhe weit hinab in die Tiefe und ist der Haupthebel für die Schurken in Süddeutschland zur Aufregung des Volkes. Hart straft sich an der schmachvollen Unkraft des Bundestages die Sünde von 1815; nun sehen sich die Könige und Fürsten ohne Eckstein auf Trümmerhaufen gestellt. Soll die deutsche Nation gerettet werden, so muß ihr Einheit werden mit einem Schlußstein. In welcher Gestalt? Nur das ist gewiß, außerhalb Preußen kann der Schlußstein nicht liegen. — Je näher ich Preußen kennen lerne, schrieb er bald darauf, um so gewisser wird mir, daß seine geistige Entwickelung und Kraft ihm einen Einfluß auf Europa zur Nothwendigkeit macht, der weit über die materiellen Kräfte

hinausreicht und der für die Zukunft größer als der Einfluß Englands und Frankreichs werden könnte. Bei dem Mißverhältnisse aber zwischen geistiger und materieller Kraft, welches in Preußen sich findet, wird es an gewaltigen Zuckungen nicht fehlen.

Manche frische Stimme wurde aus verschiedenen Theilen der Monarchie in Briefen an Perthes laut und stärkte dessen Hoffnung und Muth. Mit Gott für König und Vaterland, das ist heute, wie 1813, mein Wahlspruch, schrieb ihm ein preußischer Freund; unser König ist und bleibt der einzige Herrscher, welcher den Deutschen wieder zu einem deutschen Vaterlande verhelfen kann, und ich hoffe zu Gott, er wird an der Spitze seines Volkes den gefahrvollen Kampf, der unvermeidlich scheint, rühmlich bestehen und die einzelnen Bestandtheile Deutschlands zu einem festen Verbande siegreich vereinen. Er hat in diesem Augenblick die größte Popularität, die ein Fürst seit langer Zeit gehabt, und wer heute den Verdacht ausspricht, daß das preußische Volk in der Liebe und dem Vertrauen zu seinem Könige wanke, der ist ein Vaterlandsfeind. Ich bin, wie die meisten meiner Freunde, ein entschiedener Royalist und wünsche unter einer starken monarchischen Regierung freie Bewegung der Kreise und Provinzen, aber keine Reichsstände, zu denen uns Tact und Kraft nicht minder fehlt, als zu einer Mitherrschaft der Aristocraten, welche selbst machtlos nur die Macht des Königs schwächen würden. — Es lebt in uns allen das Gefühl, heißt es in einem Briefe aus Schlesien, lieber zum zweitenmal die Waffen zu ergreifen und Gut und Blut daran zu setzen, als noch eine Schmach von 1806 zu erleben. Preußen wird siegen, unsere Landwehr wird uns retten. So sehr mir auch Volksbewaffnungssysteme zuwider sind, diesesmal ist die Landwehr unsere Hülfe und wird, wenn es zum Kriege kommt, Preußen und Deutschland halten.

Der Rheinländer verdient Vertrauen, heißt es in einem Briefe aus Koblenz. Wohl klagt man über den schleppenden Geschäftsgang der Regierungen, über die Höhe der Abgaben, über die Gesin-

nung mancher alten Beamten und über die ängstliche Bewachung der Presse; aber die Franzosen verrechnen sich durchaus, wenn sie meinen, mit offenen Armen empfangen zu werden. Das Volk ist durchweg noch deutsch oder vielmehr wieder deutsch. Der Franzose kann uns nichts Gutes bringen, sagt der gemeine Mann, und der größere Theil der Gebildeten denkt an die Möglichkeit einer Wiederkehr der französischen Herrschaft nur mit Schaudern. Eigentliche Franzosenfreunde gibt es nur sehr wenige, und die unter den Städtern, welche früher die französischen Einrichtungen priesen, verstummen immer mehr, seitdem sie sehen, wohin in Frankreich und Belgien solche Freiheit führt. Eine Begeisterung freilich, wie sie 1813 in Norddeutschland war, kann man am Rhein nicht erwarten. Die Truppen werden dem Befehle folgen und die Landwehr wird unter die Waffen treten, aber noch haben sie nicht den kriegerischen Geist und nicht den festen Zusammenhang mit ihren Führern, wie in den alten Provinzen. Nur so viel kann man mit Bestimmtheit sagen, daß hier nie eine Erhebung für die Franzosen gegen die Regierung zu befürchten steht und daß die Provinz festhalten wird, so lange sie die Überzeugung hat, daß der Wille und die Kraft, sie zu regieren, vorhanden sei. Die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm wirkt auf die Stimmung der ganzen Provinz sehr glücklich, die Rüstungen sind mächtig und die Generale haben und verdienen Vertrauen. Kurz, lieber Freund, wenn Gott uns Krieg schickt, so werden wir vorbereitet sein und müssen wir auch vor dem ersten ungestümen Andrang der Franzosen bis an den Rhein zurückgehen, so werden wir doch nachher mit desto mehr Nachdruck den frechen Nachbar in seine Grenzen zurücktreiben. Über Nassau und Darmstadt kann ich Zuverlässiges nicht mittheilen, sie bekommen aber auch ihren Impuls a posteriore. — Weniger zuversichtlich lauteten die Nachrichten, welche Perthes aus einem abgelegenen Theile der Eifel erhielt. Die vormaligen geistlichen Lande, heißt es in denselben, kannten Anhänglichkeit an eingeborne Fürsten nicht, die oberflächlichen Institutionen und der

frivole Geist der Franzosen sprach viele an, zuletzt aber, wie der Druck immer stärker ward, war man froh, erlöst zu werden, ohne nöthig zu haben, sonderliche Opfer dafür zu bringen. Unter Fabrikanten und Kaufleuten, mehr noch unter Advocaten und Notaren gibt es noch heute manche Franzosenfreunde. Ihre Zahl ist wohl nicht groß; aber auch die Zahl derer ist klein, die bereit und willig wären, Gut und Blut für des Vaterlandes Wohl zu opfern; man wird im allgemeinen eben nur thun, was der Anstand fordert, um die Fremdherrschaft abzuwehren. Landwehr und Linie wird sich indessen ohne allen Zweifel gut schlagen, so lange wir auf dem linken Rheinufer sind. — Tag für Tag leben wir zwischen Fürchten und Hoffen, schrieb ein höherer Beamter aus Trier an Perthes. Erhaltung des Friedens und Erleichterung der sehr drückenden Abgaben, namentlich der Classensteuer, bestimmt bei dem wirklich großen Nothstand die Stimmung des hiesigen Regierungsbzirkes; die Ereignisse im Westen und Osten erwecken in dem Landvolke unseres sterilen Landes nur in sofern Interesse, als sie Befriedigung jener Wünsche hoffen oder nicht hoffen lassen; in einzelne Grenzgemeinden haben aber allerdings übelgesinnte Individuen allgemeinere Unzufriedenheit hineingetragen; Furcht vor Störung der öffentlichen Ruhe haben wir nicht, und ein einziges gesegnetes Frühjahr wird Zufriedenheit mit der Regierung nach sich ziehen. Was dagegen bei dem Ausbruche eines Krieges eintreten würde, ist nicht zu berechnen; denn eigentliche Anhänglichkeit an den preußischen Staat haben die funfzehn Jahre der Vereinigung natürlich noch nicht erzeugen können, und die Veränderung des Steuersystemes sowie die jährlichen Landwehrübungen haben gereizt. Das Landvolk ist nirgends französisch, aber auch nicht deutsch gesinnt; in den Städten dagegen haben französische Journalisten Anklang gefunden, die auf allen Casinos und Kaffeehäusern von jungen und alten Müssiggängern begierig gelesen werden.

Wir sind Polen zu nahe, heißt es in einem Briefe aus Königsberg, und wir kennen Volk und Land zu genau, um uns von

der polnischen Revolution fortreißen zu lassen. Nur fern von Polen ist Begeisterung für Polen möglich, und nur weil sie unterdrückt sind, haben die Polen die Theilnahme so vieler erworben. Wieder selbständig geworden, würden sie weder geliebt noch bewundert in Europa sein. In Wirklichkeit sind sie nicht einmal eine Nation, sondern eine Verbindung von Herren und Knechten. Die Herren wollten und die Knechte mußten die Revolution machen. Die Masse war unter der russischen Regierung in eine so günstige Lage gebracht, wie sie unter der früheren Herrschaft der Gutsherrn nie gehabt hatte. Gut geschlagen haben sich auch die Knechte, aber der Glanz der Tapferkeit verliert doch viel von seinem Schimmer, wenn man bedenkt, daß der Soldat, einmal zum Abfall von seinem rechtmäßigen Herrn verführt, keine andere Aussicht hat als den Sieg oder den Galgen. Seien Sie überzeugt, wenn die Westgrenze so fest wie die Ostgrenze gegen die Revolution steht, so hat Deutschland nichts zu fürchten. — Wer die Polen, d. h. natürlich die Edelleute, kennt, heißt es in einem anderen Briefe, wird sie weniger loben und weniger tadeln, als es gewöhnlich geschieht; denn wenn sie revolutioniren, thun sie eben nur, was sie ihrer Natur nach kaum lassen können. Wer sie aber wirklich kennen will, muß ihre Sprache reden, sich auf ein paar Jahre nach Warschau, oder noch besser nach Krakau legen, sich mit Polen nicht nur, sondern auch mit Polinnen auf ihren Gütern und in ihren Palästen umhergetrieben und die guten und schlechten Seiten ihres Lebens durchgekostet haben. Seine Nase muß er freilich irgendwo assecuriren lassen; denn wer die nicht wagt, lernt die Polen nicht kennen.

Während sich in diesen und manchen anderen Briefen, welche Perthes Ende 1830 und Anfang 1831 aus den verschiedenen preußischen Provinzen erhielt, Muth und Vertrauen aussprach, waren die Mittheilungen, welche er um dieselbe Zeit aus Berlin erhielt, wenig geeignet, die Zuversicht auf Preußens Führung zu verstärken. Die Begebenheiten schärfen und mehren sich nach allen Sei-

ten, schrieb aus Berlin ein Freund an Perthes, und werden uns am Ende in ihr Getriebe hineinreißen. Würde auch Polen, würde auch Italien wieder gedämpft, was ich für sehr möglich halte, so bleibt doch ein gräuelhafter Zustand; denn die Waffen heilen nicht. Was wäre ein solches Polen, ein solches Italien, ja man möchte fast hinzusetzen: was könnten wir uns von unserem Deutschland getrösten, wenn es zum Erschrecken wie bisher immer nur neue Unruhen zeigt, ohne zu dem zu gelangen, was ihm noth thut? — Unsere politische Lage hat sich in nichts geändert, schrieb ein anderer Bekannter aus Berlin, wir befinden uns fortwährend in dem Zustande der Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden, einem Zustande, den Preußen am wenigsten lange zu ertragen vermag. Von Osten her ist, wie der Gang des polnischen Kampfes zeigt, für die nächste Zeit wenig zu fürchten, aber auch wenig zu hoffen, wenn es zum Kriege mit Frankreich kommt. Der Grund der langen Ungewißheit liegt allerdings in den außerdeutschen Verhältnissen, aber nicht allein; denn in unserer eigenen Mitte wird der Krieg bald als ein Übel, bald als ein Rettungsmittel angesehen und es läßt noch heute sich nicht bestimmen, ob überhaupt eine der beiden Ansichten allein und dauernd die herrschende werden wird. Dieses haltlose Schwanken in der wichtigsten Frage verdirbt uns namentlich unsere Stellung zu Deutschland. Mit Preußen wird Deutschland stehen und fallen, und von unserer Seite ist alles geschehen, um uns mit einer Ehrlichkeit, die keinen Zweifel übrig läßt, den übrigen deutschen Staaten anzuschließen, und dennoch sind die Regierungen mißtrauisch und ich besorge, daß nicht überall mit gleicher Ehrlichkeit gehandelt wird, wie bei uns. — Die Verschiedenheit der Ansichten, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, die sich in den höchsten Kreisen nebeneinander geltend machen, behaupten und abwechselnd vordrängen, sind nicht mehr im Reden, sondern nur durch Handeln wieder in die Einheit zu bringen, deren die Regierung bedarf. Auch ich halte den Krieg für die Folge nicht zu vermeiden, die beiden widerstreitenden Rich-

tungen müssen zu einem gewaltigen Stoße führen; allein ich halte jeden Aufschub des entscheidenden Kampfes für den größten Gewinn; ich denke, wir bringen mittlerweile die wirksamsten Kräfte auf unsere Seite, auch solche, die jetzt noch anscheinend am meisten der Gegenseite zu helfen versprechen, nämlich die nationalen und constitutionellen, um es in kurzen Worten zu sagen. — Der König will den Krieg nicht, heißt es in dem Briefe eines Mannes in bedeutender Stellung aus Berlin, und die Partei, welche nur im Kriege Heil für Preußen und Europa sieht, ist in diesem Augenblick nicht einflußreich genug, um ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, und doch, mein lieber Freund, dem Zügel fehlt die starke Hand. — Alles, alles hängt an einem Faden, schrieb ein anderer Freund an Perthes, alles an dem Leben des Königs; um ihn sammelt sich alle Hoffnung, alle Liebe; wenn ein Puls stockt, — Gott möge es verhüten! — so sind wir alle verloren.

Während diese und manche ähnliche Andeutungen aus dem Mittelpunct der Monarchie Schwanken und Unentschlossenheit der preußischen Regierung fürchten ließen, zeigten zugleich alle Briefe, welche Perthes seit dem Ende des Jahres 1830 aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands erhielt, daß das Vertrauen zu Preußen mehr und mehr in Mißtrauen und Abneigung überging. Es gibt, heißt es in einem Briefe aus Norddeutschland, viele einsichtsvolle Männer, welche nicht zweifeln, daß Preußen die Bestimmung hat, der Nation die wichtigsten Fortschritte zu erleichtern, aber einigen Zweifel hegen, ob es diese Bestimmung im Sinne der Mehrheit auffasse und sie durchzuführen die Kraft habe. Ich wage das nicht zu beurtheilen und es läßt sich auch eigentlich nicht beurtheilen, bevor man die Leute handeln sieht. Die vorwärtstreibenden wie die zurückhaltenden Kräfte sind unberechenbar. Im Zweifel kann man darauf rechnen, daß alle Regierungen den status quo auf das äußerste zu erhalten streben, und eben so gewiß ist, daß ihnen dieses nur unvollkommen gelingen wird. Der status quo paßt eigentlich jedesmal nur auf einen einzigen Mo-

ment; jeder folgende Moment nimmt davon ab oder thut dazu, was ihm dient, und am Ende behält also die Partei der Bewegung doch Recht, selbst wenn sie auch für den Augenblick still zu sitzen meint. Deutschland ist in diesem Augenblick ein wahres Chaos, in welchem aber nichts destoweniger die gewöhnlichen Functionen ganz regelmäßig statt finden: Production, Gewerbe, Bevölkerung, Mittheilung. Es krankt nur an den höheren Functionen, wo sich zum Theil Lähmungen, zum Theil Fieberpulse zeigen. Es gehören wohl bedeutendere Persönlichkeiten dazu als die bisher bekannten, um in diesem Körper vollendete Gesundheit und gleichmäßige Thätigkeit herzustellen; die gewöhnlichen Recepte sind verbraucht; die Mystiker, in unsern Tagen furchtsame Leute, denen ihr Latein völlig ausgeht, haben sich daher auf eine Radicalcur besonnen und erwarten den jüngsten Tag. Lassen Sie mich bald hören, was Sie erwarten. — Ich zweifele nicht daran, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, daß Frankreich, wenn es die Rheingrenze angreift, auf tüchtigen Widerstand stoßen wird; aber Haß und Abneigung gegen die Franzosen erzeugen zu wollen, würde unter den gegenwärtigen Umständen eben so unmöglich sein, wie einen gemein-deutschen Enthusiasmus zu erwecken. So wie die Deutschen sich jetzt fühlen, haben sie kein Vaterland zu vertheidigen, sondern nur Mann für Mann sich gegen Plünderung und Demüthigung zu wehren. Von der Ohnmacht der Presse, künstliche Stimmungen zu erzeugen, bin ich fest überzeugt; sie ist in unseren Tagen zu sehr gemißbraucht; alle tiefen Worte und Gedanken sind complett abgefegt und vor die Säue geworfen worden. Sie haben, mein theurer Freund, die alte Lärmtrommel noch einmal gerührt und die alten Verbindungen einer verblichenen Zeit wieder angeknüpft und glauben Anklang gefunden zu haben hier und da; aber seinen innersten Gedanken behält am Ende doch jeder für sich und die Preußen, die Erzpreußen meine ich, denken wohl viel weiter, als sie sagen, und möchten in einem Kriege gegen die Franzosen wenig mehr als ein Mittel zur eignen Vergrö-

ßerung in Deutschland sehen. — Die Staaten haben ihre Geschicke, schrieb ein anderer, und diese gehen nicht nach unseren Berechnungen; auch die Ekliptik des Staates, an den Sie sich klammern, könnte doch eine ganz andere sein als die, welche Sie ihm vorgezeichnet zu sehen glauben. — Was auch ich einmal von Preußens Stellung in und zu Deutschland erwartete, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, ist nun wohl abgethan für lange; man gewinnt die Völker nur, indem man vorangeht, und die Regierungen, indem man sich zuverlässig zeigt. Ich habe ein Sprichwort unseres alten Franzosen behalten: On ne prend pas les mouches avec de vinaigre. Viel vinaigre aber hat Preußen der Nachbarschaft credenzt, und wie sieht es in seinem eignen Innern aus! Bitter klagen seine eigenen Diener über ein gar steifes und kratzbürstiges Formenwesen in der Verwaltung, über den Mangel an allem Bürgersinn und selbständigem Gemeindeleben; es sei nun einmal ausgemacht, daß der Staat allein Intelligenz besitze, und so gebe sich der Bürger auch vollends zur Ruhe und es geschehe nichts, gar nichts, was nicht durch Räthe und Referendarien geschehe. Jetzt, wo die Regierung in die Stellung gedrängt ist, nur negativ zu Werke zu gehen, und die Maschinerie allmählich steif zu werden anfängt, können die übelsten Folgen nicht ausbleiben. — Die weite Entfernung macht es allerdings leicht, schrieb ein Freund, manche einzelne Verhältnisse in Preußen zu mißkennen, aber dennoch ist die Verleumdung und Verketzerung unentschuldbar, mit welcher alles, was auf Preußen sich bezieht, jetzt hier verfolgt wird. Ich selbst habe aus dem Munde eines sehr angesehenen Mannes im Beisein vieler den Krieg mit Frankreich herbeiwünschen hören, damit das absolutistische Preußen durch den Verlust der Rheinprovinz gezüchtigt werde und dem constitutionellen Leben weitern Widerstand zu leisten nicht länger im Stande sei. — Die öffentliche Meinung ist auf das äußerste präoccupirt, heißt es in einem andern Briefe; die preußische Regierung wird durch das ganze südliche Deutschland in schwärzester Gestalt gemalt; mit

heimtückischer Gewandtheit und wahrer Virtuosität der Bosheit wird alles benutzt, um Preußen verhaßt zu machen.

Schon seit den ersten Wochen nach der Julirevolution hatte Perthes nicht ohne Besorgniß auf die Haltung der preußischen Regierung hingesehen, welche jetzt wie in vorangegangenen Friedensjahren tiefes Schweigen beobachtete und jedes öffentliche Wort scheute, durch welches die Gemüther hätten beruhigt und gestärkt oder versöhnt und gewonnen werden können. So viel guter Wille, so viel Vertrauen und Kraft findet sich in Preußen, schrieb Perthes im Herbst 1830, und niemand wird irgend etwas davon gewahr, als der, welcher zufällig briefschreibende Bekannte hat. Preußen bedarf, um für Deutschland zu werden, was es ihm werden soll, das vollste freiste Vertrauen nicht allein der eigenen Unterthanen, sondern aller Deutschen. Es ist nicht genug, daß sein Wille und seine Verwaltung gut sei, die allgemeine Anerkennung des Gutseins ist von fast gleicher Bedeutung; es ist nicht genug, daß Preußen gut preußisch sei, es muß auch sein Verwachsensein mit Deutschland fühlen und darf sich ohne Gefahr für seine Stellung zu Deutschland und für sein eigenes inneres Gedeihen nicht in sich selbst einwickeln und sich abstoßend gegen das übrige Deutschland geberden. Die krankhafte Scheu der Regierung aber, über ihre eigene Angelegenheit zu reden, lieber die unsinnigsten Verleumdungen hinzunehmen, als ein öffentliches Wort zu sagen, wird Preußen lahm legen; die wunden Stellen im eigenen Innern sind, wie die Verhältnisse in Berlin sich gestaltet haben, schwer zu heilen, wenn dem guten Willen der Minister nicht durch die Wucht der laut werdenden allgemeinen Stimmung Nachdruck gegeben werden kann; im übrigen Deutschland wird alles Böse von Preußen, was Buben verbreiten, geglaubt, und alles Vertrauen zu Preußen gestört, wenn Preußen sich nicht entschließt, selbst mit zu reden, da nun doch einmal das Reden der Feinde nicht verhindert werden kann. Die preußische Regierung muß hinaus in die Öffentlichkeit, muß die zimperliche Ängstlichkeit ablegen und als

Mann in den öffentlichen Kampf hineintreten, und dazu ist grade jetzt der Augenblick da. Es handelt sich nicht darum, einige einzelne Erklärungen abzugeben, sondern es kommt darauf an, die ganze bisherige Sucht, jede preußische Einrichtung in Baumwolle einwickeln zu wollen, zu verlassen, um nach allen Seiten und in alle Kreise des Lebens hinein frisch und muthig sich geltend zu machen, vor gerechten Vorwürfen nicht zu erschrecken und ungerechte derb zurückzuweisen. — Noch ist, schrieb Perthes gleichfalls im Herbste 1830, die öffentliche Meinung Preußen günstig, aber sehr bald wird es anders sein; Volksverderber erheben schon jetzt im Innern ihre Stimme; Fremde schleichen sich ein und noch immer verschmäht man es, der Lüge mit der Wahrheit entgegenzutreten.

Vertrauend auf seine langjährige Bekanntschaft und mannigfache Berührungen mit dem Grafen Bernstorff, der damals noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, glaubte Perthes sich unmittelbar an den edlen Mann wenden zu dürfen. Perthes hatte die Überzeugung, daß die preußische Regierung eine möglichst allgemeine Besprechung und Beurtheilung ihrer Schritte und Maßregeln wünschen, hervorrufen und durch Entgegnungen fruchtbar machen müsse. Hinweisungen auf eine so ausgedehnte Öffentlichkeit wagte er indessen zunächst noch nicht, sondern begnügte sich, die Nothwendigkeit einer in kurzen Zwischenräumen erscheinenden Zeitschrift darzuthun, durch welche der Regierung die Möglichkeit gegeben werde, sich und ihre Stellung den Lügen und Verleumdungen gegenüber geltend zu machen. Die Alten unter den jetzt Lebenden, heißt es in seinem Mitte-November 1830 an Graf Bernstorff gesendeten Brief, erinnern sich noch der durch die Anfänge der französischen Revolution unter den Deutschen erregten Begeisterung. Obschon sich diese nach dem weiteren Verlauf der Schreckensregierung bei vielen Besonnenen und Wohlgesinnten abkühlte, so wurden doch die Gräuelthaten mehr einzelnen Persönlichkeiten und Zufällen beigemessen, als dem Wesen der

Revolution. Klare Einsicht in die Lage der Dinge ward den Deutschen durch die tonangebenden Zeitschriften fast unmöglich gemacht; Henning's philanthropisch-weltbürgerliches Geschwätz, Rebmann's und des Capellmeisters Reichardt Revolutionslust, Archenholz' historische Flachheit, Forster's, Huber's, Cramer's, Posselt's republicanische Phantasterei verwirrten die Gemüther. Diesen Einflüssen traten zwar Schirach, Girtanner, der Wiener Hofmann, der Gothaer Reichard, Grollmann und manche andere entgegen, aber sie waren zu schwach und zu parteiwüthig, um durchzudringen und erkannten weder Geist noch materiellen Inhalt ihrer Zeit. Einzelne Männer tieferen Sinnes, die sich wie Stolberg und Claudius dem eindringenden Unheil entgegenstemmten, wurden nicht verstanden oder zu Aristocraten und Obscuranten gestempelt, oder wie Rehberg als veraltete Geschäftsmänner beseitigt. Der Einfluß jener erstgenannten Journalisten erlosch mit der napoleonischen Gewaltregierung; Stimmen für dieselbe erhoben sich nur sehr einzeln; Stimmen gegen dieselbe durften nicht laut werden. Die außerordentliche Wirkung, welche Wort, Sprache, Schrift in den Jahren 1813 bis 1815 hervorbrachten, spricht sich am stärksten in Görres' Rheinischem Mercur aus. Zugleich mit Deutschland gestaltete dann auch die öffentliche Meinung sich neu, nahm aber bald eine schiefe und üble Richtung; die Aufgeregten konnten nicht befriedigt werden; niemand wollte Zeit gewähren und unglücklicherweise verblieben auch der deutschen Nation genugsame Ursachen zu gerechter Klage und Beschwerde. Nun bemeisterten sich Enthusiasten, Abenteurer und Intrigants der Presse; in Süddeutschland organisirten sich politisch-literarische Lügenfabriken; von Würtemberg aus streuten Napoleoniden bösen Samen; diese Ausgeburten steigerten sich bis zum Ausbruch und Mißlingen des neapolitanischen und piemontesischen Aufstandes. Die Karlsbader Beschlüsse sollten steuern — sie vermochten es aber nur bei den eigentlichen Zeitungen, sonst dauerte das Unwesen fort bis jetzt. Parteigänger für die rechte Seite traten zwar noch auf, aber sie

reizten und verschlimmerten nur, wie z. B. Pfeilschifter und der östreichische Beobachter, die öffentliche Meinung. So ist denn nun diese Zeit mit ihren großen Ereignissen eingetreten, welche unleugbar dem gesellschaftlichen Zustande Europa's neue Gestaltung geben werden, und in welcher die öffentliche Meinung bei weitem entscheidender eingreifen wird, als in den ersten französischen Revolutionsjahren. Die Masse des Volks hat in ungleich größerem Umfange allgemeine Bildung in sich aufgenommen; Kenntnisse, Erfahrungen, Ideen über Staat und Staatshaushalt haben sich in alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, in Deutschland vielleicht mehr als in irgend einem anderen Lande und zugleich nimmt man auch wieder dieselbe Richtung des Geistes, dieselbe Stimmung der Gemüther wahr, wie in den Jahren 1789 bis 92. Wie damals die Proclamation der Menschenrechte und die Brüderschaft aller Völker, so begeistert jetzt die Volkssouverainetät und die Nichtintervention; Frankreich spricht abermals: keinen Eroberungskrieg und wiederum klatschen die Deutschen Beifall. Das Recht, über den gesellschaftlichen Zustand des Vaterlandes Stimme abzugeben, wird niemand den Deutschen wieder zu nehmen vermögen; aber kein Wohlgesinnter und Verständiger wird wollen, daß oberflächliche Enthusiasten, übermüthige Jünglinge und schlechtes Schreibgesindel sich voraus der Öffentlichkeit, dieses Götzen der Zeit, bemächtigen, dessen feuerspeienden Rachen zu stopfen sich jetzt Männer in Frankreich, welche ihn früher mit Pech und Schwefel füllten, vergebens bemühen. Seit einigen Monaten füllen sich die Zeitschriften, Unterhaltungs-, Provinzialblätter gar sehr mit irreleitendem, Mißtrauen erregendem politischen Geschwätz. Angekündigt werden in Unzahl für 1831 neue Journale, besonders aus Sachsen, diesem Heerd schlechter Schreiberei. Projectirt ist eine Zeitung für weltbürgerliche Freiheiten und Bürgschaften; ein Verein deutscher Buchhändler (Firma für das Comité-Directoire) stiftet in Straßburg eine Übersetzungsfabrik von französisch-politischen Schriften auf Deutschland berechnet. Der jetzige Beschluß

des Bundestages über die Presse ist nur auf die Zeitungen gerichtet, und kann nicht helfen. Erlauben Eure Excellenz mir zu versichern, daß jeder Versuch, dem eindringenden Unheil durch Censur, Verbot, Strafe u. s. w. zu wehren, scheitern muß an der Zersplitterung Deutschlands, an der Gestaltung unserer Literatur und an der Organisation des deutschen Buchhandels. Die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch die Presse kann mit Erfolg nur durch die Presse bekämpft werden, indem man der Lüge, dem wilden Enthusiasmus, dem vagen Geschwätz wahre, besonnene, kenntniß- und erfahrungsreiche Rede entgegenstellt und durch Schriften verschiedenster Art und Form das Gute und Rechte möglichst verbreitet. Solches zu thun verschmähten bisher unsere Staatsmänner und Gelehrten. Im preußischen Gouvernement mag seit einigen Jahren dieses einzig richtige Mittel gegen Preßunfug erkannt worden sein; die Staatszeitung entstand und Einrückungen in die Augsburger allgemeine Zeitung wurden angeordnet: allein die Wirkung mußte eine beschränkte bleiben. Nur wenige können so umfassende und kostbare Blätter selbst halten; wer sie in Lesezirkeln auf Stunden zu Händen bekommt, hat keine Zeit, ausgedehnte Artikel zu lesen; an öffentlichen Orten wird nur nach den Tagesneuigkeiten gesucht. Sehr wenige Personen werden aus Vergleichung der vielen sich widersprechenden Correspondenzen in der Augsburger Zeitung das Richtige ersehen, wenige die vortrefflichen Gegeneinanderstellungen in der Staatszeitung beachten. Viel geeigneter zur Verbreitung richtiger Ansichten und gründlicher Kenntnisse würde eine historisch-politische Zeitschrift sein, um so mehr, da, sonderbar genug, jetzt überhaupt nur das alte, kaum noch halblebende politische Journal von Schirach besteht. Die Journale von Pölitz, Rotteck, Buchholz u. s. w. sind anderer Art, haben andere Richtung und haben ein nur sehr kleines Publicum. Der Plan einer historisch-politischen Zeitschrift, wie sie gemeint ist, möchte folgendermaßen zu entwerfen sein:

A. Inhalt der Zeitschrift. 1) Übersicht der Ereignisse in einfacher Erzählung.

2) Verhandlung der Kammern, Parlamente, landständischen Versammlungen u. s. w.

3) Öffentliche Reden, Eingaben, Actenstücke u. s. w; die großen politischen Processe, bedeutende Stimmen, die sich in Journalen, Pamphlets, Schriften u. s. w. vernehmen lassen.

4) Bericht über Werke, die Bedeutung für die Gegenwart haben, z. B. Levasseur und Robespierre Memoiren als Parallele von damals und jetzt.

5) Biographische Nachrichten über politische Männer der Gegenwart.

6) Kurze aber verständliche wissenschaftliche Darstellungen der Institutionen und Organisationen, welche besondere Theilnahme erweckt haben; Ermahnungen an die Regierungen der kleinen deutschen Staaten zur Ablegung der Rechnung vom Staatshaushalt, zur Trennung des Privateigenthums des Fürsten von dem Landeseinkommen.

7) Opposition gegen Lüge, Verdrehung, Verfälschung, Verleumdung, die fast alle öffentlichen Blätter sich gegen Fürsten, Staats- und Geschäftsmänner zu Schulden kommen lassen.

B. Geist der Zeitschrift: Wahrheit und historische Treue. Welch betrübendes Ereigniß auch mitzutheilen ist, so darf doch nie die Erzählung nach Wunsch oder für eine Absicht gemodelt werden. Nur durch historische Treue ist Vertrauen und Einfluß zu gewinnen. Nur Thatsachen dürfen sprechen. Aufstellungen und Entwickelungen von Principien und Theorien sind zu vermeiden.

C. Ton und Farbe: Durchaus erzählend, faßlich, mit historischer Würde; freimüthig und frisch; dem Recht und der Wahrheit darf nichts vergeben werden, aber um Einfluß zu gewinnen, darf namenlich anfangs auch die liberale Färbung der Tagessprache nicht gescheut werden.

D. Äußere Einrichtung und Gestaltung. Um immer das

Neueste geben und verhandeln zu können, muß alle 14 Tage ein Heft von 6 bis 8 Bogen erscheinen. Die Zeitschrift darf nicht vornehm auftreten — schlicht an Papier und Druck — wohlfeil.

E. Der Redacteur muß preußischer Patriot im wahrsten und höchsten Sinn sein, das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten besitzen, Willen und Geist der preußischen Regierung in allen Zweigen kennen. Er muß historischer Schriftsteller sein. Es bedarf eines Mannes, der überall umsichtigen Tact zu halten vermag.

Unmittelbar nachdem diese Mittheilungen in die Hände des Grafen Bernstorff gekommen waren, trafen die Nachrichten von dem Ausbruche der polnischen Revolution in Berlin ein und zugleich hemmten schwere körperliche Leiden den Minister in seiner Thätigkeit. Monate hindurch blieb Perthes ohne Antwort. Graf Bernstorff erinnerte sich neulich, schrieb ihm im März ein Bekannter, daß er Ihnen eine Antwort schuldig sei. Ob er seitdem wirklich geschrieben hat, weiß ich nicht; aber freilich ist in seiner Lage und Zuständen nicht darauf zu rechnen, daß er alles ausführe, was er will und wünscht. Mit seiner Gesundheit geht es zwar jetzt leidlich, allein die gesammte Geschäftsleitung wieder zu übernehmen hat er doch noch ausgesetzt. Glücklicher Weise gibt er die Geschäfte aber auch nie so ganz ab, daß er nicht stets um alles wüßte und das Wichtige entschieden leitete. Sein Maß und seine Besonnenheit, sein Scharfblick und Tact, wie sie sich täglich in den schwierigsten Verwickelungen zeigen, sind bewunderswürdig. Wie Sie mit ihm stehen, wissen Sie; die reinste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu Ihrer Gesinnung wie zu Ihrem Geiste sprach sich in seinen neulichen Äußerungen aus. — Unbeachtet hatte Graf Bernstorff Perthes' Schreiben nicht gelassen, sondern die Bedeutung seines Inhaltes anerkannt und nähere Rücksprache darüber mit Eichhorn, damals bekanntlich Director im auswärtigen Ministerium, genommen. Eichhorn war längst von der Nothwendigkeit einer Einwirkung auf die öffentliche Meinung über-

zeugt gewesen und trat schon in den ersten Wochen des Jahres 1831 mit Savigny und mit den Generalen Krauseneck, von Witzleben und Rühl von Lilienstern zur gemeinsamen Berathung der Angelegenheit zusammen. Darüber waren diese Männer sämmtlich einverstanden, daß es sich nicht allein um einzelne Publicationen oder einzelne Zeitungsartikel handeln könne, sondern vielmehr darauf ankomme, der Regierung eine ähnlich günstige Stellung durch die Presse zu gewinnen, wie sie das englische Ministerium durch sein und seiner Freunde stetes Auftreten im Parlamente habe. Über die Art der Ausführung dieses Gedankens gingen indessen die Meinungen weit auseinander und ein Resultat ward nicht erreicht. Auch in andern Regierungskreisen arbeitete es um dieselbe Zeit nach verwandten Zielen hin. Die von Ihnen angeregte Angelegenheit, schrieb ein jenem Kreise von Männern nicht angehöriger Bekannter am 3. März an Perthes, ist noch stets an der Tagesordnung und drängt sich in mannigfacher Gestalt und von verschiedenen Seiten immer auf das neue hervor. Das Bedürfniß wird immer lauter, selbst auf der höchsten Stufe wird es gefühlt, aber in gleichem Maße treten auch die Schwierigkeiten an das Licht, und was am Ende das Ergebniß sein wird aus dieser Spannung, weiß niemand. Personen, die gar nicht zu unseren Liberalen gehören, meinten schon, es bliebe fast kein Ausweg als völlige Preßfreiheit; denn nur alsdann würden die Wohlgesinnten mit Ehren als Verfechter der Regierungen auftreten können. Hierüber wäre nun viel zu sagen. Zum erstenmal in meinem Leben zittere ich vor der Preßfreiheit bei uns, sofern sie isolirt und ohne andere öffentliche Gegengewichte eintreten sollte; nicht wegen der Frechheit, sondern wegen der Masse von Dummheit und Albernheit, die sich chaotisch ergießen würde. Die wahren Schwierigkeiten, welche man empfindet, liegen aber anderswo; nicht im Mangel an Freiheit, sondern im Mangel an entschiedener Richtung.

Die Gefahren, schrieb Perthes am 3. April an Varnhagen

von Ense, die ich in der Stimmung der Deutschen uns bedrohen sah, als ich vorigen November in der Angst meines Herzens an Graf Bernstorff und dann Ihnen schrieb, haben sich, wie mir scheint, sehr gemindert, obschon es noch viele gibt, die die Ansicht hegen: man dürfe gegen die Franzosen nicht fechten, weil die Substanz der Civilisation, welche Frankreich bringe, mehr werth sei, als die Substanz der Volksthümlichkeit. Solches Geschwätz ertönt besonders an tables d'hôte von Messieurs de la Burschenschaft et Messieurs les Ellenreiter, doch auch weiter. Sehe und beachte ich die Ereignisse in den letzten vier Monaten, nicht allein etwa die im Westen, nein auch die im Osten, so finde ich, daß Gott der rechten Mitte, Deutschland, dem Herzen Europa's sehr gnädig ist. Sie wissen, daß bei mir, nun wie es steht, Preußen Deutschland ist. Wahrlich es ist eine erhabene, große Stellung: Gottes Mittel zu sein, um die heftigen, bösen Elemente auseinander zu halten. Mögen dieses die preußischen Staatsmänner im ganzen Umfang begreifen; ergriffen davon sind sie gewiß, fühlen die Größe der gesteckten Aufgabe und vor allem wohl der König.

In den ersten Sommermonaten 1831 hatte sich der König wiederholt sehr empfindlich über die Schmähungen geäußert, welche die französischen, englischen und deutschen Zeitungen gegen Preußen sich erlaubten; er begehrte, daß den Verleumdungen öffentlich widersprochen werde. Nun glaubte General Witzleben, daß es möglich sein werde, zuverlässigen und bedeutenden Männern die Freiheit zu einer öffentlichen Verhandlung über die preußischen Verhältnisse zu verschaffen. Die Minister von Brenn und Graf Lottum wurden gewonnen und Graf Bernstorff beauftragte den General Rühl, Perthes zu veranlassen, möglichst bald nach Berlin zu kommen. Viel ist verloren, antwortete Perthes am 8. August, weil man so lange gezögert hat. Jetzt ist die Stimmung ganz zum Nachtheil Preußens, besonders dem polnischen Kriege gegenüber, umgeschlagen. Vor sieben Monaten war ein unbefangenes, persönliches Auftreten möglich, jetzt tritt Streit und Kampf in den Vor-

dergrund; doch es muß auch jetzt noch versucht werden. Ich werde in den nächsten Wochen kommen, aber meine Vorschläge im vorigen Jahr waren nicht Vorschläge des Buchhändlers, der ein Unternehmen machen will, sondern gingen aus dem Gefühle hervor, daß in Zeiten großer Gefahr jeder berechtigt und verpflichtet sei, nach seinen Kräften und nach seiner Stellung retten zu helfen, was zu retten ist. So stehe ich noch heute. Meine Stellung muß daher auch künftig so bleiben, daß niemand von mir sagen kann, ich hätte bei dieser Angelegenheit in kaufmännischem Interesse gehandelt. Recht klar will mir freilich noch nicht werden, wie ich durch meine Anwesenheit in Berlin zur Förderung werde beitragen können; indessen bringe ich meine Erfahrungen als Buchhändler mit. — Kommen Sie nur möglichst schnell, entgegnete General Rühl; vor allem muß Ihnen die ganze Lage der hiesigen Dinge völlig klar werden und Sie müssen die Ansichten der höchsten Behörden aus deren eigenem Munde vernehmen. Dann kann Ihre Stellung und Ihre persönliche Bekanntschaft manches möglich machen, was uns hier unerreichbar ist. — Am 18. August traf Perthes in Berlin ein. In der ersten Besprechung mit den ihm befreundeten Männern ward es für nöthig erachtet, daß er den Eindruck, welchen seine schriftliche Vorstellung auf Graf Bernstorff gemacht habe, mündlich zu verstärken suche, weil der Minister doch eigentlich ein Gegner der Öffentlichkeit sei; sodann sollte er Schritte thun, um den Fürsten Wittgenstein, um Ancillon und von Altenstein, welche ohne Zweifel dem Unternehmen entschieden feindlich wären, zu gewinnen. Perthes lachte ob dieser Zumuthung an den Buchhändler, wollte aber sehen, was guter Wille vermöge. Die ersten Versuche waren nicht sehr ermuthigend. Fürst Wittgenstein war der Meinung, daß jeder Versuch, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, so gut gemeint er auch sein möge und so vorsichtig er auch begonnen würde, doch gar zu leicht in böse Hände gerathen könne. Ancillon entgegnete, daß alle von Staatsbehörden ausgehenden Schriften ungelesen liegen blieben, wie er an seinen eigenen Wer-

ken zur Genüge erfahren habe. Das Altensteinische Ministerium wollte Preußens Licht nur durch Thaten leuchten lassen; die Vortrefflichkeit der Verwaltung mache Worte überflüssig.

Graf Bernstorff war während der ersten acht Tage, die Perthes in Berlin zubrachte, nicht anwesend, sondern nach Leipzig zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder aus Wien gegangen. Bis zu seiner Rückkehr wurden die Grundsätze des beabsichtigten Unternehmens in verschiedenen, ja sich einander entgegenstehenden Kreisen vielfach berathen und eine gewandte und geübte Feder faßte das Resultat der Berathungen eines dieser Kreise in folgender Weise zusammen:

Die geographische Lage und die politische Bedeutung, welche Preußen unter den europäischen Staaten einnimmt, zeigen augenscheinlich die Anlage und die Nothwendigkeit, daß Preußen nach außen wachse, und während dies gehemmt bleiben muß, wenigstens an inneren Kräften zunehme und diese entwickele, um seinen Aufgaben, die für jetzt noch immer als unverhältnißmäßig sich darstellen, einst um so besser zu genügen.

Was Preußen zuletzt mit den Waffen erworben und wiedererworben, hat es mit beharrlicher Anstrengung und Sorgfalt seitdem durch Bildung und gedeihliches Zusammenleben sich einzuverleiben gesucht. Der Erfolg hiervon war beispiellos. Das Widerstrebendste, Sachsen und Rheinland, schließt sich jetzt wohlgesinnt dem Ganzen an; das Fremdartigste, Posen, hat sich bei naher Unruhe nicht mit geregt. Aber wir dürfen gleichwohl nicht vergessen, daß die Bande bei kaum sechszehnjähriger Dauer noch neu und zart und keineswegs auf jede Probe zu stellen sind.

Man kann sagen, fast die Hälfte des Staates besteht in noch nicht gehörig befestigten Ländern, die von benachbarten politischen Körpern und Principien mächtig angezogen und aufgeregt werden können. Allein auch die andere Hälfte des Staates ist den Vorstellungen und Wünschen dessen, was man unter dem Namen

Zeitstimmung begreifen mag, nicht fremd, sondern wird ihm mit jedem Tag zugänglicher und befreundeter, das ist unverkennbar.

In den letzten Jahren hatte dieser Zustand nichts Gefahrvolles. Preußen ging eines gelassenen allmählichen Schrittes ruhig den allgemeinen Gang der Entwickelung, kein Zwiespalt war zwischen Regierung und Volk anzugeben, die Theile befestigten sich in dem Ganzen; noch zehn Jahre weiter, und Preußen zählte nur alte Provinzen und neubelebte Anordnungen.

Doch dieses Werk in friedlicher Ruhe zu vollenden, war nicht vergönnt. Inmitten der glücklichsten Entwickelung brach der neue Sturm herein, der jeden schon erlöschenden Funken der Unruhe wieder anfacht, das Gefügte aufrüttelt und alle Gegenstände, welche in kurzem außer Frage stehen und jedem Ereignisse Trotz bieten konnten, abermals und höchst gefährlich in Frage stellt. Offenbar trifft dieser Sturm in Preußen einen ganz anderen Zustand der Dinge als in andern Reichen, wo ein solcher Gang entweder gar nicht eingeleitet, oder vielleicht ein entgegengesetzter befolgt war.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte bis dahin das Fortschreiten Preußens huldigend anerkannt, man sah in Preußen das Vorbild guten Willens und guten Erfolgs, man wünschte sich anzuschließen und auch in Frankreich und England versagte man die rühmende Anerkennung nicht, daß bei uns im Wesen vieles gediehe, was der Form nach zu mangeln schien.

Seit den Julitagen hat sich das alles in ein anderes Verhältniß gestellt; die bewegte Welt nimmt einen anderen Maßstab; was ihr vorher genügte, scheint ihr nicht mehr befriedigend; was noch eben voran war, dünkt ihr seitdem zurückstehend; Mißtrauen und Verdacht sind rege, und daneben die ungeheuersten Kräfte unausgesetzt thätig, um Neues und Fremdes uns an die Stelle des Alten und Einheimischen auf tausend Wegen zuzuführen.

Die Vorliebe und Zuneigung, deren Preußen noch vor kurzem genoß, sind größtentheils in Deutschland wieder dahin geschwun-

den, in Frankreich und England fast in Feindschaft umgewandelt. Es kann nicht anders sein, als daß auch im Inlande selbst die Meinung und Stimmung von dieser allgemeinen Widrigkeit nachtheilig berührt wird.

Wir werden angegriffen von allen Seiten; täglich schleudern englische und französische und deutsche Zeitungen und Flugblätter gehässige Äußerungen gegen uns; Vorwürfe aller Art werden von den Rednerbühnen gegen uns laut; unsere Handlungen und Gesinnungen werden unaufhörlich mißdeutet und verleumdet. Die Stimmen des Auslandes überwältigen uns, und diese Stimmen sind nicht gleichgültig mehr, seitdem sie mittelst der constitutionellen Formen überall in die Regierungsgewalt einwirken und an die Spitze der Staaten treten, in deren Regierungen sonst eine bessere Einsicht und vielleicht eine Mithülfe zu hoffen war.

Wir finden uns gar nicht oder wenig gegen so vielseitige und stets anwachsende Feindschaft vertheidigt. Ohne gleiche Waffen mit den Gegnern uns in Kampf einzulassen, ist kaum rathsam. Von festen Schranken umhegt, vermögen wir gar nicht den freien Raum zu betreten, welchen jene fessellos nach Willkür durchtoben. Doch fühlen wir täglich stärker den Nachtheil unseres Schweigens und die ernste Nothwendigkeit, auch unsererseits das Wort zu nehmen. Die Waffenentscheidung selbst bedarf der Vorbereitung durch das Wort, bedarf der Begleitung desselben.

Preußen hat nicht nöthig, vor dem Auslande zu verstummen, darf seine Entwickelung kühn jeder fremden entgegenstellen. Das Licht, welches unerkünstelt aus Preußens wirklichen Bestandtheilen und fester Bildungsstufe hervorströmt, darf rühmlich leuchten neben jedem andern, das blendender und gewaltsamer, aber verzehrend und vorübergehend jetzt in andern Ländern aufblitzt.

Dieses natürliche Licht wäre nur zu sammeln und zu zeigen, um manche Enttäuschung zu bewirken. Die ungeheure Fülle der edelsten Kräfte, der schärfsten Einsicht, des reinsten Willens, der

gründlichsten Bestrebungen, der schönsten Talente, steht dem preußischen Staate, daran zweifelt niemand, zu Gebote.

Soll dies alles unbenutzt bleiben in diesen Zeiten der Crise, welche noch lange anhalten, sich steigern und zuletzt in offenen Waffenkampf ausbrechen kann? Wie können wir für diesen im voraus die öffentliche Stimmung stärken, die fremde gewinnen oder wenigstens die gegnerische schwächen?

Wir dürfen unsererseits den Kampf auf dem Felde der Publicität nicht länger meiden, und brauchen ihn nicht zu scheuen. Hierzu jedoch bedarf es einer eigenthümlichen Anordnung, die dem jetzigen Character des preußischen Staates entspricht, einer Anordnung, in welcher, wie in fast allen Gebilden des heutigen Preußens, ein gehöriges Maß der Freiheit einerseits und der Leitung und Aufsicht andererseits vereinigt ist.

Die gegenwärtige Gesetzgebung für die Presse setzt, darüber dürften die meisten Stimmen einig sein, allzu enge Schranken; die rechten und besten Männer können und werden bei uns nicht vor dem Publicum schreibend auftreten ohne einen gewissen Spielraum der freien Erörterung und Anregung.

Die Censur, wie sie jetzt besteht und ausgeübt wird, hindert bei weitem mehr als sie zu hindern bezweckt. Der geringe Censor kann die höheren Sachen nicht beurtheilen und abschätzen. Ihm will auch der bedeutende Schriftsteller, der vielleicht durch Amt und Rang weit über jenem steht, sich nicht unterordnen. Die Genehmigung eines höheren Censors, wäre dieselbe auch stets zu erreichen, würde den Nachtheil haben, daß sie dem Genehmigten ein zu großes Ansehen beilegte und zur Äußerung des Staats erhöbe, was vielleicht nur als Äußerung des einzelnen nützlich und zuläßig wäre.

Die Preßfreiheit ist für uns in gewissem Sinne schon völlig vorhanden, in jedem Übermaß, das sie irgendwo haben mag; aus allen Ländern, wo sie besteht, strömt sie täglich bei uns ein, in ihrer freisten Losgelassenheit, in ihrer vollsten Frische, und wir

vermögen nicht mehr sie abzuwehren. Alle Nachtheile, welche die Preßfreiheit uns bringen kann, haben wir demnach in vollem Maße, nur die Vortheile, welche sie begleiten können, und uns besonders jetzt nützlich sein dürften, sind uns abgeschnitten.

Ein Mittelweg könnte vielleicht sein, ganzen Klassen wie ehemals unter eigener Verantwortlichkeit die Censurfreiheit zu bewilligen oder einer großen Anzahl von Individuen persönlich ein solches Privilegium zu verleihen. Beides könnte auch zusammen gehen; daneben aber wären die allgemeinen Censurvorschriften einer neuen Prüfung zu unterziehen.

Die literarische Wirksamkeit wird hier lediglich im Sinne der Regierung gemeint, die Opposition bliebe im Auslande zu suchen und würde im Inlande nur so weit eingeräumt, als sie wahrhaft nützlich und selbst für den erfolgreichen Kampf gegen das Ausland zweckmäßig wäre. Für das Nichtüberschreiten der richtigen Schranken bürgten die Personen.

Freilich im Widerspruch gegen den Gang der Zeiten wird sich nichts erreichen lassen. Aber das ist grade darzulegen, daß Preußen auch nicht in solchem Widerspruch steht. Die Sprache würde sich allerdings, um nur erst Feld zu gewinnen, hin und wieder zu bequemen haben, und nicht jedes, dessen wir bei andern längst gewohnt, nur allein bei uns noch nicht gewohnt sind, dürfte gleich befremden und stutzig machen.

Ist hierin kein Anstoß mehr, so sammle man die Gesinnungen und Talente, die zuverlässigsten und anerkanntesten, um durchaus sicher zu gehen, und begünstige ihre Thätigkeit. Man benutze die vorhandenen Organe und schaffe deren neue nach Zeit und Gelegenheit.

Eine feststehende Oberleitung hierfür müßte angeordnet werden auf einem Standpuncte, der die politischen Interessen, Rücksichten und Verhältnisse der Regierung jeden Tag soviel als nöthig zu überschauen erlaubte, also in naher, persönlich-vertraulicher Verbindung mit dem königlichen Cabinet und mit dem Ministe-

rium der auswärtigen Angelegenheiten und in leichter Berührung mit den andern höchsten Staatsbehörden.

Zwanzig, dreißig oder noch mehr in solchem Sinn, wie er eben angegeben wurde, ausgewählte und zusammentretende Männer bildeten eine Gesellschaft, welche unter jener Oberleitung dennoch den Character der Freiwilligkeit und Selbständigkeit möglichst zu bewahren hätte. Die Bürgschaft ihres Wirkens läge ganz in ihren Personen; nicht in den Schranken, die ihnen gesetzt würden, sondern die sie selber sich setzten. Diese Mitglieder der Gesellschaft wären Autoren und Censoren zugleich. Auch andere Personen, jeder Wohlgesinnte, der vielleicht nur ein einzigesmal oder nebenher das Wort nehmen möchte, ebenso wohlmeinende Ausländer, jeder Deutsche, der es mit Preußen hält und in Preußen seines eigenen Landes Heil und Schutz erkennt, müßte in jener Gesellschaft für seine Thätigkeit und seinen guten Willen Anhalt, Leitung und Rath finden.

Ein solcher Sammelplatz der mannigfachsten Kräfte und Gaben, verbürgt durch ihre Bestandtheile und durch die Stellung des Ganzen, würde Außerordentliches leisten.

Die Staatszeitung fände von dorther immer die angemessenste und möglichste Nahrung. Eine neue Zeitschrift, nach dem von Perthes vorgelegten Plan, ließe sich begründen rc. — — —, Correspondenzen für fremde Zeitungen, wodurch den feindlichen Artikeln schon zum Theil der Raum genommen würde, könnten von dieser gemeinsamen Mitte ausgehen.

Der Äußerungsweise müßte eine breite Bahn freigegeben bleiben; auf einer streng eingehaltenen scharfen Linie läßt sich nichts Ergiebiges vollbringen. Nicht bei jeder abweichenden Schattirung der Farbe, nicht bei jeder zufälligen Steigerung des Tons darf man erschrecken, nicht ohne Noth Verfängliches sehen, oder gar Gefährliches wittern, und Gesinnungen oder Grundsätze verketzern; vielem, was einzeln bedenklich oder schädlich wäre,

gibt auch schon die Mannigfaltigkeit und Fülle, in der es sich hervordrängt, durch Satz und Gegensatz eine heilsame Ausgleichung.

Aber eine solche Anstalt, wird man einwenden, stellt sich als eine Art von Macht auf. Die Antwort ist, daß mit Unmächtigem nichts ausgerichtet wird; genug, daß die Regierung diese Macht völlig in ihrer Hand behält; für den Augenblick der wirklichen Gefahr, der ausbrechenden Crise des Krieges würden die Gemüther durch solche Schule trefflich vorbereitet sein. Zu allen übrigen Waffen hätte man dann auch diese der Publicität längst fertig und geübt, die man im Augenblicke der Noth leicht zu spät bereitet und anwendet.

Die ganze Sache ist fürerst nur als ein Vorübergehendes angelegt, das in der Folge unnütz werden kann. Was auch im Schoße der Zeiten schlummern mag: völlige Publicität oder gar keine, gleichviel unsere Anstalt würde ihren Zweck erfüllt haben, wenn sie dazu mitgewirkt hätte, Preußen unversehrt und gekräftigt über eine Crise hinausgeführt zu haben, nach deren Ausgang ihm jede Wahl seiner Bahnen und Gestaltungen unbeschränkt freistehen kann.

In der letzten Woche des August, unmittelbar nachdem vorstehender Aufsatz niedergeschrieben war, kehrte Graf Bernstorff nach Berlin zurück. Ich konnte mich ihm gegenüber, schrieb Perthes einem Freunde, vollständig und offen über alles, was mir Deutschlands wegen auf dem Herzen liegt, aussprechen. Über unsere nächste Angelegenheit fand ich ihn einverstanden und er selbst beseitigte die Einwendungen der drei feindlichen Herren mit den Worten: in üble Hände könne jede Sache kommen, das müsse auch Fürst Wittgenstein erfahren haben; theoretisch-philosophirende Schriften, die, wie Herr Ancillon richtig bemerke, ungelesen liegen blieben, würden nicht beabsichtigt; auf die Vortrefflichkeit der Verwaltung könne das Cultusministerium am wenigsten trotzen und auch das Wort sei eine That. Zum Schlusse sagte mir Bernstorff, er hege das vollste Vertrauen zu einer Sache, die Eichhorn in die Hand

nehmen und ich befördern werde. — Nach diesen Äußerungen war jede Besorgniß vor dem Widerstreben Bernstorff's beseitigt; da nun überdies General Witzleben die Zustimmung des Königs versicherte und auch der Kronprinz sich geneigt erklärt hatte, so schien die Ausführung des beabsichtigten Unternehmens wahrscheinlich. Die Art derselben mußte abhängig sein von der Persönlichkeit des Mannes, in dessen Hände die Leitung gelegt wurde. Wo aber war dieser Mann zu finden? Perthes hatte sein Auge auf den geheimen Legationsrath Varnhagen von Ense gerichtet gehabt, aber das eigene Widerstreben desselben und auch das mancher anderen trat dem entgegen. Nur keinen Schriftsteller von Handwerk, meinte Perthes. Aber vergeblich war jedes Bemühen, einen in Staatsgeschäften geübten und erfahrenen Mann von freiem Sinn zu finden; mochte man wollen oder nicht, man mußte auf Gelehrte zurückkommen, und nun vereinigten sich schnell alle Stimmen auf Ranke, dem der Regierungsrath von Eichendorf helfend zur Seite stehen sollte. Statt eine durchgreifende, große, neue Richtung in Preußen entstehen zu sehen, schrieb Perthes, werden wir nur eine neue Zeitschrift erhalten, geistvoll ohne allen Zweifel, aber doch nichts als eine Zeitschrift; der Wille zu Größerem war vorhanden und alle Umstände günstig, aber es fehlten die Menschen zur Ausführung. Es kommt nun darauf an, wenigstens aus der Zeitschrift sogleich alles zu machen, was sich daraus machen läßt und dann den rechten Zeitpunct zu benutzen, um weiter zu gehen. — Bei seiner Abreise aus Berlin am 29. August ward Perthes beauftragt, dem Grafen Bernstorff von Gotha aus noch einmal den Plan, der nun zu verfolgen sei, schriftlich vorzulegen. Drei Ziele stehen gegenwärtig dem deutschen Volke vor Augen, heißt es in Perthes' Brief an den Minister: politische Einheit für Deutschland, Verfassung für die deutschen Staaten, und für die einzelnen das Recht, sich in Druckschriften über öffentliche deutsche Angelegenheiten auszusprechen. Die Ziele sind groß und gut, aber nur wenige erfassen sie in bestimmter, abgegrenzter Gestalt,

nur wenige wissen, was überhaupt und was jetzt erreichbar ist; der Mangel an Klarheit der Ansichten und an Erfahrungen im politischen Leben verleitet auch die Wohlgesinnten, Unmögliches zu wollen, heute zu begehren, was doch erst morgen gewährt werden kann, und den Grund für die Nichterfüllung längst gehegter Hoffnungen allein in dem widerwilligen Zögern der Regierungen zu suchen. Diese unruhige, mißmuthige Stimmung wird von Abenteurern, Ehrgeizigen, Freiheitsenthusiasten und der ganzen Schaar des Brotschreibgesindels benutzt; sie ausschließlich haben sich der Presse bemächtigt und wohl wissend, daß nur Preußen dem Umsturze in Deutschland entgegenzutreten vermag, suchen sie den Samen des Hasses gegen Preußen und dessen König auszustreuen. Wie wenig hiergegen durch die Censur erreicht wird, läßt in Berlin selbst sich ersehen; jedes verbotene Buch, jede verbotene Zeitung und Flugschrift kann dort in aller Hände gelangen; sie wird gelesen nicht etwa nur in Privathäusern, nein, sie liegt im Geheimen öffentlich aus, ist in Leihbibliotheken und circulirt in Lesegesellschaften. Das einzige Gegenmittel, von welchem Erfolg zu hoffen ist, liegt in der offnen und oft wiederholten Darlegung der thatsächlichen Zustände und Verhältnisse, so wie sie gegenwärtig wirklich sind, und in der immer auf das neue ausgesprochenen Feststellung und scharfen Begrenzung dessen, was unter Voraussetzung der gegebenen Zustände und Verhältnisse möglich und erreichbar ist. Nicht durch einmaliges Aussprechen, nicht durch einzelne Aufsätze und Schriften ist eine eingreifende Wirkung zu erzielen; nachhaltige und umfassende Thätigkeit wird gefordert. Es möge eine Immediatcommission aus Männern von hoher Stellung im Cabinet und in dem Ministerium gebildet werden. Diese sammele Männer, zuverlässig an Gesinnung, begabt an Talenten und Kenntnissen und geübt, einfach und eindringlich zu schreiben. Sie würden das sich frei bewegende Organ der Immediatcommission bilden, und gestützt auf solche wohlorganisirte Kräfte, würde die Regierung die öffentliche Verhandlung öffentlicher Verhältnisse

nicht zu scheuen haben. Sie hätte für sich: ihre guten Absichten, ihre gute Verwaltung, die geordneten Zustände, die begabtesten Köpfe; Lüge und Bosheit würden entlarvt, thatsächliche Schäden und Gebrechen würden bekannt, die Irrenden würden berichtigt und das heimtückische Gesindel, welches jetzt im Halbdunkel trefflich gedeiht, würde sich verstecken müssen. In den englischen und französischen, in den deutschen und preußischen Zeitungen müßten in allen Formen und Gestalten die Angriffe zurückgewiesen und die Wahrheit geltend gemacht werden; den Provinzialblättern und den täglichen Anzeigern einzelner Orte müßte gesunde Nahrung zugeführt werden, ohne deshalb die Gegenstimmen zu unterdrücken. Aber nicht allein fremder Organe müßte die Regierung sich bedienen, sondern auch eigene gründen, um frei und ungehindert und nach festem Plane nachhaltig sich geltend zu machen. Die Staatszeitung besteht und wird fortbestehen müssen, um ihre begrenzte Aufgabe zu lösen. Neben ihr wäre ein Volksblatt erforderlich, welches das im Guten würde, was die hildburghausische Dorfzeitung im Bösen ist. — Von reicher Wirkung könnte die historisch-politische Zeitschrift sein und diese als das am nächsten Liegende und am leichtesten Auszuführende möchte ohne Verzug ins Leben zu rufen sein. Einen bessern oder auch nur andern Plan als den bereits im vorigen Jahr von mir überreichten wüßte ich auch heute nicht anzugeben; die Redactoren sind bestimmt und zum Zögern liegt kein fernerer Grund vor.

Ich habe dem Grafen Bernstorff und dem Geheimen Rath Eichhorn die begehrten Mittheilungen gemacht, schrieb Perthes am 20. September an Rist, und muß nun den Erfolg abwarten. In jedem Falle sind an Orten und unter Personen Verhältnisse durchsprochen worden, die ohne die Betreibung dieses Planes schwerlich auch nur berührt wären. Die Uhr ist aufgezogen, Unruhe bleibt im Werke zurück und sie wird fortlaufen. Mein Aufenthalt in Berlin hat mir freilich manche Gelegenheit gegeben, Schwäche und Schwächen zu erkennen, und doch bin ich mit der

festen Überzeugung geschieden, daß im preußischen Gouvernement ein Kern von Wahrheit, Gutem und Redlichem verborgen liegt, der nur des Thaus vom Himmel bedarf, um herrlich aufzugehen. Eichhorn ist ein seltener, großartiger Mensch, frisch an Geist, besonnen im Urtheil, gediegen und wahrhaft durch und durch und sehr zähe im Ausharren; mürbe wird ihn so leicht niemand machen. Gewiß, keinem einzigen Staate in Europa stehen so viele Männer zu Gebote, die mit edlen Zwecken so viel Geist, Verstand, Kenntnisse und Tüchtigkeit verbinden; aber es fehlt der Wille, welcher alle diese Kräfte zu einigen und wirksam zu machen wüßte. Der Staat hat in dem Könige ein sehr würdiges Haupt, aber Haupt der Regierung ist er nicht und ist auch nicht durch einen Premierminister oder Staatskanzler ersetzt. Die Regierung ist nach ihren verschiedenen Zweigen unter die mehreren Ministerien vertheilt und diese gehen, ohne die gemeinsame Leitung, nur neben einander, oft nicht mit einander und zuweilen gegen einander. Das Staatsministerium, das heißt die gemeinsame Sitzung aller Minister, kommt nur selten zusammen, und dann fehlen fast immer mehrere Mitglieder wegen Alters oder Krankheit oder Unlust. Untereinander behandeln sich diese Herren mit ehrfurchtsvoller Scheu, und weil jeder das gleiche Interesse hat, die einzelnen Ministerien möglichst unabhängig vom Staatsministerium zu halten, so kann von Kraft und Einheit in der Regierung nicht die Rede sein. So viel sich auch gegen die Hardenbergische Staatsverwaltung sagen läßt, so hatte sie doch in ihrer kräftigeren Zeit einen Halt und Zusammenhang, der jetzt fehlt. Man scheint indessen sehr allgemein überzeugt, daß der Drang der Begebenheiten bald einen Ministerpräsidenten nothwendig machen wird; in Preußen wird es nur ein Soldat, ein General von Verdienst sein können. In der von mir betriebenen Angelegenheit wird vor der Hand wohl nichts geschehen, wenn nicht ein Ohngefähr einen neuen Antrieb gibt. Sollte schließlich ein nur literarisches Kind geboren werden, so ist kein Grund für mich vorhanden, dabei Gevatter zu stehen.

Ich begreife es, antwortete Rist, wie den klügsten und besten unter den Regierenden die Nothwendigkeit einleuchten muß, auch einmal vor dem Publicum vertreten, anstatt immer nur getreten zu werden, und wie daher der Wunsch nach einem recht gediegenen und freisinnigen Blatt in gutem Sinne entstehen konnte. Der von Ihnen entworfene Plan hat Hand und Fuß; etwas so organisch Gesundes und Tüchtiges zu lesen ist eine Freude, und dennoch stehe ich keinen Augenblick an zu sagen: die Sache ist unausführbar und wird, wenn man sie versucht, einen ganz anderen Character annehmen, 1) weil keine Regierung ihren Organen wirkliche Geistes- und Redefreiheit gewähren kann, indem jede ihre schwachen Seiten und wunden Stellen hat, die sie nicht berühren lassen will, und wäre diese wunde Stelle auch nur ein einzelnes schlecht verwaltetes Departement, ein einzelner Fehlgriff oder unbrauchbarer Mann. Auch die Minister sind Menschen. 2) weil in unseren Tagen sich im Innern jeder Partei, ja jeder Ansicht und Farbe wieder eine unendliche Menge individueller Schattirungen erzeugt, die eben, weil sie durch eigene Noth und Schmerzen errungen worden sind, auch mit Liebe festgehalten und mit Eifer fortgebildet werden. Die scheinbar Gleichen sind dadurch verhindert, sich in den Urtheilen über die Erscheinungen zu begegnen, ja oftmals fühlen sie sich weiter voneinander als von Andersdenkenden getrennt, während früher bei weniger feiner Ausbildung des einzelnen der Parteimann durch dick und dünn mit der Partei ging und es dieser leicht machte, etwas durchzusetzen; 3) weil schon das Gefühl, unter höchster Anregung und Autorität zu schreiben, dem Geiste, je edler er ist, um desto mehr die feine Würze, die Wonne des Erzeugens raubt, welche allein in fremde Geister dringt und wie ein zweischneidig Schwert Mark und Bein scheidet.

Die Nachrichten, welche Perthes aus Berlin erhielt, sprachen eben so wenig Hoffnung des Gelingens aus. Auch unser von Pfuel weissagt, heißt es in einem Briefe vom 16. September, von

der Angelegenheit, die ihm mitgetheilt wurde, nichts Gutes und bezweifelt jeden Erfolg. Sie scheint seitdem auch völlig eingeschlafen und ich mußte aus bedeutenden Gesprächen, die ich in den Tagen nach Ihrer Abreise hatte, die tiefste Überzeugung schöpfen, daß auf der einen Seite ein freier und franker Wille nicht vorhanden ist und auf der anderen der mächtigste und entschlossenste Gegenwille besteht. Ich gebe die Sache völlig auf und muß es thun, da mir von einem Orte her, dem ich die sorgfältigste Rücksicht zu widmen habe, der wohlmeinende Rath ertheilt worden, mich auf nichts einzulassen, was nicht ausdrücklich als amtlich befohlen an mich gelangt. Die Jagd, zu der man die Hunde auf den Armen hintragen muß, erklärt das Sprichwort für eine schlechte; die schlechtere aber wäre noch die, wo auch der Jäger keine Lust hätte und wider Willen die Hunde hetzte. — Diese Befürchtungen beseitigte Graf Bernstorff, indem er am 14. October an Perthes schrieb, daß nach erfolgter Verständigung mit dem Ministerium des Innern und des Cultus die Herausgabe der historisch-politischen Zeitschrift beginnen könne, sofern die Redaction derselben sich die von Perthes aufgestellten Grundsätze aneigne und stets in deren Sinne verfahre. — Ihr Plan ist vollständig gebilligt, schrieb ein Freund an Perthes, und das Vertrauen zu Ihrer Persönlichkeit ist so groß, daß Sie der Förderung von allen drei Ministerien gewiß sein können. Lassen Sie uns nun frisch Hand ans Werk legen. Ihre Zeitschrift beginnt unter günstigen Auspicien. — Während Perthes die nöthigen äußeren Anordnungen traf und zugleich dringend darum bat, daß aus dem auswärtigen Ministerium den gelehrten Leitern ein erfahrener Staatsmann als oberer Leiter zugegeben werden möchte, erhielt das ganze Vorhaben eine andere Wendung durch die neuen Vorschläge, welche von der erwählten Redaction und auch von anderen Seiten gemacht wurden. Unsere Sache nimmt einen dramatischen Character an, meinte Perthes. Minister und Generale, Diplomaten und Gelehrte, Poeten und Charactere jeder Art stehen auf der Bühne und wirken mit

und gegen einander; für die Prosa aber ist der Augenblick gekommen zurückzutreten. Hefte wie die beabsichtigten werden, wenn sie von einem solchen Manne geschrieben sind, nicht ohne Einfluß bleiben; aber sie sind nur für höhere Staatsbeamte, für Männer von Fach und für höhere politische Kreise bestimmt, die schon dieselbe Richtung haben, also nicht erst mit vieler Mühe und vielen Kosten gewonnen zu werden brauchen. Ich selbst habe etwas anderes beabsichtigt gehabt, habe für einen größeren Plan die Kräfte der Ministerien in Bewegung gebracht. Kommt nun mit vielen Kosten und nach allen den gemachten Anstrengungen nichts als eine wissenschaftliche Quartalschrift, die Schriftsteller und Buchhändler recht wohl für sich allein in Gang bringen könnten, zum Vorschein, so wird es mit vollem Rechte heißen: eine Maus aus einem Berge. Aus diesen und mancherlei persönlichen Gründen trete ich zurück. Ein anderer tüchtiger Verleger wird nicht fehlen.

Sie dürfen nicht zurücktreten, schrieb General Rühl in seinem und seiner Freunde Namen an Perthes. Wir alle halten Ihre fortdauernd begleitende Thätigkeit für unerläßlich, damit das wenn jetzt auch in fernerer Zukunft stehende Gesammtinstitut heranwachsen könne. Fehlt Ihre Anregung, Belebung und Weiterförderung, so besorge ich, daß uns allen, die wir uns bei sonstiger großer Verschiedenheit für das Unternehmen interessiren, der gemeinsame und als zuverlässig erkannte Verbindungspunct entschwinden wird. Auch würde Ihr Zurücktreten viele befremden und den Grafen Bernstorff, der sich eigentlich nur unter Voraussetzung Ihrer Theilnahme der Sache mit Wärme angenommen hat, scheu machen. Noch haben wir ihn von dem Inhalte Ihres letzten Briefes nicht in Kenntniß gesetzt. Erwägen Sie das alles mit Ruhe, mit Liebe und ohne vorgefaßte Meinung und lassen Sie uns zustimmende Antwort erhalten. — Als Perthes auch jetzt bei seiner Weigerung blieb, wurde das ganze Verhältniß ohne ihn rasch von den verschiedenen Betheiligten in Berlin geordnet und alles bis zur Ankündigung der Zeitschrift zum Abschluß gebracht.

Dann erst erhielt Perthes wieder Nachricht. Eindringlich wurden ihm die Nachtheile vorgestellt, die für die Sache, und die Unannehmlichkeiten, die für die ihm befreundeten Personen nicht ausbleiben könnten, wenn er jetzt noch sich weigere. Gut, so will ich, weil ich muß, antwortete Perthes; eigensinnig mag ich nicht einmal scheinen und die Gründe, aus denen ich auf das Unternehmen nicht eingehen sollte, kann ich nicht offen darlegen. Es mag also angezeigt werden: Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. Erster Jahrgang. Hamburg bei F. Perthes.

Die Zeitschrift trat im Frühjahr 1832 ins Leben, sie brachte eine Reihe geistvoller, bedeutender Aufsätze, die zum Theil in Fleisch und Blut der deutschen historischen Literatur übergegangen sind. Dennoch fand sich Perthes bewogen, im Frühjahr 1833 als Verleger von derselben zurückzutreten und nicht lange darauf ging die Zeitschrift allmählich ein.

Verlauf und vorläufiger Abschluß der politischen Bewegung in Deutschland 1831—1833.

Der Versuch zur Gründung der historisch-politischen Zeitschrift hatte verschiedenartige Männer und Kräfte um sich gesammelt, welche einer politischen Überzeugung bestimmter Art Verbreitung und Geltung verschaffen wollten. Dieser Versuch stand nicht für sich allein; in allen Gegenden Deutschlands vielmehr traten 1831 und 1832 Tagesblätter und Zeitschriften hervor, um den Ansichten, Hoffnungen und Bestrebungen dieser oder jener politischen Kreise Ausdruck und Nachdruck zu sichern. Daß der Inbegriff so vieler alten und neuen Blätter ein Chaos des Für und Gegen bildete, war eine nothwendige Folge von dem chaotischen Durcheinander der durch sie vertretenen politischen Überzeugungen

und Meinungen. Ein Meinungskrieg aller gegen alle herrschte seit der Julirevolution in Deutschland. Die Anhänger des Liberalismus, welche in Rousseau, und die Anhänger des Constitutionalismus, welche in Montesquieu ihren Ausgangspunct fanden, begannen sich zu trennen. Innerhalb des Liberalismus fürchteten bereits die Liberalen den Radicalismus, verachteten die Radicalen den Liberalismus; innerhalb des Constitutionalismus nahmen die Doctrinäre eine vornehme Haltung den constitutionellen Alltagsmenschen gegenüber an, welche ihrerseits in den Doctrinären eine neue Form der Aristocratie zu wittern begannen. Von allen diesen im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit dem gemeinsamen Namen: Liberale bezeichneten Personen fühlte Perthes sich scharf getrennt. Große Gegensätze, schrieb er einmal, der Rohheit und Bildung, der Gemeinheit und des edelen Sinnes, der gröbsten Selbstsucht und des wärmsten Patriotismus finden sich allerdings unter denen, die sich selbst Liberale nennen und von andern Liberale genannt werden; aber allen ohne Ausnahme fehlt das Bewußtsein der Sünde unseres Geschlechts; sie alle kennen das Gefühl der Buße, nur das Bedürfniß der Erlösung nicht; und alle wähnen daher, daß die Verhältnisse dieser Welt allein mit der Weisheit dieser Welt zu ordnen seien, und jagen nach einem Paradiese auf Erden, in welchem jedem weltlichen Bedürfniß eines jeden die möglichste Satisfaction verschafft werde. — Die Gegenwart liebt oft, ohne es zu wissen, den Zustand der Revolution, schrieb er ein anderesmal, und deshalb sind die Constitutionen, wie sie heute erstrebt werden, wenig anderes als die Fixirung eines Momentes der Revolution. — Mißtrauen ist das Wesen der constitutionellen Monarchie, schrieb er bald darauf an Savigny, so spricht es der National in einer seiner Augustnummern treffend und unumwunden aus, wenn er sagt: „Das Vertrauen ist allerdings eine schöne Sache, aber Princip jeder Constitution ist eine dem Vertrauen sehr entgegengesetzte Gesinnung; traue nicht, ruft es aus jedem Jahrzehend der Geschichte; traue nicht, ruft es

aus jedem Satze der Charte uns entgegen, und wir für unsern Theil wollen nun einmal nicht vertrauen, rufen alle, die eine Garantie begehren." Ja wohl Mißtrauen ist die Seele des constitutionellen Staates und eben deshalb trägt er das Princip des Unterganges in sich selbst. Zwinganstalten werden die Constitutionen schaffen, aber die Anstalten werden nicht ausreichen und Zwingherren werden an ihre Stelle treten, und der Aufruhr auch diese verjagen. So wird es wechseln schneller und schneller, bis Völker und Fürsten gelernt haben, daß Mißtrauen nicht die Seele des politischen Lebens ist und daß Menschenweisheit nicht ausreicht, um den Staat zu bauen. — Mögen sie immerhin sich mehren, schrieb er einem über die wachsende Zahl der Liberalen triumphirenden Mann, mögen sie sich mehren; wenn der Rotten zu viele sind, fressen sie sich untereinander. Wir werden es erleben.

Die Zahl der Männer, welche den verschiedenen Parteien des Liberalismus entschlossen gegenüberstanden, war nicht groß und auch unter ihnen begannen scharfe Gegensätze hervorzutreten, indem sich sowohl aus der sogenannten historischen, durch Namen, wie Niebuhr, Savigny, Eichhorn, vertretenen Schule, wie aus der Schule des Herrn von Haller kleine politische Parteien entwickelten, die sich sehr entschieden gegenüberstanden. Mir fällt, schrieb Perthes, als er Einblick in dieses Durcheinander bekommen hatte, das Wort unseres alten Hamburger Friseur von 1813 wieder ein, der von verschiedenen Seiten gedrängt verzweifelnd ausrief: Jeder hat recht, alle haben unrecht. — Um die politische Lehre Haller's hatte sich in Berlin ein kleiner, aber durch Stellung, Begabung und Entschlossenheit hervorragender Kreis von Männern gesammelt. Als derselbe von der Absicht, die historisch-politische Zeitschrift zu gründen, hörte, gerieth er gleichfalls in Bewegung und veröffentlichte bereits Anfangs October 1831 den Prospectus des Berliner politischen Wochenblattes. Jarke war Redacteur, die Herren v. Gerlach, v. Radowitz, v. Lancizolle wurden als Mitarbeiter und Angehörige der verschiedenen prinzlichen

Hofhalte als eifrige Förderer genannt; auch der Einfluß des Fürsten Wittgenstein und des Herrn v. Kamptz ward nicht verschmäht, obgleich die büreaucratische Tendenz dieser Männer in scharfem innerem Gegensatze zu der Richtung des Wochenblattes stand. Der Zweck der Zeitschrift sei, heißt es in der Ankündigung derselben, der Revolution in jeder ihrer Gestalten entgegenzutreten, und daß auch die historisch-politische Zeitschrift als eine dieser Gestalten betrachtet ward, unterliegt keinem Zweifel. Zwar konnte das politische Wochenblatt einzelnen Aufsätzen der historisch-politischen Zeitschrift ein anerkennendes Wort nicht versagen, aber die Feindschaft gegen dasselbe trat doch bald allen erkennbar hervor. Auch in den Briefen an Perthes läßt sich vielfach die Haller'sche Richtung mit ihrer rücksichtslosen Entschlossenheit der Rede, mit ihrer Verneinung der nationalen Berechtigung und ihrer Verspottung des nationalen Geistes bemerken. Mancher heftige Angriff auf die Haltung der historisch-politischen Zeitschrift trat hinzu. An unseren Rippen will jedes Rindvieh seine Hörner wetzen, schrieb ein Mann von Haller'schen Neigungen an Perthes, und wir sollten uns nicht rühren? Nein, wir werden nicht länger zugeben, daß dem deutschen Philister aufgeblasenes Kalbfleisch für regelrechtes Ochsenfleisch verkauft werde, und wollen den Herren nunmehr zu Leibe, die immer halb weiß halb schwarz, das heißt eben so schwarz wie weiß, sich zeigen, ähnlich den Weihnachtszappelmännern, die grün auf der einen, roth auf der andern Seite sind. — Nichts mag ich mit Ihren historisch-politischen Leuten zu thun haben, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes. Die Selbstseligkeit und Superklugheit dieser Race, die halb Fisch halb Fleisch und gar nicht Knochen ist, wird immer unerträglicher; das eigenthümliche Lachen, die geringschätzige Art, mit welcher sie alles behandelt, was nicht von ihr ausgeht, läßt keinen Frieden mit ihr zu. Und nun gar NN.; ich muß noch immer der Meinung sein, daß er nach seinem Tode zum Besten der Naturwissenschaft secirt werde, ob er nicht etwa elf Rückenwirbel habe, die man bis jetzt

unter allen Säugethieren nur bei der malitiösesten, bösartigsten Affenart gefunden; dazu der Blasebalg in X. und der Ausrufer in Y. und die alte Kanone Anne Marie, eine historische Standesperson, die nur den Prolog spricht und dann auf ihren Lorbeeren ruht. — Mit dem Liberalismus und jeder anderen politischen Richtung kann ich mich auseinandersetzen, schrieb dagegen Perthes, jede kann ich entschuldigen, bei jeder auf Rückkehr von dem Irrthum hoffen; aber jedem bin ich und bleibe ich ein erbitterter, unversöhnlicher Feind, der seinem politischen Princip zu Liebe die Nationalität geringschätzt oder gar verspottet, und der vergessen will, daß er ein Deutscher ist; einheimisch muß sein, was als wahr und recht gelten soll. — Ist Gefahr da, schrieb er um dieselbe Zeit, daß Fremdes sich einschmeichele oder Fremdes uns Gewalt anthue, so muß jeder sich und auch seine Meinung opfern, um Einheit möglich zu machen gegen den Feind; thut er es nicht, so ist er des Verrathes am Vaterlande schuldig. Ihr Männer, ausgerüstet mit Geist, Kenntniß und Gabe der Sprache, hadert nicht miteinander, haltet fest zusammen und thue jeder auf seiner Stelle, was er vermag. — Das „mitten darauf" ist freilich das Beste, schrieb Perthes einem heftigen Freunde; doch kommt viel auf die Manier an. Will man wirken für Wahrheit und Recht, so ist vor allem Besonnenheit erforderlich. Der Indignation ohne Besonnenheit schlagen die Schlechten und Nüchternen mit Geschick und Frucht das Bein unter.

Schon um die Zeit der Gründung des politischen Wochenblattes zeigten die Anhänger der Haller'schen Theorie eine entschiedene Zuneigung zu Rußland, nicht weil sie die russischen Zustände liebten, sondern weil sie nur in Rußland den festen Schutz gegen die Revolution des Westens sahen. Den maßlosen Angriffen auf Rußland gegenüber hoben sie eifrig die Lichtseiten der russischen Regierung und der russischen Dynastie hervor. Aus vieljähriger, eigener Anschauung habe ich, heißt es in einem Briefe an Perthes, recht wohl die großen Schwierigkeiten kennen gelernt, mit welchen

die russische Regierung im Innern zu kämpfen hat; aber das kann ich mit voller Wahrheit sagen, die Vorwürfe, die ihr jetzt in den Blättern von halb Europa gemacht werden, beruhen auf Unkenntniß der Verhältnisse und auf vorgefaßten Meinungen. Den Deutschen nehme ich das übel, den Franzosen nicht; denn die Franzosen können eine Nation nicht als ebenbürtig anerkennen, welche viel Gesundheit und wenig Hoffart, viel Treue und wenig Gottvergessenheit besitzt. — Nicht oft möchte sich an Höfen, heißt es in einem anderen Briefe, ein so schönes häusliches Verhältniß finden als an dem russischen: in der Familie ist keine Scheu und starre Ehrfurcht; der Kaiser scheint nur ein väterlicher Freund. In voriger Woche war an drei Abenden Examen des Großfürsten und seiner ihm beigegebenen Mitschüler; besonders in der Geschichte zeichnete der Thronfolger sich aus. Als Leitfaden für den Unterricht ist ein besonderes Heft ausgearbeitet worden, welches der Kaiser in dem Generalstabe in funfzehn Exemplaren hat drucken lassen; es ist ein merkwürdiges Actenstück, merkwürdig besonders des Zweckes wegen, zu welchem es verfaßt ward. Bei dem Examen brachte der Kaiser selbst mancherlei Verhältnisse zur Sprache und es entstanden Discussionen zwischen den Schülern und Lehrern, in welche sich der Kaiser, die Kaiserin und die anwesenden Graf Gollowkin und General Reidhardt mischten. Die Scenen waren nicht allein interessant, sondern würden auch viele, die den Verleumdungen der kaiserlichen Familie williges Ohr leihen, beschämt haben.

Durch Vermittelungen des Berliner politischen Wochenblattes bildete die Haller'sche Lehre sich zu einer Macht aus, welche während der nächstfolgenden Jahrzehende tief in die Geschichte Preußens und Deutschlands eingriff. Heftige Anfeindungen derselben blieben freilich nicht aus und traten auch in den Briefen an Perthes hervor. Es ist nicht ehrlich, heißt es einmal, die Revolution wie ein geschlossenes Ganze zu behandeln, wie eine Person auftreten zu lassen und zu schreiben: die Revolution will dieses und thut

jenes. Wenn der gemeine Mann so spricht, so weiß ich, daß er die Jacobiner oder die Liberalen, oder diese oder jene Individuen meint und nur ungenau sich ausdrückt; wenn aber der politisch gebildete Mann die Revolution personificirt, so hat er seine Absichten dabei. Die Bewegungen gegen die bestehenden Gewalten und gegen die bestehende Ordnung sind überall und sind stets gewesen; sie sind immer werdend, nie endend; sie sind, weil ihr Grund nicht in einer, sondern in vielen Ursachen liegt, ein in jedem Momente Wechselndes. Wer nun ihr geistiges und vielartiges und unmeßbares Wesen wie ein einziges rundes, bequemes Ding handhabt, wird es wohl nur thun, um den selbstgemachten Popanz mit einem einzigen Kraftworte ein für allemal abthun zu können. — Gradezu abgeschmackt ist, schrieb ein preußischer Regierungsrath an Perthes, das Schimpfen auf die Rheinprovinz, welches sich der gesammte Kreis des politischen Wochenblattes tagtäglich erlaubt. Wahr ist es allerdings: das Blatt wird, obschon von so guten Katholiken wie Jarke, Phillips und Radowitz redigirt, doch überall in der Provinz mißmuthig bei Seite geschoben; aber darin liegt doch wahrlich nicht Auflehnung gegen Preußen und gewiß ist es, daß in keinem Lande Europa's die Gesetze pünktlicher vollzogen und die Steuern regelmäßiger gezahlt werden als am Rhein. — Sie und Ihre Berliner Freunde werden dahin gedrängt werden, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, sich frisch, offen und für immer von der Haller'schen Partei zu trennen. Ihr gehört nun einmal nicht dahin. Zurückhaltung kann der guten und ehrlichen Sache, der Ihr dient, nur Schaden bringen; es ist allein das freie, unerschrockene Wort, welches Anklang in der fremden Brust hervorruft. Man kann es nicht länger verhehlen: den Gährungen in den Gemüthern liegt ein wahres, unbefriedigtes, längst gefühltes gesellschaftliches Bedürfniß zum Grunde, ohne welches die Revolutionen seit 1789 nicht möglich gewesen wären. Die gefährlichen Theorien, die nicht neu erfunden, sondern als Waffe gebraucht wurden, so oft ein Kampf entstand, sind nicht die Ur-

sache, sondern die Wirkung. — Es ist schon richtig, schrieb ein anderer Freund an Perthes, wenn das Wochenblatt immer wieder sagt, daß die wahre Politik darin bestehe, aus den Sachen und nicht aus den Theorien zu handeln; aber in unserer Zeit lassen sich die Theorien nicht mehr von den Sachen trennen, denn alle unsere politischen und rechtlichen Zustände und Sachen sind, Gott sei es geklagt, schon im Mistbeet der Theorien getrieben und nur als Trümmer steht noch hier und da ein Rest Natur. Weniger Natur aber und mehr Theorie als die Herren Hallerianer hat keine andere politische Partei. — Als die im December 1833 von Ringseis in München über den revolutionären Geist auf deutschen Universitäten gehaltene Rede gedruckt erschien, schrieb ein Freund an Perthes: Im Grunde ist diese Rede doch nichts als ein neues Paradestück der Haller'schen Schule, die wenigstens mich nicht packen kann. Diese mittelalterlichen Herrlichkeiten sind mir lieb und werth für die Zeit, in welcher sie lebendig waren; heutzutage, wo sie im Wesen und Leben erloschen und hohl sind, wie eine taube Nuß, will ich frischere Kräfte und eine tiefere Bedeutung sehen, als die einer einzelnen Epoche abgeborgten historischen Erscheinungen, deren Verfall eben so gut Geschichte ist als ihr Entstehen. Bei der Durchlesung des MRschen Manuscripts befiel mich ein wirkliches Grauen vor der Selbsttäuschung, welcher wohlgesinnte und geistreiche Männer ausgesetzt sind, wenn sie es versuchen, ihre individuellen Interessen zur Naturnothwendigkeit und zur göttlichen Ordnung zu erheben. Vortrefflich ist in dem Manuscripte alles Polemische und die Verwaltungsbehörden können vieles daraus lernen; meisterhaft ist die Schilderung der hohen Kreise und deren Ansichten und Schwächen: aber wahrhaft entsetzlich ist bei der Aufstellung des eigenen politischen Gebäudes das frivole Spiel mit Natur und Geschichte, ja mit dem göttlichen Willen selbst, der so bestimmt und zweifellos mitgetheilt wird, als hätte der Verfasser denselben im familiärsten Umgange mit dem lieben Gott Nachmittags bei einer Tasse Kaffee unmittelbar vernommen,

und doch dient das alles nur, um das ewig Bewegliche zum Stillstand zu bringen und das göttliche Recht der adligen Güterbesitzer zu erhalten. Auch Ringseis steckt tief in diesem Wust und überhaupt ist unter den deutschen Gelehrten die hochbeinige Schule nicht ganz klein, während der bedeutendere Adel sich hinter ihnen abwendet und Heil sucht, wo es allein zu finden ist: im Verstehen und Benutzen unserer eigenen Zeit, die schon deshalb lehrreich ist, weil sie nicht mehr wie die frühere eine schon gemachte Geschichte empfängt, um sie ungeändert den Nachkommen zu überliefern.

Der Zwiespalt innerhalb der nicht von dem Liberalismus ergriffenen Kreise mußte um so gefährlicher erscheinen, je weniger die europäischen und die deutschen Verhältnisse während der Jahre 1831, 1832 und 1833 auf eine ruhige und geordnete Zukunft hindeuteten. Als nach dem Falle Warschau's der Kaiser von Rußland am 28. October 1831 den polnischen Krieg für beendet erklärte und am 15. November der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den fünf Großmächten und Belgien abgeschlossen war, schien allerdings die Ruhe Deutschlands nach außen gesichert. Die Zeit gewinnt wieder einen frischen Aufschwung, heißt es in einem Briefe aus Berlin; es haben sich höchst glückliche Ereignisse zugetragen, welche, mit Weisheit von den Regierungen benutzt, nicht nur der Anarchie kräftig Einhalt zu thun, sondern auch alles auf einen besseren Fuß stellen werden. Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung und was höher ist als alles: Wohlwollen und Liebe sei unser jus divinum. — Schnell aber traten an allen Seiten neue Verwickelungen ein. Im Februar 1832 erklärte Dom Pedro die Herrschaft seiner Tochter Dom Miguel gegenüber mit den Waffen herstellen zu wollen; in Italien kämpften im Januar päpstliche Truppen gegen die Insurgenten; einige Wochen später bemächtigten die Franzosen sich Ancona's und östreichische Truppen besetzten Bologna; am 26. Februar ward Polen dem russischen Reiche einverleibt und Griechenland, noch immer eines Königs wartend, zerfleischte sich selbst; ganz England sah in höchster Spannung dem

Schicksal der Reformbill entgegen und Frankreich zuckte fieberhaft bald republicanisch bald legitimistisch; im Mai starb Casimir Périer, im Juni ward Paris in den Belagerungsstand erklärt. Das Gedränge nimmt zu, schrieb Perthes, wo werden wir in Jahresfrist stehen! Alles naht einer großen Umwandelung, auch in Deutschland kann es nicht bleiben wie es ist, man muß gestalten; der Bundestag vermag es nicht. Wird Preußen dazu gedrängt werden? — Der gescheiterte Versuch der Herzogin von Berry ist meines Erachtens, heißt es in einem Briefe aus Berlin, der gelungene Anfang zur Entthronung Louis Philipp's, der durch die glimpfliche Entlassung seiner Feindin vor aller Welt bekennt, daß er das geheime Bewußtsein hege, in einer schlechten Sache zu stehen. Überhaupt geht das monarchische Princip an solchen Kronen schneller als an Republiken zu Grunde. — Ich weiß nicht, schrieb ein in die französischen Verhältnisse sehr eingeweihter Mann, ob man diesesmal ohne Anarchie und Dictatur zu einer bleibenden Ordnung wird gelangen können; aber wenn es einen Weg gab, der Anarchie auszuweichen, so war es der, den Casimir Périer zu seinem unsterblichen Ruhme mit großer Consequenz verfolgt hat. Wer kann die Folgen einer Revolution berechnen, die den Sauerteig aller früheren wieder aufgeregt und den Fractionen außer dem ihnen stets zu Gebote stehenden müssigen Gesindel nicht nur eine Menge plötzlich brotlos gewordener Arbeiter zu Bundesgenossen gegeben hat, sondern auch eine an geistige Aufregung gewohnte Jugend, für welche die unterhaltende Gemüthsbewegung einer bald siegenden bald besiegten Opposition ein Bedürfniß geworden ist? Alle diese Elemente der Verwirrung stehen gegenwärtig in feindseliger unmittelbarer Berührung mit der Regierung und sind zusammengedrängt in der Hauptstadt, von welcher aus sie ihre verderbliche Wirksamkeit über das ganze Königreich verbreiten. Mir scheinen die Schwierigkeiten, die sich der festen Gründung einer politischen Ordnung entgegenstellen, unüberwindlich. List und Gewalt kann vielleicht Jahre hindurch den Aufruhr niederhalten,

aber ein Fehler, eine Schwäche der zeitigen Machthaber wird den nur auf Klugheit und Gewalt errichteten Bau immer wieder über den Haufen stürzen; eine feste wirklich politische Gestaltung Frankreichs möchte nur durch die Geschichte vieler Jahrzehende möglich werden. — Die französische Regierung bedarf, heißt es in dem Briefe eines östreichischen Staatsmannes, Ordnung, und hat ihre Gesandten auf das ernstlichste angewiesen, sich jedes Verkehres mit den revolutionären Führern zu enthalten. Die französische Nation ist der Unruhe satt, aber Regierúng und Nation sind zu ohnmächtig, um den Tigeraffen von Paris, die nie ermüden, erfolgreich entgegentreten zu können; etwas früher oder später kann ein neuer Umsturz dessen, was besteht, nicht ausbleiben. — Seit Napoleon's Sturz ist viel geschehen, schrieb ein anderer, um die Völker Europa's in dem Glauben an den guten Willen ihrer Regierungen irre zu machen: das mit den ausgesprochenen Grundsätzen unzusammenhängende Wiener Machwerk von 1815, der zum Zuchtmeister der Deutschen herabgewürdigte Bundestag, die Karlsbader Beschlüsse, die leichtsinnige Einmischung in die spanischen Händel, die begünstigte Autorität des Despoten in Portugal, das so lange geduldete Unwesen in Braunschweig, der Scandal in Kassel, das Benehmen gegen Holland und Belgien, die sechszig Protocolle, so viele Monumente der Schwäche und Unredlichkeit, die Unklugheit, Polen sich ganz verbluten und zu einer Machtvergrößerung seines Unterdrückers werden zu lassen, und zu dem allem das schweigende Dulden, wenn eine auf so ganz fremden Bahnen der Cultur fortschreitende Macht wie Rußland sich Schritt für Schritt der inneren Angelegenheiten Deutschlands bemächtigt. Consequenter hätte Europa nicht handeln können, wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, der Propaganda von Paris zum Siege zu verhelfen. Den Weg, den die Regierungen seit 1815 eingeschlagen haben, werden und können sie jetzt nicht plötzlich verlassen, und eben so wenig wird und kann die Revolutionspartei aufhören, sich den Regierungen entgegenzustellen; immer erneuter Kampf

dieser beiden europäischen Kräfte, immer wechselnde Siege und Niederlagen der beiden Kämpfer werden noch auf lange Zeit die Geschichte Europa's ausmachen.

Umringt von den europäischen Bewegungen konnte auch Deutschland nicht zur Ruhe kommen. Norddeutschland allerdings schien gewaltsamen Umsturz nicht mehr fürchten zu müssen; zwar wechselten in Braunschweig, Sachsen, Hannover und Kassel die Fürsten oder doch die leitenden Minister und neue Verfassungen wurden eingeführt, aber die Stimmung im Volke war dennoch nicht auf Umsturz gerichtet. Schon die große und allgemeine Theilnahme, welche die mit dem Jahr 1832 unter Pertz' Leitung erscheinende hannöverische Zeitung fand, konnte darthun, daß gesunde Tüchtigkeit der Gesinnung noch weit verbreitet war. Tief aus dem Innersten meiner Seele sind Pertz' Worte in der Ankündigung gesprochen, schrieb Perthes; „Treue ist der Grundzug des deutschen Wesens und Treue ist zugleich die größte Freiheit" und „durch die gezwungene Abdankung seines Kaisers konnten dem deutschen Volke die angeborenen und durch ein Jahrtausend geheiligten Ansprüche auf Gerechtigkeit und Frieden, auf deren Gewährung alle Fürstengewalt bei uns beruht, nicht verloren gehen" und „was für das ganze Vaterland auf einmal nicht zu erreichen stand, das vermögen die Fürsten jeder in seinem Bereiche; sie, die mit unzertrennlichen Banden an die Länder geknüpft sind, haben den großen Beruf, ihren Völkern zu ersetzen, was durch die Auflösung des Reichsverbandes an Sicherstellung des einzelnen und des Ganzen verloren ging." Daß ein Mann wie Pertz, als freier Mann von den Besten unseres Volkes gekannt, das Tageblatt nicht verschmäht, um zu unserm Volke zu sprechen, adelt das Unternehmen dieser Zeitung und verpflichtet uns alle zum Dank. Der Mann ist wahrhaft begeistert durch das Ziel, was er inmitten des schlechten und elenden Geredes verfolgt; völlig frei ist er von der Regierung gestellt, nur seiner Überzeugung hat er zu folgen, und ungehört wird seine Stimme nicht verhallen. — Auch Frem-

den, die Norddeutschland betraten, fiel die besonnene Haltung der Bevölkerung auf. Ich kenne, schrieb Hormayr im September 1832 an Perthes, Land und Menschen genau von der türkischen Grenze bis zum Lech und Rhein, aber den deutschen Norden sehe ich jetzt eigentlich zuerst. Er sondert und scheidet sich so scharf vom Süden, wie wenn er eine andere Zunge und einen anderen Stamm enthielte. Mir scheint die politische Gährung im ganzen Norden ungleich geringer, als man in Wien und München voraussetzt. — Eine merkwürdige Erscheinung, heißt es in einem anderen Briefe, ist der hannöverische Landtag und bedeutend für ganz Norddeutschland, insbesondere für Preußen, um so mehr, da er seinen Rückhalt an England hat. Ich denke doch, wir Norddeutsche werden uns etwas verständiger und sittlicher geberden als die Süddeutschen, deren freisinniges Gewäsch nachgerade allzu fade und unleidlich wird.

Auch in Norddeutschland trat indessen die Richtung auf eine politische Neugestaltung des gesammten Deutschlands stark genug hervor. Das Streben nach Einheit Deutschlands, heißt es in einem Briefe an Perthes, die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die eigene Selbständigkeit und gegen die angeborenen Dynastien, das Verlangen nach arithmetischer Größe begegnet mir in allen kleineren und mittleren Staaten. Ein glücklicher oder unglücklicher Krieg mit Frankreich könnte für die Mindermächtigen sehr gefährlich werden und seltsame Entschädigungsresultate liefern. — Die baldmöglichste Mediatisirung der kleinen Staaten, schrieb ein anderer, gehört zu den geheimen Wünschen vieler, wenn sie sich auch wohl hüten, dieselben laut werden zu lassen. Welches Heil könnte auch aus den eingeengten Kreisen für Nationalehre, Nationalbildung und Nationalreichthum entsprießen? immer siegen zuletzt die Massen und die großen geographischen Umrisse. — Auf Preußen wurde aber Blick und Neigung durch diese Richtung zunächst noch nicht gewendet. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, heißt es in einem Briefe an Perthes, wie tief ich während der Jahre 1806 bis 1813 in all und

jedes Bestreben zur Befreiung Deutschlands eingeweiht war und mit wie vielen edelen Preußen ich in naher Verbindung stand, aber läßt sich jetzt noch etwas für Deutschland von Preußen hoffen? Die öffentliche Stimmung urtheilt sehr ungünstig; man ist nicht nur dem Prinzen Karl von Mecklenburg und Ancillon und Kamptz feind, sondern auch dem Kronprinzen. Seit dem großen Friedrich war dieser Staat die Stütze der Denkfreiheit und des Fortschreitens, und jetzt legt er Fesseln an, beinahe so drückend wie in Östreich. — Mit dem Deutschthum ist es ein herrliches Ding, heißt es in einem anderen Briefe aus Norddeutschland, wenn man es nur nicht ganz synonym mit Preußenthum machen will; aber dieses wie fast jedes andere „thum" macht doch ein gar zu großes Maul, möchte Länder und Städte der Staaten und Hosen und Hemden der einzelnen verschlingen; da soll kein Opfer für die anderen zu groß sein und am Ende wird doch nicht viel anderes dabei herauskommen, als daß ein schon großer Staat noch größer wird. Wenn man mit Arndt und Stein einige Zeit umgegangen ist, fühlt man sich doch in seinem Kleinstaat wieder ganz behaglich; da ist weniger tönendes Erz, weniger klingende Schelle und ich mag nun einmal die Posaunenengel nicht; der Mensch ist ein schwaches Wesen und überbläst sich gar leicht, wenn er einmal angesetzt hat. — In Preußen selbst wollte es zu einem recht festen, entschlossenen Gang nicht kommen und als Graf Bernstorff seiner sehr leidenden Gesundheit wegen im Mai 1832 vom auswärtigen Ministerium zurückgetreten und durch Ancillon ersetzt war, fürchteten manche, daß die Haltung Preußens noch ungewisser werden könne. Bernstorff's Rücktritt macht die Zukunft dunkler, schrieb ein Freund an Perthes; es wird nun ein unbekanntes Element auf die Bühne treten, welches leichter zu bearbeiten, zu hetzen und zu locken sein wird, als es Bernstorff bei aller Kränklichkeit war. Ein comité directoire in Berlin, welches das vive le roi-quand même zum Wahlspruch hat und seinen eigenen Plan dem König zum Trotz durchzuführen hofft, ist doch von manchen Seiten angedeutet. —

Die bei uns eingetretene Veränderung wird Ihnen nicht ganz unerwartet sein, heißt es in einem anderen Briefe aus Berlin; der Verlust ist nicht leicht zu verschmerzen. Noch bei dem Abschiede zeigte sich der edle Character des Mannes in voller Schönheit, wenn auch manche Eigenschaften, deren der Mensch als Werkzeug nach außen bedarf, sich bei ihm weniger ausgebildet gezeigt haben mögen. Was nun weiter werden wird, müssen wir abwarten; der Wille ist gut, an Kräften fehlt es nicht, wohl aber an der Kraft, sie zu gebrauchen, und die Zeiten sind schwierig. Gar mancher erscheint jetzt von einer düsteren Wolke gedrückt. Seitdem wir uns nicht gesehen, ist das politische Handeln unendlich schwerer geworden und der Zwiespalt zwischen Köchen und Essern wird nothwendig immer größer, bis man sich schließlich die Teller und Pfannen gegenseitig an die Köpfe werfen wird. Man will von beiden Seiten stets unbedingter seine Sache durchsetzen.

Viel heftiger als im Norden trat im Süden Deutschlands damals Abneigung gegen Preußen und ein auf gewaltsame Umwälzung gerichteter Sinn hervor, welcher von 1831 bis 1833 von Monat zu Monat sich weiter verbreitete. Es war die Zeit, in welcher Zeitschriften, wie Wirth's deutsche Tribüne, Siebenpfeifer's Westbote, der Hochwächter, der Freisinnige, der Volksfreund, und fliegende Blätter, wie der Ring des Saturnus, die Volkshalle, Proteus, Eulenspiegel, das ABC der Freiheit, erschienen; die „Volksfeste" zu Hambach (Mai 1832), Butzbach, Bergen u. s. w. wurden gefeiert, der Preßverein zur Gründung eines deutschen Reiches mit democratischer Verfassung ward gestiftet; in einer Anzahl Orte bildeten Complotte sich aus, traten untereinander und mit geheimen Vereinen des Auslandes in Verbindung und arbeiteten eifrig an den Vorbereitungen zu einer allgemeinen Umwälzung. Auch in jenen Jahren zwar war der edlere und geistige Sinn des jüngeren schwäbischen Geschlechts nicht zum Schweigen gebracht. Im Sommer 1831 erschien Paul Pfizer's Briefwechsel zweier Deutschen. Wir Süddeutsche sind zwar, schrieb darüber

Gustav Schwab an Perthes, etwas stärker von constitutionellem Hauch des Westens angeweht; daß indessen das Nationalgefühl auch bei uns kühne Sprecher findet, werden Sie aus dem Briefwechsel zweier Deutschen, der einen unserer edelsten jungen Männer zum Verfasser hat, ersehen haben. Nur mit großer persönlicher Aufopferung hat der geniale Mann seine Überzeugung aussprechen dürfen. — Die herrschende Stimmung indessen war eine ganz andere, als die, welche in Pfizer's Briefwechsel ihren Ausdruck fand. Jede Theilnahme für Preußen würde mir, schrieb Paul Pfizer im März 1832 an Perthes, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören; denn der Unwille gegen Preußen ist besonders in Folge seines Benehmens gegen die Polen bei uns so groß und so allgemein, daß selbst die abgesagtesten Franzosenfeinde seinen Namen selten ohne einen Ausdruck des Abscheus oder der Verachtung aussprechen. Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tage zu Tage, und mir verbietet mein eignes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in einem Augenblick zu trennen, in welchem man in Süddeutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrath an den Seinigen zu Gunsten derer zu begehen, die ihn am Ende doch verleugnen würden. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte

ich nicht den Muth. — In Süddeutschland sieht es traurig aus, schrieb ein anderer Freund an Perthes; während elende Schwätzer als Freiheitshelden bewundert werden, gehört es zum guten Ton, mit Verachtung von Preußen und seinem Könige zu sprechen. — Möge Kraft und Weisheit bei Preußen bleiben, schrieb Perthes im März 1832 seinem damals noch in Berlin studirenden Sohn; täglich, stündlich wachsen die Gefahren im Vaterlande. Der Zustand in Süddeutschland ist zum Entsetzen; die Regierungen werden einzeln das Feuer nicht zu löschen vermögen; es wird von der Gesammtheit Deutschlands Hülfe kommen müssen. Da aber der Bundestag schwerlich fähig ist, entschlossen zu wollen und zu handeln, so werden Preußen und Östreich eingreifen müssen. Strenges, hartes Regiment wird nothwendig; wird es aber nicht mit Weisheit geübt, so ist es Öl in das Feuer und alles Bestehende kann wanken.

Viele Mühe habe ich mir gegeben, hatte ein Freund an Perthes geschrieben, um den Sitz der revolutionären Propaganda in Süddeutschland und die Quelle der vielen schändlichen Correspondenzartikel der Pariser Blätter zu entdecken, aber es war vergebens. — An die Wirksamkeit einer französischen Propaganda glaube ich allerdings, antwortete Perthes im September 1832; das erstemal zeigte sie sich von 1820 bis zur Unterdrückung der piemontesischen Unruhen; blieb damals das Glück den italienischen Liberalen noch einige Monate länger treu, so würden in Süddeutschland ganz besondere Auftritte erfolgt und manche Männer compromittirt sein, an die jetzt niemand denkt. Seit 1830 wird Deutschland ohne Zweifel durch den Anhang Lafayette's wieder bearbeitet. Ob geordnete regelmäßige Verbindungen mit französischen Oberen, ob geheime Verbindungen in Deutschland sich gebildet haben, weiß ich nicht, glaube es aber kaum; ist irgenwo ein organisirter Mittelpunct, so wird es in Stuttgart sein. — Gott regiert die Welt, schrieb Perthes im December 1832 an Karl von Raumer nach Erlangen, und die Menschen können sie

weder zu einem Stockhaus, noch zu einem Narrenhaus machen; auch sind die Menschen so schlimm gar nicht, sondern nur recht abscheulich ungezogene Kinder, die der liebe Gott zu Zeiten in die dunkle Ecke stecken muß, um daß sie ausbrüllen. — Daß Mittelpuncte der Revolution in Süddeutschland vorhanden waren, offenbarte sich im Herbste 1832 und im Frühjahr 1833 immer deutlicher, bis endlich am 3. April 1833 der blutige Aufstand in Frankfurt ausbrach, durch welchen die Revolution zur Herstellung von Deutschlands Einheit mit democratischer Regierungsform ihren Anfang nehmen sollte. Der schnell unterdrückte Aufruhr verbreitete durch ganz Deutschland Schrecken und Furcht vor Mord und Plünderung und schloß die als unmittelbare Folge der Julirevolution ausgebrochenen, auf gewaltsamen Umsturz gerichteten Bewegungen für längere Jahre ab. Der Groll im Herzen blieb, aber die Richtung desselben auf die That verschwand. Der Bundestag und die einzelnen Regierungen athmeten auf, glaubten dem Streben der Nation nach Ausbildung ständischer Verfassung für die einzelnen Staaten und nach Ausbildung einer politischen Einheitsform für Deutschland, keine Rücksicht mehr gewähren zu müssen und begnügten sich, in einer Reihe scharfer Maßregeln polizeilicher Natur ihre wiedergewonnene Stärke zu zeigen. Ein Trauerspiel ist unsere Zeit, schrieb ein Freund an Perthes, aber der fünfte Act ward in der Mitte abgebrochen und doch wird es uns nicht erspart werden, ihn bis zum Ende auszuspielen. — Eine herbe Reaction steht uns nun bevor, schrieb ein anderer, manch bunte Flagge wird schlaff am Stocke herunterhängen oder wohl gar in die Erde vergraben werden. — Kommt es Ihnen nicht auch vor, schrieb Perthes etwas später, als lebten wir wieder in tiefster Ruhe. Aber der Kessel, auf dem wir sitzen, ist erfüllt von mächtig drängenden Dämpfen; es sind nicht die aufgestutzten Redensarten, nicht die wahnsinnigen Handlungen einer hochmüthigen und doch bedauernswürdigen Jugend, es ist vielmehr das Ungeordnete aller Verhältnisse, aller Stände und Klassen, von denen aus die Gefahr

uns droht. Von rechts und links, von hoch und niedrig, von jung und alt ist auch seit 1830 wieder die Heilung versucht; aber alle sind bankerot geworden, einer nach dem andern und die Polizeiverbote, zu denen man zurückgekehrt ist, sind nur ein kurzes Palliativ. Die Zeit wird kommen, in der alles sich nach einem Gewaltigen sehnt, und doch auch er wird nur ein Palliativ sein.

Alle die heftigen Gegensätze, welche Deutschland mit besonderer Heftigkeit von 1830 bis 1833 auf dem politischen Gebiete bewegten, wurden durchkreuzt von den in derselben Zeit lebhaft hervortretenden Kämpfen zwischen den Freunden und Feinden des preußischen Zollsystems. Im Jahre 1828 war das Großherzogthum Hessen, 1831 das Kurfürstenthum Hessen demselben beigetreten, und seit dem Sommer 1831 wurden Unterhandlungen mit Baiern und Würtemberg geführt, um auch deren Beitritt zu erlangen. Im Süden erweckt, schrieb ein bairischer Diplomat in den ersten Wochen des Jahres 1833 an Perthes, die Verbindung zwischen Baiern und Griechenland den levantischen Handelszug wieder zu seiner alten Wichtigkeit. Eine Eisenbahn von Straßburg nach Ulm bringt den Ocean, das Mittelmeer, das schwarze und adriatische Meer, bringt Rhein und Donau zusammen. Donau, Main und Weser zu verbinden ist ja doch kein Hexenwerk; was vermochten die alten Römer ohne Dampfschifffahrt und Eisenbahnen! Die sächsischen Lande sollen über den Anschluß an Preußen noch immer sehr getheilter Ansicht sein, und es mag auch schwer für sie sein, Partei zu ergreifen, bevor Baiern die seinige genommen hat. — Im Frühjahr 1833 war der Anschluß Baierns und Würtembergs an das preußische System entschieden. So ist denn, schrieb im März derselbe Mann an Perthes, der Handels- und Zollvertrag nach den heißesten Wünschen des Königs Ludwig zu erwünschtem Ende gediehen, eine Art Einheit Deutschlands ist, freilich mit Ausschluß Östreichs, Hannovers und ihrer Streitgenossen, zum großen politischen und finanziellen Vortheil Preußens

hergestellt und dadurch das Loos der Unterthanen in den kleinen Staaten erträglich gemacht.

Die Versuche Preußens, auch die deutschen Staaten der Nordseeküste zu gewinnen, scheiterten an deren entschiedenstem Widerstreben. — Preußisch oder nicht preußisch ist ein wahres Hamletsches Sein oder Nichtsein geworden, schrieb Hormayr, damals bairischer Gesandter in Hannover, am 30. Januar 1833 an Perthes. Ich persönlich bin überzeugt, daß deutsche Wehrkraft und deutsche Nationalbildung nicht von Östreich, sondern nur von Preußen zu erwarten steht, und würde meinerseits preußische Hegemonie von Herzen gerne wachsen sehen; aber übertriebener Diensteifer mancher Civil- und Militärbeamten hat Preußen üble Dienste geleistet und viel Argwohn und Mißtrauen erregt, woran es in Hannover seit 1803 und 1806 ohnehin nie gefehlt hat. Hannover spricht von einer Mediatisirung, die Hansestädte von einem Selbstmorde, der in dem Anschlusse an den Zollverein liege. Zwischen Kurhessen und Hannover hat der Streit am Bundestage eine sehr beklagenswerthe Bitterkeit angenommen, die jedoch Hannover gleich fallen lassen wird, so wie es auf der anderen Seite nur einigen Ernst zur billigen Berücksichtigung entdeckt, und wirklich hat Preußen denselben schon in der Bundessitzung vom 17. Januar auf eine erfreuliche Weise gezeigt. Hannover ist durch seine drei großen Flußmündungen, durch seine lange Nordseeküste, durch seinen aufblühenden Handel und seine eigene reiche Production an die Hansestädte und an das Meer gewiesen. Hamburg und Bremen sind wahre Weltmärkte. Läßt sich nun ein Mittel denken, die Nordseeküste mit dem preußischen System auszusöhnen und unter einen Hut zu bringen? Sonst gibt es schwerlich eine Möglichkeit zur wahren Handelseinheit Deutschlands; am 14. Februar ist in Frankfurt die letzte Frist der Vermittelung, und die Sache ist eine wahre Nationalangelegenheit. — Die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Zollsystem ist nicht länger zu verschieben, antwortete Perthes, und jeder Versuch, dieselbe auf anderem Wege als durch

den Anschluß an Preußen zu Stande zu bringen, muß scheitern. Den süd- und mitteldeutschen Staaten wird die Verbindung mit Preußen nicht schwierig sein; aber Holstein zu gewinnen hat wohl nie im Plan gelegen und auch Anschluß der übrigen Nordseeküste werden wir selbst dann schwerlich erleben, wenn Hannover nach dem Tode des jetzigen Königs getrennt von England sein wird. Sollte er indessen wirklich zu Stande kommen, so würde von der holländischen Grenze bis zum Ausfluß der Trave ein geregeltes Contrebandiren entstehen; Emden, Oldenburg, Bremen, Stade, Hamburg, Lübeck würden wetteifern, die Einfuhr zu erleichtern, und um den Handel an ihren Platz zu ziehen, wetteifernd durch die Finger sehen. An eine Bewachung der Küste durch eine preußische Militärzolllinie wird doch schwerlich jemand denken. Kann ein geschlossener Staat Freihafen geben, so könnte, denke ich, das nur förderirte Deutschland wohl eine Freiküste zugestehen und alles Land nördlich von einer Linie, die von Bentheim bis zur Trave gezogen würde, außerhalb des Zollvereins lassen. Oldenburg, das nördliche Hannover, die Hansestädte und Holstein blieben dann ausgeschlossen, Grubenhagen, Kalenberg und Braunschweig wären eingeschlossen, auch Mecklenburg kann zutreten, weil es doch eigentlich nur ein Vorland Preußens ist und kein anderes Interesse als Pommern und die übrige Ostseeküste hat. — Nie kann die Nordseeküste beitreten, heißt es in einem Briefe aus Norddeutschland im Frühjahr 1833 — darüber ist kein Streit unter Männern, die der Verhältnisse kundig sind; aber das preußische System ist auch in sich nicht haltbar. Daß es nur vom finanziellen und von keinem anderen Standpuncte zu rechtfertigen ist und das Contrebandiren nicht zu hindern vermag, bricht ihm den Stab. Baiern und Würtemberg werden schon deshalb nicht beitreten, weil der Verein nur dann Bestand haben kann, wenn seine Mitglieder zu Gunsten Preußens ihre Selbständigkeit opfern wollen. — Nun sind wir hier wirklich hinein in den großen Zolltopf, schrieb Perthes am 14. April 1833, ich freue mich darüber vor allem der

politischen Folgen wegen, die nicht ausbleiben können; ein großer Schritt zur Einheit des Vaterlandes ist gethan, bald wird Deutschland eine Handelseinheit bilden und die Nordseeküste als Freiküste haben. Heftiges Lärmen über Nachtheile und Verluste werden nicht ausbleiben. Denn die Bauern, welche wenig Colonialwaaren und Erzeugnisse der englischen Manufactur bedürfen, werden so wenig wie die in großen Vortheil kommenden Fabrikanten von dem Gewinn, den sie von dem Zollverein haben, reden, und die Kaufleute wie die Beamten, welche, bis die neuen Verhältnisse sich zurecht gezogen haben, manchen ungewohnten Druck fühlen werden, sind es, durch welche die Tagesblätter beherrscht werden; aber dennoch sehe ich mit Gewißheit voraus, daß sich in nicht zu langer Zeit ganz Deutschland des Ereignisses freuen wird. — Nachdem durch den Aufruhr in Frankfurt die revolutionären Bewegungen und durch den preußisch-bairischen Vertrag die Zollverhandlungen zu einem Abschluß gekommen waren, traten für einige Zeit die politischen Interessen in den Hintergrund und die literarischen wieder hervor.

Literarische Gegensätze 1830 — 1840.

Die große Literaturepoche der Deutschen war längst aus einer täglich neu sich erzeugenden lebendigen Kraft zu einem Gegenstand der Geschichte geworden; nur Goethe stand noch da, ein alter Thurm aus vergangener Zeit, und auch er betrachtete sich bereits als historischen Stoff, den er dem neuen Geschlechte deutlich und verständlich zu machen suchte. Auf die Bekanntmachung von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" war seit 1828 die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller gefolgt. Als Perthes den ersten Band desselben gelesen hatte, schrieb er im December 1828

an Rist: Lange hat mir nichts so wehe gethan und mich so indignirt als dieses Buch. Wie war es Goethe möglich, solche Briefe drucken zu lassen? Daß dieser Briefwechsel keinen Inhalt hat, ist natürlich, weil beide Männer nahe genug beieinander wohnten, um alles wichtige mündlich zu verhandeln; das Bemerkenswerthe des ganzen ersten Bandes füllt kaum einen Bogen. Schwach zu werden ist Goethe wie jeder alte Mann berechtigt, aber nicht Schwäche, sondern etwas anderes hat ihn verleitet, solche Dinge drucken zu lassen. — Der zweite Theil ist inhaltsschwer, schrieb Perthes im April 1829, aber Schiller's wegen schmerzt er mich tief. Wie hoch oder niedrig die Critik auch Schiller als Dichter, Historiker und Philosoph stellen mag, immer wird man ihn edel und hohen Zielen nachstrebend finden müssen; daraus vor allem erklärt sich die mächtige Einwirkung auf die Jugend nicht nur seiner, sondern jeder Zeit. In diesem Briefwechsel aber zeigt er sich im Geschäftsverkehr, z. B. als Herausgeber der Horen, des Almanachs, kleinlich und berechnend und widerlich gereizt gegen solche, welche er zuerst gereizt hatte. Für den zarten Sinn Goethe's spricht es nicht, daß er durch solche Bekanntmachung sich an dem Namen seines Freundes versündigte. Doch das bei Seite, frage ich bei aller Freude an dem Schönen und Geistvollen dieser Briefe: was ist der Grund und was das Ziel der Männer, die sie schrieben? In Schiller lag ein tiefes religiöses Bedürfniß, aber gegen Goethe wagt er nur ein einzigesmal es zu berühren und nennt es gleichsam zur Entschuldigung Metaphysik, die lange nicht über seine Schwelle gekommen sei. Arme Menschen, diese großen Geister, und weit zurückbleibend hinter dem vorwärts dringenden Gang der Zeit! Sachte schieben sie jedes Interesse an den gewaltigen Bewegungen zurück, welche unsere Zeit neu sich schuf, und haben eben deshalb auch kein Gefühl für das Vaterland; mit vornehmer Geringschätzung betrachten und behandeln sie von ihrer Geisteshöhe herab das Menschengeschlecht und können doch nicht lassen, kleinlich um dessen Gunst und Beifall sich abzumühen. Grade des-

halb, weil meine Verehrung für Goethe und Schiller so groß ist, ergreift mich Schmerz und Unwillen über die Offenbarungen sittlichen Unwerthes. — Mit Ekel erfüllt mich, schrieb ein Freund an Perthes, das Jauchzen der Enthusiasten über den Gewinn, hohe Geister hinter dem Vorhange und in der Nachtmütze belauschen zu können; lehrreich aber für alle bleibt es zu sehen, welche Noth und Mühe auch solchen Männern das Arbeiten und Schaffen machte. Beinahe Mitleiden habe ich darüber gehabt, wie die beiden sich mit den dürren, klappernden ästhetisch-philosophischen Terminologien und Definitionen herumbalgen, ohne von der Stelle kommen zu können. In Summa ist mir aus dem Briefwechsel der naive Stier an der Ilm, wie Claudius ihn einmal nannte, doch lieber geworden als der sentimentale Jenenser.

Am 22. März 1832 starb Goethe. Er hat den Lauf, schrieb Perthes, in besonnenem Bewußtsein vollendet, ohne die Zerstörung der Geistesorgane durch das Alter zu erfahren; er hat, was diese Erde darzubieten vermag, aufgenommen, erkannt, erfühlt, erforscht, durchlebt. Reicher ist wohl keiner vom Diesseits ins Jenseits getreten. Er liebte und strebte; im Schauen wird Klarheit und Reinheit ihm gewährt werden. Mit seinem Tode scheint mir die große Entwickelungsperiode deutscher Bildung völlig geschlossen; aus ihr und für sie haben wir die reichsten, vielseitigsten, umfassendsten Materialien zum Erkennen des wahren Hergangs und Fortgangs, wir haben Briefwechsel von Bodmer, Rabener, Gellert, Klopstock, Garve an bis zu denen von Hamann, Jacobi, Voß, Forster, Baggesen, Solger, Erhard; wir haben gesammelte Werke, Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten verschiedenster Art bis zu Rehberg hin, und durch alle hindurch ziehen sich von Klopstock bis zum heutigen Tage Goethe's Selbstbekenntnisse als rother Faden. Wer wird das Mannigfaltige ernster, tiefer, lebendiger Bestrebungen eines vollen Jahrhunderts zu einem Bilde, in einen Rahmen zusammenfassen? — Wie Sie, haben auch mich, schrieb Perthes 1833 an Rist, die Goethe'schen Briefe

an Lavater ergötzt, doch nicht allein ergötzt; es sind ein dutzend Stellen darin, die in die tiefste Tiefe gehen. Deshalb aber setze ich die Briefe an Schiller nicht zurück; man kann nicht immer jung bleiben, und alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Grade das, was Sie von den späteren Briefen Goethe's an Schiller abwendet, ist richtiges und folgerechtes Resultat des in den Briefen an Lavater hervortretenden entschlossenen Verschmähens tieferer Wahrheiten. Alles das Edele, was wir ohne Gottes Wort und Gnade gewonnen haben, reicht nicht einmal aus, um den Menschen zu genügen, viel weniger um uns vor dem Angesichte Gottes wohlgefällig zu machen. Es hat in sich selbst keine Dauer und Gewähr, hängt mit der Gemeinheit und der Selbstsucht immer noch irgendwie fest zusammen und neigt sich gar leicht so tief vor deren Gewalt, daß es aufhört ein Edles zu sein. „Jede Seele, die da leben will, muß gewürzet sein von der Hand des Geistes mit dem Worte der Wahrheit. So nur besitzt sie die Mitgift für die Ewigkeit, so nur eine Tod und Sünde, Faulheit und Lüge abwehrende Kraft." — In Goethe's „Einzelheiten, Maximen und Reflexionen" liegt, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, außerordentlich Gedachtes, Erfahrenes und trefflich Ausgesprochenes, aber solche aphoristische Sätze geben doch meistens nur Halbwahres, woran Geber und Nehmer schuld sein mögen. — Den Goethe-Zelterschen Briefwechsel habe ich mit außerordentlicher Freude gelesen, schrieb er 1834; seine Bedeutung für die geistige Geschichte dieser Zeit wird erst später anerkannt werden; mir ist er tief in das Innere gedrungen, weil er in dem langen Zeitraum absteigenden Lebensganges die stets sich mindernde Richtung zur Welt, ohne es zu wissen und zu wollen, darlegt. Wie viel und wie wenig ohne Streben nach beistehender Hülfe von oben geleistet zu werden vermag, zeigt sich hier an Männern von Kraft und Geist höchsten Ranges. So liebenswürdig beide erscheinen, hat mich doch ein Grauen über das entsetzliche Nichts eines so großen Übermaßes von Geist und Leben erfaßt, welches absichtlich jede Beziehung

zu Gott bei Seite schiebt. Zelter war immer wahr, scharf, treffend; die alte Heldengestalt und den Löwenkopf des Mannes vergißt man gewiß niemals. Der Einfluß der papierenen, nur literarischen Zeit auf Goethe tritt auch in diesem Briefwechsel deutlich genug hervor. Wem käme es heute in den Sinn, alles, was grade im Geiste auftaucht, durch sofortiges Niederschreiben für die Nachwelt zu bewahren? — Goethe tritt, antwortete ihm ein Freund, in diesen Briefen doch schon recht abgehetzt, ablehnend und, wie wir Kupferstichsammler es nennen, verblasen hervor, im Gegensatze zu der derben und frischen Kraft Zelter's, dessen Vergötterung Goethe's mir höchst merkwürdig ist. Der Mann hatte sich so fest an Goethe gesogen, daß er ihn auszusaugen scheint; während er selbst innerlich erstarkt und sicherer auftritt, ermattet Goethe und liefert am Ende nichts mehr als kraftlose, nur halbwahre Leberreime. Bei Goethe's Characteristik darf der Frankfurter Philister, der ihm tief in den Knochen steckt, nicht aus den Augen gelassen werden; der Frankfurter Philister trieb ihn, sich so gerne zu den Vornehmen zu halten, und um nicht in seinen bequemen Lebensansichten gestört zu werden, allen Mittelpuncten größeren und regsameren Menschenverkehrs fern zu bleiben, ohne welche die Welt ihm immer nur die Gestalt und den Gehalt einer Weimarischen Geheimerathsstube behalten konnte. — Im Jahr 1835 erschien Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Nach dem ersten raschen Lesen schrieb Perthes einem Freunde: Das ist eine großartige Dichtung von innerer Wahrheit, voll des Tiefsten, Lebendigsten, Geistreichsten; an Schärfe der Weltanschauung unübertrefflich. Darstellung und Sprache des Kindes ist schwerlich in der deutschen Literatur übertroffen; ein Denkmal ist Goethe gesetzt, aber ein betrübendes ist es: wie öde erscheint hier die Seele des großen, allumfassenden Geistes. Armer Goethe! weil er nicht vermocht, solcher Liebe als Stern zu dem Lichte der Wahrheit vorzuleuchten, bereitete er diesem Verhältnisse dieses Ende. Getröstet wird er sich haben; besaß er doch eine reiche Sammlung sonst

so seltener Kinderexemplare im Spiritus seiner Dichtung aufbewahrt. Die erlauchte Weisheit der Nüchternen, die allerdings der Welt den Halt geben, wird nicht ermangeln, in der Schöpferin dieser Dichtung einen Candidaten des Wahnsinns zu wittern. Mag sein, aber es ist der Wahnsinn jedes großen Dichters. — Meusebach's Recension über des Kindes Briefe, schrieb Perthes etwas später, ist lehrreich genug, aber in das Großartige der Dichtung einzugehen, hat er nicht vermocht; seine Arbeit sieht aus, als wäre sie von Walter Scott's Antiquar. Die äußere sachliche Wahrheit in dem Werke ist gleichgültig; innere Wahrheit, erlebt in der Seele der Dichterin, erfüllt die ganze Erzählung. Es ist ein durch und durch deutsches Buch, und Engländer und Franzosen sollen wohl bleiben lassen, es zu übertragen. — Ich lese jetzt den Briefwechsel Bettina's, heißt es in einem Briefe an Perthes, die selbst ein herrliches und gewaltiges Buch ist. Wenn das seltsame Kind sich aufrichtet, ihr selbstgeschaffenes Ideal zu umarmen, ragt sie hoch über dasselbe hinaus und greift natürlich in die Wolken. Auch Eckermann's Gespräche haben mich sehr ergötzt; aus dem wilden Vogel ist Goethe doch zuletzt ein recht braver, verständiger, ja billiger Mann geworden und man könnte sich allenfalls erbauen, wenn man denkt, er sei nun mit so verständigem und wohlwollendem Gemüth hinübergegangen. — Der Gräfin Bernstorff Brief an Goethe ist in jeder Hinsicht vortrefflich, schrieb Perthes 1838. Manche Jahre mag sie Trieb und Willen gehabt haben, in Liebe so an den alten Freund zu schreiben, aber es ward ihr schwer, diese Sache mit diesem Manne zu besprechen; das immer höher werdende Alter erinnerte sie zu eilen. Nun hat sie geschrieben — tief und innig, ernst und wahr. Goethe's Antwort dagegen überschüttet wie kaltes Wasser; doch konnte er nicht anders und nach seiner Natur und von seinem Standpunct aus spricht er mit Würde.

Mit gleicher Theilnahme wie die Goetheliteratur verfolgte Perthes auch die vielen anderen damals erscheinenden Schriften, welche den Ausgang des vorigen und den Anfang dieses Jahrhun-

derts näher aufhellten; bald kürzer, bald ausführlicher sprach er sich in Briefen an Freunde darüber aus. — Rehberg's gesammelte Schriften sind überaus anziehend und unterrichtend, heißt es einmal. In lebendiger Weise hat er seine Memoiren durch Aneinanderreihen seiner kleineren Schriften gebildet; aber darin hat er gefehlt, daß er manche derselben seinen späteren Ansichten entsprechend umarbeitete, z. B. die über den Adel. Es wäre von Bedeutung gewesen, zu wissen, wie Rehberg dieses Verhältniß vor dreißig Jahren ansah, und wie er durch Zeit und Umstände und unter Einfluß von Eichhorn's Rechtsgeschichte dahin kam, sich in seiner früheren Ansicht zu ändern. — An dem Leben des Berliner Arztes Heim, herausgegeben von seinem Schwiegersohne Keßler, werden Sie sich freuen, schrieb Perthes 1835. Echt deutsch im besten Sinne, die lebendigste Handfestigkeit, starke Sinnlichkeit und Lebenslust, vereinigt mit großem Talente und ernster Sittlichkeit; wenig christliche Erkenntniß, aber wahrer und wirklicher christlicher Sinn. Unsere Jünglinge mögen sich in diesem Spiegel beschauen. — Im Jahre 1838 erschienen Niebuhr's Lebensnachrichten. Welch ein unerschöpflicher Schatz für den Gang deutscher gelehrter Bildung, schrieb Perthes an Rist, welcher Schatz an Erfahrungen in beschränkten und in großartigen Lebensverhältnissen, in Andeutungen und Mittheilungen über Ereignisse und Persönlichkeiten unserer Zeit! Ich glaube, daß niemals noch ein Mensch seiner ganzen Wesenheit, seiner Art und Weise nach in allen Richtungen so klar, so offen, so vollständig erkennbar wie Niebuhr durch die Folge dieser Briefe dargelegt worden ist, und welch ein guter Mensch in Liebe, in Reinheit, in Wahrhaftigkeit. Er blieb sich gleich bis zum letzten Tage seines Lebens, er blieb ein gutes Kind mit manchen nicht unbedeutenden Unarten; er selbst erkannte dieselben früh, aber er vermochte nicht sie abzulegen, vielleicht deshalb nicht, weil sie in seiner körperlichen Organisation begründet waren. Sie schreiben: „Wenig fehlte Niebuhr, um ein beinahe vollendeter Mensch zu sein, dieses Wenige aber war sehr viel:

Demuth und Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens." Das ist richtig und wahr, aber doch nicht in jedem Sinne. Vor Gott besaß Niebuhr Demuth und auch vor sittlicher Größe, wenn er sie in der Geschichte fand; aber es fehlte ihm an Gerechtigkeit gegen handelnde Personen in der Gegenwart. Er fuhr zusammen und ergrimmte, wenn er entdeckte, daß auch bedeutende Männer arme Sünder seien; aber wenn er der Aufwallung des Augenblickes sich entrissen, wenn er sich besonnen und seiner inneren Ungerechtigkeit sich bewußt geworden war, so ward sehr oft der tiefe Grund der Liebe in ihm recht erkennbar und mit wahrer, großer Demuth suchte er gut zu machen, wo er gefehlt. Es ist eine schwer wiegende Wahrheit, die Niebuhr ausspricht, wenn er schreibt: „Überhaupt verschwand mir selten das Bewußtsein eines Gedankens hinter der Anschauung seines Inhaltes und Gegenstandes." Ist das aber nicht dasselbe Übel, mit dem wir alle, die wir unsere Bildung in dieser raisonnirenden, verwissenschaftlichten Zeit erhielten, behaftet sind? Ein Seufzer zu Gott ist mehr als ein Gedanke an ihn; das liebende Vertrauen zu dem Versöhner ist mehr als eine apologetische Betrachtung auch des gläubigsten Theologen. Die Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens überhaupt fehlte Niebuhr gewiß nicht, aber ihm fehlte die Sicherheit der christlichen Grundlage, und doch hätte er sie, dessen bin ich gewiß, gewonnen, wenn er länger gelebt hätte. Als ich ihn zwei Jahre vor seinem Tode zuletzt sah, wurde es mir gewiß, daß er nahe daran war. — Ein erfolgreiches und nachhaltiges Einwirken auf die öffentlichen Verhältnisse wurde Niebuhr, schrieb Perthes ein anderesmal, unter anderm auch dadurch erschwert, daß er seine Erkenntniß des Volkes und sein Verständniß des Seins und der Verhältnisse desselben überschätzte. Nie hat er auf das Thun und Treiben des gemeinen Mannes eingehen können, und doch that er sich gerne darauf etwas zu gute, auch das einzelne desselben zu verstehen, wie er sich denn auch für einen durch und durch eingeweihten Bankier hielt. Ein noch größerer Nachtheil für seine politische Wirksamkeit war

es, daß er aus einem Dänen unmittelbar ein Preuße ward. Seine Eltern, obschon deutschen Stammes, hatten dänisches Gepräge, seine höhere Ausbildung in den entscheidenden Jahren geistiger Entwickelung erhielt er in Kopenhagen. Als er sich nach Preußen verpflanzt hatte, ward er sogleich in dessen Unglück verwickelt und seine edle Natur gab sich grade deshalb nun mit vollem Herzen und mit allen Kräften des Geistes diesem Staate hin. Darüber aber kam er nie dazu, ein Deutscher zu werden, sondern blieb leidenschaftlicher und einseitiger Preuße, wenn er auch das, was in dem Lande vorging, oftmals heftig schmähte. Das alles aber kann nicht hindern, daß alle, denen Kopf und Herz auf rechter Stelle ist, Ihnen beistimmen, wenn Sie sagen: „Nun aber, wie er war, bleibt unser Niebuhr ein Schatz der Nation und seine Lebensbeschreibung ein rührendes Denkmal irdischer Schönheit und Vergänglichkeit." Unter den vorangegangenen Männern stand keiner meinem Herzen, meinem Geiste näher als Niebuhr. Wie Sie, bewundere ich den Sinn, die Klarheit, die Haltung, die in den Einleitungen und biographischen Übersichten der Lebensnachrichten waltet; wie rein, wie liebend, wie gerecht steht unsere Freundin Hensler über dem Gegenstand. Ich meine, dergleichen ist unserer Nation noch nicht dargebracht worden: bei solcher Liebe zu der Person solche Freiheit des Geistes im Urtheil! Diesen Eindruck rufen die Lebensnachrichten auch allgemein hervor.

Das Erscheinen so vieler Biographien, Briefwechsel und gesammelter Schriften aus dem letztverflossenen Jahrhundert kann wohl als der literarische Ausdruck für eine Stimmung gelten, welche sich bedingt und gebunden durch die Voreltern fühlte und vielleicht auch mehr geneigt war, die Vergangenheit zu bewundern, als in der Gegenwart zu leben; herrschend aber blieb dennoch fast in allen Zweigen der Literatur das unruhige Drängen, welches den Zusammenhang mit der Vergangenheit brechen und die Kraft des einzelnen in ihrer Vereinzelung möglichst zur Geltung bringen wollte. Als nun zu dieser lange schon übermächtigen Richtung

das durch die Julirevolution auf das neue heftig angeregte Gelüste hinzutrat, sich von aller socialen, politischen und kirchlichen Ordnung loszumachen, schien eine Literatur in Deutschland erwachsen zu sollen, welche in dem Herabziehen aller geistigen Größen ihre Lust, im Genusse des Augenblickes ihr Ziel und in der Alleinberechtigung der sinnlichen Natur der Menschen die Rechtfertigung für ungeordnete und sündliche Neigungen jeder Art suchte und fand. Schon Heine hatte diesen Ton angeschlagen; Börne machte 1834 Lamennais paroles d'un croyant allgemein in Deutschland bekannt. Lamennais ist ein Gräuel, schrieb Perthes im October 1834; ein Todesstoß für die Kirche, die solche Priester erzeugen konnte. Bis auf diesen Punct vermag nur ein Mann zu kommen, der 1830 lebt und zugleich ein Franzose ist. Sein Auftreten deutet darauf hin, daß der französischen Nation die letzten Zeiten nahen — wie bald? kann freilich niemand sagen. — Auf dem einmal betretenen Wege fanden sich eine so große Zahl jüngerer Männer, namentlich des nördlichen Deutschlands zusammen, daß sie, obschon sittlich und künstlerisch noch große Unterschiede unter ihnen stattfanden, mit dem gemeinschaftlichen Namen „das junge Deutschland" bezeichnet wurden. Im Jahre 1834 gab Wienbarg die ästhetischen Feldzüge, Laube die Reisenovellen; 1835 Gutzkow Wally und die Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über Schlegel's Lucinde, Mundt den literarischen Zodiakus und die Madonna heraus.

Es ist eine neue Zeitschrift aufgetaucht, schrieb Perthes im April 1835 an Rist, der literarische Zodiakus von Theodor Mundt, Schriften in bunter Reihe. Manch Gethier dieses Thierkreises überschreit, überpfeift, überpiept sich in neuster Überschwenglichkeit meist geistreich-lächerlich und widerlich; aber es brüllt zuweilen auch der Löwe. Die Briefe des östreichischen Obristen von Meyern haben mich ergriffen, die Briefe Bollmann's, der Lafayette befreien wollte, lassen ein edles Jünglingsgemüth moderner Art erkennen und sind ein höchst bezeichnendes Bild der ersten

Revolutionszeit. — Herr Mundt hat sich nun, schrieb Perthes einige Monate später, durch seine Madonna als Vorkämpfer für die Emancipation des Fleisches hingestellt, zwar verblümter aber nicht besser als die anderen Herren. Doch das möchte hingehen; junge Leute machen wohl dumme Streiche, aber junge Leute vor allen müssen edlen Sinnes sein, und die Art, in welcher Mundt sich für erlittene Kränkung an Steffens und Göschel rächt, ist das Gegentheil von edel. — Dank für die Madonna, schrieb Ukert an Perthes. Das junge Deutschland macht gleich bei seinem ersten Ausfluge so gewaltige Anstrengungen, daß seine Kraft bald erlahmen wird. Das Volk möchte gerne so etwas, wie die frühere Sturm- und Drangperiode, herbeiführen; aber Roland's Schwert setzt Roland's Arm voraus. — Die jungen Herren sind, schrieb Friedrich Jacobs an Perthes, trunken von Hochmuth, Dünkel und französischer Ruchlosigkeit, und da sie in diesem Zustande alles, was ihnen in den Sinn kommt, heraussprudeln, so scheinen sie, wie alle Trunkene, stärker, als sie wirklich sind. Gott wird schon sorgen, daß auch die Giftbäume nicht in den Himmel wachsen. — Sie wissen, mein lieber Freund, schrieb Perthes im December 1835 an Rist, daß ich meiner ganzen Natur nach positiv bin und stets auf das Zustandebringen hinsehe und mich wenig um die schlechten Nester gräme, die sich einem guten Baum ansetzen; Gottes Weltregierung bedient sich auch des Negativen, um das Positive zu erreichen. Je älter ich werde, desto klarer erkenne ich das. Unsere Zeit macht, indem sie das Unwahre sich auf die höchste Spitze treiben läßt, dasselbe in seiner ganzen Unwahrheit deutlich und befreit die Wahrheit von der verführenden Kraft ihres Zerrbildes. Ich lasse mich daher weder durch die Politik mit ihren wankenden Ereignissen unbehaglich, langweilig oder muthlos machen, noch durch die gräulichen Verirrungen in den geistigen, sittlichen und religiösen Zuständen unserer Zeit erschrecken; sie kommen nicht von ohngefähr und nicht aus blauer Luft, sondern sind lange vorbereitet und werden in ihrer jetzigen matten Gestalt nur

dazu dienen, dem lebenden Geschlechte die Augen zu öffnen über die Gefahren, die schon lange in den ihrem Wesen nach gleichen, ihrer äußeren Erscheinung nach aber schöneren und verdeckteren Verirrungen früherer Jahre verborgen lagen. — Im vorigen Jahrhundert verstand, hatte Perthes schon zwei Jahre früher geschrieben, die öffentliche Meinung unter Aberglauben den Glauben, unter Frömmelei das Frommsein, unter Unterdrückung das Festhalten an dem rechtlichen Besitzstand. Die Stimmführer nahmen äußeres Umtreiben in der Tagesliteratur für Bildung und Indifferenz für Milde; ihr Freisinn bestand in phantastischer Erwartung eines Lafayette'schen Amerikanismus. Die Richtung dieser öffentlichen Meinung war überall hart und steif gegen jedes Positive, sie nannte das: Kampf für Licht und Wahrheit, und fragte doch mit Pilatus höhnisch: was ist Wahrheit? Wer des Positiven sich annahm, wurde als Obscurant gehaßt, verschrieen, verfolgt, und auf der Bank der öffentlichen Meinung saßen nicht etwa nur die Unmündigen und Enthusiasten, sondern auch die schriftgelehrten Altweisen in ganzer Masse. — Die Xenien und manche Critiken der beiden Schlegel enthalten, schrieb Perthes 1835, in schönerer Form dieselbe jeder Pietät entblößten Schonungslosigkeit, mit welcher jetzt über jedes und jeden abgeurtheilt wird. Goethe's Wahlverwandtschaften, Schlegel's Lucinde und Schleiermacher's Briefe über die Lucinde haben schon den Weg betreten, der heute bis zu Mundt's Madonna und Gutzkow's Wally geführt hat, und es ist mir eben recht und ist auch ersprießlich, daß jetzt das junge Deutschland dem Faß den Boden ausschlägt. Ihm selbst ist freilich die Geschichte ein Altweibermährchen, aber anderen werden die Augen aufgehen. Gar merkwürdig ist die neueste Schrift gegen Gutzkow und Consorten: Rohmer an die moderne Belletristik. Der liederlichen jungen Belletristik und ihrer jugendlichen Anmaßung tritt aufgeblähte Speculatristik in jugendlichem Stolze gar ergötzlich entgegen; König Lear und sein Narr in eins; Weisheit und Narrheit untrennbar untereinander gerührt;

übrigens mit Talent geschrieben; Goethe's Mamsell Philine dient als Ouvertüre. — Sie haben recht, schrieb Rist an Perthes, das junge Deutschland ist so wenig jung wie deutsch und am wenigsten neu. Solcher Gesellen hat es immer gegeben, eben fällt mir Thümmel ein; das Neue ist nur, daß diese Bursche so großes Aufsehen erregen und eine Wichtigkeit gewinnen, die das Pygmäenartige der heutigen Generation recht deutlich bezeichnet.

Die literarischen und nichtliterarischen Tollheiten und Verkehrtheiten der Zeit wurden nach der Julirevolution ähnlich wie schon einmal zur Zeit der Karlsbader Schlüsse in manchen Kreisen den Universitäten als Verschuldungen zugerechnet. Wenn man bedenkt, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß die gesammte wissenschaftlich gebildete junge Generation ihre Richtung durch die Universitäten erhielt, so wird man sich nicht über die Verrücktheit und das Böse der jungen Burschen wundern; kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Ein fauler Baum bringt arge Früchte. Soll uns Hülfe werden, so muß der Baum, der nicht gute Früchte bringt, abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Wer einen Brand löschen will, muß das Wasser nicht in die Flammen, sondern auf den Stoff gießen, welcher die Flammen aussendet. — Die Hausväter, aber nicht die Professoren muß man, schrieb ein anderer an Perthes, über die Universitäten hören. Die Professoren dürfen keine Stimme haben, denn sie stehen mitten inne und an guter Meinung von sich selbst fehlt es ihnen nicht; sie wollen führen und sind blind; sie sollen das Salz der Jugend sein, aber das Salz ist dumm geworden; sie hegen und pflegen die Studenten und vertuschen, um sie nicht zu entbehren, allen Schaden, wie die Jagdbeamten die Verwüstungen der wilden Schweine. Gerne möchte ich mich einmal öffentlich darüber aussprechen, aber man greift in ein Wespennest; denn die Kerls sind alle entweder Schriftsteller oder Recensenten. — Es ist eine seltsame Stellung, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, welche der höhere Lehrstand zum

Leben wie zur Wissenschaft einnimmt. Sie kennen nun so viele academische Gelehrte, sagen Sie mir aufrichtig, wie viele unter denselben Sie gefunden haben, die natürliche Menschen wären und nicht irgend eine an wilden Wahnsinn grenzende Eigenthümlichkeit hätten? Der Beamte freilich geht auch in Schnürbrust einher, aber er ist doch gezwungen, das Gesammtleben seiner Zeit mitzuleben, und tausenderlei Verhältnisse arbeiten ihn durch und pflügen den Boden seines Herzens auch für den Empfang des Samenkorns, während der Academiker in hochmüthiger und selbstsüchtiger Absonderung nur an seine einzelne Wissenschaft, an literarische Reibungen und an manche recht kleinliche sonstige Dinge zu denken hat. — Was Sie schreiben, antwortete Perthes, klingt hart, hat aber seine Wahrheit, jedoch nur für die kleinen Universitäten; auf den preußischen möchte wenig der Art sich noch finden; auch in Göttingen dringt frisches Blut ein und in Leipzig nimmt Dünkel und Staketenreiterei ab, aber überall auch das Eigenthümliche und eigentlich Anziehende. Wie unter dem Adel, den Handwerkern, den Krämern, den Stämmen, so schwindet auch unter den Gelehrten das Alteigenthümliche mit reißender Schnelligkeit. Noch funfzig Jahre weiter und die Theaterdichter werden, um Stoff für Characterrollen zu finden, zurückgreifen müssen in unsere bunte Jugendzeit; unsere Söhne, dann altgeworden, werden sagen: ja als wir Kinder waren, hörte man doch noch von Tyrannen und Junkern, von Pedanten und Genies, von Mecklenburgern und Schwaben, von mildem Wahnsinn und von tollem, jetzt ist alles gleich, alles alt und kalt. — Indessen wurde doch auch mancher frische Zug gesunder Jugendlichkeit von den hart angeklagten Universitäten Perthes bekannt. Vetter N. macht mir jeden Tag Freude, heißt es z. B. einmal in einem Briefe aus Halle, und erinnert mich an die eignen jugendlichsten Studentenjahre. Der gute Kerl steht in der Nacht um eins auf und läuft drei Stunden weit, um auf dem Petersberge einmal die Sonne aufgehen zu sehen und heißes Cichorienwasser zum Frühstück zu

trinken. Wie glücklich war ich, als ich das auch noch konnte! Der Herr beschütze die Güte des jungen Burschen und mache, daß, wenn ihm die Erfahrung wird, daß andere Menschen nicht so viel Respect vor der aufgehenden Sonne haben wie er, er das für einzelne Anomalie halte und in sich zutraulich und wohlig bleibe.

Die Bundesversammlung theilte zwar, wie ihre Verordnungen gezeigt hatten, die Ansicht, nach welcher die Universitäten als eigentlicher Heerd des Übels aufgefaßt wurden; aber sie versäumte deshalb nicht, auch dem, was ihr als arge Frucht des faulen Baums erschien, mit scharfen Polizeiwaffen entgegenzutreten. Als sie im December 1835 ein allgemeines Verbot der Schriften des jungen Deutschlands erlassen hatte, war dem weiteren Wachsen dieses Zweiges der Literatur vorläufig ein Ziel gesetzt; aber die Richtung selbst konnte auf diesem Wege weder beseitigt noch unschädlich gemacht werden, sie wucherte fort und trat mit dem Anfange des Jahres 1838 in der von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, anfangs Hallische, seit 1841 Deutsche Jahrbücher für Literatur und Kunst genannten Zeitschrift wieder hinaus auf den öffentlichen Kampfplatz. Jetzt aber hatte sie statt des belletristischen Kleides ein vornehmes philosophisches Gewand angethan und erregte des neuen Kleides wegen in den ersten Jahren große und allgemeine Aufmerksamkeit. Nothwendig müssen Sie sich, schrieb Perthes im Januar 1838, die Hallischen Jahrbücher ansehen. Wenn sie fortgeführt werden, wie sie begonnen sind, so werden sie eine merkwürdige Erscheinung sein; Scharfsinn und Gelehrsamkeit, Schlauheit und Gewandtheit, genaue Kenntniß in Sachen und Personen stehen der Redaction zu Gebote; wo das hinaus will, wird sich noch erst zeigen müssen. — Das Ding hegelirt und straußirt mir zu viel, heißt es in einem Briefe an Perthes, als daß ich rechtes Vertrauen fassen könnte; auch sind manche entschiedene Nichtsnutze dabei interessirt; doch kann ich nicht leugnen, daß mehrere Arbeiten von großer Frische und Tüchtigkeit bereits darin vorgekommen sind, und für ein Unglück halte ich es nicht, wenn es sich auch öf-

fentlich ausspricht, daß die alten Herren überall in Retraite sind. — Der Kampf der Hegelianer nimmt einen immer bösartigeren Character an, schrieb Perthes im August 1839. Die Berliner Jahrbücher bringen die giftigsten Angriffe auf Stahl, Twesten und Julius Müller, und den Hallischen Jahrbüchern kann man Geist und Kraft nicht absprechen. Die Art der Waffen ist diesen Hegelianern gleichgültig, aber eben die schlechten Mittel, deren sie sich bedienen, werden ihnen selbst den Tod bringen; sonst wäre der Stand der Dinge gefährlich. — Sie werden einen schweren Kampf zu bestehen haben, schrieb Perthes einige Wochen später einem tief in den Streit verwickelten Freund, und fast bezweifele ich, daß der Sieg vor der Hand auf Ihrer Seite sein wird. Hegel muß nicht allein ein ausgezeichneter Geist, sondern auch ein Mann von großer Kraft des Characters gewesen sein, sonst hätte er einen solchen Kreis von Kämpfern nimmermehr bilden können. In dem Formalen seiner Philosophie muß irgend ein Tiefgeistiges verborgen sein, welches ihr den stets wachsenden Einfluß verschafft. Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Philosophie allein; in alle einzelne Wissenschaften, in alle Zweige der Literatur ist diese Philosophie eingedrungen, und selbst die entschiedenen Gegner derselben können sich ihrem Einflusse nicht entziehen. Nun aber hat sich zugleich eine junge Rotte der Waffen der Hegel'schen Philosophie bemächtigt, um sie als Mittel zu gebrauchen, ihr eigenes Thun und Treiben zu bemänteln und ihre eigenen Absichten durchzusetzen; sie ist begabt genug, um zu bethören und auch ehrbare wissenschaftliche Männer an ihrem Strange mitziehen zu lassen. Mit großem Geschick hat sie den Feldzug eröffnet; das Haupttreffen bilden die Hallischen Jahrbücher; die Seitenflügel haben die Berliner literarische Zeitung und Mundt's Freihafen als Plänkler inne; als Arrièregarde stehen die etwas veralteten Berliner Jahrbücher da; nebenbei sind Spione und Correspondenten bestellt für alle öffentlichen Blätter, sogar für den Hamburgischen Correspondenten. Sinn und Geist dieses einbrechenden Feindes ist nicht

besser als mit einem Ausdrucke des seligen Niebuhr zu bezeichnen: „Es ist die Philosophie, welche die materialistischen Neigungen des Pöbels geistig zu rechtfertigen unternimmt." Deshalb aber braucht der ehrliche Mann seinen Trost noch nicht im Tode zu suchen; es gibt sich alles mit der Zeit und es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ich habe auf andere Art ähnlichen Gang mit der Kantischen Philosophie erlebt. Die jungen Leute warfen mit Kantischen Formeln und Terminologien um sich, lernten nichts, sahen auf Christenthum und Wissenschaften verächtlich herab, wurden die schalsten Männer, die erbärmlichsten Geistlichen und Beamten. Das Gezücht ist vergangen, Kant's Verdienst aber in Ehren geblieben. Den Junghegelianern prophezeie ich eine viel kürzere Lebenszeit, weil die Ingredientien schlimmer sind: Sittenlosigkeit und Frechheit; das frißt sich bald untereinander selbst auf.

Bewegungen innerhalb des Protestantismus 1830—1840.

Weder die jungdeutsche, noch die junghegel'sche Bewegung war von einem religiösen oder auch nur theologischen Interesse positiver oder negativer Art ausgegangen; da sie aber die völlige Ungebundenheit des einzelnen im Geistigen wie im Fleischlichen begehrte, mußte sie im Christenthum einen unversöhnlichen Feind erblicken und dasselbe angreifen, wo und wie es möglich war. Um die Zeit dieser Angriffe hatten sich nicht nur innerhalb des Christenthums, sondern auch innerhalb des Protestantismus die Gegensätze so geschärft, daß der Widerstand gegen den rücksichtslos anstürmenden Feind wesentlich erschwert ward. In denselben Jahren, in welchen Wally, die Madonna u. s. w. erschienen, hatte

sich auch in christlich lebendigen Kreisen eine Richtung gezeigt, die nicht ohne Lust Christliches mit Sinnlichem vermengte und nicht lassen konnte, das zu besprechen, was unausgesprochen zu bleiben bestimmt ist. Wie das junge Deutschland Heiliges auf diesem Wege unheilig zu machen versucht hatte, glaubten einzelne Kreise des nördlichen Deutschlands das Unheilige heilig machen zu können. Spuren seltsamer Verirrungen solcher Art finden sich in manchen Briefen an Perthes vor. Er selbst war völlig unzugänglich für dieselben und hat durch entschlossenes Entgegentreten zur rechten Zeit einzelne zurückgehalten, in diese Richtung hineinzugehen, und andere, die ihr sich hingegeben hatten, doch vor unbesonnenem öffentlichen Auftreten bewahrt. Zuerst danke ich Ihnen, heißt es in einem Briefe an Perthes, für die unumwundene Rücksichtslosigkeit, mit der Sie mir geschrieben haben; ich erkenne darin Ihre Treue. Sie haben mir einen Spiegel vorgehalten und ich sehe darin ein Angesicht, welches Ähnlichkeit mit dem meinigen hat, aber mich aus den unendlich gebrochenen Wellen des Zeitgeistes grauenvoll anblickt. Eine Rehabilitation des Fleisches habe ich nie gewollt, wohl aber möchte ich das wahrhaft Heilige in dem Christlich-Sinnlichen zu seinem selten erkannten und oft verkannten Rechte verhelfen; nur auf diesem Wege kann das Wort unter uns Fleisch werden. Vielleicht aber war ich nicht wortlos genug und habe zu viel ausgesprochen, und die ästhetisch-musicalische Wahrheit nicht genugsam durch poetische Stimmung getragen und umhüllt; aufwärts muß man schauen, nicht abwärts. Himmelaufsehend steht man fröhlich auf des Thurmes Knopf; nur wer ängstlich wird, blickt in die Tiefe und ist verloren; darin mag ich gefehlt haben, aber die Idee selbst ist wahr und aufgeben werde ich sie nie. — So wie die heilige christliche Wahrheit hineingetaucht wird in das Meer der Sinnlichkeit, antwortete Perthes, und nun eine Secte sich ihrer bemeistert, wird die entsetzlichste Entartung nicht ausbleiben. Sehen Sie nach Königsberg. Wahrscheinlich übertreiben die bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten,

und wenigstens hoffe ich, daß Ebel, den ich seit langen Jahren kenne, sich reinigen wird; aber ein warnendes Zeichen bleibt immer, was dort vorgegangen ist. — So viel Aufsehen auch namentlich die Königsberger Angelegenheit in den Jahren 1835 und 1836 vorübergehend hervorrief, standen die Verirrungen dieser Art doch zu vereinzelt, um eine eingreifende Bedeutung für den Gang der religiösen Entwickelung gewinnen zu können. Zunächst war es vielmehr die Kirchenfrage, um welche die Kämpfe der Zeit sich drehten.

Länger als ein Jahrzehend war die Union der lutherischen und reformirten Kirche, wie sie seit 1817 für Preußen und mehrere andere Länder bestand, durch die geistigen Strömungen der Zeit getragen und fortgeführt worden, so daß auch in den nicht unirten Gegenden, wie z. B. in Hannover, Sachsen, Mecklenburg, die dortigen lutherischen Kirchenzustände sich im Wesen nicht von denen der Union unterschieden. Der Kampf gegen die Union ward, so weit er überhaupt bestand, mit wenigen Ausnahmen nicht gegen den Inhalt, sondern gegen die Einführung derselben durch die politische Gewalt, also eigentlich nur gegen das Staatskirchenthum geführt. Von einzelnen aber war allerdings schon immer die Union selbst bekämpft und ihr gegenüber die ausschließliche Berechtigung der lutherischen Bekenntnißschriften geltend gemacht. Diese Bewegung gegen die Union und für die Trennung der protestantischen Confessionen breitete sich seit dem Jahre 1830 weiter aus, wurde kräftiger und angreifender. In Schlesien traten, auf Pastor Scheibel's Anstoß, eine Zahl nichtunirter lutherischer Gemeinden zusammen und wollten als letzter Rest der wahren zu Recht bestehenden preußischen Landeskirche betrachtet sein. Die tiefeingreifende Bedeutung, welche die altlutherische Bewegung anderthalb Jahrzehend später gewinnen sollte, ahnete damals wohl niemand. Noch 1835 schrieb ein die Zeit scharf beobachtender Theologe an Perthes: Um das schlesische Überlutherthum machen Sie sich wohl zu viel Sorge. Es ist eine unbedeutende Sache,

die verkehrt behandelt und durch Regierungsgewaltthätigkeit gereizt zwar eine Partei schaffen kann, aber nur auf kurze Zeit; nothwendig muß sie in sich selbst verlaufen, weil sie eine minder wichtige Einzelheit zum Mittelpunct des ganzen christlichen Wesens erhebt. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und etliche schlesische Gemeinden noch keinen Riß in die Kirche. Sehr erfreut hat mich Tholuck's Äußerung am Schlusse der Vorrede, nach welcher er lieber an der im Glauben kräftigen Wissenschaft bauen als kämpfen, lieber zum theologischen Nährstand als zum theologischen Wehrstand gehören will. — Um eben diese Zeit aber hatte sich bereits die evangelische Kirchenzeitung und der Kreis, der um sie gesammelt war, den altlutherischen Bewegungen, wenn auch noch nicht angeschlossen, doch zugeneigt. In welcher Weise diese Zuneigung in einzelnen geistig hervorragenden Männern vermittelt ward, spricht sich deutlich in einem Briefe an Perthes aus: Wie ich aus einem naseweisen Heiden zu der Furcht des Herrn und zu dem sehnlichsten Wunsche gekommen bin, mich und mein ganzes Wesen von dem Sauerteige Christi durchdringen zu lassen? Mit der Furcht im eigentlichsten Sinne, mit Zittern und Schaudern fing es an. Ich sah für weltlich unerreichbare Sünden in meinem und in anderer Leben Strafen so unausweichbar und in so wunderbarer directer, rein geistiger Entwickelung sich heranbilden, daß ich nicht wußte, wohin mit meiner Angst. Von mir und von anderen einzelnen ward mein Blick auf ganze Nationen und auf Jahrhunderte gewendet. Die Erkenntniß nicht allein einer Nemesis, sondern einer göttlichen Ordnung überhaupt in den allgemeinen Wandlungen der Geschichte führten mich der Kirche bestimmter zu, als ich früher je ihr angehört hatte. Dazu kam noch ein anderes: eine fürchterliche Lücke scheint mir in unser gesammtes Leben dadurch gerissen, daß jede Macht beseitigt ist, welche den Schuft, der klug genug war, um nicht dem Criminalgericht zu verfallen, strafen und den guten Menschen, der formell einmal das Recht verletzte, trösten und heben kann. Früher war die Kirche

diese Macht und ihr Verschwinden hat unaussagbares Unglück über alle unsere gesellschaftlich-sittlichen Verhältnisse gebracht. Die Möglichkeit des Mißbrauches durch die einzelnen Menschen, welche die Kirche repräsentiren, zugegeben, sehne ich mich doch nach der Rückkehr einer so sittlich-mächtigen Kirche, nähere mich denen, die kirchlich eifrig bemüht sind, und lasse mich, trotz der großen Augen alter Freunde, in den Kreisen derer, die Pietisten heißen, sehen. Die Buhlerei des herrschenden Protestantismus mit heidnischer Verstandesbildung und seine altkluge Sattheit oder weichliche Schwelgerei im Umgange mit dem Herrn widerte mich an und schob mich dem Katholicismus zu, bis ich in Zittern und Schaudern vor seiner Gesetzlichkeit und in Furcht vor ihm wie vor einer grimmigen, gespenstischen Macht in mir zusammenbrach und nun zuerst in meinem Leben begriff, was Luther den lebendigen Glauben genannt hat. Meine Gespensterfurcht ist hin, ich weiß, was Christus gewollt hat, ich weiß, daß es sich nicht allein um das politisch-sittliche Institut der Kirche, sondern um noch ein ganz anderes Königreich des Herrn in den Herzen handelt. Aus den Zeiten aber, in denen ich dem Katholicismus huldigte, ist mir die Erkenntniß geblieben, wie allerdings diese Kirche in vielen Zeiten und an vielen Orten die nothwendige war und ist, und daß die äußere Gestalt der Kirche nicht ohne Einfluß bleibt auf die Bewahrung des Gottesreiches im Innern. Gott hat auch damit seine Plane gehabt, und wenn er eine Zeitlang die Geister der Menschen zur Verwüstung der Kirche lenkte, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch ich den Glauben an die Nothwendigkeit einer Macht der Kirche, der in mir sich festgesetzt hat, als eine Leitung Gottes ansehen und, so viel an mir ist, helfen sollte, Freiheit und Machtgestaltung der Kirche zu erkämpfen. Vor dem Mißbrauch soll sich niemand fürchten; Mißbrauch ist bei allem Lebendigen möglich; nur das Mechanische, das Todte, das Rad in der Uhr thut ohne Abirrung seinen Dienst. Aus diesen Gründen finde ich so viel Freude an den Berliner Lutheranern und habe R. insonderheit

lieb, weil er so viel Eifer und Wärme für diese Seite des kirchlichen Daseins hat.

Wenn es wahr wäre, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, was die Katholiken behaupten, daß Gott in ihrer Kirche eine Autorität eingesetzt habe, die alle zweifelhaften Fragen mit unfehlbarer Irrthumslosigkeit zu schlichten angewiesen und befähigt sei, so würde ich je eher desto lieber katholisch werden. Nun ist es aber nicht wahr; der Eintritt in die katholische Kirche würde mich also um keinen Schritt weiter führen und ich muß nach einem Wege suchen, der mich ohne eine auf jede Frage irrthumslos antwortende Autorität zur Ruhe führt. Ich sehe nun, daß die lutherische Kirche auf dem festen Grunde des Glaubens an die Göttlichkeit der Offenbarung in allem Wesentlichen zu denselben Resultaten gekommen ist, die mir nach demüthiger und ernster Forschung in der Schrift zu wissen beschieden sind. Ich fühle und erkenne es daher als Pflicht, mich mit meinen Überzeugungen und Bestrebungen nicht zu isoliren, und schließe mich mit voller Liebe an die Gleichgesinnten an und trage selbst Bedenken, mit denen, welchen ich im allgemeinen traue und die ich in Hinsicht der Glaubenskraft so hoch über mich stelle, wie Luther, in Differenz über untergeordnete Fragen zu kommen. — Der Buchstabe der Schrift hat eine gebieterische Gewalt, schrieb ein anderer aus diesen Kreisen an Perthes, und die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche sprechen aus, was der Buchstabe gebietet, und wir haben zu gehorchen. Das nennt man heute intolerant und fanatisch; aber doch nur, weil man duldsam jeden nennt, dem Kraft und Eifer der Überzeugung fehlt. Wir sollen jedermann der Nase nachgehen lassen; aber nur damit jeder jeden an der Nase führen kann, wohin es ihm beliebt. Gott sei Dank, noch lebt der, welcher dieser Mummerei ein Ende machen und die Irreführer auf die Finger schlagen wird. — Freunde kann sich die Kirchenzeitung wenig machen, heißt es in einem etwas späteren Briefe an Perthes; es ist ihr mit allem ein so gar bitterer Ernst und sie schneidet in das innerste Leben ein, wenn

es gilt einen verborgenen Schatz herauszuziehen; aber danken muß ihr jeder, dem es um die Sache selbst und nur um die Sache zu thun ist. Mag sie einseitig ausschließlich von ihrem Standpuncte urtheilen; — wollte Gott, es stünden alle auf so festem Boden wie sie und berichtigten sich dann aneinander.

An Stimmen gegen eine Richtung, welche, wie manche fürchteten, schließlich dahin gelangen würde, Luther ohne Melanchthon und ohne Calvin als alleinigen Repräsentanten und die Concordienformel als den endlichen Abschluß der Reformation zu betrachten, fehlt es in den Briefen an Perthes nicht. Es riecht jetzt beinahe schon nach Rationalismus, heißt es einmal, wenn man auf die Worte des Heilandes selbst sich stützt und sein ewiges Heil nicht ausschließlich auf den Buchstaben der Augsburgischen Confession und der Concordienformel gründen will. Höchstens die harten Worte des alten Testaments oder die dunklen der Offenbarung Johannes' führt das eifernde Geschlecht noch im Munde. — Ich kenne kein Christenthum, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, welches nicht eine Heilsanstalt für alle Welt wäre; der Pferch aber, in den unsere heutigen Theologen es einsperren wollen, ist so eng, daß kaum irgend jemand zu dem Gastmahl des großen Königs gelangen kann, am wenigsten die hochmüthigen Geister, welche ohne Barmherzigkeit mit feurigem Schwerte vor dem Heiligthum stehen und so singuläre Feierkleider, wie niemand sie besitzt, von den Eintretenden fordern. Der Geist ist aus der Kirche unserer neuen Theologen entflohen; aber der Buchstabe stellt sich mit dem Knittel vor die Thür und weist wie grobes Gesinde jeden ab, der ihm nicht gefällt, während der Herr doch sein Mahl für alle ohne Ausnahme zugerichtet hatte. Ja ich bin sogar fest überzeugt, daß die Heilsanstalt Christi auch dem zu gute kommt, welcher sie leugnet und verschmäht. Christus hat ein geistiges Reich geschaffen, welches uns umgibt wie eine Atmosphäre, aus der wir nicht herauskommen können, wenn wir auch wollen. Geist und Bildung unserer Zeit sind so durchaus

christlich, daß auch der Leugner, auch der Jude sich ihrem belebenden Einflusse nicht entziehen können. — Oftmals klagte Neander auch in diesen Jahren schmerzlich über die Versuche, das christliche Leben in Formen äußeren Kirchenthums zu versteinern. Neander in seiner Abgeschlossenheit und großartigen Unschuld glaubte, äußerte Perthes 1836, das Christenthum ohne äußere Kirche bewahren zu können; nun sieht er, daß alles auseinander weicht und in Individualitäten zerbröckelt, von denen gar manche keck in gewichtiger Wissenschaftlichkeit die Axt an die Wurzel des Christenthums legen. Er muß wohl schmerzlich sich ergriffen fühlen von den neusten Bewegungen der Zeit. Die psychische Aristocratie seiner unsichtbaren Kirche wird alle, die nicht Neander sind, dem Hochmuthe überliefern. Die einzelnen führt Gott unmittelbar; um aber auch die Nationen und die Menschheit zu führen, ordnete er die Kirche an, welche die offenbarte Wahrheit bewahren und die Menschheit an und zu derselben heranbilden soll. Vielleicht würden wir weiter sein in dem verwirrenden Streite, wenn in der Kirche ihre bewahrende und erziehende Seite schärfer in das Auge gefaßt würde. — Seine alte Hoffnung auf das künftige Erwachsen einer allgemeinen Kirche aus der Doppelwurzel des Protestantismus und des römischen Katholicismus hielt Perthes auch jetzt fest und sprach sie vielfach aus. Vor allem erinnere ich Sie daran, antwortete ihm auf solche Mittheilungen ein Freund aus Hamburg, daß schon Heine den Lotteriecollecteurs und den Hamburgern jeden Sinn für den Katholicismus abgesprochen hat; in so frembartiger Umgebung sind mir daher meine eigenen Ansichten allmählich so parador vorgekommen, wie das von der Sündfluth herstammende Granitgerölle auf dem angeschwemmten Boden der Lüneburger Haide. Nun haben Ihre katholischen Phantasien alte Erinnerungen wieder wach gemacht, und möglicher Weise in mir den einzigen Hamburger getroffen, der als guter evangelischer Katholik über die zerstörte kirchliche Einheit trauert und sich weder durch die Concordienformel der Schlesier, noch durch die

unsichtbare Kirche Neander's, welche der deutschen Nationalität nach der Schlacht bei Jena verwandt ist, trösten lassen kann. Wie damals auf den Trümmern des Vaterlandes, müssen heute auf den Trümmern der Kirche die Gleichgesinnten ihre wiederherstellenden Kräfte vereinigen, die Erinnerung erhalten, die Hoffnung beleben und sich zur That rüsten. Schon bilden sich hier und da im Anschluß an die Beschäftigung mit der heiligen Schrift häusliche Kreise, aus denen vielleicht wir selbst noch in stufenweiser Vertretung lebendige Gemeinden erwachsen sehen werden. Die Zeit wird kommen, in welcher das wieder erwachte christliche Leben sich der von dem Herrn gegründeten, aber von den Dienern der Gemeinde und den Gebietern des Staates unterjochten kirchlichen Anstalt bemächtigt und durch die Entwickelung des democratischen Elements eines priesterlichen und königlichen Volkes die Kirche auf ihre wahre Gestalt zurückführt. Nicht allein in der social verkrüppelten lutherischen Kirche, jenem caput mortuum der Reformation, sondern auch in der römischen Mutterkirche bereitet eine solche Entwickelung sich vor. Unser Streben muß sein, das neue Leben vor separatistischen Abwegen zu bewahren und durch die Thatsache eines christlichen Lebens den Glauben mit der Forschung, die Überlieferung mit der inneren Erfahrung, Petrus mit Paulus zu versöhnen.

Als der wissenschaftliche Kampf über das Wesen der Kirche im Jahr 1837 durch Rothe's „Anfänge der christlichen Kirche" eine neue Gestalt erhalten hatte, schrieb Perthes: Das muß ein sehr bedeutender Mann sein; ein neuer Streit wird beginnen und tief spaltend in die Parteien eindringen. Wie Staat und Kirche, beide in ihrer christlichen Vollendung gedacht, beide nur Menschen, die nicht allein wiedergeboren, sondern auch geheiligt sind, umschließend zueinander stehen werden, ob beide, wie Rothe will, in eine göttliche Ordnung und Institution zusammenfließen oder unterschieden voneinander fortbestehen werden, ist gewiß eine Frage von hohem wissenschaftlichen Werth. Aber auf diese Frage

28 *

eine Antwort zu suchen, ist meines Amtes nicht; mein Bedürfniß wäre befriedigt, wenn ich wüßte, wie Kirche und Staat sich verhalten sollen, so lange beide nicht in christlicher Vollendung dastehen, das heißt, so lange die Menschen blieben was sie sind: arme Sünder. Aber auf diese Frage erhalte ich von all den vielen Theologen hunderterlei Antworten, also keine.

In der That führt die Vergleichung der zahlreichen Briefe so vieler und so bedeutender Theologen, welche Perthes in diesen Jahren empfing, kaum zu einem anderen Resultat, als zu dem, welches Perthes selbst einem Freunde gegenüber aussprach: Meine Ansicht kurz und derb herausgesagt, schrieb er, würde lauten: die kirchliche Consequenz der katholischen Kirche allgemein und streng durchgeführt, führt, weil sie Menschenordnung für Gottesordnung hält, zum Bösen; Neander's unsichtbare Kirche consequent festgehalten, hebt einzelne religiös Begünstigte hoch empor und gibt die nicht Begünstigten ohne Leitung und Erziehung dem Unglauben preis. Christi Religion den politischen Gewalten consequent anvertrauen, hieße sie den Fäusten der Gensdarmen überliefern; die protestantische Theologie kann allerlei Kirchen aber keine Kirche schaffen, sie verwissenschaftlicht die Stellung der Menschen zu Gott und sieht in der Kirche mehr eine religiöse Schule als ein religiöses Institut. Durch ein Lampenlicht läßt sich das fehlende Gotteslicht nicht ersetzen und die Benennung „evangelische Kirche" ist ein Name ohne wahren und wesentlichen Inhalt. Was aber soll dann sein und werden? Ich antworte: Vor allem nie streng menschliche Consequenz auf göttliche Verhältnisse anwenden; behelfe sich ein jeder mit dem, was er hat, so gut er kann, bessere und baue er mit frommem Sinn und demüthigem Gebete im einzelnen, so viel er Beruf in sich hat, und warte im übrigen, bis der liebe Gott mit seiner Consequenz kommt und uns schenkt, was wir nie und nimmermehr erarbeiten werden. Unser Herr wird Hülfe gewähren zu seiner Zeit, und wer Augen hat zu sehen, dem leuchten schon jetzt Blitze in dunkler Nacht. — Wenn die Seuche der Parteiun-

gen einmal eine Zeit ergriffen hat, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, so müssen die einzelnen anders beurtheilt werden, als in einem Jahrhundert, in welchem feste Kirchenlehre und Kirchenordnung unangetastet alle umschloß. Wer sich der Sünde bewußt ist und an die Erlösung durch den Erlöser glaubt, der ist Christ, mag seine Parteifahne heißen wie sie will; wo Parteien unter Christen sind, da ist Wahrheit und Unwahrheit in jeder gemischt. Kein äußerer Kampf kann den Gegensatz ausgleichen; denn auf beiden Seiten ist Recht und Unrecht und jeder Sieg des einen würde des andern Recht und Wahrheit unterdrücken. Rettung kann nur durch Ausgleichung von innen heraus, nur durch die Macht der alles versöhnenden Wahrheit und Liebe kommen. Buße aller und aufrichtige Demüthigung vor Gott ist es, was uns noththut, nicht das Kampfgeschrei erbitterter Parteien.

Warum sollte ich zögern zu sagen, ich weiß auch keinen Rath, antwortete 1838 Rist an Perthes. Zu tief, zu groß in allen Dimensionen ist die Frage: Wie die Kirche, eine Gemeinschaft aller Geister, in ihren Beziehungen zu Gott aufzubauen, herzustellen, zu erhalten sei. Wer kann sich in die Abgründe der menschlichen, wie viel weniger der göttlichen Gedanken versenken, ohne in die Gefahr zu kommen, sich Trugbilder zu schaffen! Die Kirche ward aufgeführt zu einer Zeit, in welcher die Bedürfnisse und die Gedanken einfach waren, der Geist weniger übermächtig, wo die Massen aus einem Stücke waren und Führern mit Hingebung folgten; diese Kirche hat sich selbst von innen heraus erschüttert und geschwächt. Jetzt wankt sie; denn jeder hat Einwendungen, macht Bedingungen und wendet sich ab, wenn das, was ihm nicht zusagt, als göttliche Wahrheit dargeboten und auferlegt wird. Das kann die Kirche nicht hindern zu einer Zeit, in welcher der Geist der Prüfung in die Seelen eingezogen ist und ein Professor der Theologie den anderen in scharfen Distinctionen in Phlogistisirung einfacher Glaubenslehren überbietet und die besten Geistlichen mit Scheuledern durch das Leben gehen, welche sie selbst oft nicht,

wohl aber die Gemeinden gewahr werden. Dieser Thatsache habe ich lange ins Auge gesehen; schon lange ist mir die katholische wie die protestantische Kirche keine Kirche mehr gewesen. Die katholische nicht, weil sie auf einer handgreiflichen Unwahrheit ruht, mit welcher nichts als innere Selbsttäuschung aussöhnen kann; die protestantische nicht, weil sie auf dem Geiste der Selbstprüfung und auf einem Buche ruht, welches in Worte gefaßt und einer verschiedenen Deutung zugänglich ist. Der einzelne kann sich helfen und auch viele einzelne, die das Bewußtsein der Sünde und das Bedürfniß einer Versöhnung mit Gott unter gleicher oder ähnlicher Form in sich tragen. Sie können und müssen suchen, bis sie den ihnen zusagenden Vormann und Hirten finden, sie können und müssen unter sich ein Kirchlein bilden und sie thun es. Aber woher nun die Allgemeinheit der Kirche, der Schule nehmen? Ich weiß es nicht; nur das weiß ich, daß trotz aller Sophisterei das Bedürfniß größer ist denn je, das Bedürfniß der Herzen, und daß ein bedürftiges Herz auf vielen Wegen und auch vor einer rationalistischen Kanzel auf den Weg des Heils, der Hingebung, Demuth und Liebe geführt werden kann; denn nicht was in die Ohren eingeht, macht den Glauben, sondern was innen im Herzen geweckt und erregt wird. Darum sollen wir Gott dem Herrn seine Wege lassen, nicht durch Gewaltsamkeiten sein tiefes Wirken stören; unsere Sorge und unsere Zweifel sollen wir mit uns selbst verarbeiten und an dem halten, was von der Kirche noch steht. Mögen die Regierungen hin und her tappen und taumeln wie die Trunkenen; der einzelne weiß, wohin er sich zu wenden hat; untergehen wird niemand, es sei denn weil er selbst will. Ferne sei jener schwächliche Hülferuf nach einem neuen Reformator oder Restaurator, den wir so oft auch vom Katheder, auch von redlichen Leuten hören. Dem Übel, welches in der Entwickelungsbahn der Menschheit liegt, zu steuern, ist kein Menschenwerk; auch dem Begabtesten wird sein Maß gegeben und sein Bereich vorgezeichnet durch die Zeitgenossen. Kann auch der Größeste ein höheres

und tieferes Evangelium bringen, als das von der Demuth und Liebe? Von den Todten müßte er auferstehen und sichere Kunde bringen vom Jenseits der Gräber, damit wir ihm glaubten. Weiß er nicht mehr als wir, so bleibe er Fürst, Bischof, Consistorialrath oder Küster, aber wolle keine Kirche bauen. Oder sollte Gott durch neue Sendung neue Satzung verleihen? Vor solcher Lästerung bleibe meine Zunge, vor solcher Täuschung mein Glaube bewahrt. Wir stehen, mein lieber Freund, am Ende, das heißt, dort wo wir angefangen haben; wir nehmen beide die Hände vor das Gesicht und schweigen. Nur habe ich eine Zuversicht mehr. Ihnen liegt das Christenthum grade in der Nothwendigkeit seiner Allgemeinheit, mir ist es ein ganz Besonderes und jedem Eigenthümliches in seiner wunderbaren Fügsamkeit für alle Fassungskräfte und alle Bedürfnisse. Mir war die sichtbare, allgemeine Kirche stets eine unerwartete, ja eine bedenkliche Erscheinung, deren Lücken nur durch Fiction und Postulate auszufüllen waren. Geboten ist die Kirche nicht mit ihrer Zurüstung, ihrem Kalenderdienst, ihrer Rangordnung, ihren Zehnten; sie ist höchstens, was Kaiser Alexander von sich selbst aussagte: un heureux accident. Noch ist die Kirche in der Wirklichkeit nie eins, nie allgemein gewesen; was wir also aufgeben, ist nicht eine Realität, sondern eine Aussicht, eine sehr herrliche, fast unentbehrliche zwar, aber doch nur eine Aussicht; was wir nicht aufgeben, ist der Geist des Evangeliums, der in allerlei Gestalten auf Erden wandelt. So wäre also ein Wesentliches nicht verloren, aber freilich das Kirchenregiment, das Symbol, der Buchstabe des Bekenntnisses, die Sicherheit der Regenten, denen auf ein bestimmtes Bekenntniß geschworen ist — für die weiß ich keinen Rath.

Bei der gesammten Richtung der Zeit hätte sich vielleicht auch auf dem Gebiete der Theologie die Frage nach Form und Verfassung des Lebens allein in den Vordergrund geschoben und die Frage nach dem Inhalt des Lebens gänzlich zurückgedrängt,

wenn nicht Strauß' „Leben Jesu", dessen erster Theil 1835 erschien, die Theologen fast gewaltsam von der Verfassung zur Lehre hingetrieben hätte. Noch habe ich Strauß' Buch nicht zu Gesichte bekommen, schrieb Perthes Ende 1835, aber nach den Mittheilungen, die ich erhalten, scheint Strauß ohne weiteres zu leugnen, daß die heilige Schrift Thatsächliches und wirklich Geschehenes berichte. Sie soll, so scheint mir seine Meinung, ihren Inhalt erhalten haben, indem die Gedanken einzelner frommen und tiefsinnigen Theologen als Volksgefühle in das jüdische Leben übergingen und von der poetisch bildenden Kraft desselben ergriffen sich zu Personen und Ereignissen gestalteten. Der Gedanke der Erlösung, den ein tiefer Denker gehabt, ward im Volke zur Sehnsucht nach Erlösung und setzte dann in die Erwartung des Messias sich um. Die heiligen Geschichten von Mariä Verkündigung und von des Herrn Geburt, würden hiernach nichts sein als poetische Verleiblichungen des zur nationalen Sehnsucht gewordenen Gedankens der Erscheinung eines sündlosen Menschen. — Ein zweischneidig Schwert wird Strauß' Buch, schrieb Perthes im Januar 1836, für die Theologie werden. Wankend und schwankend wird es alle machen, die nicht durch Selbsterfahrung und inneren Kampf zu Christus gekommen sind, sondern wähnen, daß die wissenschaftliche Theologie der Grund des Glaubens an die Wahrheit der evangelischen Geschichte sei. — Es ist gut und fördernd, schrieb er um dieselbe Zeit, daß in Strauß ein neuer und mächtiger Feind des Christenthums auftritt und die lose zusammengebundene Kette der christlichen Theologen vor dem Auseinanderfallen bewahrt. Der alte Rationalismus zählt zwar vielleicht noch drei Viertheile aller deutschen Protestanten zu seinen Anhängern, aber er ist dennoch besiegt, ist abgestorben uud geistig todt; aber auf dem Schlachtfelde noch zerfallen die Sieger, welche bis dahin festgeschlossen zusammenstanden, untereinander und treten sich erbittert gegenüber. Wer nur den Inhalt, nicht auch den Buchstaben der heiligen Schrift für

Eingebung des heiligen Geistes hält, ist ein verlorener Mensch, rufen die Buchstaben-Bibler und fordern eine Kirchenlehre, die doch ohne Kirche nicht gedenkbar ist. Nach Wiederherstellung der Gesetzestafeln seufzen die Altlutheraner und sagen: Wolltest Du auch jeden Buchstaben annehmen, verwürfest aber die Symbole, so wäre es Dir nichts nütze. Nein, das ist nicht der Weg, behauptet der Pietist; sondern Anfang und Ende alles Glaubens ist das Bewußtsein, daß der Mensch aus sich unfähig ist nicht nur zum göttlich Guten, sondern auch zum natürlich Edeln. Der Mystiker, nicht zufrieden, göttliche Geheimnisse zu finden, wo sie wirklich sind, will sie fast lieber noch dort suchen, wo sie nicht sind; Unausdenkbares will der christliche Philosoph zum Gedanken fixiren und die Männer der Erudition möchten ein nicht von Gelehrsamkeit getragenes Christenthum beinahe wie eine zu leichte Waare betrachten. Christen sind alle diese Parteien; Gott gebe nur, daß sie es auch bleiben und Demuth und Liebe sich bewahren. Der sehr menschliche Kampf, den sie gegeneinander fechten, hat sie schon weit auseinander geführt und eben zur rechten Zeit kommt Strauß' Buch und drängt sie wieder fester aneinander gegen den gemeinsamen Feind.

Perthes hatte sich nicht getäuscht; denn binnen kurzer Zeit traten gläubige Theologen sehr verschiedenen wissenschaftlichen Standpunctes zu Strauß' Abwehr und Bekämpfung hervor. Schon lange lag mir der Gedanke nahe, schrieb Neander am 20. Mai 1836 an Perthes, zu meinem historischen Werke auch das Haupt noch hinzuzufügen: eine Darstellung nämlich des Lebens Jesu; indessen hielt mich die Erhabenheit und Größe des Gegenstandes zurück. Es erklärt sich, wie die neusten Verhandlungen mich dazu führen, das Leben Jesu jetzt auszuarbeiten als ein individuelles, wissenschaftlich begründetes Bekenntniß, sich anschließend an meine öffentlich gegebene Erklärung, mehr positiv, als critisch; letzteres ersterem untergeordnet. Wenn auch viele aufgefordert werden, in den Kampf zu treten, so ist doch gerade hier bei

einer so großen Aufgabe das Zusammenwirken von den verschiedensten Standpuncten gut. Sollte mir nun Kraft und Freudigkeit zur Ausführung zu Theil werden, so würde das Leben Jesu den ersten, mein apostolisches Zeitalter den zweiten Band einer Geschichte des Urchristenthums bilden. — Gehen sie ans Werk, antwortete ihm Perthes am 22. Mai, Gott wird durch seinen Geist dem Ihrigen Kraft und Freudigkeit geben, sich würdig auszusprechen. Daß Sie eine Geschichte des Urchristenthums schreiben wollen und zwar mehr positiv als critisch, hat Gott Ihnen eingegeben. Mir wird dadurch ein Stein vom Herzen gehoben. Lassen Sie mich dem Freunde vollkommen aufrichtig sein; mir erscheint es fast als Pflicht für Sie, Ihrer critischen Geschichte des apostolischen Zeitalters eine positive folgen zu lassen. Um nur eins zu sagen: Ihre Erklärungen des Pfingstwunders haben nicht mich, wohl aber andere wankend gemacht. Eine Apostelgeschichte, nicht aus Ihrer Wissenschaft, sondern aus Ihrem festen Glauben erzeugt, wird eine außerordentliche Wirkung grade jetzt hervorbringen, da Sie durch Ihre Erklärung über Strauß' Buch sich auch die Herzen und Ohren derer eröffnet haben, die sich bisher Ihrer Stimme verschlossen hatten.

Wenn ich sagte, heißt es in Neander's Entgegnung vom 3. Juni, daß ich das Leben Jesu mehr positiv als critisch bearbeiten würde, so wollte ich damit nur sagen, daß ich mich nicht wie andere mit ausführlicher Widerlegung des Strauß abgeben wollte, sondern daß ich durch das Positive der Darstellung selbst die Widerlegung geben und mich nur gelegentlich auf critische Rechtfertigung einlassen würde. Diese Darstellung wird also der Anlage nach nicht verschieden von der Darstellung des apostolischen Zeitalters sein, sondern vielmehr gleichartig. Da einmal das critische Element in der Zeit verbreitet ist und es in der That verjährte Vorurtheile gibt, welche in dem critischen Läuterungsprocesse untergehen müssen, um einer desto freieren, vielseitigeren Anschauung der göttlichen Sache den Weg zu bahnen, so muß jede neue

Darstellung der heiligen Geschichte ein critisches Element in sich aufgenommen haben, von der Sichtung des Haltbaren und Unhaltbaren ausgehen; aber die Critik muß den Glauben und die aus dem Glauben hervorgehende Anschauung zur Seite haben und von Demuth, Ehrfurcht vor dem Heiligen, Bewußtsein unserer menschlichen Schranken, Bedürfniß der Erleuchtung durch den Geist Gottes, ohne den wir in Finsterniß wandeln, getragen werden. Daher beabsichtige ich denn auch nicht eine neue Geschichte des apostolischen Zeitalters herauszugeben, sondern nur eine verbesserte Auflage des alten Werkes. Auf den Standpunct einer anderen Anschauungsweise als der meinigen kann ich mich mit Wahrhaftigkeit nicht versetzen. Wie bei mir selbst das critische und das intuitive Element zusammenkamen, mußte ich auch in meiner Darstellung es verbinden. Könnte ich auf diesem Wege dem Interesse des Glaubens nachtheilig werden, so müßte ich von dem Unternehmen abstehen. Sie sagen, daß meine Critik in dem apostolischen Zeitalter manchen wankend gemacht habe. Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit dieser wie jeder früheren Mittheilung ähnlicher Art; was aber die Sache selbst betrifft, so sehe ich doch nicht ein, wie ein einfach Gläubiger, der von der neueren Bildung noch nicht afficirt worden ist, durch meine Auffassung irre gemacht werden könnte. Ich denke, wo ihm das, was ich bezweifeln oder leugnen zu müssen glaubte, mit dem Wesen des Christenthums selbst zusammenzuhängen schien, wird er das Buch bei Seite gelegt oder dieses überschlagen haben. Er wird vielleicht an mir, aber nicht an seinem Glauben irre geworden sein. Ich meine, das Irrewerden konnte nur stattfinden bei solchen, die in der That schon von dem critischen Element der Zeit berührt worden sind und daher durch den wissenschaftlichen Läuterungsproceß hindurch müssen, um zu einer, wenngleich von dem Wirken des heiligen Geistes ausgehenden, doch unter der Leitung desselben wissenschaftlich begründeten Überzeugung zu gelangen, wie junge Theologen.

Seit fast einem Jahrhundert, antwortete Perthes, ist vor-

zugsweise das critische Element in den kräftigeren Geistern unter den Deutschen ausgebildet und endlich auch auf die minder kräftigen übertragen worden, so daß jetzt wohl niemand, dem Geistesbildung zu Theil ward, sich dem wissenschaftlichen Läuterungsproceß ganz wird entziehen können. Ich halte sogar selbst die demuthslose und glaubenslose Critik für den von Gott zugelassenen Weg, um uns früher und allgemeiner wieder zur geoffenbarten Wahrheit zu führen; bald genug wird die Critik den Beweis geführt haben, daß jeder, der nicht an die Offenbarung glaubt und doch Gott und persönliche Unsterblichkeit annimmt, der Tiefe des Geistes entbehrt, auf halbem Wege stehen geblieben ist und auf Sand gebaut hat; sie wird dem Menschen nur die Wahl lassen zwischen dem Pantheismus und dem christlichen Glauben, und dieses Äußerste wird ein Wendepunct für viele einzelne, vielleicht für das Zeitalter werden. Unsere gläubigen Theologen sind darüber einverstanden, daß es die Aufgabe sei, heute der demuthslosen und glaubenslosen Critik, die vom Pantheismus ausgeht und zum Pantheismus führt, entgegenzutreten. Ich bezweifele nun freilich nicht, daß es möglich ist, Strauß und Batke und Ähnlichen Blößen genug auf wissenschaftlichem Wege nachzuweisen, aber dadurch scheint mir wenig geholfen; denn wie jene Männer doch nur gründlichere und geistvollere Nachfolger des Heidelberger Paulus sind, so werden nach ihnen noch Gründlichere und Geistvollere kommen und Wissenschaft gegen Wissenschaft gesetzt, ist mir für die Theologie bange. Die evangelische Geschichte wird sich niemals so wie die Profangeschichte, das Leben Jesu nie so wie das Leben Alexander's oder Cäsar's oder Karl des Großen wissenschaftlich feststellen lassen. Die Ereignisse von Zachariä Gesicht an bis zur Taufe, von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt werden der historischen Forschung sich entziehen. Wer hörte das Gebet des Herrn am Ölberg, wer also konnte es wieder erzählen? wohin wird die historisch-wissenschaftliche Betrachtung des Pfingstwunders den Betrachter führen? Wie die christliche Philosophie zwar

die Unwahrheit der Angriffe auf das Christenthum, nicht aber die Wahrheit des Christenthums nachzuweisen befähigt ist, so kann, scheint mir, auch historische Wissenschaft und Critik im besten Falle nur die historischen Gegengründe gegen die heilige Geschichte entwaffnen, aber nicht geschichtliche Wirklichkeit der heiligen Geschichte und der einzelnen Ereignisse derselben wissenschaftlich feststellen und zweifellos machen. Das soll auch wohl so sein, weil es sich hier gar nicht um Lösung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe, sondern um die Seligkeit der Seelen handelt. Mich dünkt, daß, wer den Inhalt der offenbarten göttlichen Heilswahrheiten sich anzueignen oder anderen zugänglich zu machen ringt, der muß den Ausgangspunct von Thatsachen nehmen, die ihm unmittelbar gewiß sind. Die Entartung des ganzen Menschengeschlechts, die Sünde, die Doppelnatur, der Kampf, die Ohnmacht, der Tod in jedem einzelnen, die drängende Sehnsucht des ganzen Menschen nach Erlösung von solchem Übel, das sind Thatsachen und in diesen Thatsachen liegt Grund und Wurzel des Glaubens an das Heil und an die in der heiligen Schrift aufbewahrte Geschichte seiner Offenbarung. Jedem, welchem dieser Grund in seiner Seele von Gott erbaut ist, wird die evangelische Geschichte sich bewahrheiten, und das Leben Jesu und der Apostel wird ihm auch wissenschaftlich zum Schlüssel und zum Mittelpuncte der Weltgeschichte werden. Dieses Herantreten an die heilige Geschichte von den unmittelbaren gewissen Thatsachen aus, meinte ich, als ich Ihnen meine Freude darüber aussprach, daß Sie eine positive Darstellung des Urchristenthums neben Ihrer früheren critischen, d. h. vom wissenschaftlichen Standpuncte aus herantretenden geben wollten, und nun nur noch die herzliche Bitte, daß Sie sich von Ihrem Vorhaben durch nichts abhalten lassen mögen: eine Geschichte des Urchristenthums von Ihnen gegeben, wird, mag sie so oder anders gestaltet werden, immer von reichem Segen begleitet sein.

Mit wachsender Theilnahme verfolgte Perthes den weitern

Gang, welchen die durch Strauß angeregten Bewegungen nahmen. Mich dünkt, schrieb er im Herbste 1837, daß unsere christlichen Theologen bei ihrem Auftreten gegen Strauß wohl etwas mehr hätten auf sich halten können. Weil Strauß wissenschaftlich tüchtig ist, haben sie ihn ohne weiteres als ebenbürtigen Theologen genommen und behandelt, während doch ein Mann, der mit solcher Dreistigkeit und Lust in den Begebenheiten und Wahrheiten, von denen die ganze Christenheit ihr ewiges Heil erwartet, herumwühlt, wohl die Indignation derer hätte fühlen sollen, welche die theologische Vertretung der mißhandelten Wahrheiten zu ihrem Lebensberufe haben. Einen guten oder auch nur einen edlen Grund für Strauß' Beginnen kann ich nicht sehen und bin fest überzeugt, daß er, mag sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit auch noch so bedeutend sein, seine schriftstellerische Laufbahn auf eine klägliche Art schließen wird. Darauf weist schon sein jetziges Auftreten in den Streitschriften hin: sein Licht wird im Nebel erlöschen, es sei denn, daß Gott ihm helfe zur Wahrheit zurückzukehren. — Haben Sie, schrieb Perthes im Januar 1838, die Characteristik gelesen, welche Strauß in den Hallischen Jahrbüchern von dem Weinsberger Kerner gibt. Es kommt dem Verfasser wohl weniger darauf an, ein Bild von Kerner zu geben, als sich selbst von gemüthlicher und Herzensseite zu zeigen, und das wird ihm vermöge seiner großen Darstellungsgabe bei manchen guten Leuten gelingen. Was mich betrifft, so traue ich seiner Tiefe und Zuverlässigkeit nur um so weniger; er ist vielleicht der gefährlichste unter allen jetzt lebenden Feinden des Christenthums, weil er mit Scharfsinn gründliche Gelehrsamkeit verbindet, gewandt und schlau ist, im bürgerlichen Leben ohne Tadel und von einnehmender Persönlichkeit. — Als 1840 Strauß' christliche Glaubenslehre erschienen war, schrieb Perthes im December seinem Sohne in Bonn: Es scheint diese Dogmatik den biblischen Theologen viel zu schaffen zu machen; die Richtung auf das Wegräumen aller Religion scheint ganz unverkennbar hervorzutreten. Gerne

hätten sich manche von ihnen wohl mit dem tüchtigen wissenschaftlichen Manne vertragen, und würden sich lieber mit ihm als mit einem gläubigen katholischen Geistlichen Arm in Arm an einem öffentlichen Orte haben sehen lassen; nun aber macht es Strauß ihnen doch zu arg. Die Straußischen gelehrten Werke liegen außerhalb meines Urtheils, aber die christliche Wahrheit steht fest, das weiß ich; dem Christenthum kann keine Gefahr von Strauß drohen, aber vielleicht der protestantischen Theologie und vielen einzelnen Christen dieser Zeit. Vermag irgend jemand auf wissenschaftlichem Wege Strauß unschädlich zu machen, so ist es gewiß Nitzsch mit seiner Tiefe und seiner Wahrheit, mit seinem Ernst und seiner Frömmigkeit. Gesindel aller Art beutet jetzt die Straußischen Schriften aus und popularisirt sie; wie nach einem verabredeten Plane werden von der Schweiz, von Stuttgart, Leipzig und Braunschweig aus die Schriften von Strauß verständlich und mundgerecht für Schullehrer, Handwerksmeister und Handwerksburschen gemacht und unter das Volk verbreitet. Das ist ein Same, der seine Früchte tragen muß, etwas früher oder etwas später. Zugleich werden die von Strauß aufgestellten Behauptungen und Verwerfungen fast mit Gewalt der studirenden Jugend aufgedrängt; für die Universitäten sind vor allem die Hallischen Jahrbücher Herolde und Apostel und möchten scharf ins Auge gefaßt werden müssen, denn bedeutende geistige Kräfte stehen ihnen zu Gebote; wer sich ihnen nicht blind hingibt und unterordnet, wird schonungslos verfolgt, und rücksichtslos arbeiten sie dahin, alle geistig Unmündigen unter das Papstthum der Wissenden zu bringen. Das hat nun freilich keine Noth; wer, wie ich, ein halbes Jahrhundert hindurch Parteien hat auf- und untergehen lassen, der entsetzt sich nicht vor aufblitzenden Meteoren. Auch der Pferdefuß dieses neuen Beelzebub wird bald genug den Spat bekommen, aber mit vornehmer Bequemlichkeit über ihn und seine Arbeiten hinwegsehen, wie es der Deutsche so gerne thut, dürfen wir nicht; der Feind hat Haare auf den Zähnen und hat die

Möglichkeit, eine Macht zu werden für ein Jahrzehend, und in einem Jahrzehend kann der Teufel viele Seelen verderben.

Lob und Preis sei Gott, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, daß er sich den Einfältigen, Schwachen und Kranken durch Christus und seine Apostel unmittelbar erkennbar gemacht hat und nur den Weisen dieser Welt die Aufgabe stellte, im Schweiße ihres Angesichts das unmittelbar Gegebene so zuzurichten, daß es auch dem menschlichen Geistesorganismus sich aneignen kann.

Die Frage nach den ständischen Verfassungen. 1834 — 1838.

Dem jetzt heranwachsenden Geschlechte steht eine langweilige Zukunft bevor, hatte Rist an Perthes geschrieben; Geschichte wird es nicht zu sehen bekommen; Philosophie, Poesie, Politik, Krieg, das alles haben wir vorweg gegessen und abgenutzt, für unsere armen Jungen bleibt nichts übrig als Dampfschiffe, Eisenbahnen und Maschinen, nicht einmal eine Literatur, die das Innerste bewegen oder auch nur uns anziehen könnte. — Die Ansicht theile ich nicht, antwortete Perthes, wir befinden uns mitten in einer Umwandlung aller Verhältnisse in Kirche, Staat und Gesellschaft, wie wohl kaum irgend ein früheres Jahrhundert sie gesehen; die bösen Kräfte sind entfesselt und kämpfen auf Leben und Tod, und ihnen gegenüber erwachen aller Orten und Enden die guten Kräfte, welche Jahrhunderte hindurch verschüttet oder gar erstorben schienen. Ein gewaltiges Ringen geht durch unsere Zeit und das ist Geschichte und zwar Geschichte so großartig wie je. — Unsere Kinder werden, erwiederte Rist, keine hervorragenden Individuen zu bewundern, zu lieben, zu hassen und zu bekämpfen haben, das meinte ich, wenn ich schrieb, sie würden keine Geschichte erleben.

Große Naturbegebenheiten, und das sind die Entwickelungen der Gegenwart, lassen kalt; Sie wollen doch nicht, daß die jungen Gemüther sich durch Curiositäten und Technologie, durch Eisenbahnen und Frauenhofersche Teleskope gehoben fühlen sollen? Auch die Vergangenheit kann uns nicht ersetzen, was die Gegenwart verweigert. Wer kann sich immerfort für Aristides und Themistokles enthusiasmiren? Ich habe es nie gekonnt; aber die Lebendigen, die Zeitgenossen haben große Einwirkung auf mich gehabt; und ihre gewaltigen Kämpfe haben mich innerlich gekräftigt. Das ist nun alles vorbei; der alte Fritz hält nicht länger vor und auch Napoleon's Glanz wird mit uns untergehen, weil unseren Kindern jeder Maßstab zur Vergleichung fehlt. — Alle Welt sehnt sich jetzt nach gewaltigen Individualitäten, schrieb Perthes einem anderen Freunde, das heißt denn doch nichts anderes als: alle Welt sehnt sich trotz ihres Liberalismus beherrscht zu werden. Solche Sehnsucht ist auch uralt, so alt wie das Menschengeschlecht selbst; da aber die Herrschaft gewaltiger Individuen immer Willkürherrschaft sein muß, haben wir Gott zu danken, daß die Geschichte, um den Menschen die Freiheit zu bewahren, Monarchen, das heißt Fictionen gewaltiger Individuen geschaffen und ihnen die Macht gegeben hat, die wirklich gewaltigen Individuen unschädlich zu machen.

Die Gefahr, durch wirklich gewaltige Individuen Schaden zu leiden, war damals für Deutschland nicht grade groß; aber das Bedürfniß, den Souverainen gegenüber die politische Berechtigung der Unterthanen zu sichern und zu erweitern, schien vielen Zeitgenossen das dringendste von allem. Während jetzt auch im nördlichen Deutschland von der einen Seite mit Eifer daran gearbeitet ward, die seit der Julirevolution gegebenen Verfassungen in diesem Sinne zu kräftigen und auszubilden, stellte sich andererseits die durch das Berliner Wochenblatt vertretene Partei den Verfassungen, wie sie in Deutschland hervorgetreten waren, schroff und leidenschaftlich entgegen. Vielfach ward in diesem Streite die

Frage behandelt, ob im Jahr 1815 der Wiener Congreß unter der landständischen Verfassung, welche er in der Bundesacte vorgeschrieben hatte, das mittelalterliche Princip des Berliner politischen Wochenblattes oder das repräsentative Princip der Gegner desselben verstanden wissen wollte. Graf Bernstorff sagte mir einmal, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß die Geschichte des Wiener Congresses, wie sie in den Acten und Protocollen vorliege, in keinem Puncte zu verstehen sei ohne den Schlüssel, den die geheime Geschichte desselben liefere. Wer aber mit diesem Schlüssel alles erklären zu können glaube, würde sich gröblich täuschen; denn es gebe noch eine geheimste Geschichte des Congresses, in welcher die handelnden Personen auf eine oft sehr überraschende Weise und in den seltsamsten, nicht immer erbaulichen Verhältnissen erschienen. Diese geheimste Geschichte sei aber niemand zu liefern im Stande als Gentz, den alle in ihre Karten hätten sehen lassen müssen. Soll denn nun, frage ich, dieses Geheime und Geheimste, was niemand kennt und was wenigstens nichts eine große Nation Befriedigendes geschaffen hat, der Maßstab sein, nach welchem Recht und Unrecht unserer heutigen politischen Institutionen beurtheilt wird? — Lassen Sie Ihren Sohn nur kommen und fragen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, ich spreche mich gerne aus über das, was ich in der Vergangenheit selbst erlebt. Überdies ist die Frage, was man bei Reorganisation Deutschlands auf dem Wiener Congreß wollte oder nicht wollte, in der That wieder zu einer gar nicht unpractischen Frage geworden. Es scheint jedoch dabei gänzlich vergessen zu werden, daß man in jener Zeit vor allem auf Effecte ausging und sich um die Theorien nicht kümmerte. Unsere modernen Doctrinärs streiten sich advocatenmäßig darüber, ob man damals vorzugsweise eine Herstellung der alten ständischen oder eine Schöpfung der neuen sogenannten repräsentativen Verfassung im Auge gehabt habe. Vor lauter critischen Bestrebungen ist es dahin gekommen, daß die Phantasie gänzlich erlahmt ist und niemand mehr

sich in eine Zeit zurückzusetzen vermag, in welcher gar nichts dazu aufforderte, jene Distinctionen, deren lebendige Anschauung erst in einer späteren Zeit erwachsen ist, zur Frage und zur Sprache zu bringen. Den Schrecken der Napoleonischen Herrschaft fühlte man auf dem Congresse noch in allen Gliedern, nicht minder die eigne Überraschung des über dieselbe erfochtenen Sieges. Daß jene Zeit des Verderbens nicht wiederkehren möge, war der vorherrschende Gedanke; der Rheinbund hatte dieselbe vorzugsweise consolidirt; die deutschen Fürsten hatten sich zu demselben verlocken lassen durch die Aussicht auf volle Satrapengewalt in ihren Ländern. Wenn kräftige Stände in denselben bestanden hätten, so wäre das, meinte man, nicht so gekommen. Diese müßten also hergestellt werden überall, wo ihr Mangel das Unheil herbeigeführt habe; bei Östreich und Preußen, wo das nicht der Fall gewesen, komme es, dachte man sich, weniger darauf an. Aber für Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. glaubte man diesen Zügel anlegen zu müssen, dessen Art sehr gleichgültig erschien, wenn es nur den beabsichtigten Effect hervorbringe. Am Ende, als Napoleon wieder von Elba losgebrochen war, willigte man daher gerne in jede Form, unter welcher sich jene die Anlegung desselben gefallen lassen wollten. Die in den Conferenzen zur Sprache gebrachten allgemeinen Sätze waren vage, in der Eile und Noth aufgegriffene Formeln, über deren künftige practische Bedeutung niemand sich klar war. Die weitere Entwickelung und Ausbildung des Verhältnisses fällt durchaus in eine spätere Zeit und läßt sich aus dem, was auf dem Wiener Congresse darüber vorgekommen, so wenig ableiten wie Paganini's Spiel aus einer Violinschule. Nach vollendeter Besiegung Napoleon's wuchs bei Östreich und Preußen die Lust, sich in die Erbschaft desselben zu theilen und den deutschen Bund, wie jener den Rheinbund, mehr als mesure denn als arrangement anzusehen und zu behandeln. Baiern und die ihm zunächst stehenden deutschen Staaten besorgten die gleiche Hegemonie nur in anderen Händen wieder zu finden; die verschiedenen Chan-

ten, unter denen die Charte Ludwig's XVIII. sich gestaltete, waren von sehr wesentlichem Einflusse bald auf die Regierungen, bald auf das Volk. Die Herstellung der alten ständischen Verfassungen mußte bei dem gänzlich veränderten Territorialbesitz als eine Unmöglichkeit erscheinen; eine Vertauschung derselben mit repräsentativen Formen schien zu einer Zeit selbst der Tendenz zum Absolutismus die Hand zu bieten, zu anderer Zeit wieder vorzugsweise die Volksfreiheit zu begünstigen. Unsere gegenwärtige Musterkarte von diagonalen Gestaltungen war das Resultat.

Die Bedeutung der Ständeversammlungen verkannte Perthes nicht, aber Widerwillen hegte er gegen die herrschende Ansicht, welche in denselben das einzige und unfehlbare Mittel gegen alle möglichen politischen Übel erblickte und die vielen und lebendigen Kräfte übersah und vernachlässigte, durch welche die Gesundheit und das Gedeihen des Staates bedingt ist. Auch konnte er nicht glauben, daß ein deutsches politisches Leben seinen Ursprung von Verfassungen nehmen werde, welche unmittelbar aus dem Tintenfaß der Gelehrten hinüber in die Wirklichkeit geflossen und oftmals nichts anderes wären, als ein in Gesetzesform ausgesprochenes Schulsystem. In seinen Briefen liebte es Perthes, der herrschenden Ansicht entgegen, die politischen Gebrechen und Kräfte hervorzuheben, welche unabhängig von dem Bestehen allgemeiner Stände auf das Leben des Staates einwirkten. Der Übermuth der Geldaristocratie ist, schrieb er einmal, durch das constitutionelle Treiben gesteigert, und gegen die Willkür der Fürsten und gegen die Übergriffe des Adels ist es ein schwacher Damm, da es mit nur einiger Schlauheit umgangen oder mit nur einigem Muthe beseitigt werden kann. — Der Fürst soll nicht mehr als selbständiger Mann von seinem Vermögen leben, schrieb er ein anderesmal, sondern der Wohlfeilheit wegen eine Civilliste bekommen. Ihn selbst macht man dadurch zu einem Baalspfaffen, der gefüttert werden muß, und erreicht nicht einmal, was man erreichen wollte; denn das Volk wird bei einer solchen Einrichtung stets ge-

prellt; die fürstlichen Helfershelfer wissen schon, welche Wege einzuschlagen sind, um Geldbewilligungen zu erhalten, oder es werden Schulden gemacht, die dann bezahlt werden müssen. — Das Parlament von England hat Östreich allerdings nicht, schrieb er einem andern Freund, wohl aber gar manche andere Bedingungen eines festen politischen Bestandes. Sie selbst sagen: England habe unter anderm auch deshalb noch eine Zukunft vor sich, weil dort nur seßhafte und reiche Leute und keine Habenichtse das Wort führten. Ganz dasselbe läßt sich auch von Östreich sagen: hier kommen Habenichtse nicht nur nicht zum Sprechen, sondern auch nicht zum Schreiben, und alles, was zu den oberen Regierungsbehörden gehört, ist seßhaft und reich und Östreich hat kein Irland, höchstens ein Ungarn; aber mit einer legitimen revolutionären Aristocratie ist schon fertig zu werden. Gefährlicher für Östreich scheint mir die Bestechlichkeit der unteren Beamten und die Gleichgültigkeit gegen Religion, die sich nicht nur im Volke, sondern bei einem großen Theile des Clerus findet; allgemeine Stände aber würden in Östreich so wenig wie in einem anderen Lande hierin etwas ändern. — Weder die Klugheit der Regierungen noch die Weisheit der Ständeversammlungen, schrieb er um dieselbe Zeit, weder Gensdarmen noch Büttel, weder Unterrichts- noch Armenanstalten werden dem unruhigen Drängen des Volkes Grenzen ziehen können. Die geistige Beweglichkeit, der Trieb zum Wissen und Verstehen, zum Können und Haben hat durch den seit funfzig Jahren stets sich steigernden Unterricht, durch die Umkehrung aller Verhältnisse seit 1789 und durch die außerordentlichen mechanischen Entdeckungen in solchem Maße zugenommen, daß keine Staatsfürsorge ihm auf die Länge gewachsen sein wird. Von unten herauf muß Hülfe kommen, wie von unten herauf die Gefahr kam. Der Pöbel der Städte wird in Zeiten der Gefahr nur durch das eigentliche Volk der Städte, das heißt durch Meister und Gesellen gebändigt werden können. Auf dem platten Lande werden trotz Amtmann oder Landrath stets

Pfarrer und Schullehrer die wirklichen Leiter des Volkes sein; die ersteren stehen sehr oft zu niedrig, die zweiten zu hoch und beide sind nicht selten in protestantischen wie in katholischen Ländern in Opposition gegen die Regierung. Hier die rechten Mittel der Einwirkung zu finden, wäre größere Weisheit, als ein gutes Polizeireglement oder auch eine vortreffliche Einrichtung der Ständeversammlungen.

Als im Jahre 1834 die dänischen Verordnungen über die Herstellung von Provinzialständen erschienen waren, hatte Perthes geschrieben: Höchst begierig bin ich, zu sehen, wie in Holstein ständische Versammlungen und Verhandlungen sich ausnehmen und gestalten werden; den Holsteinern fehlt für größere politische Verhältnisse freiere Umsicht und Übersicht, sie nehmen leicht mit einer gewissen rohen Heftigkeit Partei. Unter sich sind sie noch wieder vielfach verschieden und getrennt; die Eutiner, die Probsteier, die Friesen sind etwas ganz anderes als die Kieler; der Adel war der edelste, würdigste, gebildetste, den es in Deutschland gab, aber er hat nicht vermocht, sich zu halten; der Mittelstand steht gewiß auf einer niedrigern Stufe als im übrigen Deutschland, und die Gelehrten sind doch eigentlich nur gelehrt. Den Umschwung aller Verhältnisse und Ansichten in Deutschland haben die Holsteiner von ihrer äußersten Grenze aus nur wie durch ein Fernglas betrachtet, und ihre Lage Dänemark gegenüber gibt ihnen auch innerlich eine schiefe Stellung. Generationen hindurch ward Dänemark deutsch und von Deutschen regiert, dann kam ein plötzlicher Umschlag: die Holsteiner sollten Dänen sein und das Deutsche von dem Dänischen unterdrückt werden. Nach keiner Seite hin kann man sich im Lande in die neue Zeit finden. — Ich habe es zwar schon früher eingesehen, schrieb 1835 ein Freund aus Holstein an Perthes, aber nie so lebhaft wie hier im Lande empfunden, daß Stände das nothwendige Complement einer Verwaltung sind, welche ohne ein solches legale Organ nur durch die Hierarchie ihrer Beamten sehen, hören und wirken kann und darf, und sich gegen

sich selbst zu schützen kaum vermag. Die mißtrauische oder vielmehr grübelnde, zähe Art meiner Landsleute kennen Sie; schwer nur rücken sie mit ihren innersten Gedanken heraus. Durch das gegenseitige Schweigen gerathen Volk und Regierung aus reiner Indolenz auf ganz falsche Wege und finden sich nach einer Reihe von Jahren, bei gutem Willen auf beiden Seiten, weit auseinander gekommen. Bei den lebhafteren und nationaleren Dänen spricht sich der Gegensatz gegen die Regierung jetzt schon etwas naseweis aus, und die Kopenhagener Zeitungsschreiber lesen die französischen Blätter nicht umsonst. Die provinzialständischen Versammlungen, wie wir sie nun zusammentreten sehen werden, waren ein Bedürfniß, dessen Befriedigung ungestraft nicht länger aufgeschoben werden durfte. Wenn allein die Liebe zur Person des Fürsten alle Gefahren unschädlich machen soll, ist für die Zukunft schlecht gesorgt, und man weiß auch, daß diese Liebe sehr elastische Natur hat und zuweilen mehr scheint, als wirklich ist. Wir sind noch lange nicht am Ende der Bewegung, und große Prüfungen stehen uns noch bevor. Ich wiederhole es aber, meine Holsteiner sind ein guter Schlag Menschen; der schleswigsche Bauer vielleicht noch besser als der holsteinische. Überhaupt aber sind die Leute hier zu Lande von einer Billigkeit, einem leben und lebenlassen, einem fünf gerade sein lassen, die den ungeduldigen Ankömmling zuweilen in Erstaunen setzt, aber doch sein sehr Gutes hat. Ich will wohl dafür einstehen, daß dieses treue, gute Volk sich durch kein Gerede irre machen läßt, und daß eine rechtliche Regierung, die nicht allzu einfältig ist, hier allezeit einen gesunden Grund und Boden finden wird. Übrigens müßte ich mich sehr irren, wenn nicht die holsteinischen Stände weniger unbequem sein werden als die schleswigschen; in den Städten Schleswigs ist mehr Neigung zur Opposition als in Holstein, obschon doch keinesweges von bedenklicher Art. — In Dänemark hat sich, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, den politischen Zuständen eine so starke Kryptogamendecke aufgelegt, daß bei der wunderlichen

Natur der Dänen eine Explosion nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit liegt; aber die Volkszahl ist so gering und die Abhängigkeit des Landes nach außen so groß, daß Anfang und Ende einer Bewegung weniger von innen als von außen bestimmt werden dürfte. Merkwürdiges für Dänemark und auch für Deutschland kann sich zutragen, wenn der Mannsstamm der Königslinie aussterben sollte, was doch nicht ganz entfernt liegt. Schleswig und Holstein würden dann von Dänemark getrennt; aber wird das so glatt abgehen?

Die viel verhandelte Frage, inwiefern die neueren deutschen Verfassungsurkunden Sicherung gegen Willkür wirklich gewährten oder nicht, erhielt eine practische Bedeutung, als nach dem Tode Wilhelm's IV. der Herzog von Cumberland 1837 König von Hannover ward. Schon am 5. Juli erklärte derselbe, daß er sich durch das seit 1833 in Kraft bestehende Staatsgrundgesetz nicht gebunden erachte und weitere Entschließungen sich vorbehalte. Das Auftreten des Königs wird sein Gutes haben, schrieb Perthes unmittelbar hierauf. Deutschland hat sich seit Jahren gewöhnt, ein System von Sätzen theoretischer Liberalen und liberaler Practiker ohne weiteres als unumstößliche Glaubensartikel einer unfehlbaren wenn auch unsichtbaren Kirche hinzunehmen. Das ist kein guter und gesunder Zustand, die dicke Luft bedarf der Bewegung. Die Deutschen müssen in ihrem geistesträgen Liberalismus stutzig gemacht, müssen aus ihrer falschen Sicherheit aufgestört und genöthigt werden, nach Gründen sich umzusehen und zu fragen, ob das auch wirklich wahr und recht sei, was sie bisher in gedankenloser Bequemlichkeit als wahr und recht annahmen. Zu dem allem wird eine Persönlichkeit, wie die des Herzogs von Cumberland, ihnen schon verhelfen. Der König spricht redlich nach seiner Überzeugung, das glaube ich; viele Fragen und viele Zweifel, manche Unwahrheiten und vielleicht auch manche Wahrheiten werden an den Tag gearbeitet werden. Eine Wendung zur fürstlichen Willkür fürchte ich nicht, sondern denke, daß der König auf

männlichen Widerstand stoßen wird, wenn er sich nicht bloß an Schulsätzen, sondern auch an Rechten vergreifen sollte. — Kampf in vielen Gestalten zu durchleben, sind wir und unsere Kinder bestimmt, schrieb ein Freund an Perthes. Sitzen die Liebhaber politischer Umwälzung still, so treten die Fürsten an ihre Stelle, bringen alles liberale Gesindel wieder auf die Beine und sorgen für einen Gährungsproceß in der schleimigen Masse. Der jetzt ausgebrochene Streit wird Fleisch und Bein bekommen, denn es handelt sich um Geld; der Fürst will es haben, die Bürger wollen es behalten. Irgend eine Transaction muß am Ende aushelfen.

Am 1. November 1837 erschien ein königliches Patent, welches das Staatsgrundgesetz von 1833 für aufgehoben erklärte und die königlichen Diener des auf dasselbe geleisteten Eides entband. Bevor noch im übrigen Lande irgend ein Widerspruch gegen diese Maßregeln laut geworden war, reichten am 18. November sieben Professoren der Universität Göttingen eine Vorstellung bei dem Curatorium ein, in welcher sie aussprachen, daß sie die Gültigkeit des Staatsgrundgesetzes anerkennen und sich durch den auf dasselbe geleisteten Eid für fortwährend verpflichtet halten müßten. Wenn Professoren und Regierung beide fest bleiben, schrieb Perthes am 1. December, so müssen die ersteren entlassen werden, darüber kann kein Zweifel sein. — Die Entlassung ließ in der That nicht auf sich warten; bereits am 14. December ward sie bekannt gemacht. Nicht das Recht, wohl aber die Pflicht der sieben Männer zu dem Schritte, den sie offen und ehrlich gethan haben, bestreite ich, schrieb Perthes um diese Zeit. Ob es der von ihnen verfochtenen Sache schaden oder nützen wird, daß sieben Privatleute, in deren besonderem Beruf der Schutz des Staatsgrundgesetzes doch keinesfalls lag, als alleinige Vertheidiger desselben auftreten, hängt lediglich von dem Umfange des moralischen Ansehens ab, welches sie im Lande genießen. — Die Universität ist gekränkt und ihrer besten Lehrer beraubt, heißt es einige Wochen später in einem Briefe an Perthes, das gesellige Leben ist

zerrissen, Factionen bilden sich auf Factionen. Eifersucht, Zorn, Verdächtigung und Verketzerung erfüllt die ganze Luft, und für das Land ist nichts durch den Ruin der Universität gewonnen; denn nur Aufsehen hat der Schritt unserer sieben Collegen gemacht, aber in keinem Theile des Landes hat er irgend jemand zum Handeln bewogen oder irgend eine Frucht gebracht. — Für Seine Majestät will ich nicht zum Ritter werden, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; aber ich glaube, daß die Professoren sich über die Größe ihrer moralischen Macht getäuscht haben. Sie mußten wissen, daß sie im Lande außerhalb der Universitätscorporation nirgends Terrain für ihre Ansichten finden würden. Sobald es daher feststand, daß auch die Universität mit dem Lande gehen wollte, war alles, was sie thaten, völlig aussichtslos.

Unmittelbar nach der Entsetzung der Professoren forderte die Regierung zur Huldigung und einige Wochen später zur Wahl der Deputirten nach der wenigstens theilweise vom Könige wieder hergestellten Verfassung von 1819 auf. Das ist eine schwere Gewissensfrage für alle Betheiligten, äußerte Perthes, aber ich stimme völlig dem bei, was mir NN. in diesen Tagen schrieb: Ich huldige, sagt er; denn der König ist Erbkönig, ist mein König, das steht mir unumstößlich fest. Aber ich verweigere die Wahl eines Deputirten nach der Verfassung von 1819; denn ich habe meinen Eid auf das Staatsgrundgesetz von 1833 abgelegt und von dem Eide kann mich niemand, auch nicht der König entbinden. Will man mich deshalb entsetzen, so muß ich es dulden.

Zu weiteren Entsetzungen kam es indessen nicht; die Regierung sah sich zur Vorsicht genöthigt, da der Schritt der sieben Professoren eine größere Wirkung gehabt hatte, als anfangs vermuthet worden war. Gewiß nicht ohne Zusammenhang mit demselben wuchs in Hannover und im übrigen Deutschland die Opposition gegen den König. Eine Reihe städtischer und ländlicher Corporationen, ein Theil der zusammengetretenen Ständeversammlung wendete sich Hülfe suchend an den Bundestag; mehrere deut-

sche Regierungen zeigten sich den Schritten des Königs abgeneigt und ließen die Lage desselben schwierig und zweifelhaft erscheinen. Dem hannöverschen Gouvernement kam alles darauf an, sich im eignen Lande eine möglichst starke Partei zu verschaffen, um mit derselben vor den Bundestag treten zu können. In der Wahl der Mittel zu diesem Zweck zeigte es sich sehr wenig bedenklich. John Bull tappt plump in unser deutsches Vaterland hinein, schrieb Perthes im März 1838, dafür gebühren ihm Schläge auf die Tatzen; er hat sie bekommen, nun ist er im Gedränge und braucht schlechte Mittel, also wird es ihm auch schlecht gehen auf die eine oder die andere Art; sein gefährlichster Gegner möchte die Ruhe und Tüchtigkeit Stüve's, des Bürgermeisters von Osnabrück, sein. — Meiner Neigung nach hätte ich wohl noch manches für den König zu sagen, schrieb Perthes im Juli 1838, aber die niedrigen Mittel, die bisher ganz unbekannt in Deutschland waren, indigniren zu sehr und machen stumm. Solche Mittel, einmal gebraucht, werden in anderer Zeit von anderer Seite schon Nachahmer finden. — Das hannöversche Staatsgrundgesetz ist nicht mein goldenes Kalb, schrieb er etwas später, aber hol' der Teufel die Mittel, die gebraucht werden, um es todt zu machen.

Über die Zustände, wie sie gegen Ausgang des Jahres 1838 in Hannover sich gestaltet hatten, erhielt Perthes durch den Brief eines Freundes Nachricht. In Hannover blieben wir nur einen Tag, heißt es in demselben, der König war grade abgereist, ich konnte daher den Hof umgehen und alle besuchen, die ich sonst dort gerne sah; bald aber überzeugte ich mich von einem solchen unerfreulichen Zustande der Dinge, daß ich froh war, in dieser dicken Atmosphäre nicht länger verweilen zu müssen. An die Stelle der Rechtlichkeit, des Wohlwollens, der Aufrichtigkeit und Humanität früherer Zeit hat der Unglaube an das Bestehen eines Rechtszustandes dergestalt die Oberhand gewonnen, daß Trug und Lüge, Falschheit und Heuchelei und Intriguen aller Art an der Tagesordnung sind. Wäre nicht im ganzen so viel Wohlstand im Lande,

nicht so viel Ruhe und Besonnenheit dem Volksstamme eigen, hätten wir es nicht schon mehr als einmal erlebt, daß grade, wenn es am ärgsten scheint, die Hülfe nicht mehr ferne ist, so würde sich auch hier die Erfahrung wiederholen, daß aus einem Umsturze des Rechts ein Recht des Umsturzes sich ableitet. So aber ist das nicht zu besorgen; man hält den Glauben an die Kraft des Bundes fest, welcher bei dem Ausbruche von Unruhen sich ohne Zweifel zur Unterdrückung derselben hinreichend wirksam zeigen würde, und hofft, daß von dieser Seite her für eine Lösung der Wirren wenigstens so viel geschehen werde, daß Selbsthülfe sich weder als Bedürfniß noch als Nothwendigkeit zeige.

Die Hoffnung, welche viele auf eine Hülfe durch den Bund gesetzt hatten, wurde nicht erfüllt; im September 1839 faßte derselbe vielmehr den Beschluß, daß den Anträgen auf ein Einschreiten des Bundes in die hannöversche Verfassungsfrage keine Folge gegeben werden könne. In der hannöverschen Angelegenheit wird jetzt alles auf die Bundesversammlung losziehen, schrieb ein mithandelnder Freund im August 1839 an Perthes, weil sie dem Könige mit seiner Revolution von oben durchzuhelfen bemüht sei. Man sollte dem Publicum aber nicht verschweigen, daß diese Tendenz nur bei einer geringen Majorität der zu den Bundesschlüssen mitwirkenden Staaten vorwaltet, und daß von den concurrirenden siebzehn Stimmen sieben dahin gestrebt haben, den Rechtszustand aufrecht zu erhalten; diese sieben, nämlich Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, die sächsischen Herzogthümer und die freien Städte würden ohne allen Zweifel die Mehrheit auf ihrer Seite haben, wenn sich die übrigen nicht dergestalt von Östreich und Preußen abhängig fühlten, daß sie diesen blindlings zu folgen sich genöthigt glauben. Man sollte also vorzugsweise Östreich und Preußen nennen und nicht durch eine allgemeine Verdammung des Bundes den Regierungen beider Staaten behülflich sein, wenn sie bei allem, was sie der öffentlichen Meinung nicht Zusagendes durchsetzen wollen, den Bund voran-

stellen und sich seiner als eines Sündenbockes bedienen, in den seltenen Fällen entgegengesetzter Tendenz aber sorgfältig bemüht sind, den Bund in den Schatten treten zu lassen und die Ehre davon für sich allein auszubeuten. Am Ende freilich schaden Östreich und Preußen sich selbst am meisten dadurch; denn wenn sie in der hannöverschen Frage dem Rechte und der Wahrheit die Ehre geben wollten, könnten sie auf die Kräfte von ganz Deutschland mit Zuversicht rechnen, und brauchten selbst bei der gegenwärtigen orientalischen Complication keinem anderen nach den Augen zu sehen, während sie jetzt von Furcht und Zittern bei dem Gedanken der Möglichkeit ergriffen werden, daß Rußland und Frankreich sich über kurz oder lang die Hände reichen könnten. Sagen Sie mir, wer ist der Verfasser der Pentarchie, Sie wissen es bei Ihren Verbindungen gewiß.

Nachdem jede Hoffnung auf Bundeshülfe für die Opposition verschwunden war, gelang es dem König von Hannover zwar, einen geordneten Rechtszustand wiederherzustellen; aber die durch den langen Kampf hervorgerufene geistige Bewegung blieb auch dann nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf die politische Stimmung Deutschlands.

Das Eingreifen der Hierarchie in die Zeitbewegungen 1837 und 1838.

Die Kämpfe, welche in den Jahren nach der Julirevolution innerhalb des Protestantismus und mit gleicher Heftigkeit auch innerhalb des Katholicismus geführt wurden, hatten das Ringen beider Confessionen gegen einander zwar nicht zurückdrängen können; aber der Kampf war mehr ein Kampf zwischen protestantischen und katholischen Theologen als ein Kampf zwischen Prote-

stantismus und Katholicismus. Kirche und Staat, römische Curie und deutsche Regierungen suchten die Veranlassungen zum offenen Streite möglichst zu vermeiden. In den preußischen Rheinlanden namentlich war bei der versöhnlichen Haltung des dortigen Erzbischofes Grafen Spiegel der Friede zwischen politischer und kirchlicher Gewalt ungestört geblieben, und die seit dem Jahre 1834 eintretende neue Besetzung der bedeutendsten Regierungsämter gewährte auch für die Zukunft die beste Aussicht. In unsere Provinz kommt frisches Leben, schrieb im Januar 1835 ein Freund aus den Rheinlanden an Perthes. Seltene Eigenschaften vereinigen sich in dem neu ernannten kaum vierzigjährigen Oberpräsidenten von Bodelschwingh: ein reines, frommes Herz, ein starker, männlicher Muth, eine unermüdliche Arbeitskraft und die großartige Gesinnung eines echt deutschen Mannes. Als er noch Landrath war, hat schon Stein auf ihn hingewiesen und begehrt, daß er bald in einen bedeutenden Wirkungskreis gebracht werde. Wenn Bodelschwingh zehn Jahre bei uns gewesen sein wird, so werden die Rheinlande unauflöslich mit den alten Landen verwachsen sein. Auch die Präsidentenstellen in Aachen, Köln, Düsseldorf und Trier sind mit tüchtigen, zum Theil noch jungen Männern besetzt. Die Grafen Arnim in Aachen und Stolberg in Düsseldorf sind ein paar Ehrenmänner, der letztere wird durch die einfache Gradheit seines Characters, der erstere durch die vornehme Gewandtheit seines Wesens die Rheinländer bald gewinnen. Kurz wir haben nach manchen früheren Mißgriffen jetzt Männer bekommen, die wohl geeignet sind, den redlichsten und wohlmeinendsten König zu vertreten. Gott segne ihn und seine Bestrebungen für das gemeinsame deutsche Vaterland und erleuchte die andern deutschen Fürsten, daß sie nicht aus eitler Furcht vor einem mächtigen Freunde sich dem Feinde zuwenden. Deutschlands Glück und Ehre steht und fällt mit Preußen, so wie umgekehrt!

Als aber nach dem Tode des Erzbischofs von Köln, im Herbste 1835, Clemens August Freiherr Droste von Vischering zu dessen

Nachfolger erwählt ward; fürchteten manche sogleich, daß neben den Theologen nun auch die Hierarchie Roms auf den Kampfplatz treten werde. Die Wahl des Herrn von Droste wird die gesammte Stellung des Katholicismus in Preußen neu gestalten, schrieb Perthes im December 1835; Droste ist ein sehr strenger Katholik, ist ein frommer, ernster Christ und ein eisenfester Mann. Der Kampf mit ihm kann in Preußen nicht ausbleiben; die Regierung möge sich in Acht nehmen. — Der nächste Krieg wird ein Seekrieg sein, schrieb ein in großen Geschäften erfahrener Freund an Perthes, allein der Krieg gebiert Krieg, wie jedes Übel wieder Übel. Der böse Feind und Menschen, die in seinem Dienste stehen, möchten gerne politische Religionskriege in die nach zweihundertjährigem Kampfe aufathmende Menschheit werfen und uns glauben machen, wir hätten auch in Deutschland die beiden schroffen religiösen Gegensätze, welche in manchen Ländern Europa's dergleichen Schrecken nöthig machen. Das ist die eigentliche Gefahr für unsere Zukunft. — Das erste Jahr der Amtsführung des neuen Erzbischofes ließ indessen noch nicht Hader, sondern nur das Walten eines neuen Geistes in der Diöcese erkennen; denn die im Stillen geführten, schon gereizten Verhandlungen zwischen ihm und der Regierung wurden nur kleinen Kreisen bekannt. Mit dem Anfange des Jahres 1837 aber trat der tief liegende Zwiespalt hinaus in die Öffentlichkeit. Briefe, welche Perthes anfangs Mai 1837 aus der Rheinprovinz erhielt, stellten ihm den Hergang in folgender Weise dar. Der Kampf zwischen römischer Curie und deutschem Staate ist in vollem Gange, heißt es in einem derselben; ein Kampf, welcher jeden Abschnitt der Geschichte erfüllte, in welchem Staat und Kirche Leben und Kraft in sich fühlten. Wo hört das Recht des einen auf, wo fängt das Recht des anderen an? Jede Feststellung des Grenzgebietes war von jeher nur eine provisorische, und von Rom kann die weltliche Obrigkeit lernen, wie sie sich nach Lage der Dinge zu verhalten hat. So oft die Curie sich stark genug glaubte, um des Sieges gewiß zu sein, ergriff sie stets die

erste die beste Veranlassung zur Herbeiführung des Kampfes; so oft sie dagegen ihren Kräften mißtraute und deshalb den Frieden wünschen mußte, verstand sie durch vorsichtige Klugheit und rücksichtsvolles, thatsächliches Nachgeben den Ausbruch des Kampfes bis auf gelegenere Zeiten zu vertagen. Der ernste Zwiespalt im gegenwärtigen Augenblicke möchte der vielen gemeinschaftlichen Feinde wegen weder Rom noch der preußischen Regierung erwünscht sein, und hat, wie mir scheint, seinen Grund nur in örtlichen Umständen und in der Leidenschaft untergeordneter Persönlichkeiten. — Unter dem vorigen Erzbischof war, schrieb ein anderer an Perthes, die theologische Schule und Richtung des verstorbenen Professors Hermes die allein begünstigte. Das Domcapitel, die große Mehrzahl der Pfarreien, fast alle Lehrstellen an den Seminaren und, mit einziger Ausnahme des Professors Klee, die ganze theologische Facultät in Bonn waren durch Hermesianer besetzt, welche von ihrer Macht einen rücksichtslosen, plumpen Gebrauch machten. Nun ist durch den jetzigen Erzbischof die bisher unterdrückte Partei plötzlich in den Besitz der Gewalt gekommen und ist von Rache und Herrschaftsgelüsten erfüllt nicht nur gegen die Hermesianer, sondern auch gegen die Regierung, welche dieselben nicht verfolgte und vielleicht begünstigte. Die Partei hat einzelne echt christliche und fromme Männer in ihrer Mitte, zu denen namentlich der lebendige und geistige Klee und Windischmann, den Sie ja kennen, gehört. Auch diese hegen Mißtrauen gegen die protestantische Regierung, wurden jahrelang durch ihre theologischen Gegner schwer gereizt und fürchten, gewiß nicht ohne Grund, wenn auch mit zu viel Leidenschaft, das trockne, ausdörrende rationalistische Element in Hermes' Richtung; aber dennoch sind nicht sie die eigentlichen Treiber und Dränger. Neben ihnen stehen zerstreut in den größeren rheinischen Städten einzelne wirkliche Fanatiker, die von Haß gegen den Protestantismus erfüllt nicht links nicht rechts sehen und zur Glorie Rom's die preußische Regierung erniedrigen und die Hermesianer von dem Erdboden

vertilgen möchten. Es sind ihrer indessen nur wenige und diese wenigen finden sich mit ihrer starren Beschränktheit vereinsamt unter den leichtblütigen Rheinländern. Sie würden wenig gefährlich sein, wenn sie nicht als Mauerbrecher vorgeschoben und gebraucht würden von einigen gewandten, klugen und sehr ehrgeizigen Männern, welche sich von der Regierung zu wenig beachtet glauben, um jeden Preis eine Rolle spielen wollen und dennoch fühlen, daß sie dieselbe nur als Opposition gegen die Regierung spielen können. Eine Opposition aber zu Gunsten Roms bietet viele Vortheile; man kann seine negative Stellung vor sich und andern durch die ernste Forderung seiner kirchlichen Überzeugung rechtfertigen und sich den Schein geistiger Tiefe und Großartigkeit geben; man nimmt sich der unterdrückten wehrlosen Kirche an und läuft überdies nur wenig Gefahr, da man für den schlimmsten Fall, wenn auch nicht innerhalb, so doch außerhalb des Landes einen mächtigen Rückhalt hat, welcher der Regierung die Hände bindet. Angestachelt von auswärtigen, namentlich bairischen und belgischen Gesinnungsgenossen, mit denen sie in ununterbrochener Verbindung steht, zeigt sich nun diese so zusammengesetzte und von den rheinischen Katholiken selbst „ultramontan" genannte Partei entschlossen zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Sie hat sich des ehrlichen Erzbischofs völlig bemeistert und in ihm ein Werkzeug gefunden, welches geschickt geleitet wohl geeignet ist, auch die stärksten Mauern niederzurennen. Der Feldzug ist mit einem Schritte eröffnet, der kühn und unerwartet die Regierung und die Hermesianer zugleich empfindlich verwundet. So lange der derbe Hermes und sein gewandter Schützer, der Erzbischof Graf Spiegel, lebten, hatte die Curie weder Hermes' Lehre noch Hermes' Anhänger angefochten; sobald aber beide unter der Erde lagen, verdammte sie in einem Breve vom 28. September 1835 Hermes' Schriften als im Widerspruche stehend mit den Lehren der katholischen Kirche. Gestützt auf dieses Breve, hat nun im Anfange des jetzt laufenden Jahres der gegenwärtige Erzbischof alle von den theologischen Pro-

fessoren in Bonn angekündigten Vorlesungen mit einziger Ausnahme derer des Professors Klee gestrichen und damit die gesammte Wirksamkeit der theologischen Facultät an der königlichen Universität vernichtet. Die Regierung ließ die gestrichenen Vorlesungen dennoch im dem Lectionskatalog der Universität abdrucken; da aber der Erzbischof erklärte, keinen Theologen anstellen zu wollen, welcher eine Vorlesung bei den Hermesianern gehört habe, so blieben alle Auditorien derselben leer. Die Regierung legte hierauf, um dem rohen Gezänke in Druckschriften entgegenzutreten, allen theologischen Professoren, so wie den Professoren Walter und Windischmann, unter Androhung der Suspension, Stillschweigen auf und verpflichtete überdies die jungen Theologen des Convicts in Bonn: den Anordnungen ihres Vorstehers, der Hermesianer ist, nachzukommen. Die Folge ist, daß alle bis auf sieben das Convict verlassen haben und daß Professor Klee die bösartigen Angriffe eines auswärtigen Gegners stillschweigend hinnehmen muß. — Fast alle Gemeinden der Provinz müssen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, nach den neuesten Vorgängen ihre von der Kirche ihnen gegebenen Pfarrer als Ketzer betrachten, während doch zugleich die Stimmung ganz allgemein gegen den Erzbischof gerichtet ist, dem auch sehr gute Katholiken Eigensinn, Beschränktheit und Fanatismus Schuld geben. Professor Braun ist mit einem Breslauer Collegen nach Rom gegangen, um das, wie sie glauben, erschlichene Verdammungsurtheil rückgängig zu machen. So liegen gegenwärtig die Sachen. Die Regierung befindet sich in einer schwierigen Stellung. Bleibt es ihr möglich, sich von der Einmischung in dem erbitterten häuslichen Streit der Katholiken ferne zu halten, so wird sie von der großen Mehrzahl der Rheinländer als Schutz und Schirm gegen den Fanatismus einer kleinen sehr gefürchteten Partei betrachtet und vielleicht selbst angerufen werden. Eine Einmischung aber, und sie wird kaum zu vermeiden sein, würde leicht als ein Angriff auf die Kirche angesehen werden und könnte die jetzt sich gegenseitig verfolgenden

Parteien zum gemeinsamen Angriff auf den Staat vereinigen; denn ungeachtet des entgegengesetzten Ausspruchs der Curie sind dennoch die Hermesianer gute Katholiken und stehen dem Protestantismus und auch der protestantischen Regierung so feindlich gegenüber als ihre jetzigen Gegner.

Die örtlichen Verhältnisse und Parteien Ihrer Provinz kann ich nicht beurtheilen, antwortete Perthes, aber das weiß ich, daß ein solcher Zwiespalt, auch wenn er nur aus localen Wurzeln hervorgegangen ist, unausbleiblich in die großen Principienfragen übergreift, und kommen diese im gegenwärtigen Augenblicke zur Sprache, so werden wir ernste Dinge erleben. Eins nur erwidere ich Ihnen noch: Droste ist nicht beschränkt, aber geschlossenhart und unbeugsam; der Papst kann nachgeben, Droste nicht. Wahrhaft ist er durch und durch, niemals hat er unedle Waffen gebraucht und niemals wird er sie brauchen.

Ein zweites Mittel, den Kampf zwischen der römischen Curie und der preußischen Regierung heftiger und heftiger entbrennen zu lassen, ward für die nun herrschende Partei die alte Streitfrage der gemischten Ehen. Bekanntlich war im Jahre 1834 auf Grund des päpstlichen Breve vom 25. März 1830 ein Übereinkommen zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof Graf Spiegel getroffen, welches zwar manchen Zweifel übrig ließ, aber in der Praxis doch als leidliches, beiden Theilen annehmbares Auskunftsmittel sich gestaltete. Auch der neue Erzbischof war anfangs auf dieses Übereinkommen eingegangen; seit dem Ende des Jahres 1836 aber hatte seine Ansicht sich geändert, er glaubte in dem Übereinkommen Widersprüche gegen das päpstliche Breve zu finden, und erklärte, daß er, wo er solche Widersprüche finde, sich nicht nach dem Übereinkommen, sondern nach dem Breve richten werde. Da die Regierung an dem Übereinkommen festhielt, das Auftreten des Erzbischofes aber schroffer und schroffer ward, so konnte nach dem vergeblichen Verständigungsversuche vom 17. September 1837 eine sehr ernste Wendung kaum ausbleiben. In Beziehung auf

die gemischten Ehen äußerte Perthes damals wie schon früher eine sehr bestimmte Ansicht. In einzelnen Fällen kann ohne Zweifel, schrieb er einmal, der Glaube und die Liebe, welche Gottes Offenbarung im Menschen wirkt, den Katholiken wie den Protestanten mit solcher Kraft und Innigkeit durchdringen, daß die Spaltung in Confessionen ihre trennende Macht verliert und eine gemischte Ehe zulässig wird, aber abgesehen von solchen seltenen Menschen muß die gemischte Ehe zu stumpfer religiöser Gleichgültigkeit oder zu greuelvollem Familienhader führen. Mir ist sie in der Seele zuwider. Hätte ich das Unglück gehabt, daß eine meiner Töchter einen Katholiken hätte heirathen wollen, so würde ich mit allen Kräften dagegen gewesen sein; hätte ich nachgeben müssen, so würde ich zur Tochter gesagt haben: werde katholisch. Hätte ich die Verheirathung eines Sohnes mit einer Katholikin nicht verhindern können, so wäre mein Wort zum Sohne gewesen: mache deine Frau evangelisch.

Zu den Verhandlungen mit dem Erzbischof war der preußische Gesandte in Rom, geheime Legationsrath Bunsen, zugezogen worden und benutzte Ende October einige freie Tage, um seine Freunde in Gotha zu besuchen. Bunsen brachte zwei Tage, die sehr aufregend und anregend waren, bei uns zu, schrieb Perthes um diese Zeit, es ist doch ein höchst ungewöhnlicher Geist in ihm und die Treue gegen alte Freunde, die Unschuld, die Jugendraschheit und deutschbürgerliche Gradheit, die er sich trotz Welt und Stellung bewahrt hat, machen ihn überaus ehrenwerth und liebenswerth; er wird Ende November nach Rom zurückkehren, wenn nicht Unerwartetes eintreten sollte. Geneigt ist er wohl, dem lieben Gott zu wenig Zeit zu lassen. Abwarten können, bis der rechte Moment kommt, ist eine große Sache. — Ein den meisten Unerwartetes trat wirklich ein; am 20. November 1837 ward dem Erzbischof einem königlichen Befehle gemäß eröffnet, daß er unverzüglich die Reise nach Minden, nöthigenfalls zwangsweise, antreten müsse, welchen Ort ihm der König einstweilen zu seinem

Aufenthalt bestimmt habe. Der Erzbischof erklärte hierauf, daß er bereit sei, sich dieser Zwangsmaßregel zu fügen. — Das Kölner Ereigniß ließ sich seit Wochen voraussehen, schrieb Perthes Ende November; in der entscheidenden Zusammenkunft scheiterte jeder Versuch zur Vermittelung irgend einer Art an der Hartnäckigkeit des deutschen Mannes, der keine Vorstellung hat von römischer Schlauheit. Rom hätte nie den Muth gehabt, jetzt aufzutreten, wenn es nicht einen Mann von deutschem Verlaß gefunden hätte; aber Rom hat sich, weil es irrthümlich voraussetzte, daß in einem Erzbischofe doch einige päpstliche Klugheit sein müßte, in eine schlimme Lage gebracht. Zwar muß ich das innere und tiefere Recht der preußischen Regierung zu diesem Schritte bestreiten, wenn Advocaten auch, wie es scheint, aus dem Buchstaben der Erlasse und Übereinkommen die formelle Berechtigung nachweisen könnten; aber ich gestehe zu, daß es politische Nothwendigkeiten gibt, bei denen man nach dem tieferen Rechte nicht fragen darf, und das mußte auch Rom wissen und mußte sich hüten, Preußen in solche Nothwendigkeit hineinzutreiben. — Die Kölner Angelegenheit betrübt mich je länger desto mehr, schrieb Perthes anfangs Januar 1838; seit vierzig Jahren darf ich Droste und seit zehn Jahren Bunsen meinen Freund nennen, und nun sind beide Männer in einen Strudel hineingezogen, in welchem beide ihren Untergang finden können. Doch, bei solchen Ereignissen muß die Theilnahme an dem Schicksal der Personen zurücktreten. Was wird, was kann geschehen, wenn Rom sich nicht unerwartet nachgiebig zeigt? Die preußische Regierung kann nun, selbst wenn sie wollte, nicht mehr zurück. Den ersten, aber nicht den einzigen schweren Fehler beging sie, als sie diesen Mann sich zum Erzbischof auswählte. Kennen mußte sie ihn; Nicolovius war von alter Zeit her genau unterrichtet über ihn und der Oberpräsident von Vinke hatte lange Jahre hindurch mit beiden Brüdern Droste in hartem Streite gelegen. Kannte aber die Regierung ihn, so frage ich, was dachte sie sich, was konnte sie wollen, als sie ihn aus-

wählte. Sehr bald nach des Grafen Spiegel Tode ward ich nach Drostens Persönlichkeit gefragt, und das Endresultat meiner Antwort war damals: mit ihm als Erzbischof durchzukommen wird unmöglich sein.

Preußen hat es in seiner gegenwärtigen schwierigen Lage, heißt es in einem Briefe aus Süddeutschland, mit einer Macht zu thun, die sich nicht nur wie jede auswärtige Macht dem Einflusse der Cabinetsordres und Ministerialverfügungen entzieht, sondern auch anders als jede andere auswärtige Macht eine Partei im Lande selbst hat und haben darf, ohne dieselbe zu einer hochverrätherischen zu machen. Wir bei uns fürchten sehr, daß eine Regierung, welche alle Staatsangelegenheiten durch den Mechanismus einer wohlwollenden Administration abzumachen gewohnt ist, die schlimmsten Fehler in einem Zeitpuncte begehen wird, in welchem ein Problem gelöst werden soll, das gänzlich außerhalb des büreaucratischen Gesichtskreises liegt. — Herr v. Droste ist ein Ehrenmann, schrieb ein norddeutscher Freund im Februar 1838, und um so mehr schmerzt es mich, daß er sich für eine Sache opfert, die nicht nur nicht rein, sondern auch nicht möglich ist; in einer Epoche der Geschichte, in welcher die Nationalitäten schärfer als je sich abzuschließen streben, kann die alte, alle knechtende Gewalt nicht wieder zur Alleinherrschaft über Europa gelangen. Das Wiedererwachen des religiösen Sinnes im katholischen wie im protestantischen Deutschland begrüße ich mit Freuden, aber nicht die ultramontane Carricatur desselben, die jetzt abwechselnd mit dem Hanswurst in der Kölnischen und in der Mainzer Zeitung den Fasching belebt. Nach meiner Kenntniß der Zeitgeschichte halte ich den Ultramontanismus für ein Gespenst, und ist er in einigen Fällen mehr, so wird er vermuthlich von gebildeten Zeloten getragen, bei denen eine politische Färbung kaum fehlen dürfte. Aber freilich nicht jeder ist fähig, Gespenster zu bannen; daß die Klugheit der preußischen Regierung nicht sehr weit reichen würde, wenn sie sich mit der Curie zu messen hat, war voraus zu sehen. Ob die

Energie nun die mangelnde Klugheit ersetzen wird? Wir werden sehen; aber mein Vertrauen ist nicht groß. — Die Begebenheit ist die wichtigste seit dem letzten Pariser Frieden, schrieb ein Freund vom Rhein, und wir Deutsche haben alle Ursache, uns mit ganzer Kraft gegen einen Feind zu erheben, der in den Friedensjahren seine Plane so stille und geschickt verfolgte, daß er weit mehr erreichte, als die meisten ahnen.

Der Kampf mit der Curie und deren Partei in Deutschland schien um so bedenklicher, als die Gefahr einer zugleich auch politischen Gestaltung desselben nicht ferne lag. Tritt nicht ein unvorhergesehener Glücksfall ein, schrieb Perthes Ende Januar 1838, so haben wir lange Jahre eines gefährlichen Zwiespaltes im Innern vor uns, eines Zwiespaltes, der uns bei wiederkehrenden politischen Zerwürfnissen zu einer Beute der Fremden machen kann. Auf Preußen ruht Deutschlands Bestand und Sicherheit in Europa, und Preußen ist schwer bedroht. Wie schnell werden jetzt die westlichen Nachbarn, wenn auch nicht gute Christen, doch so eifrige Katholiken werden wie die Belgier, und wie geschickt werden sie die Mißstimmung in den katholischen Provinzen am Rhein und in Westphalen zu benutzen wissen. Ich hoffe, daß man in Berlin nur den Schein annimmt, als glaubte man, allein die Ultramontanen seien wild erregt, die große Mehrzahl der Katholiken aber auf Seiten der Regierung. Sollte man sich wirklich in diese Täuschung einwiegen, so könnte das Erwachen furchtbar sein; denn jetzt, wo es gilt, heißt es unter allen katholischen Parteien: und an dem Tage wurden Herodes und Pilatus gute Freunde. Auch die entschiedensten hermesianischen Priester sind katholische Priester und reißen die Masse der Bauern und Bürger mit sich fort, und der deutsche O'Connell in München hat, so alt er ist, noch ein Redeorchester, rauschend genug, um die Masse der Gebildeten zu betäuben und in Bewegung zu bringen. Freilich auch unter den Protestanten werden Herodes und Pilatus gute Freunde; seltsame Bündnisse stehen in Aussicht und schon jetzt ist es unter den Wi-

derwärtigkeiten, welche die preußische Regierung zu tragen hat, nicht die kleinste, daß der ganze Haufe der Liberalen ihren Schritten Beifall zujubelt. — So schlimm, wie Sie annehmen, stehen die Sachen doch wohl nicht für uns, antwortete ein Freund; der rheinische Clerus ist, weil er hermesianisch, wenigstens nicht mit dem Herzen auf Seiten der Curie, und das rheinische Volk mit seinen Traditionen von 1793 bis 1814 eben so wenig; das Münsterland ist zu klein, um in Betracht zu kommen, und die oberrheinische Kirche ist seit Wessenberg in Opposition gegen Rom. Vom Volke fürchte ich in der That nur wenig; aber die Regierungen von Östreich und Baiern werden mit Lust die Lage ausbeuten, in welche Preußen sich versetzt findet.

Die damalige Regierung Baierns hatte sich in der That enge mit der ultramontanen Partei verbündet und schien nicht abgeneigt, aus Preußens schwieriger Lage möglichsten Vortheil für sich zu ziehen. Schon früher hatte Perthes über die bairischen Zustände manche nähere Nachrichten erhalten. Dem Protestantismus in München und bis zu einem gewissen Grade in ganz Baiern fehlt die breite Basis, hatte ihm einmal ein Freund aus München geschrieben, welche er in Norddeutschland durch die stetige und unmittelbare Beziehung zur Wissenschaft der neueren Theologie hat. Wir kennen daher allerdings die seichten Köpfe und theologischen Dilettanten Norddeutschlands nicht, die alle Zeit bereit sind, sich und andere mit einer Anzahl fertiger Formeln und Redensarten abzuspeisen; aber dieser Gewinn ist um einen sehr hohen Preis erkauft und der Eifer mancher Geistlichen kann allein diesen Mangel nicht ersetzen. Sind die paar Examina bestanden, so hört bei den meisten Geistlichen der Zusammenhang mit der Wissenschaft auf, und das Bewußtsein, sich auf festem historischen Boden und in einem großen historischen Zusammenhang zu befinden, kann sich nicht erzeugen. Sie bewegen sich in subjectiver Überzeugung, nicht in einem großen Organismus, und weil sie die Erfahrungen des eigenen Lebens nicht der von unserer Kirche sanctionirten Erkennt-

niß unterzuordnen haben, wird es ihnen schwer, Demuth in sich aufzunehmen. Bei alledem haben wir in München aber doch die Hauptsache, nämlich eine große protestantische Gemeinde, welche allein in unserer Kirche Beruhigung findet. Die Schattirungen des norddeutschen Protestantismus sind ihr auch keineswegs fremd. Den Kern bildet der ehrliche aber unduldsame Kreis sittlicher und frommer Bürger, die von protestantischen Dogmen erfüllt im Katholicismus nur den Gegensatz von dem sehen, was sie als den sicheren Weg zur Seligkeit erlernt haben. Ihnen gegenüber stehen die sogenannten Gebildeten, welche gewohnt sind, mit Ansichten und Doctrinen umzugehen, sie zu vertheidigen und zu bekämpfen; meistens huldigen sie dem modernen Liberalismus und sind von Haß gegen das Pfaffenthum und gegen kirchliche Starrheit erfüllt und möchten die religiösen Überzeugungen lieber ganz untergehen, als sie zu einer Hemmung ihres mechanischen Staatsformalismus werden sehen. — So wenig Gefahren die Protestanten in Baiern ihrer Obrigkeit auch bereiten wollten und konnten, fühlten sie dennoch, daß sie ängstlich und mißtrauisch überwacht wurden. Es ist wahrlich, heißt es in einem Briefe aus München, ein demüthigendes Gefühl zu sehen, welche Stellung die protestantische Kirche und deren Diener und Gottesdienst in Baiern einnehmen, und dann erfahren zu müssen, daß die Katholiken in Preußen schon über unerträglichen Druck klagen, wenn die Regierung sich nicht mit ihrer ganzen Gesetzgebung dem Willen der römischen Curie unterordnen will.

Am 4. November 1837, in eben dem Augenblicke also, in welchem der Zerfall Preußens mit dem Erzbischof unheilbar hervortrat, ward der bisherige Staatsrath Abel an der Stelle des zurücktretenden Fürsten von Wallerstein die Seele des bairischen Ministeriums, und dieselbe Partei, welche in der Rheinprovinz die kirchliche Bewegung leitete, hatte nun in Baiern die politische Gewalt in Händen. Blöde ist das neue Regiment nicht, heißt es in einem Briefe vom 18. December an Perthes; können Sie sich es

vorstellen, daß Stahl (damals noch Professor in Erlangen) Staatsrecht nicht mehr lesen darf und Proceß lesen muß. Zweifelhaft ist uns nur geblieben, ob die Regierung von diesem Manne den Umsturz des Staates oder der Kirche fürchtet. — Wir besorgen sehr, schrieb ein anderer Freund gleichfalls im December aus München, daß aus der Abführung des Erzbischofs sich für uns die Befestigung der ultramontanen Partei in ihrer neugewonnenen Herrschaft als Folge ergeben wird; jeden Angriff und jeden Druck des Protestantismus wird sie mit der Hinweisung auf Köln rechtfertigen. Nur unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren dürfen wir jetzt über unsere Lage zu flüstern wagen. — So klein auch die Partei zur Zeit noch ist, heißt es in einem anderen Briefe aus München, so fehlt es ihr doch weder an intensiver Kraft, noch an Entschlossenheit, und es ist vorauszusehen, daß ihr in einer wild aufgeregten Zeit alle die vielen zufallen werden, welche immer dort, wo sie Kraft und Entschlossenheit sehen, auch das Recht und die Wahrheit zu finden glauben. — Die Partei, welche jetzt in den Besitz der Gewalt gelangt ist, schrieb ein anderer aus München, will eine politisch-kirchliche Umgestaltung des ganzen Landes und wird von manchen Protestanten unterstützt, die am Ende die dupes sein werden. Das Ministerium ist allerdings mit allen Mitteln ausgerüstet, die eine mechanische Centralisation gewähren kann, aber demungeachtet bleibt seine Stellung eine höchst unsichere; denn ihm gegenüber steht ein Land, welches aus den verschiedensten, zum Theil dem Ultramontanismus sehr feindlichen Bestandtheilen der Bildung und Neigung zusammengesetzt ist, und eine Verfassung, die in einigen Theilen Baierns mit wirklicher Liebe festgehalten wird. Es hat überdies mächtige Feinde und Neider, welche den König zu gewinnen wissen, indem sie ihn auf alle Weise die Geldmittel zur Befriedigung seiner Liebhabereien zu verschaffen suchen, und verlassen kann sich kein Ministerium auf den König; namentlich die Geldfragen pflegen oft zu persönlichen Spannungen zu führen, die leicht einmal mit

dem rücksichtslosesten Fortstoßen eines Ministers enden können. Der König ist fähig, große Ideen aufzufassen, aber jedes ihn unmittelbar berührende Interesse, sei es groß oder klein, reicht hin, um sie sofort fallen zu lassen. Fortdauernde Schwankungen in der Verwaltung können unter solchen Umständen nicht ausbleiben, die um so fühlbarer werden, je centraler die Regierung ist; ein mißglücktes Experiment folgt auf das andere, heute dieses, morgen das entgegengesetzte. Die nothwendige Folge ist für die Beamten politische Unsittlichkeit und für das Volk, vorläufig wenigstens, politische Gleichgültigkeit. Das Erwachen wird nicht ausbleiben — wehe uns, wenn man dann nicht gerüstet ist!

Als Fahne, unter welcher die in Baiern herrschende Partei zu fechten gedachte, als Wahrzeichen dessen, was sie sann und was sie wollte, erschien anfangs Februar 1838 der Athanasius von Görres. Die Schrift, in welcher Görres seinen ganzen, lange verhaltenen Haß gegen Preußen ausgoß, ward nicht nur in Baiern gedruckt, sondern durfte auch in einer Reihe neuer Ausgaben wieder aufgelegt und verbreitet werden. Der Athanasius von Görres ist eben erschienen, heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, und kehrt das Unterste und Innerste der Zeit heraus. Eine Sprache wie diese hat Preußen noch nicht gehört. Für die Selbstgefälligkeit, in welche man in Berlin von jeher gerne verfiel, wird sie heilsam genug sein, und für jeden Deutschen ist die Wahrheit erschütternd, daß in Preußen die wichtigsten Verhältnisse des öffentlichen Lebens noch immer jeder positiv-rechtlichen Ordnung gänzlich entbehren und ohne Wurzel im Volke und ohne Wurzel in der Regierung allein dem Centrum einer Administration anheimfallen, die bei allem Wohlwollen und aller Arbeitsamkeit größeren politischen Aufgaben sich nie gewachsen gezeigt hat. — Das ist ein tolles Buch, heißt es in einem anderen Briefe. Gleich zum Eingang wird in der Vorrede Preußen abgethan und dringlichst ermahnt, sich vor sich selbst zu hüten. Zwei Staat-Ichs nimmt Görres in Preußen an, ein allenfalls erträgliches und ein sehr schlechtes; das

sehr schlechte ist natürlich das, was nicht so denkt und thut wie Herr Görres es wünscht; es sei, meint er, das böse Gespenst, das nicht ablassen wolle im preußischen Staate umzugehen und Unheil anzurichten; in allen critischen Augenblicken erhebe es sich immer auf das neue aus seiner Modergrube und biete dem besseren Doppelgänger Fehde und Feindschaft an; jetzt eben habe wieder einmal der starre Knochenmann sich in rohen ungeschlachten Ausbrüchen kund gethan, alle Concordate beseitigt, alle Rechtsansprüche niedergetreten, die rohe Gewalt herausgefordert und rühme dabei noch aller Welt seine Freisinnigkeit und Versöhnlichkeit. Auch im Protestantismus findet Görres zwar zwei Elemente, aber die taugen alle beide nichts; das eine ist der Rationalismus: das ist ein fressendes Gift, welches dem Arsenik vergleichbar mit dämonischer Gewalt alles annagt, auflöst und zerstört; das andere ist der Pietismus: das ist ein betäubendes Gift, der Blausäure vergleichbar, dessen bloße Berührung schon die Glieder im Tode löst. Fast scheint es, als ob Görres dem Katholicismus nicht gar große Festigkeit zutraue; wenigstens fürchtet er offenbar, daß der Katholik, der mit dem Protestantismus zusammentrifft, sich von einem jener Gifte, man sieht nicht recht ob von dem fressenden oder dem betäubenden, ergreifen lassen werde. Bei dem Gedanken an eine Ehe zwischen Protestanten und Katholiken stehen ihm daher die Haare zu Berge. Daß sein jetziger König in gemischter Ehe lebt, daß sein künftiger König in gemischter Ehe geboren ist, hindert den frommen Mann nicht, die gemischte Ehe als eine Schändung des Sacraments und den in gemischter Ehe Geborenen als einen zweischlächtigen Bastard zu bezeichnen. Es ist doch wirklich kaum glaublich, daß solches Zeug von dem bairischen Ministerium wirklich sollte verbreitet werden.

Endlich habe auch ich den Athanasius gelesen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; es sind Schilderungen darin der kümmerlichen Zustände, wie eine protestantische Kirche sie haben kann, die durch Kraft und glücklichen Ausdruck an den Rhei-

nischen Mercur erinnern. Im ganzen aber ist es doch ein recht geringes, ich möchte sagen greisenhaftes Buch; die alte Schlachtlust ist noch da, aber es fehlt die Potenz; tönende Worte und Schwulst der Rede sind an die Stelle der früheren oft großartigen Bilder getreten und heftiges Poltern, ja zuweilen selbst sehr gewöhnliches Schimpfen sollen die Kraft der fehlenden Gedanken ersetzen. Der Alte muß jetzt nicht mehr schreiben; es wäre Schade, wenn er das Bild seiner jungen Jahre, welches immer einen Ehrenplatz in unserer politischen Literatur einnehmen wird, im Alter zur Carricatur machte. Daß das Buch so viel gelesen wird, hat es doch wohl hauptsächlich der rücksichtslosen Plumpheit der Ausdrücke in den Angriffen auf Preußen und den Protestantismus zu danken; man kannte so etwas in Deutschland nicht und wer einen solchen Ton zuerst anschlägt, macht immer Aufsehen; es dauert aber meistens nicht lange. — Trotz Görres und Athanasius gewinnt, schrieb ein anderer, die Münchener Gesellschaft Boden, auch die Augsburgische Allgemeine Zeitung neigt aus Haß gegen Preußen sich ihr mehr und mehr zu und die Frankfurter Oberpostamtszeitung ist gänzlich in das bairische Interesse gezogen. — Ich bekenne, heißt es dagegen in dem Briefe eines preußischen Freundes vom 4. April 1838, daß sich mir, wie verletzt mein Gefühl auch durch das Zufahren unserer Regierung war, doch die Welt umgedreht hat, seitdem ich den Athanasius gelesen. Wir Protestanten waren sehr im Irrthum, als wir glaubten, so weit mit dem Katholicismus im Frieden zu sein, daß wir unsere Freude an seiner Geschichte im Mittelalter ungestraft aussprechen dürften. Während wir ohne Arg uns preisgaben, hat diese Partei im Stillen uns Verderben bereitet; ich denke aber doch, für sie ist Görres zu früh losgefahren. Über viel kleines Zeug, was mich sonst geärgert hätte, hat mir der Athanasius hinweggeholfen, er gibt doch wieder einmal das Gefühl großer und frischer Interessen und erfüllt mit Parteilust. Auch ich bin eine Art Sturmvogel, und wenn ich selbst nicht zuschlagen kann, so freue ich mich, wenn

andere zuschlagen, wenn es einiges Wellenspiel gibt und es so ein weniges drunter und drüber geht. Ich will keinen Religionskrieg wünschen, es wäre Sünde und Frevel, herbeizusehnen, was von dem furchtbarsten Unglück für Tausende begleitet sein müßte; aber wenn nun dennoch einer ausbräche! Ich würde vor innerer Lust davon gesund, und wenn ich am Tode läge.

Der Athanasius war nicht die einzige bedeutende literarische Erscheinung, durch welche der Münchener Kreis in den Kampf eingriff, es ward vielmehr schon bei dem ersten Erscheinen desselben im Februar 1838 ein anderes noch weit nachhaltiger wirkendes Unternehmen vorbereitet. Das Berliner politische Wochenblatt hatte bisher, heißt es in einem Briefe aus München, die politischen Anhänger des Herrn von Haller und die Ultramontanen vereinigt; diese Vereinigung ist nun gesprengt; die einen können Preußen nicht fallen lassen und die andern wollen es nicht schonen. Ein neues Organ bildet sich jetzt hier unter dem Namen: Historisch-politische Blätter, herausgegeben von Phillips und dem jüngeren Görres. Der ausgesprochene Zweck ist: die Rechte der Kirche und die Freiheit der einzelnen auf Grund des historischen Rechts und mit Verleugnung aller revolutionären Staatsentwickelung zu vertheidigen. Daß in dem Begriffe der Revolution der Protestantismus mit eingeschlossen ist, versteht sich von selbst. Eine Partei, welche wie diese nicht allein die wissenschaftlichen, sondern auch die practischen Interessen der Zeit vertreten will, wird schnell in den Strudel des Tages hineingezogen sein und in keinem Falle ohne Bedeutung bleiben. Der deutsche Katholicismus ist nicht wie früher der französische durch den Hof und die Hofpfaffen abgenutzt, sondern hat noch in der Tiefe der Gemüther einen Grund, der stärker ist, als der protestantische Norden glaubt. Will nun der abstracte moderne Staat Sieger über die allen handgreifliche und alle greifende Kirche bleiben, so wird er sich an die Gemüther wenden müssen, und dann ist es mit der Entscheidung durch Cabinetsordres zu Ende. — Die neue Zeitschrift wird wenigstens anfangs sich

vor heftigen Ausfällen in Acht nehmen, heißt es in einem Briefe vom April 1838; die Leute sehen die Nothwendigkeit der Vorsicht ein; Görres' Polemik hat so viel Ärgerniß gegeben und der Partei so viel geschadet, daß der Minister jetzt schon den hiesigen kleinen Schmutzblättern erlaubt, den alten Görres anzubellen. — Glauben Sie mir, schrieb ihm ein mithändelnder Freund aus Berlin, daß mich der unerquickliche Kampf dieser Zeit nicht weniger tief schmerzt als Sie. So viel Liebe geht unter und so wenig Licht wird heraufgefördert. Aber unter den mannigfaltigen Gefühlen, die dadurch erregt werden, ist mir doch das schmerzlichste dieses, daß so wenig Kraft des Geistes auf unserer Seite sich zeigt. Die da drüben, so schlecht und unwahr sie sein mögen, haben wenigstens in der sichtbaren Erscheinung ein Siegesgefühl voraus, das zwar nicht absolut ist, da es von der tieferen Wahrheit völlig entfernen kann, aber doch eine Realität hat. Wer aber hat von unserer Seite in der Kraft des Glaubens und der Liebe geredet!

Die während des Sommers 1838 immer heftiger und immer allgemeiner werdenden Angriffe jener katholischen Partei steigerte bei vielen die früher schon ausgesprochene Befürchtung, daß das kirchliche Zerwürfniß zu einer politischen Auflösung Deutschlands führen könne. Was ich, schrieb ein norddeutscher Freund im August 1838 an Perthes, aus dem westlichen Deutschland lese und durch Reisende höre, gefällt mir nicht. Es ist da eine jener Zersetzungen in vollem Gange, welche die Ruhe der Völker bedrohen. Der Mißmuth der Rheinländer und Westphalen, dem die Priesterfehde als Anlaß und Krystallisationspunct gedient, greift gewaltig um sich und wird nicht mehr verhehlt. Es ist mir klar, daß er seinem eigentlichen Grunde nach gegen das preußische Wesen, gegen die knappe, alles regelnde, viel fordernde und belästigende Verwaltung gerichtet ist, und daß diese Verwaltung selbst ihre beste Zeit erlebt hat und nirgends mehr ausreicht, nicht im Osten und nicht im Westen, nicht in Schlesien und nicht am Rhein. —

überaus gerne brächte ich einige Wochen in Berlin zu, heißt es in einem anderen norddeutschen Briefe an Perthes, um mir eine klare Anschauung von dem jetzigen Leben der Monarchie zu verschaffen, für die ein Wendepunct eingetreten ist oder in nächster Zeit eintreten wird. Mehr als in irgend einem anderen Staate ist in ihr die öffentliche Meinung eine Macht, und diese öffentliche Meinung ist jetzt gänzlich zersetzt auf einem durchaus unerreichbaren Gebiete des geistigen Lebens. Wenn das religiöse Bekenntniß verschiedene Staaten trennt und unlösbare Collisionen erzeugt, so kann und muß ein gesunder Krieg die Hülfe bringen. Wo aber gemischte Bevölkerung in demselben Staate ist, kann, wenn es beiden Theilen Ernst ist, eine Ausgleichung kaum gedacht werden ohne inneren Krieg. Ist aber der Ultramontanismus nicht wahre, ernste Volksüberzeugung, sondern zurückgedrängter Oppositionsgeist, so bleibt nichts übrig als alle Kräfte zu concentriren und auf einen äußeren Feind zu werfen. — Die Glocken schlagen laut, schrieb Perthes: Strauß, Hannover und vor allem Köln. Sollte es wirklich wahr sein, daß die Wunde, welche die deutsche Nation in zwei feindliche Theile zertrennt hat, noch eitert und blutet, wie vor zweihundert Jahren, sollte wirklich dieser jetzige Kampf nur das äußere Zeichen tiefer, innerer Spaltung sein, nun denn, so ist offener Streit besser als pharisäisch zu wandeln auf übertünchten Gräbern. — Auf keiner Seite ist nur Unrecht, schrieb er um dieselbe Zeit, und auf jeder Seite mangelt es an Recht und Gerechtigkeit; alles löst sich in Parteileidenschaft auf und nirgends sehe ich Männer, welche auch im Gegner einen berechtigten Streiter anzuerkennen vermöchten; täglich wird man versucht, bald links bald rechts um sich zu schlagen, und dennoch ist es das richtigste, sich stille in sich zu verschließen und abzuwarten, bis der Tumult sich gelegt hat.

Das Kölner Ereigniß hatte sehr allgemein die Meinung erregt gehabt, daß es augenblicklich und unmittelbar schwere und außerordentliche Folgen nach sich ziehen werde. Das war nicht der Fall gewesen. Die Einsetzung einer Bisthumsverwesung für

Köln stellte ein leidliches äußeres Einvernehmen zwischen der Regierung und der Curie wieder her und politische Unruhen brachen nirgends aus. Weil die mit großer Spannung erwarteten bedeutenden Folgen unmittelbar nicht eintraten, wähnten nun viele, daß bedeutende Folgen überhaupt nicht eintreten würden, während doch historische Ereignisse meistens als Glieder einer großen Kette wirken und eine Saat sind, die langsam reift.

Politische Richtungen und Ereignisse.
1838—1843.

Die vielen bedeutenden Ereignisse religiöser, politischer und socialer Natur, welche in dem letzten Jahrzehend nacheinander und nebeneinander hervorgetreten waren, hatten geistige Unruhe und Aufregung aller Art zurückgelassen. Gefährliche Elemente entgegengesetzten Wesens drängen sich auf das neue an den Tag, schrieb Perthes einmal. Einerseits ein übermäßig irdisch-geschäftliches Treiben, welches schlaff und todt allem Geistigen gegenübersteht; anderseits die überspannteste Unruhe im geistigen Leben, aber nur um alles, was bisher das Gemüth beruhigte, in Zweifel zu stellen und kraftlos zu machen. Dazu eine luxuriöse, frivole, zur Desperation führende Literatur. — Auch die Briefe an Perthes geben manche Andeutungen über das, was damals noch immer oder schon wieder die Nation bewegte. Die Träume von Republik oder republicanischer Monarchie halte ich keineswegs für abgethan, schrieb ein Norddeutscher, auch nicht im Norden Europa's, wo Norwegen als lockendes Vorbild dasteht. Immer neu wächst die Jugend heran und mit ihr werden immer wieder Ansprüche und Hoffnungen des Prometheus hineingeworfen in die Zeit. Jahr aus Jahr ein lehren die Schulen das Mark der alten Republiken aus den Kno-

chen der Griechen und Römer saugen; überall drückt der Schuh; die trübe Aussicht der so herangebildeten Jugend, ihre Jahre der Kraft im Staatsdienst oder im Gewerbe zu verkümmern, bürgt dafür, daß es auch künftig an Unzufriedenen nicht fehlen wird, und so lange es Unzufriedene gibt, wird es auch Republicaner geben. — Ist Frankreich auch schon seit Jahren, schrieb ein anderer, nicht grade ein glänzendes Vorbild für politische Hoffnungen und nicht im Stande, durch einzelnes die Zuneigung der Völker zu erwerben, so begegnen wir doch oft Äußerungen, die verrathen, daß auch jetzt noch viele das Dasein eines solchen Volkes und eines solchen Staates für ein Glück halten, weil ohnedem Europa verknöchern und erstarren würde. — Der NN. ist doch meiner Seele zu deutsch, heißt es ein anderesmal, deutscher als Deut oder Teut. Ich habe, wie Sie wissen, zu viel von der übrigen Welt gesehen, um über maßen deutsch sein zu können, und gebe Gott die Ehre, der die anderen Wichte alle und sogar die Welschen auch gemacht hat. Dennoch lobe ich mir solch ehrlich Gemüth, rein und echt, und wahrlich die Könige, wenn sie ihr Handwerk verstehen, dürfen solche treue Bullenbeißer, die den heiligen Graal bewahren, nicht verscheuchen; die Race wird selten. — Ich halte es, schrieb ein Anhänger Haller's, mit Gentz: „Wenn, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles alten die herrschende Tendenz wird, so müssen einzelne Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden.“ Daß Wahrheit und Recht auf den Thronen, in der Kirche, unter dem Volke niemals in ungetrübter Glorie gestrahlt haben, ist gewiß; aber jene höchsten Güter waren doch nicht principiell so vernichtet, wie dieses in unserer Zeit so vieler Orten geschieht. Wie manches Band haben wir gewaltsam zerreißen sehen und die Mitlebenden erkannten die Gewalt jubelnd an! wie manches alte Band wird heute Schritt für Schritt gelockert und die Gesetzgebung selbst erkennt das an! Weit um mich her sehe ich nur Verwesung, überall steigt Modergeruch an mich heran; aber dennoch will ich das Keimen und Grünen einer jungen und

besseren Saat gewiß nicht verkennen, obschon ich keine Hoffnung hege, sie noch in Ähren schießen zu sehen. Es hat oftmals schon Zeiten wie die unsrige in der Geschichte gegeben, und es waren nicht die schlechtesten, in welchen die Besten sich reizbarer für das Böse als für das Gute ihres Zeitalters zeigten, und sollte in einer Zeit, welche so hohen Werth auf das Dasein einer Opposition legt, nicht auch eine rückläufige Opposition ihren Werth haben, die muthig auftritt, wenn alles mit Siebenmeilenstiefeln voraneilt und mit dem Hufe von Attila's Roß das aus dem Sturme der Zeit noch Gerettete vollends zerstampfen will? — Die Östreicher liegen uns Deutschen wohl etwas schwer in den Füßen, heißt es in einem Briefe aus München, aber sie sind doch auch die Ursache gewesen und werden es wohl auch künftig noch oft sein, daß wir immer wieder auf die Beine zu stehen kommen, wenn es ans Purzeln geht. Sie lassen uns gerne die Ehre, der Kopf zu sein, und begnügen sich mit ihren schweren Fundamentaleigenschaften. Mir scheint für die mittleren und kleineren deutschen Staaten fast keine Concession zu groß, um Östreichs Interesse dem ihrigen nahe zu bringen, nicht allein weil das nervöse Leben der Mark Brandenburg Beruhigung bedarf, sondern auch aus positiven Gründen. Keineswegs will ich damit gut heißen, was das Haus Habsburg in früherer und späterer Zeit gesündigt hat. Gentz' Briefe aus dem Jahre 1805 zeigen eine Verschlammung, von der auch jetzt sich starke Spuren finden. Ich kann zuweilen Blicke in die dortigen Zustände thun, die Schlechtes und Verfaultes an vielen Orten vermuthen lassen. Doch abgesehen davon, welch gräulicher Abschaum der Literatur findet in dem streng bewachten Östreich stets einen guten Markt! Die Leute haben dort zwar bekanntlich einen guten Magen, aber solches Zeug, einmal verschlungen, will irgendwo wieder heraus.

In acht Tagen beginnt der schleswigsche Landtag, schrieb ein Freund im September 1840 an Perthes. Er wird bedeutend werden durch die Gelegenheit, die den Schleswigern dargeboten,

ja aufgedrungen wird, sich über ihr Verhältniß zu Holstein und zu Dänemark zu äußern. Die radicalen Dänen möchten das Herzogthum, weil in den nördlichen Ämtern ein corrumpirtes Dänisch gesprochen wird, ganz nach Dänemark hinziehen und vorerst der dänischen Sprache das Übergewicht verschaffen. Dagegen sträubt sich das Gefühl der großen Mehrzahl; die beiden Augustenburgischen Fürsten nehmen in der Sache leidenschaftlicher Partei, als es von den Schwägern des Königs zu erwarten wäre. Man darf heftigen und entschiedenen Manifestationen entgegensehen. Schleswigs Geschichte, Verwaltung, Gesetzgebung, Bildung ist deutsch. Friesen und Dänen werden von Deutschen administrirt und vertreten ohne alle Benachtheiligung. Es trägt aber dieses Land den nicht geringen und nicht zu beseitigenden Nachtheil, daß in ihm die Grenze zweier Sprachen ist; da, wo sie sich berühren, entstand ein Kauderwelsch, welches die Bildung erschwert, aber langsam immer weiter nordwärts rückt. In Angeln ist das Dänische fast verschwunden, während es dort vor vierzig Jahren alleinige Sprache des gemeinen Lebens war. Nun aber stellen sich die Dänen auf das ungeberdigste zur Wehr, werben, drohen, vertheilen Bücher. Eine Partei holsteinischer Germanen beginnt von der andern Seite die Lehre zu predigen, daß man von Schleswig sich lossagen, es seinem Zwittergeschick überlassen solle, wobei der Hintergedanke durchschimmert, daß durch die Vereinigung dreier dänischer Ständeversammlungen (Inseln, Jütland, Schleswig) die norwegische Constitution um so leichter werde zu erzwingen sein. Die große Mehrheit in Holstein will dagegen dem alten Bande treu bleiben und die Ständeversammlung hat sich laut und bestimmt darüber ausgesprochen. So, lieber Freund, sind die Geister lebhaft bewegt; der politische Mergel bringt zum erstenmal ein neu umgebrochenes Land in Gährung. Wer nur zur rechten Zeit das Unkraut jäten könnte! Denn die Pflanze selbst wächst ohne unser Zuthun und ist keine Treibhauspflanze, wie einige möchten glauben lassen.

Während die Deutschen sich eifrig ihren häuslichen Angelegenheiten und Richtungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Zwisten und Versöhnungen hingaben, wurden sie durch das Jahr 1840 lebhaft daran erinnert, daß Deutschland inmitten der großen europäischen Gegensätze liege und etwas früher oder etwas später noch andere als häusliche Aufgaben zu lösen haben werde. Das Jahr vierzig eines jeden Jahrhunderts soll, schrieb Perthes im December 1839, große Bedeutung haben, behauptet man und weissagt dergleichen auch von dem jetzt kommenden Jahr. Es läßt sich wohl so an, als ob große Ereignisse eintreten könnten. So zu sagen wird es auch Zeit, daß das Blut einmal wieder zum Kochen kommt. — Der siegreiche Kampf Mehemed Ali's, des Pascha von Egypten, gegen die hohe Pforte hatte die Besorgniß hervorgerufen, daß Kaiser Nicolaus, um das ottomannische Reich zu beschützen, Konstantinopel besetzen und dadurch den Ausbruch eines großen europäischen Krieges herbeiführen werde. Wer könnte zweifeln, schrieb Perthes im Frühjahr 1840, daß Rußland in der großen Geschichtsepoche, welcher Europa unaufhaltsam entgegengeht, eine Hauptrolle spielen wird? Aber wir haben zunächst wohl wenig von ihm zu fürchten; es wird, so lange die jetzigen europäischen Verhältnisse fortbestehen, alle Ursache haben, Östreich zu schonen und Preußen und Deutschland in der Lage zu erhalten, in welcher sie sich befinden. Zu wenig Gewicht wird dagegen, wie mir scheint, auf die Wiedervereinigung der bisher uniirten griechischen Polen mit der russischen Kirche gelegt. Sie ist ein neuer bedeutender Schritt zum gänzlichen Einswerden der griechischen Kirche mit dem russischen Reiche, und es wäre wohl nicht unmöglich, daß die griechische Kirche in ihrer Verbindung mit der russischen Macht eine Rolle neben Katholicismus und Protestantismus zu spielen bestimmt wäre. — Durch seine Massen wird Rußland Deutschland nicht erdrücken, heißt es in der Antwort; es hat sie, aber es kann sie nicht auf den Kampfplatz bringen; gefährlich wird es nur durch seinen Einfluß und seine Schlauheit; die

Völker gewinnt es schwerlich, wohl aber die Fürsten und deren Diener. Nun ist es durch die monströse Verbindung geistlicher und weltlicher Macht in einen neuen Gegensatz gegen Petrus und Paulus getreten, die sich in das römisch-deutsche Abendland getheilt hatten. Die Freiheit der Welt wird sich vielleicht noch unter des Papstes Fahne flüchten müssen, vorausgesetzt daß es gelingt, den Papst zum Protestantismus zu bekehren, wozu ich Zacharias Werner einmal aufmunterte, nachdem er mir seine Weihe der Unkraft vorgelesen hatte. Die nächste Aufgabe wird es jedoch allerdings wohl sein, die Russen fern vom Bosporus zu halten.

Wie Rußland durch den Schutz der Pforte, gedachte Frankreich durch den Schutz Mehemed Ali's seine Herrschaft im Orient zu kräftigen. Der Vertrag vom 15. Juli 1840, durch welchen die vier Großmächte ohne Mitwirkung des Pariser Hofes dem Pascha von Egypten den Frieden dictirten, versetzte daher ganz Frankreich in die größte Aufregung. Thiers, seit dem 1. März Präsident des Ministeriums, drängte zu gewaltigen Kriegsrüstungen, und da im Orient nichts zu ändern war, ward die Kriegswuth auf Deutschland und den Rhein gelenkt. Der Teufel und die Franzosen, seine alten Gesellen, sind wieder auf dem Plan und wollen zu Felde ziehen, schrieb im September ein befreundeter Staatsmann. Der Hahn schämt sich gekräht zu haben und fürchtet sich vor denen, die ihm helfen wollen, noch mehr als vor den drei Landhähnen und selbst dem einen Seehahn, die ihn jedoch wohl sicherlich tüchtig zudecken werden. Doch Gott erhalte uns den Frieden! — Als Thiers im October 1840 eine Haltung annehmen wollte, welche einer Kriegserklärung gegen Europa gleich kam, fiel er und an seine Stelle trat das Ministerium Soult und Guizot. Vor der Hand also behalten wir den sogenannten Frieden, schrieb Perthes, aber ich kann nicht glauben, daß die Verhältnisse noch lange ohne den Einbruch roher Gewalt bestehen oder vielmehr auseinander gehalten werden können. Frankreich als Staat und als Nation geht gewiß einer Auflösung entgegen, aber

leicht könnte es mitten in seiner Zersetzung noch einen Versuch zur Oberherrschaft über Europa machen und dieser Versuch könnte für eine kurze Zeit gelingen. — Noch im December 1840 schrieb ein mit dem Gange der Dinge sehr bekannter Staatsmann an Perthes: Der Herr wache über unser geliebtes Vaterland in dieser verhängnißvollen Zeit, wo jeder gut thut, sich gegen den Teufel und seine Helfershelfer in Paris zu rüsten, damit wir Frieden behalten, oder ihn uns ruhmvoll erkämpfen. — Bald darauf aber gelang es dem Fürsten Metternich, Frankreich aus seiner isolirten Lage und zum Wiedereintritt in die europäischen Verhältnisse zu verhelfen. — Die Kriegsgefahr ist vorüber, schrieb Perthes; ob aber den Deutschen jetzt der Krieg mit Frankreich, der für nicht ferne Zukunft doch unvermeidlich ist, nicht besser als später gewesen wäre, wage ich nicht zu beantworten. — Frankreichs Demüthigung war wohl verdient, heißt es in einem Briefe an Perthes, aber sie wird uns böse Früchte bringen. Die Majorität der Franzosen läßt sie sich wohl des Friedens wegen gerne gefallen, aber nicht die Majoritäten, sondern die Minoritäten regieren die Welt. Jedenfalls hat England, wie gewöhnlich, den Vortheil und wir Deutschen bezahlen, wie gewöhnlich, die Zeche zunächst schon durch die Kosten der Kriegsrüstung.

Östreich vor allem hatte in der That eine schwere Geldcrisis zu bestehen. Die finanzielle Lage, in der wir uns befinden, ist sehr bedenklich, heißt es in einem Briefe aus Wien vom 9. August 1841. Unser neuer Finanzminister, Herr von Kübeck, erkannte nach der vorjährigen politischen Crisis die Gefahr, in welche die Bank bei der großen Ausdehnung ihrer Geschäfte und der unverhältnißmäßig großen Emission von Noten kommen könnte, und drang deshalb mit Ernst auf die Beschränkung des Creditsystems. Seine Maßregeln beleidigten den Stolz der betheiligten großen Häuser und veranlaßte die mächtigsten, ihre Verbindlichkeiten auf Einmal einzulösen. Dadurch verlor die Börse in wenigen Monaten ein Operationscapital von 10 bis 15 Millionen. Das Geld

ward daher außerordentlich gesucht und die schwächeren Häuser mußten nun ihre Wechselcirculation unter allen möglichen Masken vermehren. Das Mißtrauen wuchs, die öffentlichen Papiere, vorzüglich aber die Actien der Industrieunternehmungen sanken schneller und schneller und die gefürchtete Katastrophe trat ein; Steiner, Geymüller fielen und rissen eine Anzahl kleiner Häuser mit sich. Die Staatsverwaltung sah sich nun genöthigt, um der Unglücksfluth einen Damm zu setzen, eine Aushülfscasse zu schaffen und fünf Millionen in die Hände der drei Bankiers Rothschild, Sina und Arnstein niederzulegen, um dafür Staatspapiere und Eisenbahnactien in Versatz zu nehmen. Zugleich kam man der Stadt Triest, deren Kaufmannschaft durch den Verlust des hiesigen Credits in enorme Verlegenheit gerathen war, mit einer Million gegen Waarenverpfändung zu Hülfe. So stehen nun die Sachen und wie soll dem zerstörten Credit der hiesigen Börse wieder aufgeholfen, wie die Millionen verlorener Capitalien wieder gewonnen werden? Herausgestellt hat es sich, daß wir für unsere vielen großen Unternehmungen nicht Geld genug haben und daher neue Repräsentationsmittel bedürfen. Der Werth alles Eigenthums und damit zugleich das Einkommen des Staates ist dagegen durch alle diese Ereignisse so gestiegen, daß jetzt den großen Ausgaben genügt werden kann, ohne neue Schulden machen zu müssen, während noch vor einem Monate ein neues Staatsanlehen von vierzig Millionen contrahirt werden mußte. Die Hülfsquellen unseres Landes sind zwar groß, aber der Zeitgeist ist außerordentlich gefährlich; die Gemüther sind in eine solche Unruhe gesetzt, daß alles nur immer geschwinder leben, immer schneller reich werden will und große Crisen nothwendig eintreten müssen. Ich fürchte sehr, daß die jüngere Generation schwere Proben zu bestehen haben wird. Doch davon läßt sich näheres nicht schreiben.

Mehr als auf irgend einen anderen europäischen Staat hatte ganz Deutschland in dem verhängnißvollen Jahre 1840 auf Preußen geblickt. Preußen hatte, das ließ sich nicht verkennen, wäh-

rend der zunächst vorangegangenen Jahre an Ansehen und Vertrauen unter den Deutschen verloren gehabt. Leider ist es wohl wahr, daß Preußen im Rückzuge ist, schrieb Perthes im November 1838, ich glaubte nicht, daß den edlen tüchtigen Bestrebungen der Athem so bald ausgehen werde. In allen Zweigen der Verwaltung gewahrt man ein unentschlossenes Vorwärts und Rückwärts und somit Verwirrung. Bei NN.'s letzter Anwesenheit waren diese Verhältnisse sehr oft der traurige Gegenstand unserer Unterhaltung; der König ist alt, und ein Nachwuchs kraftvoll ausgezeichneter junger Männer für die höheren Ämter will sich nicht zeigen. Eichhorn im Auswärtigen ist allein noch eine Stütze. Dazu nun die Zerwürfnisse mit den Priestern und mit einem Theile des katholischen Adels. Die schwüle, düstere Ruhe dieser Tage ist keinem Staate heilsam, und doch für Preußen am meisten läßt sich hoffen; es gebietet über sehr viel Intelligenz, Arbeitstüchtigkeit und guten redlichen Sinn, und wenn die Characterkraft des künftigen Monarchen dem Reichthum seines Geistes entspricht, so werden auch im Volke schon Geister wach werden und höhere Kräfte sich zeigen. — Berlin ist eine wundersame Geburtsstätte, aber auch ein offenes Grab, äußerte sich Perthes im März 1840; dort muß eine Umgestaltung eintreten, oder es kommt wieder eine Zeit, wie die der letzten Jahrzehende vor 1806, in denen ausgezeichnete Männer, wie Gentz und Prinz Louis, Roués wurden, und die Hardenbergische Salonwirthschaft mit allen ihren Anhängseln zu dem heranwuchs, was sie später war. Niebuhr sah, nachdem er die große Zeit der Verzweiflung von 1806—1813 durchlebt hatte, seit 1820 ähnliche Zustände wieder auftauchen; er fühlte das mehr, als er es erkannte, und grade deshalb übermannte ihn die Angst, als das Jahr 1830 hereinbrach. Alles, was man heute sieht und hört, alle Mittheilungen, die ich von so verschiedenen Seiten erhalte, zeigen Verdumpfung und Verschleimung, Übergeistigung und Blasirtheit, und in Folge davon Verwirrung bis hoch oben hinauf. Die Kräfte von Männern, wie Eichhorn, wer-

den absorbirt, und sollte das, der alten Generale nicht zu gedenken, nicht auch bei dem Mann bald eintreten müssen, auf den alle Augen sich richten? Durch ganz Deutschland geht ein Gefühl, daß es in den Grundvesten Preußens nicht sicher sei; an manchen Orten freut man sich dessen, und ein Buch wie die Pentarchie findet Beifall und hat Erfolg. Man darf, wenn es sich um große Umwandlungen handelt, nicht um Jahre markten; aber soll nicht schweres Übel fest wurzeln, so muß bald Großes geschehen, und ich glaube, es wird bald geschehen. Nicht grade als ob die Entscheidung sich aus dem Inneren Preußens hervordrängte; aber alles, alles in dem großen Weltgange deutet auf eine außerordentliche Weltepoche hin. Für euch junge Männer gilt es sich frisch zu halten und die Kraft zu bewahren. — Es kommt hier mehr und mehr eine Richtung des Geistes und des Characters zur Herrschaft, schrieb im März 1840 ein Freund aus Berlin an Perthes, die ich kurzweg eine französische nennen möchte. Der Franzose hält das Leben für eine Repräsentation, darauf geht alles bei ihm hinaus; die Idee der Freiheit existirt für ihn nicht, sondern nur die Freude, durch seine Rede andern die Meinung beizubringen, als sei er von dieser Idee ergriffen. Der kühne Redner der Freiheit ist ein schamloser Kriecher im Handeln; auf dem Sterbebette noch spielt er Comödie mit dem lieben Gott; in der Wissenschaft will er nur das Pikante, nur was Gespräch in den Salons bewirkt und große Meinung von seinem Scharfsinn erweckt; alles übrige schiebt er fort, so weit als möglich. So etwas greift jetzt auch hier wie eine Wucherpflanze weiter und weiter um sich. Hofverbindungen zu haben, in einer Unsumme von Verhältnissen zu stehen, das ist das höchste Ziel; alles in der Welt, Religion und Politik, Wissenschaft und Kunst scheint eigentliche Bedeutung nur zu haben, insofern es einen glänzenden Gegenstand der Salonunterhaltung abgibt; der Ernst des Mannes, die Tiefe des Geistes geht verloren und Zeit und Kräfte werden zersplittert und der Character verschwindet. Nur wenige gibt es, die auf ihren eigenen zwei

Beinen stehen und nicht in ein Mäuseloch kriechen, wenn sie die öffentliche Meinung gegen sich gerichtet sehen, und was ist dieser Rohrstengel anderes, als eine Pfeife, auf welcher ein paar Tonangeber blasen. — In unserm Staate hat das sehr geordnete Verwaltungswesen es zu einer fixen Idee werden lassen, heißt es in einem anderen Briefe, daß das Verwalten die Hauptsache und das Verwaltete etwas Gleichgültiges sei. Die Freude an der Zusammensetzung der Maschine ist so groß, daß das, was sie wirken soll, fast übersehen wird. In der nächsten Umgebung des Königs ist es doch wirklich einzig und allein nur noch Alexander von Humboldt, durch welchen Lebendiges demselben nahe gebracht wird.

Ende Mai 1840 setzte die Kunde von dem herannahenden Ende des Königs ganz Deutschland in Spannung. Der Herr schreitet wieder hörbar und fühlbar durch die Welt, heißt es in einem Briefe vom Juni an Perthes, und spricht die Jahrhundertstimme zu seinem Volke. Gestern erhielt ich das alle Hoffnung abschneidende Wort eines Freundes aus Berlin, morgen sehen wir der Todesnachricht entgegen; alle Gedanken sind noch bei Friedrich Wilhelm III.; er ist gewiß den Tod des Gerechten gestorben, wie wenige. Auch wo er fehlte, handelte er nach Gewissen. Als er die Gefahr der Krankheit empfand, waren seine Worte: Ich weiß, an wen ich glaube; ich sterbe in meinem Erlöser. Die Mitwelt weiß wenig von seinem Herrlichsten, die Nachwelt soll es wissen. Lassen Sie mich meine Gefühle in dieser späten Mitternachtsstunde aussprechen, Sie verstehen mich wie wenige. — — — Das aber bleibt wahr, ins Herz muß der Hebel angesetzt werden, wenn die schwere Last gehoben werden soll, nicht in den Kopf allein.

Am 7. Juni, dem zweiten Pfingsttage, trat der Tod des Königs ein. Ein gerechter, braver Mann, ein guter Mensch ist weniger auf der Welt, schrieb Perthes; mit Achtung und mit Freude wird alle spätere Zeit auf ihn zurücksehen. Die Aufgaben des Nachfolgers sind ungeheuer; wenn nicht Ereignisse zu Hülfe kom-

men, wird kein Mensch, sei er auch noch so reich begabt, die Fluth der Gegensätze und Widersprüche lösen können, welche die Zeit bewegt. — Mein tägliches Gebet steigt auf für unsern König, schrieb im Juli ein Freund an Perthes; von seinem Geiste und von seinem Herzen haben wir vieles zu erwarten, und es zeugt von practischem Tact, daß er zum Anfang nur solche Dinge thut, welche die allgemeine Stimme für sich haben. Ein großes Herz, einen weiten Sinn fordert das Volk von einem Könige, für den die Herzen aller höher schlagen sollen; dann fürchtet es auch seine Frömmigkeit nicht, weil es vertraut, daß sie nicht enge, sondern königlich sei.

Am 10. September war die Huldigung in Königsberg, am 15. October in Berlin. So mit Geist, Kraft und Herz hat kaum einer vom Throne gesprochen, schrieb Perthes, und faßt man die Königsberger Rede und die Berliner an die Ritterschaft, an das Volk, an die Geistlichkeit zusammen, so läßt sich auch ungefähr erkennen, was der König nicht will, und es ist gut, daß man wenigstens das weiß; aber ich wünsche doch, daß er nun so bald nicht wieder öffentlich rede; es bleibt eine bedenkliche Sache für Kaiser und Könige. — Ganz Deutschland war durch das Auftreten des Königs mächtig erregt. Gott erhalte uns den Frieden, schrieb ein Staatsmann an Perthes; Friedrich Wilhelm bedarf des Friedens, um seine Plane zur Wirklichkeit zu bringen. Es ist ein Segen Gottes, daß er grade in dieser Zeit auf Preußens Thron sitzt. — Ich war, schrieb ein norddeutscher Freund an Perthes, einige Tage mit N. zusammen; in manchen Dingen gingen wir weit auseinander, aber immer vereinigten wir uns wieder in der aufrichtigen Verehrung seines königlichen Herrn, dessen erwärmender Einfluß so manchen meiner Jugendträume zur Blüthe treibt. — Wohl geht es noch etwas bunt und wild in Preußen zu, schrieb ein anderer; aber die geistige Frische und die Macht des Gemüthes thut um so wohler, je ungewohnter sie uns in der Politik ist; ich möchte wohl in Preußen leben. — Wann in der Geschichte

ist das Königthum so edel und glanzvoll erschienen, als jetzt in Berlin, heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, und wann so tief herabgewürdigt, als jetzt in Paris? Die Erscheinung dieses Königs von Preußen wird immer eine ergreifende, aber ich weiß nicht ob eine freudig bewegende oder eine tragisch erschütternde Erscheinung bleiben. Ist es möglich, das Königthum so innig persönlich überhaupt und insbesondere jetzt zu entfalten? Sollte auch dieser König bestimmt sein, die alte Tragödie zu wiederholen von dem edelen himmelanstrebenden Wollen des einzelnen gegenüber dem unerbittlichen Gange der Ereignisse? Fast ist es für den Deutschen Verbrechen, solcher Furcht sich hinzugeben, und gewiß ist es, daß in der Persönlichkeit dieses Königs die Möglichkeit liegt, ganz Deutschland mit sich fortzureißen. Hier war der Eindruck seines Auftretens ein gewaltiger; je elender unsere eigenen Zustände sind, um so mächtiger wirkte auf Freund und Feind das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung. — So wunderlich es auch zur Zeit noch in der Welt aussieht, schrieb ein anderer Freund, und so wenig ein Ende des Wirrwarrs abzusehen ist, so wird ganz Deutschland doch immer dafür dankbar bleiben müssen, daß in diesem Momente großer Gefahr dem kriegslustigen französischen Ministerium gegenüber eine Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelm's IV., auf dem preußischen Thron saß. Ohne ihn wäre ein solches kräftiges Erwachen des nationalen Bewußtseins, wie wir es erlebt haben, kaum denkbar gewesen.

An einzelnen bedenklichen Stimmen hatte es freilich auch im Sommer 1840 nicht gefehlt. Der Jubel und Triumph in Preußen ist mir zu groß oder vielmehr zu früh, schrieb im September ein Freund an Perthes. Wie kann das dauern? — langsam begonnene Freundschaften halten am längsten aus. Die alten schweigsamen, kurzhändigen, ablehnenden Könige hatten es doch leichter zu regieren; mit vielen Dingen kam man ihnen gar nicht, auf welche die Nachfolger sich einlassen müssen. — Die Huldigungsfeierlichkeiten haben einen ungemein lebhaften Eindruck gemacht,

heißt es in einem Briefe aus Berlin, mich erfüllen solche Tage stets mit Besorgniß. Die Zeiten hingebender Begeisterung liegen hinter mir, und nie kann ich mich des Gefühls der Furcht erwehren, wenn ich eine Menge von ungewöhnlicher Aufregung, sei sie auch freudigster Art, ergriffen sehe. Überaus werth ist mir dagegen Eichhorn's Ernennung zum Cultusminister und Boyen's Activitätserklärung, wenn nur nicht wie ein niederschlagendes Pulver die Nachricht gewirkt hätte, daß Hassenpflug, der in Luxemburg plötzlich entlassen ist, unfehlbar hierher kommen wird. Die Laufbahn, die er in Kassel und Luxemburg hinter sich hat, geben wenigstens von seiner Gewandtheit, sich in Verhältnisse und Menschen zu schicken, keinen großen Begriff.

Gegen Ausgang des Jahres 1840 war bereits in vielen Kreisen Mißmuth und Argwohn an die Stelle des Jubels getreten, und von Monat zu Monat nahm seitdem die feindliche Stimmung zu. Wohin man hört und sieht, wird rücksichtslos gegen den König gesprochen, schrieb anfangs December ein vorübergehend in Berlin sich aufhaltender Freund an Perthes, aber bestimmte einzelne Maßregeln, Handlungen der Regierung oder des Königs, über die man sich ereifert, kann ich ungeachtet alles Fragens nicht erfahren. Der Pietismus, das Junkerthum, der Hallerianismus solle zur Herrschaft gebracht, sagt man, der Zustand der Zeit des Religionsedictes wieder hergestellt und Männer, wie Thiele und Stolberg, wie Gerlach und Hassenpflug und Götze, sollten zu Mitregierern in dem Staate Friedrich des Großen gemacht werden. — Berlin ist gegenwärtig ein politisches Kriegslager, schrieb ein mithandelnder Freund gleichfalls im December 1840 an Perthes, und die Parteien stehen so zu einander, daß sich Krystallisationspuncte noch lange nicht finden werden. Politisch ist die Nation gegen alles mißtrauisch, bis die Frage zwischen ihr und den Junkern entschieden ist. Der König hat es gefühlt, aber das Kind ist zweimal todtgeboren trotz des herrlichen väterlichen Lebenselementes. So wird man wieder in den undeutschen Gegensatz von Liberalen

und Hallerianern zurückfallen. Welche Thoren sind die deutschen Gelehrten! Sie haben Haller's System eine Macht werden lassen, theils weil sie selbst nicht besseres Positives wußten, theils auch weil Haller kein professorisches System von wissenschaftlich-philosophischem Werth hat. Man solle ihm nicht die Ehre anthun, ihn zu bekämpfen, hieß es früher, er sei gar zu unwissenschaftlich. Was wollen Sie mit einer solchen Nation machen! — Der sociale Kampf geht heftig und unaufhaltsam weiter, schrieb ein Mann, der nach 1850 sehr verschiedener Ansicht geworden zu sein scheint, damals an Perthes, und leider macht der Junker reißende Fortschritte; aber seine Tage sind gezählt, und bedauerlich ist nur, daß durch seinen Sturz auch das Königthum leiden wird, welches in unseliger Verblendung den Adel für die Stütze der Souverainetät und der Monarchie hält. — Wer kann sich über die immer allgemeiner werdende herbe Stimmung wundern, heißt es im Februar 1841 in einem Briefe aus Berlin. Die Hinneigung zur Frömmelei und zum deutschen Reiche trat immer unverkennbarer hervor, während doch jeder Preuße gegen beides schon instinctmäßig Ekel empfindet. — Das ist wieder der alte Pferdefuß, der zum Vorschein kommt, äußerte sich Perthes über diese Worte, der alte Berliner Haß gegen die deutsche Nation und gegen fromme, christliche Gesinnung, das alte Übel, welches vor einem Vierteljahrhundert mich hinderte, in die großen Worte meiner preußischen Freunde einzustimmen: Deutschland muß in Preußen untergehen, um als Phönix aus der Asche wieder aufzustehen. — Das Berliner Publicum zeigt sich jetzt in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit, schrieb Perthes anfangs März; in leeren Wortspielen und widerwärtigen Witzeleien macht eine nur negative Stimmung sich kund und in Anecdoten aller Art wird die Gehässigkeit gegen den König zu Markt gebracht. Grade das beste in ihm ist für die meisten der Stein des Anstoßes. — Wie absichtlich wird von der Regierung selbst die Spannung auf etwas, das da kommen soll, gesteigert, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Auf

einen und denselben Tag werden sämmtliche Provinzialstände berufen, permanente Ausschüsse derselben und deren Vereinigung zu einer Versammlung werden zugesagt und die Eröffnungsdecrete in fast aufregender Sprache abgefaßt. Wo soll das hinaus? mit welchen Dingen wird man die auf Ungewöhnliches gerichtete Erwartung befriedigen können? — Welche Aufgaben sind jetzt einem preußischen Minister, welche Aufgaben dem Könige gestellt? schrieb Perthes im April 1841. Das Drängen der Provinzialstände kann so stark werden, daß man, um sich von ihm zu befreien, in allgemeinen Ständen eine Hülfe suchen muß, und wo ist, abgesehen von allem anderem, der Mann in Preußen, der allgemeinen Ständen sich gegenüberstellen kann? Es ist keine Frage, der König selbst hat diese Lage mit herbeigeführt, indem er sich aus vollem Geiste und Herzen in Offenheit der Rede gehen ließ. Mit den Menschen unserer Zeit darf man sich menschlich nicht einlassen, wenn man sie zu regieren hat.

Eine neue Gestalt schien die herrschende Mißstimmung seit dem Ende des Jahres 1841 anzunehmen. Unter den zahlreichen, mit allen Lebenskreisen der Stadt vielfach verflochtenen Beamten der hiesigen Centralbehörden greift Mißstimmung und Besorgniß mehr und mehr um sich, schrieb im Januar 1842 ein Freund aus Berlin an Perthes. Fast alle diese Männer sind preußische Beamte im alten Sinne des Wortes; in dem hergebrachten Geschäftsgang, in der festen Ordnung der Verwaltung sehen sie das einzige Heil für Preußen. Die neue, ungewohnte Behandlungsart der Geschäfte führt einige Unbequemlichkeit mit sich und macht, daß sich manche höchst unbehaglich fühlen. Viel alter Schlendrian mußte ausgefegt werden und vielleicht ist bei der Gelegenheit auch manches Gute mit verloren gegangen; einige Dinge sind schnell angefangen und schnell wieder aufgegeben worden; viele werden deshalb überhaupt besorgt, daß der für unsern Staat vor allem unentbehrliche feste, ordnungsmäßige Gang der Regierung erschüttert und zu viel durch unmittelbares Eingreifen und nach augenblick-

lichen Ansichten gethan werden möchte. Eine Menge von Thatsachen werden erzählt, durch welche solche Besorgnisse begründet werden sollen, aber bis jetzt haben noch alle, denen ich näher nachgeforscht, sich als grundlose Erdichtungen ergeben; lange, von allen möglichen Nebenumständen begleitete Erzählungen, ganze ausführliche Briefe sind von Anfang bis zum Ende oft sehr geschickt erfunden und in Umlauf gebracht. Eine Stimmung, die solche Dinge möglich macht, ist nicht gut, und nur sie erklärt es, daß die täglich neu auftauchenden Sticheleien und Witzeleien böswilliger Buben über das neue Regiment so schnelle Verbreitung und so große Beachtung finden. — Eichhorn besitzt ungeachtet aller Angriffe und Intriguen nach wie vor das volle Vertrauen des Königs, wie ich höre, schrieb Perthes im April 1842. Das ist sehr gut: sein gediegener fester Character, seine unerschrockene Redlichkeit, sein Alter mit so reichen Erfahrungen bilden eine glückliche Ergänzung. Ich wollte, der König hielt, wie es vor alters geschah, sein Hoflager bald hier und bald da, damit er diese unglückliche Berliner Atmosphäre nicht einzuathmen brauchte. — Nur drei Jahre Zeit und guten politischen Wind von Berlin wünschen Sie? schrieb Perthes im Mai. Der Berliner Wind, sofern er aus dem Volke durch dessen Sprecher und Schreiber bläst, ist ein ganz miserabeler. Die öffentliche Meinung ist dort vielleicht noch schlechter als in Paris; eigentliche Parteien gibt es nicht; alles ist ausgetrocknet, abgedroschen, ausgelebert; bis in die höheren Kreise hinein wird raisonnirt, intriguirt und malitiös unterminirt. Gewiß, es sind auch dort freistehende Männer, welche der Wahrheit und dem Rechte huldigen, aber sie halten es unter ihrer Würde, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und — schweigen.

Im Sommer 1842 war auch die Regierung zu der Überzeugung gelangt, daß sie den Angriffen, der Verfälschung von Thatsachen und der Entstellung ihrer Absichten gegenüber eines selbständigen, von muthigen und unerschrockenen Männern geleiteten täglich erscheinenden Organs nicht entbehren könne. Da alle offi-

ciellen Zeitungen sich als unwirksam gezeigt hatten, wollte sie das neue Unternehmen nur anregen und die nöthigen Geldmittel gewähren, im übrigen aber dasselbe ganz unabhängig von ihrer eignen Einwirkung stellen. Heute wieder, wie im Jahre 1830, fühlt man in Berlin das Gewicht der öffentlichen Meinung und sucht nach einem Mittel, Einfluß auf dieselbe zu gewinnen, schrieb Perthes im Sommer 1842; aber heute droht nicht, wie damals, die Gefahr von außen, sondern von innen. Die Zahl der Feinde ist sehr groß und sie bilden kein geschlossenes Ganze, sondern sind ein Otterngezücht, aus allen denkbaren Farben zusammengesetzt. Grade deshalb aber ist es fast unmöglich, ihnen beizukommen. — Das Bedürfniß nach einer Zeitung, schrieb er um dieselbe Zeit, welche durch wahrhafte Berichte der Thatsachen und durch offene Darlegung der Absichten und des Wollens der Regierung auf die Gemüther und Geister im ganzen deutschen Vaterlande versöhnend einwirkt, ist ein allen erkennbares Bedürfniß; man wünscht deshalb ein großartiges Institut zu schaffen, ein Institut, welches sich im preußischen Sinne neben die Augsburgische Allgemeine Zeitung stellen könnte. Das Bestehen der Augsburger Allgemeinen Zeitung ist für die Gründung eines solchen Blattes jetzt nicht mehr ein Hinderniß. Sie war 1798 recht eigentlich aus der französischen Revolution hervorgegangen, und ihre Leiter gehörten Jahrzehende hindurch dem gemäßigten französischen Liberalismus an. Deutsches, Nationales hatte sie gar nicht. Ebendeshalb hatte sie fast alle Gebildeten zu ihren Lesern, und galt als Autorität; neben ihr wäre ein zweites großartiges Blatt fast unmöglich gewesen. Jetzt ist das anders. Seit der Julirevolution lenkte sie vom Liberalismus mehr und mehr ab, bekämpfte etwas später das junge Deutschland und die Junghegelianer, und trat seit den Kriegsbewegungen im Jahr 1840 entschieden deutsch-national auf. Dazu kommt, daß sie, um sich den Eingang in die östreichischen Staaten nicht zu versperren, mancherlei Rücksichten bei Darlegung von Thatsachen und Ansichten nehmen muß. Aus beiden Gründen hat

sie bei einem großen Theile der Liberalen ihr altes Ansehen eingebüßt und die Entstehung der Leipziger Allgemeinen Zeitung möglich gemacht, welche durch ihre böswilligen, lügenhaften Mittheilungen und durch ihre allem Bestehenden feindselige Richtung einen weit verbreiteten verderblichen Einfluß übt. Eine neue allgemeine Zeitung, nicht um die Augsburger, sondern um die Leipziger zu ersetzen, würde ein wahres und wirkliches Verdienst sein. Aber auch der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen zu wirken, ist in einer wesentlichen Beziehung nöthig. Antipreußisch möchte ich sie nicht nennen, sie ist auch nicht bairisch oder würtembergisch, nicht einmal östreichisch, aber sie ist durch und durch einseitig süddeutsch und in ihrer ganzen Haltung ungerecht gegen Norddeutschland, und deshalb auch gegen Preußen. Der Verfasser des bekannten Manuscriptes aus Süddeutschland war längere Zeit hindurch an der Redaction derselben betheiligt. Dem süddeutschen Blatte gegenüber nicht ein norddeutsches, sondern ein deutsches Blatt zu gründen, würde für ganz Deutschland ein Gewinn sein; aber ein solches Institut läßt sich nicht machen, es kann nur werden. Cotta's zähe, ausdauernde Natur, seine eiserne Beharrlichkeit, seine Kenntniß größerer Verhältnisse wußte während der republicanischen und napoleonischen Zeit, während der Freiheitskriege, des Wiener Congresses und unter den Bundestagsschlüssen alle Verhältnisse zu benutzen; Jahrzehende hindurch stand Stegmann als sehr intelligenter, kenntnißreicher und gewandter Redacteur der Zeitung vor und bildete eine Schule jüngerer Männer heran, die seine Gehülfen wurden und sich befähigt zeigen, auch jetzt das Werk fortzuführen. So erwuchs die Augsburger Zeitung im Laufe eines halben Jahrhunderts zu dem großen, über das ganze Erdenrund verbreiteten Weltinstitut. Das nachzumachen oder gar plötzlich nachzumachen ist keine Regierung im Stande. Mir scheint daher, daß jeder Versuch, ein der Augsburger Allgemeinen Zeitung gleichartiges Unternehmen schaffen zu wollen, nothwendig scheitern muß. Die Zeitung, deren Preußen jetzt bedarf,

muß einen localen, nicht einen allgemeinen Character haben; sie muß vor allem die besonderen und nur in großen Umrissen die allgemeinen Verhältnisse besprechen; sie muß zunächst auf preußische, dann erst auf deutsche und wenig auf europäische Leser zählen. Nur dann wird sie Boden, und vielleicht für die Zukunft eine weitere Stellung gewinnen können. Doch selbst in dieser Beschränkung das Blatt genommen, sind meine Hoffnungen nicht groß. Daß es von der Regierung ausgeht, kann nicht unbekannt bleiben, und gegen die Regierung ist heute eigentlich alles. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß die Regierung, obschon sie es heute will, einem auf ihren Anstoß und mit ihren Mitteln gegründeten Blatte wirkliche Selbständigkeit gewähren wird und kann; ohne die Möglichkeit aber, offen und entschlossen gegen einzelne Zwecke, welche die Regierung verfolgt, aufzutreten, ist Frische, Leben und Wahrheit für das beabsichtigte Blatt nicht gedenkbar. Trotz alledem wünsche ich sehr, daß der Versuch gemacht werde; unvorhergesehene Umstände können meine Befürchtungen zu Schande machen. — Bekanntlich ging aus diesen Bestrebungen die Gründung des rheinischen Beobachters hervor, dessen Mißlingen nicht an dem leitenden Manne, sondern an der Ungunst der Verhältnisse lag.

Inzwischen waren im October und November 1842 die Ausschüsse der Provinzialstände zu einer gemeinsamen Versammlung vereinigt gewesen. In den vereinigten Ausschüssen waren viele, schrieb Perthes, die ihr Licht gerne leuchten lassen wollten, eine Adreßdebatte ward versucht, Bülow-Cummerow erschien in Berlin, um eine Partei zu bilden, aber die Minister verstanden, alle Versuche der Opposition in der Geburt zu ersticken. Das ist nun wohl recht gut, aber mich dünkt doch, daß die Regierung, wenn sie kein anderes Resultat beabsichtigte, als die Oppositionsversuche der Versammlung zu unterdrücken, besser gethan haben würde, die Ausschüsse gar nicht zu berufen. Um die Minister Arnim und Bodelschwingh größeren Versammlungen gegenüber einzuschulen,

war das Experiment doch zu gefährlich. — Gewiß wenigstens war es, daß der Groll und die Leidenschaft der Opposition durch das inhaltsleere Zusammensein der vereinigten Ausschüsse nicht gemindert, sondern gesteigert worden war. Es sieht wirklich recht schlimm aus, schrieb Perthes im December 1842. In Königsberg und Berlin macht das fade Raisonniren der Commis Voyageurs Brüderschaft mit der Überweisheit der Professoren und der Phantasterei der Studenten; die Berliner Opposition geht mit kecker Lügenhaftigkeit Schritt für Schritt weiter und bemeistert sich der Presse nach allen Seiten hin; die Verleumdungen ehrenwerther Männer, die Tageslügen und ekelhafte Klatschereien, welche unter dem hohen und niederen Berliner Pöbel umlaufen, werden tagtäglich in der Leipziger Allgemeinen Zeitung abgelagert. Von den Deutschen Jahrbüchern wird in Zürich eine zweite Abtheilung erscheinen, welche wahrscheinlich unter Herwegh's Leitung alle Aufsätze enthalten soll, die in Sachsen gestrichen werden. In Köln erscheint seit Anfang des Jahres die rheinische Zeitung; Klatschereien und Verleumdungen enthält sie wenig, aber sie bildet den Tummelplatz für alle negirenden politischen Richtungen und verbreitet in täglichen Artikeln beißend und gewandt und mundgerecht für alle das, was die Deutschen Jahrbücher den Aristocraten der Revolution bieten. Die Dinge sind so weit gekommen, daß jedes Gegenreden von Seiten der Regierung zu spät, und jedes Berichtigen, Aufklären, Bekämpfen vergeblich sein würde. Mich dünkt, die Regierung muß sie gehen lassen und schweigen; bald wird das Schlechte auf seinen Culminationspunct kommen, dann muß sie handeln und wiederum schweigen.

Mit dem Anfange des Jahres 1843 sah die Regierung sich veranlaßt, die Unterdrückung der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen und der neuen rheinischen Zeitung zu bewirken. Nun hat das Gewitter eingeschlagen, schrieb Perthes im Januar 1843; es wird weiter ziehen und sich entladen; es konnte nicht anders kommen. Die Motive zum Verbote der Leipziger Allgemeinen Zei-

tung sind recht gut, aber schlimm genug ist es, daß die Regierung nöthig hat, sich wegen des Verbotes eines solchen Blattes so ausführlich vor dem eigenen Lande zu vertheidigen. — Wie aber nun weiter? schrieb er in einem anderen Briefe. Ist die Regierung nicht folgerecht, so sind wir nach Jahresfrist wieder auf dem alten Fleck; ist sie folgerecht, so wird sie bald noch weit über die Karlsbader Schlüsse hinausgehen müssen. Ich würde meiner Überzeugung nach nichts wider scharf durchgeführte Strenge haben, aber auch nichts dawider, daß die Regierung, indem sie sich auf alles, was kommen kann, still vorbereitet, die Zügel gänzlich schießen läßt; nur muß sie wissen, was sie will, und wenn sie es weiß, muß sie es durchführen. — Ein überraschend helles Bild unserer eigenen Zustände gibt Gelzer's Schrift über die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich, schrieb Perthes einige Wochen später an den Minister Eichhorn. Gelzer hat es verstanden, den Microcosmus dieser Ereignisse so darzustellen, daß in ihnen die Gegenwart des gesammten protestantischen Deutschlands und insbesondere Preußens sich spiegelt. Wie in dem kleinen Zürich die radicale Partei, festen Schrittes vorwärts gehend, ihre Herrschaft über die zahlreiche Klasse der Halbgebildeten, der heranwachsenden Schüler, der Studenten, über die rationalistischen Pfarrer und über schwache Enthusiasten unter Schullehrern und Professoren verbreitet und sie vergessen macht, daß sie gleich der Gironde sich das eigene Grab graben, so ist es in Deutschland auch. Noch freilich steht der Radicalismus in Deutschland nicht entschlossen zur That da, aber was noch nicht ist, wird sicher kommen. Gott erhalte Ihre Gesundheit, so wird es Ihnen an Kraft und Weisheit zum Kampfe nicht fehlen, und frischer Muth muß uns Alte beleben, wenn wir bedenken, daß unser Lebenslauf in eine der größten Entwickelungsperioden der Weltgeschichte fiel. — Es sind Wolken am politischen Himmel, schreiben Sie, die man bald auch im Thale sehen wird, heißt es in einem Briefe, den Perthes einem anderen Freunde schrieb. In Gottes Namen mögen die Wolken sich zusammenziehen

und Licht und Feuer in die Thäler werfen; besser ist es immer, als wenn die aus den Sümpfen aufsteigenden mephitischen Dämpfe auch die Höhen umlagern. Krieg! ja Krieg kann aus diesem düsteren, schwülen Zustande helfen; Preußens Könige müssen Kriegshelden sein; der König voran, werden mit den Preußen alle Deutsche kräftig folgen; Östreich und Baiern sind jetzt gleichen Sinnes; unter Schloß und Riegel wäre auf der Stelle das ganze raisonnirende Schreibgethier gebracht. Hart ist es, nach Krieg rufen zu müssen; aber wo ist sonst eine ableitende Hülfe? — Wir stehen, schrieb er in einem anderen Briefe, an dem Vorabende großer, gewaltiger Ereignisse; die politischen Verhältnisse drängen zu einer europäischen Crisis; der Umschwung in allen materiellen Verhältnissen macht den großen wie den kleinen Staaten eine Neugestaltung der gesammten inneren Verwaltung zur Nothwendigkeit, und die Umkehr aller geistigen Zustände reißt zu einem noch unbekannten Neuen fort. Die letzten fünf und zwanzig Friedensjahre werden, so lange es Geschichte gibt, als eine der größten und entscheidendsten Epochen dastehen. — Ein unhemmbarer Wirbel hat uns ergriffen, schrieb Perthes in einem anderen Briefe; alles strebt nach immer eiligerem Umdrehen und Umwenden. Die jetzige Generation kann dem nicht widerstehen, der Naturgeist hat uns überwältigt und seine Kraft ist für jetzt uns zu mächtig geworden; aber grade darin liegt die Anforderung für alle und jeden, die Kraft des Geistes aus Gott in sich lebendig zu machen, um das wüste Naturwesen in seine Grenzen zurückzudrängen. Irre ich nicht, so ist der Culminationspunct der Unruhe und Eile auch nicht mehr ferne.

Theologische und kirchliche Gegensätze 1840—1843.

Im Jahre 1840 erschien Strauß' neues Werk: die christliche Glaubenslehre, welche weiter gehend, als das früher erschienene „Leben Jesu", nicht nur die historische Wirklichkeit, sondern auch die Idee des Christenthums als unwahr verwarf. Zugleich setzten die Hallischen Jahrbücher und ihre Genossen in der allgemein erregten Zeit jede Rücksicht und jede Vorsicht unbedenklich bei Seite, und ließen mehr und mehr auch ihre geheimsten Gedanken laut werden. Mit einer Wuth, wie noch nie, tritt jetzt die Philosophie allem Heiligen entgegen, schrieb Neander an Perthes. Wenn die Sprechenden die Macht in Händen hätten, so würden sie, die jetzt, weil ihnen die Macht fehlt, die Freiheit im Munde führen, alles über den Haufen werfen und den ärgsten Despotismus üben. Die freche Rotte, die sich um die Hallischen Jahrbücher sammelt, verschmäht keine Künste und keine Lüge, um Anhang zu gewinnen, und schämt sich nicht, ihr Widerchristenthum in Worte christlicher Theologie zu kleiden, weil sie hofft, auf diesem Wege auch einfach gläubige Christen in ihr Netz zu ziehen. — Immer mehr Boden gewinnen die Hallischen Jahrbücher bei der Jugend, schrieb Perthes. Diese liebt Entschiedenheit, und die findet sie hier, dabei Keckheit, Selbstgefühl und das, was man Geist nennt, und den Liberalismus, den die Zeit begehrt. Eben lese ich die Erklärung der Hallischen Studenten über das Gesuch an den König, Strauß nach Halle zu rufen. Das grenzt an den Fanatismus, der zu Sand führt, und Ruge ist durch Kraft und Talent der Mann, das, was noch nicht da ist, zu wecken. — Die Angriffe werden jetzt, wie es scheint, nach einem verabredeten Plane gemacht, schrieb Perthes in einem anderen Briefe; es gilt die einzige Grundlage

der protestantischen Theologie, die heilige Schrift, zu stürzen; Bauer's Critik der evangelischen Geschichte ist für den Augenblick die Fahne, unter welcher gefochten wird. Bis wohin hat uns die freie Forschung geführt? Der Canon der Schrift ist aufgelöst, ein Buch nach dem andern wird als unecht verworfen und die Bücher, die man noch gelten läßt, sind zerbröckelt, indem die eine Stelle als untergeschoben behandelt, die andere durch künstliche Auslegung in ihr Gegentheil umgekehrt wird. Nachdem es einmal so weit gekommen, mußte der Versuch, die heilige Schrift wie eine Art von Odyssee zu behandeln, wohl imponirenden Eindruck machen. Wenige nur haben ihn als Frevel zu brandmarken gewagt; Theologen ersten Ranges und frommer Gesinnung sprechen vielmehr mit Achtung von dem ernsten, wissenschaftlichen Streben des ehrlichen und gelehrten Dr. Strauß.

In bedenkliche Lagen können alle diese Dinge uns bringen, schrieb Perthes 1841; aber den Untergang bringen sie uns nicht, dazu sind weder die Personen, noch die Sachen angethan. Auch dem Kräftigsten und Entschlossensten unter der anstürmenden Rotte fehlt doch gar viel, um sich als Antichrist auch nur ausgeben zu können. Noch zwanzig Jahre weiter, und der eine ist ein fanatischer Katholik, der andere ein ausgelesener Professor, der dritte ein lüsterner Alter geworden, während der Rest sich seines Hauses und Gartens freut. Fichte war ein anderer Mann, als unsere heutigen Helden, und doch ist die Bewegung seiner Zeit, welche die Welt aus den Angeln zu heben dachte, heute wenig mehr als ein interessanter historischer Stoff. Unser Geschlecht ist krank, aber die Symptome der Krankheit: Strauß, Ruge, Feuerbach, Bauer, erscheinen mir in manchen Augenblicken schon wie eine Weissagung auf die Wiederkehr der Gesundheit. — Mit Christus und der Kirche selber hat es keine Noth, antwortete im März 1841 ein Theologe an Perthes; wohl aber kann es uns, uns Deutschen oder uns Protestanten oder unserer Generation so ergehen, wie es oft schon Völkern ergangen ist, welche, nachdem sie mit dem Grund-

princip ihres ganzen Daseins zerfallen waren, die Kraft und Frische, den Frieden und das Glück ihres Lebens verloren. Immer habe ich mißtrauet und oft gewarnt, wenn manche Freunde die Zeit des Unglaubens hinter sich und den Rationalismus gänzlich überwunden zu haben glaubten. Daß es aber sobald dahin kommen werde, daß Männer, die wie Marheineke sonst als Vorkämpfer der Hyperorthodoxie betrachtet wurden, jetzt ein System verfechten, gegen welches der Rationalismus vulgaris gläubig heißen kann, ist doch mehr, als man vor wenigen Jahren erwarten mochte. Die eigentlich gefährlichen Feinde sind nicht Ruge, Feuerbach, Strauß, sondern die, welche unchristliche Gedanken in christliche Worte kleiden, und die, welche christliche Gesinnung haben, aber den Ruhm der Speculation sich nicht entgehen lassen möchten. Diese beiden Klassen verwirren die Grenzen und haben bewirkt, daß viele noch immer nicht wissen, worum es sich eigentlich handelt.

In nicht wenigen Briefen, welche Perthes damals erhielt, sprach sich bei festem Vertrauen zu der siegenden Macht des Evangeliums tiefes Mißtrauen gegen die Kraft der Theologie aus, und manchen war es zweifelhaft, ob die theologische Wissenschaft den gegen sie gerichteten Angriffen widerstehen und auch künftig noch Träger der christlichen Lehre und des christlichen Lebens sein werde. Die christliche Theologie ist eine herrliche Frucht des Christenthums, schrieb ein Theologe, aber doch nur eine Frucht und nur eine einzelne Frucht. Die Theologen aber haben die Frucht zur Wurzel machen wollen und die Folge könnte sein, daß dieser Irrthum der Theologie das Leben kostet. Wenn das Christenthum für die nächste Zeit der Theologie beraubt wird, so geschieht es nicht, weil eine feindliche Gewalt, sondern weil die eigene Entwickelung es begehrt. Der Verlust der Theologie würde dem Christenthum möglicherweise reichlich durch innere Kraft und inneres Leben ersetzt werden. — Die Wahrheit zu sagen, schrieb ein anderer, Strauß hat mit ungemeiner Geschicklichkeit die wirklichen Schwächen unserer Dogmatik aufgedeckt. Die kirchliche Dogmatik hat den

Kern der Wahrheit, aber um die Beweise für dieselbe steht es sehr schwach. Die Kirche ist auf den Glauben an die Zeugnisse des sprechenden Gottes und seines fleischgewordenen und verklärten Sohnes gegründet. Wer aus Gott ist, der glaubt diesen Zeugnissen; wer nicht aus Gott ist, glaubt ihnen nicht. Zum Glauben kann und soll man erziehen, den Glauben kann und soll man zur Erkenntniß und zum System entwickeln, aber andemonstriren kann ihn keine Theologie. Unsere Theologen irren, wenn sie meinen, das Heil komme von der Wissenschaft. Die Wissenschaft als solche ist dem Straußianismus nicht gewachsen. Es bereitet sich eine Aussonderung vor, die gar nicht mehr aufzuhalten ist. Eine große Menge, Katholiken wie Protestanten, fühlt sich dem altkirchlichen Glauben total entwachsen. Die Kirche wird darüber nicht zu Grunde gehen; aber die Theologie mag sich vorsehen. Die Hervorbildung neuer, socialer Geisteszustände ist eine Thatsache; es gibt hunderttausende, die nicht christlich-kirchlich, rationalist oder frivol oder atheistisch, sondern geistig klar, besonnen, gründlich und in ihrer Art auch sittlich und fromm sind. Dieser ganzen Masse von Leuten läßt sich mit Theologie nicht beikommen.

Ich danke Ihnen, heißt es in der Antwort eines Freundes an Perthes, daß Sie mich mit den Schriften des Dompredigers Veith bekannt gemacht haben. Wer hätte eine solche Erscheinung in Wien gesucht? Veith streut eine reiche Fülle guten Samens aus und hat festen Grund und Boden unter sich, aber in seinem Hinschauen nach den Höhen des Begriffes und der Idee bleibt er von Illusionen nicht frei. Seine Auffassungen biblischer Gedanken und Dogmen sind meistens rund und schön, sind geistvoll, innig und ansprechend; aber größtentheils ist es doch nur subjective Stimmung, subjective Erregung, subjective Geistesbildung, was Form und Inhalt dieser Auffassungen hergibt und auf solche Auffassungen und Auslegungen viel Zeit und Thätigkeit zu verwenden, halte ich für bedenklich und vergeblich. Den Neuplatonikern half es

nichts, als sie dem erlöschenden Heidenthum mit geistreichen Ausdeutungen zu Hülfe wollten. Nicht dem Christenthum, wohl aber der Theologie wird der völlige Zersetzungsproceß nicht erspart werden — warum also jetzt noch mit dem Produciren neuer Theorien sich abmühen, die doch nur Stoff werden für die gierige Flamme und für das um sich fressende Scheidewasser?

Perthes selbst konnte sich auch in den letzten Jahren seines Lebens der Besorgniß nicht erwehren, daß die Theologie innerhalb des christlichen Lebens eine Stellung einzunehmen trachte, welche auszufüllen keine Wissenschaft die Kraft und den Beruf besitze. Während der verflossenen Monate haben sich, schrieb er im Juni 1842 an Dorner, die Angriffe auf den christlichen Glauben vervielfältigt, wobei eine Verabredung, ein Operiren aus gemeinsamen Anhaltspuncten stattzufinden scheint; die derzeitigen Organe des Unglaubens haben sich erkannt, erhitzen sich untereinander, kommen als Partei auf schwindelnder Höhe an, von wo, alter Erfahrung nach, der Sturz in den Abgrund nahe bevorsteht. So, meine ich, ist jetzt die Stellung von Strauß, Ruge, Feuerbach, Bruno Bauer und Consorten. Wird's aber mit diesem Sturz in den protestantisch-kirchlichen Zuständen besser werden? Wenn der Teufel heut in den Abgrund dialectisirt wird, wer weiß, ob nicht morgen seine Großmutter mit noch geläufigerer Zunge und noch gewandterer wissenschaftlicher Begriffsgewandtheit erstehe? Die Dialectik ist eine schöne Kunst! Durch das Bewußtsein der Sünde in Sinnlichkeit und egoistischem Hochmuth und durch die stets vergebliche qualvolle Arbeit, mich frei davon zu machen, wurde das Bedürfniß der Erlösung mir immer lebendiger, und so wurde mir die Offenbarung Gottes in Christo zur Wahrheit. Jeder kann diesen Weg finden und gehen; wer ihn verschmäht, wird, wenn er geistig, durch Speculation oder in mystischer Sinnigkeit dem Pantheismus verfallen; ist er flacher Natur, so wird er die bequem ebene Bahn der Perfectibilität, wo Jesus von Nazareth Lehrmeister ist, betreten. Sie sagen: „Viele kommen schwer zum Glau-

ben, bevor gewisse Schwierigkeiten ihnen wissenschaftlich gelöst sind; darum bedarf die Kirche der Wissenschaft." Ich bezweifle, daß einer von den vielen, wenn ihm nicht die Frage: Unruhhabender Mensch! wer wird Dich frei machen von dem Leibe des Todes? ins klare Bewußtsein getreten und durch Mark und Bein gegangen ist, durch die Wissenschaft zum Glauben geführt werden wird. Gewiß bedarf die Kirche der Wissenschaft; befindet sich die theologische protestantische Wissenschaft innerhalb der Kirche? — Der heutige Protestantismus fängt mit der Wissenschaft an, schrieb Perthes an einen anderen Freund, und hat die Wissenschaft zum Ziel. Auch den besten unter den Theologen bleibt das Christenthum ein auf dem Wege der Wissenschaft errungenes Gut; während sie ängstlich und beklommen ihren Glauben auf wissenschaftliche Resultate zu stützen und durch wissenschaftliches Forschen zu kräftigen suchen, verlangt unsere Zeit nicht christliche Theologie, sondern christliche Kirche, nicht Ideen, sondern Thaten, nicht den Christusbegriff, sondern die Christusperson.

Das Jahr 1840 hatte nicht allein die theologischen, sondern auch die kirchlichen Gegensätze belebt und geschärft. Als der Thronwechsel in Preußen eintrat, wurde wohl mit eben so großer Spannung auf die kirchliche wie auf die politische Haltung des neuen Königs hingesehen. Keine neue, auf das geistige Leben frisch eingehende Regierung könnte sich, schrieb Perthes, den bestehenden Gegensätzen gegenüber gleichgültig verhalten und ganz undenkbar ist es, daß ein König, welcher sich wie dieser seines Geistes und seines Sinnes für Religion und Kirche bewußt ist, still und stumm in die allgemeine Bewegung hineinsehen sollte, ohne sich selbst in derselben zur Geltung bringen zu wollen. Merkwürdig, daß er gerade das Cultusministerium durch den Tod Altenstein's erledigt vorfindet, und daß eine seiner ersten Regierungshandlungen die Besetzung dieses Ministeriums sein muß. Der Entschluß, den der König faßt, wird einen Blick in das, was er will, und in die Entwickelung der Zukunft thun lassen. — Nicht vor dem

Herbste des Jahres erfolgte die Ernennung Eichhorn's zum Minister der geistlichen Angelegenheiten. Sie werden bemerkt haben, schrieb ein Freund an Perthes, daß der König sich nur spät und zögernd entschlossen hat, das Cultusministerium ungetheilt an Eichhorn zu geben. Es war die Absicht, ein Oberconsistorium so gut wie unabhängig vom Ministerium zu gründen. Aber auch in diese Frage mischen sich politische Parteiinteressen. Die kirchliche Frage ist ihrer Wirkung nach allerdings zugleich eine große politische Frage und Staatsangelegenheit; aber behandelt darf sie als solche nicht werden, oder sie mißlingt gewiß. — Was besteht, schrieb ein anderer, kann nicht bleiben: die ganze kirchliche Ordnung der Gegenwart ist ohne tiefere Wurzel, die papierenen Bischöfe der letzten Regierung werden nimmermehr kirchliche Bischöfe werden und könnten ohne Bedenken bei den Oberzollämtern Anstellung finden. Wir gehen gewiß einer Zeit wahrhaft kirchlicher Schöpfung entgegen und wenn sie, wie wir hoffen dürfen, im Glauben begonnen wird und Gott seine Hülfe nicht versagt, so läßt sich eine neue große Gestaltung erwarten. — Ich muß, schrieb dagegen ein Theologe an Perthes, allen Planen zu kirchlichen Neubauten als entschiedener Gegner entgegentreten; durch organisirende Maßregeln läßt sich die Macht der negativen Potenz nicht brechen; die gegenwärtige Gährung ist so ungeheuer, daß sie zunächst auf dem Wege wissenschaftlichen Kampfes sich abklären muß. Die evangelischen Kirchen haben die heilige Schrift zur einzigen Norm des Glaubens gemacht, aber von Anfang an den ganzen Inhalt der Schrift im Interesse der Paulinischen Heilsordnung bearbeitet und gedeutet. Um diese bestimmte und einseitige Richtung festhalten zu können, waren die symbolischen Bücher nöthig; aber die Zeit rollte fort und weckte große allgemeine Fragen, die in der Zeit der Reformation noch geschlummert hatten; die Philosophie, die Naturkunde, die Pädogogik, die Politik, alles emancipirte sich; die Schrift selbst und der Bibelcanon wurden der Gegenstand der Critik und nicht nur die Gegner, sondern auch die Vertheidiger der

Schrift sahen sich auf ein Gebiet versetzt, wo die Schrift als Angeklagte nicht zugleich Richterin sein konnte. Das formelle Grundprincip der evangelischen Kirche ist erschüttert und über ihre Verfassung und ihr Verhältniß zum Staate ist es noch nicht einmal bis zu einem Versuche der Verständigung gekommen. Was will man unter diesen Umständen für ein Haus bauen und wenn man es bauen könnte, wer wird darin wohnen wollen? Ich habe auch noch ein zweites gegen die Plane, die jetzt in Berlin umgehen. Man kennt die große Reizbarkeit und die Macht des religiösen Gebietes nicht, man vertraut zuviel auf Gesetze und Einrichtungen, als ließe sich dadurch der Kirche das Leben zubringen. Möglich ist das, wenn die Einrichtungen aus dem herrschenden Geiste der Zeit und der Kirche selbst hervorgehen; unmöglich aber, wenn sie demselben widersprechen. Die Erneuerung der Kirche ist nicht Menschenwerk, welches von außen nach innen geht, sondern Gotteswerk, welches von innen nach außen hervorbricht. Wir brauchen starke christliche Charactere mit überragendem Geiste; die kann aber kein König und Minister machen; Gott muß sie wecken, in Kampf und Leiden müssen sie erzogen werden. Wenn man der Kirche zu viel anorganisiren will, so kann leicht ein Feuer entbrennen, das den preußischen Staat und nicht nur diesen verzehrt. Es darf nichts äußerlich angeordnet werden, was nicht im Geiste der Kirche schon vorbereitet ist, was nicht vorher schon als Wunsch in dem Herzen der Kirche gekeimt. Solche Keime in die Herzen zu legen und zu pflegen, scheint mir die bescheidene Aufgabe unserer Zeit sein zu sollen.

Die ersten Anordnungen, welche die neue Regierung traf, hatten nur den Zweck, der Unsicherheit und dem Schwanken, in welchem sich einzelne besonders wichtige kirchliche Verhältnisse befanden, ein Ende zu machen. Zur römischen Curie stellte sie schon gegen Ende des Jahres 1840 durch große Nachgiebigkeit, insbesondere durch vorläufigen Verzicht auf das Placet ein, so viel es möglich ist, freundliches Verhältniß wieder her. Der Schlußact

der Kölner Angelegenheit ist merkwürdig genug, schrieb Perthes im Januar 1841; der protestantische König thut das, was keine katholische Regierung bisher zu thun gewagt hat, und ich glaube, er kann es ohne Gefahr. Nicht allein großartig und weise, sondern auch politisch klug erscheint mir der Schritt, so wunderlich auch ein solches Ende nach solchem Anfange bleibt. Daß die Protestanten jetzt dem Könige sehr allgemein Schuld geben werden, daß er katholisire, versteht sich von selbst. — Den Dissidenten aller Art suchte die neue Regierung gerecht zu werden, indem sie ihnen die Möglichkeit gewährte, sich neben der Landeskirche in größerer Freiheit zu bewegen. In Preußen dürfen nun, schrieb Perthes, die Altlutheraner eine besondere Kirche bauen und Secten und Separatisten ungestört ihren Gottesdienst sich einrichten. Man sieht nicht recht, ob diese Bestimmungen als Folge eines festen Principes, welches die Regierung angenommen hat, erlassen sind oder nur als ein Nothbehelf, weil man die Stellung, die den Katholiken gewährt wird, doch den Lutheranern nicht versagen mochte. Höchst wahrscheinlich wird in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung eine solche Freigebung die Zersetzung des Protestantismus beschleunigen. Wie, wenn auch Ruge, wenn auch Strauß eine Secte bilden und einen ihren Grundsätzen entsprechenden Gottesdienst einrichten wollten!

Als eigentliche Aufgabe der neuen Regierung wurde indessen nicht die Ausgleichung dieser einzelnen schwierigen Verwickelungen, sondern die Herbeiführung einer festeren kirchlichen Form für den Protestantismus betrachtet. Bedeutende Männer glaubten, daß diese Aufgabe nur in einem möglichst engen Anschluß an die früheren Formen der lutherischen Kirche ihre Lösung finden könnte. Die Hauptwurzel der Uneinigkeit unter denen, die es wirklich mit dem Evangelium halten, schrieb im März 1841 ein Theologe an Perthes, liegt ganz gewiß in dem Mangel an Liebe und Sinn für die Kirche als Kirche. Wie manche, die milde und anerkennend sind gegen Gnostiker und Mystiker, gegen Hildebrand und Wiklef

und gegen alles, in dem sie nur noch irgend ein christliches Element erkennen, wenden sich von der Theologie des 17. Jahrhunderts mit Abscheu ab und die Richtung von Hengstenberg, von Sartorius und von den Erlangern ist ihnen ein Greuel. Und doch sehe ich nicht, wie uns geholfen werden kann, wenn wir den Einigungspunct, den wir vorwärts so bald noch nicht finden werden, nicht rückwärts zu ergreifen suchen, wo er gegeben ist. Oken sagt einmal: „Gerechtigkeit in der Anerkennung seiner Vorzüge erwarte er auch von einem ehrlichen Feinde; ein Freund müsse sich aber auch durch seine Fehler nicht abstoßen lassen." Das wollen aber viele in Anschauung unserer Kirche weder anerkennen, noch üben. Wir sollten festhalten, daß die protestantische Kirche des 17. Jahrhunderts, wie sie nun einmal ist, mit ihren Schwächen und Fehlern doch diejenige bleibt, der wir angehören, und einer anderen weder angehören können, noch mögen. Wann aber werden wir dahin kommen, uns auf diese Weise in derselben Kirche geeinigt zu finden? Und doch, geschieht es nicht, so sehe ich keinen anderen Ausgang, als eine Spaltung, bei der die eine Hälfte zum Katholicismus zurück, die andere zum Unglauben oder zur ungläubigen Speculation vorwärts steuert. — Wie kann man glauben, schrieb dagegen Perthes, die wilde Gährung der Zeit durch die symbolischen Bücher und die Consistorialverfassung beschwichtigen zu können? Hier wird Sturm gelaufen gegen die heilige Schrift, dort ihr Inhalt verdächtigt, und selbst gläubige Theologen und Christen tragen kein Bedenken, bald dieses bald jenes, was ihnen unbequem und störend erscheint, in Frage zu stellen. Jeder Theologe hat sein besonderes christliches Bewußtsein; die Tieferen, Christlicheren suchen wohl einen festen Standpunct, aber wo finden sie ihre Stütze? Einige jetzt bei Schelling; früher ging die Philosophie bei der Theologie zu Gast, jetzt umgekehrt. Ein lieber Freund und wahrhaft christlicher Mann antwortete mir vor kurzem auf ähnliche Mittheilungen: was Sie mir schreiben, ist zu desperat für einen Theologen. Ja wohl es ist desperat, aber es ist

wahr. Wie sollte solche Bewegung sich eindämmern lassen durch die Berufung auf die symbolischen Bücher? Eine Zeit, die sich nicht scheut, das Wort Gottes an der Wissenschaft zu prüfen und zu messen, wird sich wahrlich nicht beugen, wenn Menschenwerk ihr vorgehalten wird.

Obschon Anordnungen zur neuen Gestaltung der evangelischen Kirche nicht so schnell, als man vorausgesetzt hatte, erschienen, zweifelte doch niemand daran, daß der König sich sehr lebhaft mit denselben beschäftige, und Umstände verschiedener Art erweckten bei vielen die Meinung, daß eine durchgebildete Synodalverfassung das Endziel sein werde. Sie setzen Ihre Hoffnung auf Synoden, schrieb Perthes im Januar 1842. Eine allgemeine Synode ist unmöglich in Deutschland, möglich in Preußen. Sollte sie hier zur Herstellung der Kirche führen, so müßte ihr erster Schritt die Anerkennung des Canons der heiligen Schrift als unwidersprechlicher Autorität und des Lutherischen Katechismus als Grundlage des Religionsunterrichtes sein. Weder auf Kanzel und Katheder, noch in der Schule dürfte von der Schrift abgethan oder zu der Schrift zugethan und nichts, was dem Katechismus widerspräche, gelehrt werden. Ist es gedenkbar, daß eine Synode einen solchen Schritt wagen sollte? Die Männer, welche die Synode zu einem solchen Anerkenntniß bringen wollten, müßten sich wie Huß auf ein Märtyrerthum gefaßt machen; unsere humane Zeit versteht auch Scheiterhaufen zu bauen. Aufruhr und Entsetzen würde auf den Bänken der Pastoren, Professoren und Schulmeister sein, aber unmöglich wäre es nicht, daß die Gemeinden der Mehrzahl nach auf Seiten einer solchen Synode ständen. — Synoden aus dem Stegereif sind freilich ein höchstgefährliches Experiment für Preußen, antwortete ein theologischer Freund. Bevor sie fruchtbar werden können, muß die Kirchenregierung wissen, was sie will, was sie kann und was sie soll; ich fürchte aber, das weiß sie nicht, sondern schwankt einem Wege zu, welcher

dem innersten Leben und Bedürfnisse des deutschen Volkes und der deutschen Kirche fremd ist.

Diese Befürchtung ging aus der Meinung hervor, daß der König sich mit entschiedener Vorliebe der anglicanischen bischöflichen Kirche zuneige. Die Sendung der Pastoren Sydow und Gerlach nach England, heißt es in einem Briefe vom 2. Januar 1842 an Perthes, das Bemühen um Herstellung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem, und nun die Reise des Königs nach London sind Umstände, welche auf das äußerste fürchten lassen, daß lebhaft an eine Übertragung der anglicanischen Hierarchie für Preußen gedacht wird. Sollte das wirklich der Fall sein, so gibt es gegen die daraus erwachsenden Gefahren und Widerwärtigkeiten nur ein Mittel: einen recht ordentlichen Krieg und den würde ich für solchen Fall wünschen. — Wenn in einer Familie oder Gemeinde Uneinigkeit waltet, hatte Perthes im Mai 1842 geschrieben, wenn ein Glied dem anderen widerspricht und die Sicherheit verloren worden ist, so kann unmöglich von da heraus eine neue gedeihliche Schöpfung ausgehen; und deshalb bezweifele ich das Gedeihen des Bisthums in Jerusalem, ehre aber den Versuch dazu. — Die anglicanische Kirche ist für uns Deutsche nicht, heißt es in der Antwort. Bei uns hatte schon der Pietismus des 17. Jahrhunderts einen Weg eröffnet, der zu Entwickelungen geführt hat, von denen die anglicanische bischöfliche Kirche und die englische Bildung überhaupt keine Ahnung hat. Wie bedenklich es auch mit uns steht, so ist dem deutschen Volke doch nicht mit einem Geschenke von außen zu helfen, sondern nur durch eine Wiedergeburt und zwar zunächst durch Erziehung eines recht frommen, gelehrten und tüchtigen Predigerstandes.

Es gibt wohl wenige christliche Richtungen, schrieb Perthes um diese Zeit, denen der König sich nicht nach der Meinung der einen oder der anderen ganz und ausschließlich hingegeben haben soll. Er sei im Herzen katholisch, sagt man, oder wohl schon heimlich übergetreten, er sei entschieden Altlutheraner, er sei

schwärmerischer Pietist; er wolle anglicanische oder schwedische Bischöfe kommen lassen, um eine protestantisch-päpstliche Kirche zu gründen; er wolle alle Consistorien beseitigen und auf der democratischen Grundlage einer durchgeführten Synodalverfassung eine ganz unpreußische Kirche errichten; das Königthum solle zugleich zu einer Art Papstthum gemacht werden; der preußische Staat soll jedes Einflusses auf alle kirchlichen Verhältnisse beraubt werden. Mir fällt bei diesem wüsten Gewirre immer wieder das Wort des alten Friseur ein: Alle haben recht, jeder hat unrecht. Allerdings kann es nicht ohne Bedeutung sein, daß der König alle die hervorragenden aber sehr verschiedenartigen Männer, mit denen er als Kronprinz verkehrte, auch jetzt noch festhält: Radowitz und Bunsen, Thiele und Humboldt, Stolberg, Gröben und Gerlach stehen ihm zu gleicher Zeit nahe. Es wäre ja freilich möglich, daß diese Männer in ihrer Berührung mit dem Könige nur das ihnen allen Gemeinsame hervortreten ließen; aber wenn nun Bunsen und Radowitz und Gerlach und jeder der anderen grade das ihm Eigenthümliche und Besondere dem Könige gegenüber zur Geltung bringen wollte, was dann? Schwerlich ist in unserer Zeit irgend ein Mann im Stande, alle die gewaltigen Gegensätze der Zeit unmittelbar auf sich wirken zu lassen, ohne mit in den Wirbel und Strudel hineingerissen zu werden. Wie nahe liegt auch hier das Wort der Verzweifelung: Jeder hat recht, alle haben unrecht.

Bis an seinen Tod verfolgte Perthes mit gleicher Theilnahme die mannigfaltigen Versuche, welche gemacht wurden, um in Preußen und in Deutschland für das christliche Leben der Protestanten eine kirchliche Gestaltung zu gewinnen; noch in den Monaten und Wochen seiner letzten Krankheit faßte er in Briefen an verschiedene Freunde, und namentlich in einem Briefe an Graf Mailath, seine früher schon mehrfach ausgesprochenen Ansichten über das Erwachsen der christlichen Kirche zusammen. Begriffliche Wahrheiten kann allenfalls, heißt es einmal, die Wissenschaft der Theologie, thatsächliche Wahrheiten des Christenthums aber nur

die Autorität einer Kirche und zwar einer allgemeinen, also einer katholischen Kirche bewahren, schützen und von einem Geschlechte zum andern überliefern. Machen läßt sich eine solche Kirche nicht; Autorität läßt sich überhaupt nicht machen und am wenigsten kirchliche Autorität; denn wo es sich um ewige Wahrheiten, um der Seele Seligkeit handelt, erkennt kein Mensch das von Menschen Gemachte an. Die katholische, das heißt, die allgemeine Kirche kann nur unter der Führung Gottes in der Geschichte erwachsen, aber an Gottes Kirche wird wie an allem Irdischen des Teufels Capelle nie fehlen. — Hoch und groß stand die römisch-katholische Kirche Jahrhunderte hindurch da, schrieb er dem Grafen Mailath; dann aber verweltlichte sie, der Cultus und die Ceremonien verhölzerten, Sucht nach Geld und Macht herrschte in Rom, Gräuel und Unsittlichkeit dazu, und das alles verbreitete sich durch alle Glieder der Hierarchie. Die scholastische Philosophie drohte den Glauben in die Formeln aufzulösen und die Mystik von Meister Eckart an drängte bis an die Grenzen des Pantheismus. Das Bedürfniß nach einer Reform war gegen Ende des Mittelalters ganz allgemein gefühlt; Volk, Städte, Adel, Fürsten, Könige und Kaiser, ja selbst Papst und Cardinäle wollten Reform, und als demungeachtet das Baseler Concil sich auflöste, war die Spaltung der Kirche entschieden; hier, nicht in Luther, liegt der eigentliche Grund, wie selbst der Chorherr Chmel im zweiten Theil seiner Geschichte Friedrich's IV. Seite 450 und 454 verständlich genug andeutet. Von nun an verloren Papst und Cardinäle im Innern der deutschen Nation immer mehr an Vertrauen und in dem Maß, als deren geistige Leitung zurücktrat, nahm die Verwirrung in allen Klassen der deutschen Nation zu. Eine Umwandelung aller Verhätnisse mußte kommen; aber bei der Kraftlosigkeit des Papstes wie des Kaisers nun nicht durch Reform, sondern durch Revolution. Die Elemente zu denselben waren vorhanden: Bundschuh, Genossenschaften rüstiger Bürger, Raubritter, classische Gelehrte, Heiden, wie Leo X. und die Cardinäle,

liederliche Geistliche, fahrende Schüler und Abenteurer jedes Standes. Da trat Luther auf und rettete den christlichen Sinn im Volke, indem er den Glauben in den Herzen der Deutschen wieder lebendig machte; mit der Kraft des Glaubens predigte er die Religion des Herzens, wie sie gegründet auf die drei Glaubensbekenntnisse ist, die von der ersten Kirche auf die römisch-katholische übergegangen und heute noch bei uns niedergelegt sind in der Augsburgischen Confession und in Luther's Katechismus. Noch erkannte er die Autorität des Papstes an, aber von einem Schritte zum anderen ward er gedrängt bis zur Trennung von der alten historischen Kirche. Nun ging im Protestantismus die päpstliche Hierarchie unter, aber nicht allein die päpstliche Hierarchie, sondern auch die Kirche; weder Luther, noch Calvin, noch Zwingli vermochten eine Kirche zu erhalten oder neu zu gestalten. Was in England von kirchlicher Form sich bildete, war innerlich nie stark und ist jetzt mehr und mehr ein Äußerliches geworden. Woher auch sollte die Reformation Einheit und Autorität nehmen für das Neue? Das klare Wort der heiligen Schrift sollte es sein, und doch war es preisgegeben der Critik menschlicher Wissenschaft, und ward weder bewahrt noch getragen und weiter überliefert durch eine kirchliche Autorität. Drei Jahrhunderte hindurch ist von frommen Theologen aller Farben gekämpft, um in und durch das Wort der heiligen Schrift die Thatsachen des Christenthums zu bewahren. Es ist nicht gelungen; die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts bauten nur hölzerne Gerüste; Arndt, Spener, Francke brachten einzelnen reichen Segen, aber nicht der Kirche. Zinzendorf rief nur eine zurückgezogene Gemeinde ins Leben, am Ende des 18. Jahrhunderts verschwand fast jeder kirchenartige Zusammenhang im Protestantismus; nur der Geist der Schrift übte noch seine Gewalt; aus ihr strömte der heilige Geist in die Gemüther einzelner, aber die Massen wurden beherrscht von Freimaurerei, Aufklärung und Rationalismus; die Wolfenbüttler Fragmente und Nicolai's allgemeine Bibliothek waren der treffende Ausdruck für

den Indifferentismus der Zeit, die nur durch Carricaturen, wie Bahrdt und den Hofprediger Schulz, belebt ward. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts lockerte die Romantik und Schelling's Naturphilosophie den dürren Boden des Rationalismus und der philosophischen Systeme; die Noth, welche die Franzosenherrschaft begleitete, weckte das Bedürfniß nach Hülfe und Trost; wie ein electrischer Funke traf der Freiheitskrieg die Nation; religiöse Begeisterung ergriff die Jugend und machte sie zu jedem Opfer fähig. Der Boden war bereitet, um die Saat einzustreuen; aber die rechten Säemänner fehlten und bei dem Mangel jeder kirchlichen Ordnung und Leitung ward aus dem guten und wahren Anfang bald Phantasterei, Verzerrung und ungebändigte Sucht nach äußerer Freiheit. In diesen Zeiten trat Schleiermacher auf, kein Mann des Volkes, aber von unberechenbarem Einfluß auf die studirende Jugend; tausende von Männern, die jetzt als Universitätslehrer und Geistliche wirken, sind seine Schüler; hart an der Grenze des Irrweges, auf den Meister Eckart gerathen war, mag er sich befunden haben, aber die Jugend bemerkte das nicht, und ihn selbst erhielt sein Sinn für Wahrheit und sein Herz voll Liebe. Er starb im festen Glauben an den Erlöser. Neben ihm erschien ein zweiter Theologe von seltsamer Natur, fromm, einfach, erfüllt vom lebendigsten Eifer und von großer Gelehrsamkeit. Neander's kirchenhistorische Werke haben kaum weniger Einfluß geübt, als die philosophisch-dogmatischen Schleiermacher's. Diese beiden Männer galten von nun an als Grundpfeiler des gläubigen Protestantismus; das jüngere Geschlecht der Theologen baute weiter, aber allein auf wissenschaftlichem Wege; mit einer protestantischen Kirche würde es sich schon finden, meinten sie. Von der Hegelschen Philosophie, deren Macht Schritt für Schritt wuchs, nahmen sie keine sonderliche Notiz und ahneten die destructiven Kräfte kaum, welche dieselbe in sich barg. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erschien Strauß' Leben Jesu, und ihm zur Seite traten die Hallischen Jahrbücher als starker, mit Kraft, Schärfe und

vielem Talente ausgerüsteter Verbündeter auf. Ich glaube, daß Strauß von unseren Theologen besiegt werden wird, und daß die Richtung der Hallischen Jahrbücher durch ihre Verbindung mit fanatischen frechen Gesellen sich bereits ihr Grab gegraben hat; aber die auf Auflösung des Bestehenden, des Christenthums wie des Staats, gewendete Richtung ist in die Gemüther der studirenden Jugend hineingeworfen, und große Gefahren für die nächste und für die fernere Zukunft stehen uns bevor, und von einer protestantischen Kirche ist nichts mehr zu sehen und zu hören.

In den Tiefen des Lebens drängt und arbeitet die Sehnsucht nach kirchlicher Gemeinschaft sich hervor, schrieb Perthes ein anderesmal, vor allem im protestantischen Volke, und Strauß' Angriffe haben die Folge gehabt, daß doch auch unsere Theologen vorsichtiger werden in der Behauptung, die heilige Schrift sei für sich allein die Trägerin des Christenthums; schon ist für manchen neben dem biblischen Christenthume auch das kirchliche wieder ein Bedürfniß geworden. — Es geht, schrieb Perthes einem anderen Freunde, ein seltsamer Widerspruch durch alle religiösen Bewegungen der Zeit hindurch; neben dem unhemmbaren Zug nach individueller Ungebundenheit, nach schrankenloser Forschung, nach Ungestörtheit des Glaubens und Meinens jedes einzelnen tritt die Richtung auf Bildung einer Kirche immer gewaltiger hervor. Dieser Widerspruch findet sich nicht etwa als Gegensatz der Katholiken und Protestanten, oder als Gegensatz der Ungläubigen und Gläubigen, sondern er ist innerhalb des gläubigen Protestantismus selbst zu Hause. Allerdings ist er in demselben der Sonderungsgrund für die verschiedenen Parteien, aber er findet sich auch in einem und demselben Manne, ja es möchte kein einziger unter uns allen sein, auch nicht unter den entschiedensten Lutheranern, der diesen Widerspruch nicht in sich selbst trüge. Eine Folge desselben ist der Hang zum Separatismus und zu Conventikeln, welche beide beiden Richtungen zugleich einen krankhaften Ausdruck verleihen; sie sind ein wilder Schößling am Baume des kirchlichen

Lebens, sie können frisches Grün bringen, aber keine Früchte und am Ende werden sie todtes Holz; ein Beweis aber bleiben sie für das Dasein des Bedürfnisses nach kirchlicher Gemeinschaft.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, daß wenigstens gegenwärtig in keiner Confession des Protestantismus eine feste äußere Kirche besteht. Wollen wir sie also haben, so muß sie neu gebaut werden, aber wie? Hunderte von Stimmen geistvoller und frommer Protestanten haben in den letzten Jahrzehenden sich über Kirchenbildung vernehmen lassen; aber jeder gewinnt sich auf wissenschaftlichem Wege den Begriff der Kirche, das heißt, seiner Kirche. So viel Stimmen, so viel Kirchen; eine innere Übereinstimmung, eine Gemeinsamkeit der äußeren Gestaltung findet sich nicht und kann sich nicht finden. Der Protestantismus kann seinem Princip nach aus sich keine Kirche gewinnen, er wird also gedrängt, dorthin zu blicken, wo die Geschichte eines Jahrtausendes die ganze äußere Form einer allgemeinen Kirche geschaffen hat. — Die katholische Kirche als römische Kirche hat nur allzuviel Weltliches an sich und in sich, und ist des Protestantismus bedürftig, schrieb er ein anderesmal; aber sollte sie nicht, was nicht der Kirche Christi, sondern nur der römischen Kirche angehört, ausstoßen und dennoch den Character der Kirche, der allgemeinen, alle Völker der Welt umfassenden Kirche sich bewahren können, deren äußere Formen sie sich in der Geschichte eines Jahrtausendes gebildet hat? Sie hat, wenn auch entstellt, was der Protestantismus aus sich nie erzeugen kann, und sie hat nicht, was der Protestantismus ihr zu geben im Stande ist. Sollte Einigung in irgend einer Zeit nicht möglich sein? Mich dünkt, das wachsende kirchliche Bedürfniß im Protestantismus und das kräftige Hervortreten des Augustinischen in Männern, wie Sailer, Diepenbrock, Möhler, Veith und so vielen andern, können Vorboten einer wenn auch noch so fernen Zukunft sein. Signatur der Einigung wird sein, wenn die katholische Kirche Luther nicht den Heiligen, aber den Kirchenvätern anreiht und erkennen

lernt, daß Luther es war, der durch seine Predigt die römisch-katholische Kirche vom Untergange errettete, und daß ohne ihn das classische Heidenthum eingedrungen wäre, um in weiterer Entwickelung einer dem Jacobinerwesen gleichen barbarischen Anarchie und Despotie Platz zu machen. Ich bin von einer kommenden Einigung überzeugt — wann? vor Gott sind tausend Jahre wie ein Jahr. — Wohl ist der Kölner Dom in seiner Anlage Symbol des tiefen kraftvollen Sinnes unserer Nation, schrieb Perthes am 30. März 1843 an Sulpice Boisserée; wohl ist er in seiner Unvollendung Symbol jenes deutschen Zuges, der, weil er das Höchste will, nie zum Abschluß kommt; aber er wird auch, glaube ich, durch den jetzigen Aufschwung zu seiner Vollendung das Symbol werden unseres gegenwärtigen Zustandes: uns fehlt die Einheit und wir klammern uns an den Schein derselben. Der Kölner Dom wird der Eckstein werden, an dem der Schein zerschellt und der tiefe innere Zwiespalt, der nicht übertüncht werden darf, wieder zu Tage kommt. An endlicher Einigung, politischer und kirchlicher, zweifele ich nicht; das Kreuz nicht der römischen, nicht der protestantischen Kirche, sondern der Kirche Christi, aufgepflanzt auf dem Thurme des Domes von Köln, wird das Symbol des endlichen Sieges sein.

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben

1830—1843.

Perthes' Thätigkeit in seinem Beruf.
1830 — 1843.

Das Verlagsgeschäft, welches Perthes seit 1822 als Lebensberuf betrieb, hatte dem Umfange und dem Inhalte nach schnell eine großartige Bedeutung gewonnen. Mit sicherer Hand war es umgrenzt und auf Theologie und Geschichte beschränkt. Außerhalb dieses Kreises fühlte Perthes sich fremd, und nur besondere Neigung zu Person oder Sache konnte ausnahmsweise ihn zu Unternehmungen, wie die der weit verbreiteten funfzig Fabeln von Hey mit Bildern von Speckter, bewegen. In den letzten Jahren seines Lebens, als sich die Anerbietungen von wissenschaftlichen, nicht theologischen und nicht historischen Werken häuften, bildete er aus denselben einen besondern Zweig seines Geschäftes, welches er unter der Firma Friedrich und Andreas Perthes seinem Sohne Andreas übertrug; eigentlich zu Hause aber fühlte er sich bis an sein Lebensende nur auf dem theologischen und historischen Gebiete.

Innerhalb der Theologie war es nicht die erbauliche, sondern die wissenschaftliche Seite, für welche Perthes am liebsten als Verleger thätig war. Die nur negirende Richtung der Wissenschaft blieb seinem Verlage eben so fremd, wie die, welche nichts erstrebt und nichts gestattet, als den Erweis der Kirchenlehre, mag sie nun ewige Grundlagen oder irdische Einzelheiten zum Inhalte haben. In Perthes' Verlag trat fast ausschließlich die mit dem Namen

„wissenschaftliche Theologie" in einem engeren und besonderen Sinne bezeichnete Richtung hervor. Für alles, was auf diesem so begrenzten und doch noch sehr weiten Spielraum zulassenden Gebiete vorging, hatte er ein bewundernswerth scharfes Auge. Ihm war es, man möchte sagen instinctiv gewiß, was überhaupt Noth that und was die Bewegung des Augenblickes forderte oder verbot; er drängte und er warnte und die Theologen hörten den erfahrenen Mann gerne. Wir Theologen finden keinen Perthes wieder, schrieb nach seinem Tode ein bedeutender theologischer Schriftsteller. Mit Bestimmtheit läßt sich aus Perthes' Papieren ersehen, daß ohne ihn manche an sich oder für einen bestimmten Zeitpunct schädlich wirkende Schrift erschienen und ohne ihn manches in die Zeit glücklich eingreifende Werk nicht erschienen sein würde. Den Kern seines theologischen Verlages bildeten die „Studien und Kritiken", welche, nach wie vor in vier Bänden jährlich erscheinend, wohl ohne Ausnahme alle hervorragenden Theologen Deutschlands, so weit sie dieser Richtung angehörten, zu Mitarbeitern hatten. An dieses große Unternehmen schlossen sich eine Reihe kirchenhistorischer Werke an, wie das Leben Jesu, die Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche und die allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Neander, wie die Reformatoren vor der Reformation von Ullmann, Johann Brenz von Hartmann, Calvin's Leben von Henry, Tauler von Schmidt, Savonarola von Rudelbach, Meister Eckart von Martensen, Cola di Rienzo von Papencordt, Schenkel's Leben von Schenkel; Ritter's Geschichte der Philosophie trat ergänzend hinzu. Eine zweite Gruppe seines theologischen Verlages bildeten die Commentare zur heiligen Schrift, wie Umbreit's Commentar über die Propheten des alten Bundes und Tholuck's Commentar zum Evangelium Johannis, zur Bergpredigt, zum Briefe an die Hebräer. Die dritte Gruppe umfaßte eine Reihe systematischer Darstellungen, zu welchen Twesten's Dogmatik, Sack's Polemik und Apologetik, Ackermann das Christliche im Plato, Nitzsch Religionsbegriff der

Alten, Sartorius die Lehre von Christi Person und Werk, gehören. Eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Abhandlungen von Lisco, Olshausen, Dorner, Ehrenfeuchter, Ebel, Georgi, Krabbe, Schwarz, Schmieder, Reuchlin, Preller und anderen schlossen sich an, so wie einige weit verbreitete erbauliche Werke, wie namentlich die Predigten von Tholuck, Olivier's Bilderbibel, Bunsen's allgemeines evangelisches Gesangbuch und Mynster's Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.

Für den historischen Verlag hatte die Geschichte der europäischen Staaten den Ausgangspunct gebildet. Mit größter Ausdauer und mit einem seine Erwartungen weit übertreffenden Erfolg hatte Perthes seinerseits das große und gewagte Unternehmen durchgeführt. Anerkannte, zum Theil ausgezeichnete Männer hatten die Geschichte der einzelnen Staaten übernommen. Der Schwede Geijer, der Niederländer van Kampen, der Ungar Graf Mailath arbeiteten mit den Deutschen: Pfister und Stenzel, Dahlmann und Lappenberg, Leo und Schäfer und manchen anderen an dem Unternehmen, dessen innerer Zusammenhang freilich lockerer geworden war, als man ursprünglich beabsichtigt hatte. Neben der europäischen Staatengeschichte war Perthes vor allem gerne förderlich, wenn es die Bearbeitung der deutschen Geschichte galt. Eine Anzahl Territorialgeschichten, wie Rommel's ausführliche Geschichte von Hessen, Barthold's Geschichte von Pommern und Rügen und viele Arbeiten über einzelne Zeitabschnitte und einzelne Erscheinungen der deutschen Geschichte, wie Sartorius' Ursprung der Hansa, Grautoff's Chronik des Franziskaner Dettmer, Aschbach's Kaiser Sigismund, des Chorherrn Chmel Friedrich IV., Barthold's Georg von Frondsberg, Guhrauer Churmainz, Friedrich's II. Anti-Machiavelli liefern dafür den Beweis; aber auch bedeutende außerdeutsche historische Werke, wie Droysen's Geschichte des Hellenismus, Hurter's Innocenz, Ranke's serbische Revolution erschienen in seinem Verlage. Unter den bei ihm herausgegebenen Biographien, die er recht eigentlich mit Liebhaberei

behandelte, gehören die meisten dem Reformationszeitalter an; aber Schönborn's Leben, Otto Runge's Leben und vor allem Niebuhr's Lebensnachrichten haben manche verborgene Seiten und Fäden auch der deutschen Gegenwart offen gelegt. Oftmals suchte Perthes bedeutende Männer anzuregen durch schriftliche Aufzeichnungen aus ihrem eigenen Leben, unsere Zeit den kommenden Geschlechtern lebendig zu erhalten; zuweilen fand er bereitwilliges Entgegenkommen, zuweilen aber auch nicht. Ich habe nie ein Tagebuch führen können, antwortete ihm einer seiner Freunde, weder über mein Geld, noch über meine Gesinnung; gewiß wächst der Mensch geistig weit natürlicher, weit frischer treibend, wenn er in der Gewißheit, mit sich und dem Seinigen im großen Haus zu halten, sich im einzelnen nicht ein solches Schneckenhaus aus den Äußerungen früherer Zustände baut. Meine schriftlichen Äußerungen sind fliegende Blätter im eigentlichen Sinne; sie fliegen aus mir heraus, sprechen bald diesen bald jenen, der die Zeit etwa gleich mit mir empfindet, an, bringen ihm gewissermaßen einen freundlichen, rasch vorübergehenden Gruß, ärgern gelegentlich einen anderen und dann ist alles ins Blaue weg, ehe man sich umsieht. Memoiren zu schreiben, d. h. eine Entwickelungsgeschichte meiner Person an der Zeit zu geben, wird mir, glaube ich, in diesem Leben nie einfallen, der Racheteufel müßte denn einmal ganz über mich Herr werden. — Wundern durfte sich Perthes über solche ablehnende Worte nicht, da ja nicht einmal er selbst dazu kam, die Erfahrungen und Ereignisse seines Lebens aufzuzeichnen. Ich kann nicht, äußerte er einmal, ich lege immer neue Eier und habe daher keine Zeit, die alten zu begackeln.

Ein ehrenvolles Verlagsgeschäft hatte Perthes im Verlaufe weniger Jahre geschaffen; es enthielt keine schlechten oder gefährlichen und nur wenige geringe Schriften neben einer großen Zahl bedeutender wissenschaftlicher Werke. Perthes allein hatte es in das Leben gerufen, Jahre hindurch arbeitete er sogar ohne Gehülfen, ja selbst ohne Schreiber, und das Betriebscapital, mit welchem

er begann, war nicht bedeutend. In unerhört kurzer Zeit hob sich sein Verlag, äußerte später Frommann, und gehörte bald an Umfang und mehr noch an Gediegenheit zu den ersten in Deutschland, so daß Perthes sowohl im Verlags= wie im Sortimentsgeschäft, obgleich in beiden von vorne anfangend und weder durch Erbschaft noch durch Kauf gefördert, eine der ersten Stellungen sich errungen hat. Auch in unserem Geschäfte kann man durch richtiges Speculiren reich werden; aber einen Verlag wie den Cottaschen, den Reimerschen und Perthesschen bringen nur Männer zusammen, die bei ihren Unternehmungen einen andern Maßstab anlegen als den des Einmaleins. — Mit Erstaunen sehe ich Ihre buchhändlerische Thätigkeit an, schrieb Rist einmal an Perthes; sie ist nicht nur eine materielle, sondern strebt, eine Idee wissenschaftlicher Förderung in sich auszubilden. Gewiß, Sie erwerben sich durch die Anregung so gediegener Werke und durch die Durchführung so manches äußerlich gewagten Unternehmens kein geringes Verdienst um unser Vaterland und setzen Ihrem Namen ein Denkmal, welches so leicht nicht vergehen wird. Welche Masse von Einsicht, Combination, Rührigkeit und Energie gehört dazu, um mit Geldkräften, die doch nicht unermeßlich sind, so viele Unternehmen auf einmal zu leiten und durchzuführen. Es ist wirklich dahin gekommen, daß manche schon deshalb Vertrauen zu Büchern haben, weil sie in Ihrem Verlage erschienen sind. — Immer wußte Perthes, was er wollte, schrieb später ein Freund, die Vorzüge des Menschen kamen dem Buchhändler zu gute und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele, darin liegt das Geheimniß seines großen Erfolges. — Perthes selbst gab sich mit voller Freude und Liebe dem Berufe hin, in dem er bis zu seinem Tode seinen eigentlichen ihm angemessenen und bestimmten Lebensberuf erkannte. Des Gelingens freute er sich und war dankbar dafür. In dem langen Leben, reich an Ereignissen und Bedrängnissen, welches hinter mir liegt, schrieb er einmal an Umbreit, habe ich fast ausnahmslos die Erfahrung gemacht, daß Gottes specielle Für-

sorge durch Zusammenfügen wundersamer, nicht wunderbarer Ereignisse bei Unternehmungen, die im reinen Sinne begonnen wurden, menschliche Thätigkeit und Umsicht segnet und begünstigt. — Daß er von seinem Berufe begehrte, was zu Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlich ist, versteht sich von selbst, aber Reichthum verlangte er von demselben nicht. Seiner ganzen Natur nach wäre es ihm nicht schwer geworden, mit sehr wenigem zufrieden zu leben, auch hätte er ein großes Vermögen als treuer Haushalter zu erhalten und zu verwalten gewußt; aber großes Vermögen zu erstreben und zu erwerben, lag nicht in seiner Natur; Reichthum hatte für ihn nur wenig Reiz. Darin bin ich wirklich ein glücklicher Mann, schrieb er einmal, daß jeder meiner Wünsche, der durch Geld und Gut befriedigt werden kann, befriedigt ist. Wenn ich morgen eine Million erhielte, so wüßte ich mir weder für Geist noch für Leib irgend einen Genuß dadurch zu verschaffen, den ich heute entbehren müßte. Allerdings zu Unternehmungen in meinem Berufe wünschte ich mir einen großen Haufen Geld; in meinem Kopfe wirbeln noch eine Menge Plane, welche der Wissenschaft zu Nutz und unserm Handel zu Ehren sein würden, aber ohne bedeutendes Capital nicht ausgeführt werden können. — Einen großen Haufen Geld hatte Perthes freilich nicht, aber er war wohlhabend genug, um auch in seinem Berufe mit Großartigkeit verfahren zu können. Handelte es sich um Herausgabe eines tüchtigen Werkes, welches ihm in seinen Verlag zu gehören schien, so blieb ihm ängstliches Rechnen fremd. Oft genug hat er Schriften übernommen, an denen er einen mehr oder minder großen Verlust mit Sicherheit voraussah. Sein gesammter Verlag, aber nicht jedes einzelne Werk müsse ihm, pflegte er zu sagen, den kaufmännischen Gewinn bringen, der ihm gebühre. Gegen Ende seines Lebens ward er indessen doch gewahr, daß dieser Grundsatz seine Grenze habe. In den letzten vier Jahren habe ich mit Verlagsunternehmungen recht traurige Erfahrungen gemacht, schrieb er 1842; die Werke, an denen ich bedeutenden Schaden gehabt, sind als wissenschaftlich

tüchtig und verdienstlich anerkannt, mit gutem Willen habe ich gestrebt zu fördern; aber die Opfer sind zu groß, ich muß einhalten. Ich jubilire lieber, als ich klage, aber ich bin doch der festen Überzeugung, daß der wissenschaftliche Betrieb nicht mehr lange so wie bisher fortdauern kann. Schon seit einer Reihe von Jahren verschwinden die Büchersammler und Bibliothekbesitzer immer mehr; das hängt zum Theil mit der steigenden Beweglichkeit des Vermögens, zum Theil mit der wachsenden Arbeitslast der Menschen zusammen. Größere allgemeine wissenschaftliche Werke haben nur geringen Absatz; der Buchhandel erhält sich durch belletristische Schriften, die von Leihbibliotheken und Lesegesellschaften gekauft werden, durch Schulbücher und Compendien, durch Hülfsbücher für Pastoren und Schullehrer und durch Handbücher für Ärzte und Juristen. Der allgemein wissenschaftliche Verlag hat im großen und ganzen seit Jahren schon nur auf Kosten des Buchhandels bestanden und diesem werden die Kräfte ausgehen. Schon jetzt möchten eben so viele ausgearbeitete Manuscripte im Pulte liegen bleiben als gedruckt werden. Seit vier Jahren habe ich etwa 500 Verlagsanerbietungen zurückgewiesen und von den zurückgewiesenen sind nicht dreißig in andern Handlungen erschienen. In den nächsten zwanzig Jahren wird es, wenn ich nicht sehr irre, den Gelehrten immer schwerer werden, für streng wissenschaftliche Werke einen Verleger zu finden.

Selten nur wird einem Mann, der seinen Beruf, möge er bestehen worin er wolle, mit durchgreifender Kraft und mit rücksichtslosem Pflichtgefühl ausfüllt, das Glück zu Theil, in seiner Tüchtigkeit von andern anerkannt zu werden. Perthes hat auch als Buchhändler Zuneigung, Achtung und ein sehr weit gehendes Vertrauen, man darf wohl sagen, von allen erfahren, mit denen sein Beruf ihn in Berührung brachte. Ältere und jüngere Schriftsteller suchten mit ihm in Verbindung zu treten und massenweise wurden ihm Schriften aller Art zum Verlage angeboten. Etwa zweitausend solcher Anerbietungen haben sich unter Perthes' Pa-

pieren erhalten und eine Durchsicht derselben läßt manchen merkwürdigen Blick in das Getriebe jener alle Stände und Bildungsstufen durchziehenden Klasse unser Nation thun, die drucken läßt oder doch drucken lassen möchte. Neben den Schriftstellern vom Fache erscheint der Dorfschulmeister und der vornehme Herr, der Beamte und der reiche Mann und jeder wird zu einem andern, sobald er dem Gelüste, sich selbst gedruckt zu sehen, nachgibt. Unendlich mannigfaltig sind in den Verlagsanträgen die Formen, in denen der Schriftsteller anzudeuten sucht, daß es sich im vorliegenden Falle um ein seltenes vorzügliches Werk handele, und dennoch ist keiner von der aus Furcht und Hoffnung gemischten Spannung über die Aufnahme durch das Publicum frei. Hier glaubt ein ernster Mann mit seinem Manuscripte zugleich den besten Theil des eigenen Lebens dem Verleger anzuvertrauen, dort gibt ein frecher Geselle mit cynischer Unverschämtheit zu erkennen, daß Geldgewinn für ihn der einzige Grund zur Thätigkeit sei. Deutlich lassen sich nach Ton und Inhalt der Anträge Glieder einer literarischen hohen Aristocratie, übermüthige Parvenüs, ein literarischer Mittelstand und literarische Handwerker und Tagelöhner unterscheiden, und zwischen diesen allen treiben literarische Aventuriers, Proletarier und Beutelschneider ihr Wesen. Nicht allein der behandelte Gegenstand, sondern auch der behandelnde Schriftsteller ist ein ganz anderer in den verschiedenen Jahren. Die z. B., welche 1830 und die welche 1837 drucken lassen wollten, gehörten einer durchaus verschiedenen Lebensstellung und Bildungsstufe an, und auch der Buchhändler muß seinerseits, wenn er nicht Schaden leiden will, in dem einen Jahre zurückweisen, was er einige Jahre früher oder später gerne übernehmen würde. Große Verlagshandlungen, welche einen weniger scharf abgegrenzten Geschäftskreis als Perthes' Handlung haben, werden alle diese Verhältnisse noch deutlicher bemerken, und es wäre wohl der Mühe werth, Sammlungen von zurückgewiesenen Verlagsanerbietungen, Kataloge also der nicht gedruckten, sondern nur verfaßten Schriften als einen Beitrag zu der

inneren Geschichte unserer Zeit für die kommenden Geschlechter aufzubewahren.

Zu den Autoren, mit denen Perthes in dauernde Verbindung trat, bildete sich fast ohne Ausnahme ein persönlich freundliches und zutrauensvolles, oft ein nahes Freundesverhältniß aus. Die zahllosen Briefe, welche er in seinem Verlegerberufe schrieb, tragen einen eigenthümlich gemischten Character: es ist der erfahrene Geschäftsmann, welcher, seiner Überlegenheit sich bewußt, Vertrauen wie sich von selbst verstehend voraussetzt; es ist der Laie, der, weil er lebendiges Interesse an dem Inhalt der Schriften nimmt, sich anerkennend dem Schriftsteller unterordnet; es ist der religiös entwickelte und politisch gebildete Mann, der als Gleicher mit dem Gleichen verkehrt. Sein Briefwechsel mit so vielen Theologen und Historikern verschiedener Stellung und Richtung in allen Theilen Deutschlands wird einer späteren Zeit Einsicht in unsere Gegenwart, vor allem aber in unsere Theologie und unsere Theologen gewähren können, wie sie aus keinen Druckschriften und Actenstücken zu schöpfen ist. Vielen wackern, namentlich jüngeren Gelehrten hat Perthes großartig geholfen und fast alle haben in Geldsachen ihm ein unbedingtes Vertrauen geschenkt. War es in seltenen Ausnahmsfällen einmal nicht der Fall, so brach er schnell und ohne irgend eine Rücksicht auf Verlust oder auf Namen des Schriftstellers jede Geschäftsverbindung ab.

Nicht weniger als unter den Gelehrten genoß Perthes unter seinen Berufsgenossen Achtung und Vertrauen. Seit dem Tode des „alten Reich" hat wohl niemand unter uns, schrieb später Frommann, eine so einflußreiche Stellung eingenommen, so vielfach und nachhaltig auf das Ganze des Buchhandels und auf die einzelnen Collegen eingewirkt, als Friedrich Perthes. — Vielen jungen strebsamen Männern stand er mit Rath und That zur Seite, um ihnen die Ausbildung zu ihrem Berufe und den Eintritt in eine selbständige Stellung zu erleichtern, und manche unter ihnen werden noch heute dankbar den Worten zustimmen, die

einer öffentlich ausgesprochen hat: Perthes hat mir von dem Augenblicke an, in welchem ich zuerst den Fuß über seine Schwelle setzte, viel Gutes und nur Gutes erwiesen, und ist mir in vollem Sinne des Wortes ein väterlicher Freund gewesen. Möge sein Geist und sein Vorbild unter uns fortwirken und der Gang seines Lebens besonders die Jüngeren unter uns ermuthigen, ihre Thätigkeit und ihre Mittel den höheren Interessen des Buchhandels mit rechter Treue zu widmen.

Sein ganzes Leben hindurch faßte Perthes den Buchhandel in Deutschland als eine einzige deutsche Anstalt auf und betrachtete sämmtliche Buchhändler in allen deutschen Staaten als Angehörige einer einzigen großen Verbindung. Der frühere äußere Zusammenhang derselben hatte sich lange schon als unzureichend gezeigt und der Aufschwung des Buchhandels seit dem Kriege drängte zu neuen Bildungen hin. Als nun während der Ostermesse 1823 das Alte gänzlich zusammenzufallen drohte, forderte Perthes durch Wort und Schrift seine Berufsgenossen auf, Leipzig als Mittelpunct des deutschen Buchhandels festzuhalten und auf Grund des Chursächsischen Mandats vom 18. December 1773 eine Deputation zu wählen, welche als anerkanntes Collegium die gemeinsamen Angelegenheiten versorgen sollte. In Folge dieser Aufforderungen, wie es scheint, traten 1824 fast zweihundert Buchhändler zusammen und constituirten 1825 sich, wenn auch zunächst nur zu einem einzelnen bestimmten Zweck, unter dem Namen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler als ein Verein, welcher von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Zahl der Mitglieder wuchs. Das Hervortreten einer gildenartigen, ganz Deutschland durchziehenden Verbindung war für das dritte Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts in der That eine nicht gewöhnliche Erscheinung; mit großer Wärme gab sich Perthes derselben hin; Sache jedes einzelnen sei es, meinte er, die Ehre des Vereines rein zu halten, dessen moralisches Ansehen stärken und gemeinsame Thätigkeit und gemeinsame Zwecke und Mittel mehren zu helfen. Manches konnte Perthes zum Nutzen und

Frommen der corporativen Ehre sagen, thun und durchsetzen, was keinem andern gestattet worden wäre. Als 1827 ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat er in einer von zweihundert Mitgliedern besuchten Versammlung des Vereins mit den Worten auf: Die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflath beschmutzt, der Verleger eines solchen Werkes sei gefährlicher als der gemeinste —wirth und jede Buchhandlung werde schon durch die Zumuthung, ein solches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutsche Börsenverein möge im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugniß ablegen und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift am schwarzen Brette öffentlich zerreißen lassen. Wenn Gleiches auch in künftigen ähnlichen Fällen immer wieder geschehe, so werde niederträchtige Schamlosigkeit sich nicht mehr an den Tag wagen, die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten und großem Übel vorgebeugt werden. Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eigenen Macht, dann stimmten alle bei und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Perthes selbst ward zwar von dem betroffenen Verleger auf Schadenersatz und wegen Injurien verklagt, in beiden Processen aber von dem Rügegericht in Leipzig freigesprochen.

Im Frühjahr 1833 ward in der jährlichen Versammlung des Vereins der Bau einer Buchhändlerbörse in Leipzig als dem Mittelpuncte des deutschen Buchhandels zur Sprache gebracht. Der Gedanke, für unsere Zusammenkünfte ein angemessenes Gebäude und für unsere Corporation auch einen äußerlichen Mittelpunct zu gewinnen, zog mich, schrieb Perthes im November 1833, schon für sich allein sehr an, zugleich aber knüpft sich an diesen Plan die Aussicht zur Gründung guter neuer Anstalten anderer Art, so namentlich die Herstellung einer lange von mir beabsichtigten Lehr-

anstalt für Buchhändlerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesammten Bücherwesens, der Druckerei, der Papiermacherkunst. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Puncte stand zurückgewiesen zu werden, lebhaft für dasselbe auf und begehrte die Niedersetzung eines Ausschusses zur weiteren Untersuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorschlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorsitzender des Ausschusses gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Theil auf meinen Schultern, ich muß weitläufige Correspondenz führen, Baupläne und Kostenanschläge betrachten, Berichte schreiben und mit dem sächsischen Ministerium verhandeln, welches übrigens sehr entgegenkommend verfährt und den Vortheil des Unternehmens für Sachsen in vollem Umfange erkennt. — Nach mühseligen und anstrengenden Vorarbeiten waren wir Ostern weit genug gekommen, schrieb Perthes im Juni 1834, um der allgemeinen Versammlung des Börsenvereins einen völlig ausgearbeiteten Plan vorlegen zu können, aber grade jetzt gab es noch Widerstand aller Art zu überwinden; hier Neigung zur bisherigen Ungebundenheit, dort Festhalten an altem Zunftsinn, kurz Leidenschaften aller Art bewegten sich in heftigem Getriebe. Noch in der Stunde vor Eröffnung der Versammlung war ich ganz unsicher, ob nicht alles scheitern werde; um so größer war meine Überraschung, als einstimmig der Bau beschlossen ward. — Perthes war es, schrieb später Frommann, der 1833 die Versammlung für den Börsenbau gewann, der als Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses die sich im Schooße derselben zeigenden widersprechenden Ansichten und Ansprüche mit Kraft und Gewandtheit zu einigen und endlich dahin zu bringen wußte, daß mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten Ostern 1834 der Plan in der allgemeinen Versammlung vorgelegt werden konnte. Alle, die damals gegenwärtig waren, werden sich noch der ergreifenden Worte erinnern, mit denen er dieses that, und des tiefen Eindruckes, den sie auf die Versammlung machten.

Fast jugendlich große Erwartungen hegte Perthes von den Folgen, welche dieser Beschluß nach sich ziehen würde. Mit dem Grundeigenthum zugleich wird unser Verein, schrieb er einem Freunde, neue Stärke, neue Festigkeit und die leibliche Grundlage erhalten, die ihm bisher noch fehlte; je fester unsere Verbindung alle ihre durch die neun und dreißig deutschen Bundesstaaten zerstreuten Glieder zusammenfassen, die Schlechten abstoßen, die Schwachen tragen und für alle ein Halt sein wird, um so höher wird sie den deutschen Buchhandel heben und zu dem rechten Werkzeug machen, um das wissenschaftlich Würdige und Werthvolle an den Tag zu fördern und das literarisch Gute und Nützliche zu verbreiten. Je lebendiger das corporative Gefühl für Recht sich ausbildet, um so mehr wird das Eingreifen der Polizei- und Criminaljustiz in die literarischen Verhältnisse unnöthig und unmöglich werden. Ohne Bedeutung kann die festere Organisation des Buchhandels nicht bleiben, und ich hoffe zu Gott, die Bedeutung wird eine gute sein.

Es schien als ob Perthes' kühne Hoffnungen früher, als irgend jemand hatte erwarten können, ihrem Ziele um einen bedeutenden Schritt näher gebracht werden sollten. Einige wackere Männer in Frankfurt hatten, als im Frühjahr 1834 die bekannten Cabinetsconferenzen zu Wien eröffnet waren, Mittel und Wege gefunden, denselben den Entwurf zu einem Regulativ für den literarischen Rechtszustand Deutschlands zu überreichen, in welchem auf Gründung einer alle deutschen Buchhändler umfassenden Corporation, auf sehr strenge Bedingungen der Aufnahme in dieselbe und auf Maßregeln gegen den Nachdruck angetragen ward. So geheim die Verhandlungen der Wiener Conferenzen auch gehalten wurden, blieb es doch hier und da nicht unbekannt, daß die Frankfurter Anträge einer näheren Prüfung unterzogen werden sollten. Alles kommt jetzt darauf an, schrieb Perthes Ende April, daß nicht einzelne Buchhändler, sondern der Vorstand des Börsenvereins zur Begutachtung aufgefordert werde; in dieser Aufforderung würde

schon an und für sich eine Anerkennung unserer Einheit liegen, die nicht ohne bedeutende Folgen bleiben könnte. — Ende Mai erhielt der Vorstand des Börsenvereins wirklich den Auftrag, sich gutachtlich über jenes Frankfurter Regulativ zu äußern, aber es war freilich nur die sächsische Regierung, welche diesen Auftrag ertheilte. Der Vorstand verstärkte sich durch einen Rechtsconsulenten und einige erfahrene Männer, unter denen auch Perthes sich befand, und bereitete die mündlichen Verhandlungen zunächst durch briefliche Mittheilungen vor. Mir war vor allem wichtig, schrieb Perthes, die Stimmung der preußischen Regierung über die ganze Frage zu kennen; ich bin deshalb nach Berlin gegangen. Leider konnte ich Eichhorn, der schwer krank darniederlag, nicht sehen; aber von Bekannten im auswärtigen und Polizeiministerium erfuhr ich mit Sicherheit, daß der Frankfurter Entwurf von Ancillon als preußischem Bevollmächtigten in Wien beifällig aufgenommen, von sämmtlichen Ministern in Berlin aber als illiberal zurückgewiesen sei. Seltsam und doch begreiflich. — Als am 25. August der verstärkte Börsenvorstand in Leipzig zusammengetreten und von dem königlichen Commissar Herrn von Langenn, der sich mit großer Liebe und Einsicht der ganzen Angelegenheit annahm, eröffnet worden war, gelangte er bald zu dem Entschlusse, nicht das Frankfurter Regulativ zu begutachten, sondern selbständige Vorschläge zu machen. Die sehr ausführlichen Protocolle der Sitzungen haben sich erhalten und erfüllen den Leser mit Achtung vor dem Verstande und der Besonnenheit, von der Erfahrung und dem edlen Sinne der Männer, die damals beriethen, erfüllt von dem Bewußtsein, an einer großen deutschen Angelegenheit zu arbeiten. Die zwölf Tage unserer Verhandlungen gehören zu den anstrengendsten und aufreibendsten meines Lebens, schrieb Perthes; täglich acht Stunden sich in Entwickelungen der zum Theil schwierigsten Rechtsfragen zu bewegen, Verhältnisse der verschiedensten, oft widersprechendsten Art zu durchdringen, die Stellung der Regierungen zu wahren und der Selbständigkeit des Buchhandels

nichts zu vergeben, Herkommen und Rechte zu achten und zu schonen und doch freie Entwickelung möglich zu machen und zu fördern, das ist keine leichte Aufgabe. Ich begreife, wie ein Landstand in monatlangen Sitzungen vollständig dumm werden kann. Obgleich ich in einigen wesentlichen Puncten in der Minorität geblieben bin, stimme ich dem Ganzen unserer Arbeit doch mit vollem Herzen bei. — Die von dem Ausschusse gemachten Vorschläge zur Feststellung des literarischen Rechtszustandes in den Staaten des deutschen Bundes wünschten vor allem Übereinstimmung in den gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen Länder. Die Rechte des Schriftstellers, die Wirkung des Verlagsvertrages, die Folgen des Nachdruckes sollten überall von bundeswegen in derselben Weise geordnet und der thatsächliche feste Zusammenhang der Buchhändler Deutschlands juristische Form und Anerkennung erhalten. Um letzteren Zweck zu erreichen, sollte zwar nach wie vor das Recht zum Betrieb des Buchhandels von den Regierungen der einzelnen Staaten ertheilt werden, die Ausübung des ertheilten Rechts aber nicht eher zulässig sein, bis der Berechtigte in die von dem Vorstande des Börsenvereins geführte Buchhändlerrolle eingetragen wäre. Alle eingetragenen Buchhändler sollten einen ganz Deutschland umfassenden Verein bilden, dessen Vorstand in Leipzig seinen Sitz habe. Die Rechte und Pflichten des Vereins, die Stellung seines Vorstandes und seiner einzelnen Mitglieder finden sich in den Vorschlägen mit umsichtiger und besonnener Berücksichtigung der schwierigen Verhältnisse bestimmt, in denen sich ein neun und dreißig verschiedenen Staaten angehöriger, politisch nicht unwichtiger Verein bewegen sollte.

Am 26. October 1834 ward der Grundstein des Börsengebäudes gelegt und an demselben Tage wurden auch die Vorschläge unterzeichnet und der sächsischen Regierung zur Mittheilung an die Bundesversammlung überreicht. In Frankfurt aber ward die ganze Angelegenheit von einem anderen Gesichtspuncte aus, als in Leipzig, betrachtet. Bereits Artikel 37 des damals freilich noch

sehr geheimgehaltenen Schlußprotocolles der Wiener Cabinetsconferenzen vom 12. Juni 1834 hatte ausgesprochen, daß die einzelnen Regierungen geachtete Buchhändler ihrer Staaten über die Organisation des deutschen Buchhandels vernehmen und die Ergebnisse dieser Begutachtung an den Bundestag gelangen lassen sollten. Am Bundestage war demgemäß eine eigene Commission zur Berathung über die Organisation des Buchhandels ernannt, und die Aufforderung zur gutachtlichen Äußerung an die einzelnen Regierungen ergangen. Als nun die Königlich Sächsische Regierung im Januar 1835 officiell die Vorschläge des Comité der deutschen Buchhändler überreichte, wurden dieselben lediglich als Gutachten der im Königreiche Sachsen wohnenden Buchhändler behandelt. Die Hoffnung also, daß die Bundesversammlung den deutschen Buchhandel schon bei dem Beginne der Verhandlungen als eine gemeinsam deutsche, durch den Börsenvorstand in Leipzig vertretene Institution anerkennen und gutachtlich hören werde, war zerstört und es blieb jetzt für den Ausschuß, von welchem die Vorschläge bearbeitet worden waren, nichts übrig, als die bedeutendsten Buchhändler der einzelnen Staaten zu vermögen, möglichst gleichlautende Gutachten abzugeben. Zugleich suchte Perthes durch seine persönlichen Verbindungen die entscheidenden Staatsmänner in Östreich, Preußen, Baiern, Hannover, Oldenburg, Holstein, Hamburg und Mecklenburg günstig für die Vorschläge des Comité zu stimmen. Die Regierungen können den thatsächlichen Zusammenhang der Buchhändler Deutschlands nicht aufheben, schrieb er unter anderm an Pilat nach Wien, sie können die freie Bewegung des deutschen Buchhandels und der Macht, welche derselbe dadurch in Händen hat, nicht beseitigen, es fragt sich also nur, ob sie durch Gestaltung einer festeren, corporativen Organisation das ganze Verhältniß ordnen und Mißbrauch und Verbrechen und Gefährdung von Gesellschaft, Kirche und Staat möglichst zurückdrängen wollen oder nicht. — Der richtige und natürliche Gang wäre gewesen, schrieb Perthes an einen anderen be-

freundeten Staatsmann, daß die Vorschläge des Comité von der Bundesversammlung den einzelnen Regierungen zum Berichte darüber vorgelegt worden wären, ob deren Inhalt mit dem besonderen Interesse dieses oder jenes Staates im Widerspruche stände. Statt dessen sind die Regierungen ohne Rücksicht auf unsere Vorschläge um die Gutachten ihrer Buchhändler angegangen worden. Diese Masse Gutachten einzelner können keine Frucht bringen und müssen viel Verkehrtes und Abgeschmacktes enthalten. Gründe verschiedener Art haben die Bundesversammlung zu diesem Schritte geführt; der Hauptgrund aber liegt in der Furcht vor jeder festen, kräftigen Organisation irgend eines Lebensverhältnisses; von den Nadelstichen böswilliger Einzelner läßt man sich zu Tode peinigen, aber eine gesunde, kräftige Corporation will man nicht dulden. Angst hatte die Bundesversammlung vor dem Buchhandel als einem gemeinsam deutschen, Angst vor dem Börsenvorstand als Vertreter einer corporativen Einheit; weil er Leben bekommen könnte, nahm sie an, daß er auch Gefahr bringen werde. Sagte doch der Bevollmächtigte eines kleinen Staates in der Bundesversammlung: „Jetzt spräche dieser Verein noch bittweise; wenn er aber erst sein Netz über ganz Deutschland ausgespannt hätte, so würde er fordern und zwingen." Zu dieser Furcht vor jedem kräftigen Leben traten mancherlei Zufälligkeiten hinzu. Sachsen war, um Leipzig als Mittelpunct des deutschen Buchhandels auch für die Zukunft möglichst sicher zu stellen, sehr rasch und entschieden für uns aufgetreten und scheint dadurch die preußische Regierung gereizt zu haben; dafür spricht wenigstens die Haltung, welche Ancillon annahm, als er im Februar die bedeutendsten Berliner Buchhändler zu Besprechungen versammelt hatte. Endlich wollte der Zufall, daß mit den Verhandlungen über unsere Vorschläge der Börsenbau in Leipzig zusammentraf und die Regierungen aufmerksam machte. Jetzt geht mein Bitten überall dahin, möglichst ohne Geräusch den weiteren Verlauf abzuwarten; der Bundestag muß, wenn er überhaupt etwas thun will, nothwen-

dig unsere Vorschläge als Grundlage benutzen, weil er weder eine andere hat noch haben kann.

In Beziehung auf die späteren Bundesschlüsse über den Nachdruck läßt sich allerdings die Einwirkung jener Vorschläge des Comité von 1834 nicht verkennen, aber für die Organisation des Buchhandels ist seitdem von den einzelnen Staaten fast nichts und von bundeswegen gar nichts geschehen; die ganze Frage blieb wie so manche andere lediglich der Thätigkeit von Privatleuten überlassen und der Buchhandel hat sich kräftig gerührt. Der Börsenverein deutscher Buchhändler, lediglich ruhend auf den freiwilligen Beitritt einzelner, hat 1836 seine Börse eingeweiht, hat Statut und Vorstand und Bestimmung über Aufnahme und Ausschließung seiner Mitglieder fester ausgebildet und umfaßte funfzehn Jahre später etwa siebenhundert Mitglieder aus den verschiedenen deutschen Staaten. Als Mitstifter und Mitglied unseres Börsenvereins war Perthes, schrieb später Frommann, eine Reihe von Jahren hindurch, obschon er die Wahl zum Vorsteher stets abwehrte, dennoch der eigentliche Mittelpunct der meisten Verhandlungen und Beschlüsse und oft der Vorkämpfer.

Perthes' Leben mit Freunden und in der Familie.
1830 — 1837.

Perthes war, schrieb später der ihm nahe befreundete Frommann, als Mensch in dem weiten Kreise seiner Bekannten nicht allein wegen seiner Geradheit, Offenheit, Rechtschaffenheit und Liberalität, sondern auch wegen seiner hervorragenden geistigen Kraft geachtet und der Ruf seiner ausgezeichneten Persönlichkeit breitete sich weiter und weiter aus. Daß aber dieser Ruf begründet war, das beweist nichts sicherer, als die große Zahl vertrauter

Freunde, die er sich während seines Lebens unter den Edelsten und Besten der Nation erworben hat. Freundschaft war ihm Bedürfniß sowohl des Geistes als des Herzens und in der Freundschaft bewahrte er die Treue. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses fand er sowohl im Verhältnisse zu Männern, die an Jahren, Stand, Geist und Kenntnissen ihn überragten, als auch zu Jüngeren und Untergeordneten. Die Schwächen seiner Freunde entgingen seinem Scharfblicke selten, doch liebte er sie darum nicht weniger und war eher geneigt, ihre Vorzüge zu überschätzen, als sich über sie zu erheben. Besonders seinen jüngeren Freunden traute er eher zu viel als zu wenig gutes zu. Die Verschiedenheit der religiösen und politischen Ansichten machte ihn weder blind für die Schwächen der Gleichgesinnten, noch für die Vorzüge der Andersgesinnten; mit Rath und That stand er diesen wie jenen gleichmäßig und bereitwillig zur Seite. Er hatte überhaupt keine despotische Ader in sich, aber eben so wenig knechtischen Sinn und vielleicht machte grade das ihn gegen die äußeren politischen Formen gleichgültiger als recht, daß er sich bewußt war, unter allen Formen seine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Mag man ihm also auch Freisinnigkeit — ein sehr vieldeutiges Wort — absprechen, Freimuth kann man ihm nicht abstreiten. Bei hundert Gelegenheiten hat er ihn glänzend bewiesen, ja er besaß darin eine gewisse Virtuosität; denn er verstand die Kunst, mit der heitersten Offenheit und natürlicher Naivetät den Leuten Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, die sie nicht zu hören gewohnt waren, ohne daß sie recht wußten, ob sie es übel nehmen sollten oder nicht, und diese Kunst übte er, wie gegen Seinesgleichen, so auch gegen Höherstehende und gegen die Menge, die bekanntlich nicht weniger empfindlich für Schmeichelei und ihr Gegentheil ist, als irgend ein Mächtiger. Heftig konnte er freilich auch werden, ja sehr heftig, aber Groll gegen seine Widersacher hegte er deswegen nicht, sondern er konnte sie in demselben Augenblicke mit der größten Billigkeit und Unparteilichkeit beurtheilen.

In Gotha hatte sich Perthes' Leben weit über sein Erwarten reichhaltig und lebendig gestaltet. Seine früheren Verbindungen, seine alten Freunde und Bekannten hatte er sich bewahrt. Denke ich an die Weite und Breite des Zusammenhanges, in welchem ich mit Menschen stehe, schrieb er einmal, so fallen mir Goethe's Worte ein: „Breiter wallet nun der Strom mit vermehrten Wellen," und allen möchte ich zurufen, daß sie nun „mit gedrängter Kraft brav zusammenhalten in des Glückes Sonnenschein und in schlimmen Fällen." Mir wenigstens ist es fast unmöglich los zu lassen, was mir jemals nahe stand und unter den Gaben, die Gott in mein Inneres gelegt hat, bin ich für das sichere Gefühl der Treue, welches ich habe, besonders dankbar. Immer war es mir ein sehr schmerzhaftes Gefühl, wenn jemand, der mir dem Geiste oder dem Herzen nach verbunden gewesen war, später gleichgültig an mir vorüberging. — Was ihr jungen Leute Freundschaft nennt, schrieb er ein anderesmal, hat freilich keine ewige Dauer, am wenigsten in der gegenwärtigen Zeit; die Wärme und Innigkeit, mit welcher Ihr Euch umfaßt, gehört nicht dem Unvergänglichen im Menschen, sondern der Frische im Jüngling an. Wenige Jahre weiter und es haben sich Überzeugungen, Ansichten, Stimmungen entwickelt, über welche auch die innigst Verbundenen sich nicht mehr zu verständigen vermögen. Freundschaft unter älteren Männern ist, soweit sie nicht aus Erinnerung besteht, Vertrauen auf das feste, ernste Streben nach Wahrheit, und dieses Vertrauen soll und kann jede Altersstufe und jeden Wechsel der Ansichten und Stimmungen überdauern. — Zu dem vielem, was Perthes lange schon besessen, war während seines Aufenthaltes in Gotha neues aller Art hinzugetreten. Die Zahl anregender und befreundeter Männer, welche die an den großen Verbindungsstraßen des südlichen und nördlichen, des westlichen und östlichen Deutschlands gelegene Stadt auf längere oder kürzere Zeit besuchten, mehrte sich von Jahr zu Jahr; sein immer weiter sich verbreitender Briefwechsel mit Freunden und Berufsgenossen, mit

Historikern, Theologen und politischen Männern aller Art, führte ihn tief hinein in die Bewegungen der Zeit. Aus den verschiedensten Theilen Deutschlands, von den verschiedensten Lebensstellungen, geistigen Standpuncten und Parteirichtungen aus erhielt er unmittelbare Einsicht in die thatsächlichen Zustände, in den Gang der Ereignisse und vor allem in die geistigen Strömungen, von denen die Nation ergriffen war. Bei seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den Biographien, den Briefwechseln und der gesammten inneren Geschichte des letztverflossenen Jahrhunderts erschienen ihm die Zustände, Richtungen und Ereignisse des Tages nicht als Einzelheiten, sondern als Glieder in dem Zusammenhange der großen Umbildungsepoche, in welcher wir uns befinden. Sich selbst über seine Auffassung und Beurtheilung der Gegenwart und nächsten Vergangenheit deutlich zu werden, gab ihm sein Verhältniß zu einem seinem Herzen sehr nahe stehenden bedeutenden Freunde eine stets sich wiederholende Veranlassung.

Der dänische geheime Legations- und Conferenzrath Johann Georg Rist, 1775 geboren, stammte in grader Linie von dem alten Liederdichter ab; er hatte zu Fichte's Zeit in Jena studirt und dann als Secretär bei dem Finanzminister Grafen Schimmelmann in Kopenhagen gearbeitet; 1801 war er bei der dänischen Legation in Petersburg, 1803 in Madrid angestellt und in dem verhängnißvollen Jahre 1807 war er dänischer Geschäftsträger in London. Während der Zeit von 1808 bis 1813 nahm er eine gleiche Stellung in Hamburg ein, forderte und erhielt aber seinen Abschied, da die feindliche Haltung, welche der Kopenhagener Hof Hamburg und Deutschland gegenüber einnahm, mit seiner eigenen Überzeugung im Widerspruche stand; 1814 ward er als dänischer Commissär nach Paris geschickt, hielt sich von 1817 bis 1832 in Hamburg und Altona auf und wurde dann als erstes Mitglied in die neu bestellte Schleswig-Holsteinische Regierung zu Schleswig gesetzt, wo er 1847 gestorben ist. Rist war ein edler Mann im vollsten Sinne des Wortes, treu und wahr und fest

durch und durch, an Kopf und Herz gleich ausgezeichnet; in der englischen und französischen Literatur war er zu Hause und ein Kenner der spanischen. So verschieden sein und Perthes' Lebensgang, äußere Stellung und Bildung von einander waren, so verschieden war auch ihre innere Stellung zu allem, was die Zeit bewegte. Rist kannte die Zustände des vorigen Jahrhunderts genau, aber in seinem Herzen gab er dennoch dem damaligen Geschlechte den Vorzug vor dem gegenwärtigen. Um Perthes zu necken, konnte er, gewiß, nicht mißverstanden zu werden, diese Neigung wohl mit keckem Übermuthe zur Schau stellen. Unsere Jugend hatte doch weit mehr Genuß als die heutige, schrieb er einmal; wie angenehm war doch die Sentimentalität und Fichte und Goethe und die Revolution oben darauf! Heisa, das waren Tage, jetzt ist alles alt und kalt. — Rist war ein frommer, christlicher Mann, aber den dogmatischen und kirchlichen Fragen gegenüber verhielt er sich ablehnend. Ich lese nicht gern Theologisches, schrieb er einmal; es hat die unfehlbare Wirkung, Zweifel bei mir zu erregen, welche die heilige Schrift selbst nie erregte. — Von aristocratischem Äußeren, vornehm in Formen und Lebensweise, stimmte er dennoch seiner politischen Gesinnung nach manchem zu, was Perthes schon als Frucht des Liberalismus zu betrachten und abzuweisen geneigt war. Es ist doch fast wunderlich, hatte Perthes ihm einmal geschrieben, daß Sie, der Sie eine so vornehme Laufbahn hinter sich haben, sich gerade mir, dem Gewerbtreibenden, so oft geflissentlich als Plebejer präsentiren. — Das sollte Sie nicht wundern, antwortete Rist; den Vornehmen gleichgestellt habe ich ein halbes Leben hindurch meine Persönlichkeit im Kampfe aufrecht zu erhalten gehabt, selbst gegen solche, die ich liebte, wie sie mich. — Seit den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Gotha stand Perthes in ununterbrochenem Briefwechsel mit diesem ihm schon seit 1795 bekannten und seit 1808 befreundeten Manne. Fortlaufend besprachen beide Freunde die politischen, kirchlichen und literarischen Ereignisse der Zeit, tauschten politische und religiöse

Ansichten gegeneinander aus, verständigten und bekämpften sich. Grade die Verschiedenheit des Standpuncts, von dem beide Männer die meisten Verhältnisse des Lebens betrachteten, gab dem Briefwechsel seinen besonderen Reiz. Es schreibt sich mit Ihnen so leicht und behaglich, äußerte Rist einmal; Übereinstimmung im großen, Verschiedenheit im einzelnen und etwas selbstbewußte Übertreibung des eigenen Standpunctes auf beiden Seiten; endlich die unerschütterliche Zuversicht, daß jedes Wort des einen von dem anderen zwar bisweilen etwas scharf angefaßt, aber immer nur aufs beste gedeutet werden könne. Es bleibt auch trotz alles Protestirens dabei, daß unsere practischen Bahnen parallel laufen; wir sind beide gute Bürger, gute Hausväter, gute Nachbarn, treue Geschäftsmänner, geben lieber als wir nehmen, schlagen aus, wenn man uns zu nahe tritt, erziehen unsere Kinder in der Furcht Gottes und leben in der Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung. Das nenne ich das Practische in unserm Wesen und Treiben und darin stimmen wir überein. — An unseren Briefen werden unsere Kinder nicht weniges aus der Zeit, die wir durchlebt, erfahren und werden sehen können, schrieb Rist ein anderesmal, daß es zwei unabhängige Männer in Deutschland gab, die wacker miteinander und mit der Welt gerungen haben und frisch geblieben sind, als die meisten ihrer Zeitgenossen welk wurden, und die, frühe auf andere Plätze gestellt, auch noch andere Seiten ihres Lebens entwickelt haben würden, die nun unentwickelt geblieben sind.

Die Mannigfaltigkeit an Eindrücken und Anregungen, welche Perthes aus seinem Berufe und durch persönlichen und brieflichen Verkehr mit so zahllosen Menschen empfing, konnte ihn auch in späteren Jahren wohl zuweilen mit Bedenken erfüllen. Von früher Jugend an wurde ich, schrieb er einmal, durch bunte Phantasiebilder, durch eine Art innerlicher Novellendichterei, in welcher ich selbst natürlich stets die angenehmste Rolle spielte, verfolgt und bei Arbeiten, die meinen Geist nicht ganz beschäftigten, ge-

stört. Fehler und Irrungen waren die Folge; Nachtheil und Verdruß, die nicht ausblieben, ließen mich Herr darüber werden. Aber in anderer Gestalt dauert die Anfechtung meines eigentlichen Ich durch das Spiel der Phantasie auch jetzt noch fort. So anhaltend ich auch an innerer Sammlung im Denken und Fühlen gearbeitet habe, so habe ich doch heute noch mit Abspringen und Abschweifen, mit plötzlichen Einfällen über die verschiedenartigsten Gegenstände und Zustände Tag für Tag zu kämpfen. Für solche Geistesrichtung ist mein Beruf eine gefährliche Versuchung, weil er mir die Welt in ihrer ganzen verwirrten Buntheit und die Menschen in den tollsten Narrenkappen tagtäglich vor Augen führt. Mit der Feder in der Hand bleibe ich am leichtesten bei der Stange; bei dem Lesen eines bedeutenden Buches am wenigsten, weil es mich anregt, eigenes hinzuzudenken und hinzuzudichten. Ich weiß es ja wohl, daß die rasche und volle Bewegung der Phantasie das irdische Salz des Lebens ist, ohne welches die Natur und die natürlichen Verhältnisse uns nur Grau und nur Gerippe darbieten würden; aber je höher die Gabe, um so größer auch die Pflicht, sie weder zu vergeuden noch zu mißbrauchen. Bete und arbeite, heißt auch hier der große Erziehungsspruch für junge Menschen, und auch für alte. — Nitzsch' Predigt über die Heiligung der Einbildungskraft hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, schrieb er ein anderesmal; wäre doch die Sprache dieser Predigten weniger schwer! Es mögen wohl wenige so viele bittere Stunden durchgekämpft haben, als ich, um der Wandelbarkeit des Sinnes Herr zu werden und Beharrlichkeit in dem Trachten nach dem, was droben ist, zu gewinnen. Die Reizbarkeit des Temperaments und die überaus große Flüchtigkeit der Phantasie sind schon für sich allein Natureigenschaften, deren Überwältigung Fleisch und Blut nicht gelingt. Von meinen frühen Knabenjahren an verlangte überdies mein Beruf von mir, daß ich eine Unzählbarkeit von Gegenständen und Verhältnissen mit dem Gedächtniß festhalten solle; ich kann aber nichts behalten, woran sich nicht das Interesse mei-

nes Geistes betheiligt hat; alle jene Dinge berührten mich daher tiefer. So liegen denn heute Millionen von Sachen in meinem geistig-materiellen Organismus aufgespeichert, die nun oft zur ungelegenen Stunde, Gott weiß wodurch in Bewegung gesetzt, aufsteigen und, wie wenn sie unabhängig von mir und ihre eigenen Herren wären, ihr Wesen treiben, und der inneren Sammlung und dem Streben zu Gott störend in den Weg treten. In dem Kampf gegen diesen Feind stärkt nach meiner Erfahrung am meisten die feste, nüchterne Gewohnheit, Tag für Tag, am besten zu einer ein für allemal bestimmten Zeit das Auge auf Gott zu richten, mit ihm zu reden und wenn man das nicht vermag, ihn wenigstens zu betrachten. Augenblicke lodernder Erhebung und Versuche, religiöses Gefühlsleben gewaltsam zu erzwingen, thun es nicht. Dein Großvater spricht eine große und tiefe Erfahrung aus, wenn er sagt: „Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist Du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor, und das rührte Dein Herz und Du könntest nicht umhin, auf Dein Angesicht niederzufallen; so falle hin mit oder ohne Thränen und kehre Dich an niemand und schäme Dich nicht; denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, so spare Dein Kunstwasser und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.“ Im Urtheile über andere übrigens muß man sich in solchen Dingen bescheiden, so viel religiöse Fratzen auch heutzutage hervortreten; die Natur, die Art, die Bildung der Menschen ist unglaublich verschieden und hiernach auch die Mittel und Wege, durch welche dieser und jener sich helfen will und auch wirklich helfen kann.

Während Perthes dem einen gegenüber den Kampf nach Sammlung und Sicherheit des Geistes in den Vordergrund stellte, suchte er anders organisirte Naturen anzuregen, sich nicht trübe abzuschließen gegen den Wechsel der Eindrücke, wie das äußere

Leben sie bietet. Einem jungen Manne, der nicht nur das Schwere, sondern auch das Leichte schwer zu nehmen und zu tragen geneigt schien, schrieb er zu dessen Hochzeitstag: Gehe mit Vertrauen und Hoffnung vorwärts, das sagt Dir ein alter Mann, der des Lebens Hitze und Last in vollem Maße ertragen hat. Man soll aufrecht stehen bleiben und dazu gehört, daß man sich den bunten Farben der Welt mit Heiterkeit hingibt. Nenne das Leichtsinn, Du hast recht; denn Blumen und Farben sind nur täuschende Lichter, aber solcher Leichtsinn ist unserer Menschennatur mitgegeben, damit sie nicht geistig und körperlich untergehe vor der Zeit. Der Mensch bedarf auf Erden des Spieles mit der Erde und mit dem, was auf ihr aufblüht und vergeht. Die Hingebung an Gott und das Bewußtsein, daß das irdische Leben nur ein Weg ist zu einem höheren Ziel, schließt das lebendige Spiel mit dem Erdenleben nicht aus und es muß mit Heiterkeit gespielt werden, sonst fehlt die Kraft zur That.

So vielfach Perthes auch in seinem eigenen Hause durch Personen und Briefe im Zusammenhange mit anderen Verhältnissen als denen seines Wohnortes erhalten ward, sah er sich doch ab und an gerne mit eigenen Augen fremde Zustände an; 1831 und 1834 brachte er in Berlin, 1835 am Rhein, 1836 in Hamburg, 1840 in Wien einige Zeit zu und sah und hörte manches, was weder mündliche noch schriftliche Mittheilung ihm hätte deutlich machen können. Häufig wanderte er auch in seinen späteren Jahren mit diesem oder jenem seiner Söhne oder Schwiegersöhne durch die Berge und Thäler des Thüringerwaldes und gab sich, sobald er die Stadt hinter sich hatte, mit der Freude eines Jünglings, der zuerst in die Welt hinaus sieht, den wechselnden Eindrücken hin, hatte seine Lust an den Anstrengungen und kleinen Unbequemlichkeiten, ward gehoben und gekräftigt durch die herrlichen bald lieblichen bald großartigen Blicke, die das Gebirge gewährt, und war gewiß, jedesmal irgend einem sonderbaren Menschenwesen zu begegnen oder irgend ein kleines wunderliches Abenteuer zu seiner Ergötzung zu erleben.

Die Möglichkeit, sich der Fülle von Anforderungen und Eindrücken, welche von allen Seiten an ihn herantraten, ohne Gefahr innerer Zersplitterung hinzugeben, ward für Perthes dadurch gewährt, daß sein gesammtes Sein in einem festgeschlossenen Familienleben wurzelte. Freilich auch die Familie hatte sich fast mit jedem Jahre weiter und weiter ausgedehnt. Sein ältester Sohn, Mathias, war seit 1830 Pastor in Land Moorburg und seit 1832 mit Marianne Plessing verheirathet; sein zweiter Sohn, Clemens, war, nachdem er einige Jahre am Stadt- und Landgericht zu Brandenburg und an der Regierung zu Koblenz gearbeitet hatte, seit 1834 Docent in Bonn und verheirathete sich 1839 mit Marie Madelung; sein dritter Sohn Andreas hatte sich in Hamburg und Prag und durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz und in Frankreich zu seinem Berufe vorbereitet, trat seit 1837 in das Geschäft des Vaters ein und verheirathete sich 1840 mit Sophie Thienemann; sein Stiefsohn Heinrich, den er mit voller Vaterliebe umfaßte, verließ 1838 das Gymnasium, um zuerst in Bonn und dann in Berlin zu studiren. Schon den Jünglingen hatte Perthes ein großes Maß äußerer und innerer Selbständigkeit gewährt und mit zarter Scheu auch in dem Kinde die eigenthümliche Persönlichkeit geachtet, welche wohl, um ihr eigentliches Wesen zur Herrschaft zu bringen, durch väterliche Leitung unterstützt, aber nicht nach fremdem Willen künstlich gezogen und gebogen werden könne. Nachdem die Jünglinge Männer geworden waren, trat Perthes in ein so offenes, freies und nahes Freundesverhältniß zu ihnen, daß wechselseitig auch die tiefsten und verborgensten Seiten des inneren Lebens zu Tage gearbeitet wurden. Innere und äußere Erlebnisse, religiöse und politische Ansichten, Ereignisse in Staat und Kirche gaben den Stoff für den ununterbrochen geführten Briefwechsel mit den entfernten Söhnen her. Mit seinen Kindern in Gotha stand Perthes in nicht minder lebendigem Verkehr; drei Töchter waren schon länger dort verheirathet, 1831 verheirathete sich auch seine vierte Tochter Eleonore mit Moritz

Madelung und 1838 seine Stieftochter Bertha mit Karl von Zech. Nicht leicht vergingen mehr als einige Tage, an denen nicht jede der Töchter den Vater, und wäre es auch nur auf eine Viertelstunde gewesen, in ihrer Behausung gesehen hätte, und nicht leicht vergingen Wochen, in denen nicht sämmtliche Töchter und Schwiegersöhne wenigstens einen Abend mit den Eltern zugebracht hätten. Die einzelnen Familien hatten sich mannigfaltig genug ausgebildet, um durch Gegensätze aller Art solches Zusammenkommen belebt zu erhalten. Auch nach angestrengter Tagesarbeit gab sich Perthes mit Jugendfrische einer raschen Unterhaltung hin und regte, oft ohne es zu wissen und zu wollen, jeden an, die geistigen Kräfte, welche er besaß, zu gebrauchen; fast unmöglich war es in seiner Nähe sich träge gehen zu lassen, oder bequemer Langeweile sich hinzugeben.

Perthes hatte aus zweiter Ehe vier Kinder und die Zahl seiner Enkel wuchs von Jahr zu Jahr. In einem so großen Familienkreise konnte es an harten Wochen und Monaten, an Krankheiten und Todesfällen nicht fehlen. Das schwere Jahr 1831, in welchem die Cholera zuerst in Deutschland einbrach, war wohl geeignet Sorge zu erwecken, störte aber Perthes' Ruhe nicht, obschon zwei seiner Söhne damals an Orten lebten, in denen das Übel wüthete. Ich bin überzeugt, schrieb er im Juni, daß, wenn nicht Naturkräfte den Lauf dieser Krankheit hemmen, sie ganz Europa überziehen wird, und jeder Versuch des Entfliehens vergeblich ist. Es liegt nicht in meiner Natur, besondere Scheu vor Gefahren zu haben, die Gott verhängt; aber grauenvoll stehen mir die Ereignisse vor der Seele, von denen die menschlichen Verhältnisse unfehlbar durch die egoistischen Hemmungen und Abschließungen betroffen werden müssen. Die Selbstsucht im Kleide der Angst ist etwas Entsetzliches und wird an Nation, Gemeinde und Familie nagen. Ein Zerreißen und Zertrümmern des ganzen socialen Zustandes kann eintreten, von dem wir jetzt noch keine Vorstellung haben. Die Lage Europa's während der früheren Pestzeiten läßt sich mit

dem, was uns bevorsteht, nicht vergleichen; jetzt ist alles mit einander verschlungen und enggeschlossen mit dem Nächsten verbunden; das Entfernteste berührt sich; jeder Raum wird auf das eiligste durchschnitten. Gott wolle durchhelfen! — Kein Glied der großen Familie ward von der Krankheit ergriffen; in manchen anderen Jahren aber drängte sich Schmerz und Leid in derselben eng zusammen, vor allem in dem Jahre 1833. Sechs Monate liegen hinter mir, angefüllt mit Fürchten und Hoffen, schrieb Perthes im Juni 1833; am vorigen Weihnachten schon begann die Noth. Oft habe ich erfahren, daß Familien, in welchen Bedrängnisse sich zusammenhäufen, an Muth, Spannkraft und Ruhe wunderbar gewinnen; jeder hat nach allen Seiten hin Aufgaben zu lösen; ein sich seiner Pflicht bewußter Gleichmuth erfüllt alle und jeder ist auf seinem Posten. Leiden gegenüber aber, die sich durch lange Zeit hinziehen, hält die natürliche Kraft des Menschen selten Stand; durch ihre Dauer verliert die Noth ihre erregende, die Entschlossenheit zeugende Kraft; sie spannt ab, macht schlaff und die Gefahr ist da, daß eine Passivität des Duldens sich einstellt, die nicht Stärke, sondern Schwäche, nicht Ergebung, sondern Abstumpfung ist und leicht in eine hinbrütende Empörung über das Schicksal des Menschengeschlechts ausarten kann. Da hilft nur beten und immer wieder beten. Noch halten wir uns tapfer und auch ich vermag das tägliche Übel geduldig und ergeben zu tragen; aber die Sorge um meine Frau, welcher Lasten fast zu schwer für Leib und Seele aufgelegt sind, macht mich unruhig und drückt mich nieder. Gott wird weiter helfen.

Ende Juli brach das Nervenfieber im Hause aus und ergriff fünf Kinder und Perthes selbst. Mir sind diese schweren Wochen, schrieb Perthes, eine Zeit neuer großer Erfahrungen. Zu allem Verständigen und Geschäftlichen des äußeren Lebens bin ich gänzlich unfähig, aber die Verbindung meiner Seele mit Gott ist unberührt von dem Drucke der Krankheit geblieben; mein Geist ist völlig klar und aus dem Inneren vermag ich mich deutlicher mit-

ging, der Seufzer aus der Brust: mein Rudolph, wo bist du, wie bist du!

Stunden des Kampfes und des inneren Ringens hatte Perthes auch in diesen Jahren viel. Wie weit ab vom Wollen und Wünschen liegen doch, schrieb er einmal, auch bei dem alten, durch so viele Kämpfe hindurchgegangenen Menschen Werke und Wandel. Liebe ohne Werke und Werke ohne Liebe! Wie matt und schwach scheint uns die Buße und doch vielleicht sieht Gott mehr als wir und weiß, wie tief, wie stark, wie fortwirkend die Reue des Sünders ist. — Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, heißt es in einem anderen Briefe. Das Wort dringt in manchen Stunden durch Mark und Bein; manche kannte ich, welche das unmittelbare Wirken des heiligen Geistes an sich erfahren zu haben und durch dasselbe geheiligt zu sein glaubten. Daß es auch heute Geheiligte geben könne, will ich nicht bestreiten, ich aber gehöre nicht zu ihnen. Gestrebt und gerungen habe ich viel, aber Welt und Fleisch haben mich gehemmt; Momente nur waren es, in denen ich im Gebet und durch das Gebet den Frieden Gottes geschmeckt habe. Nicht aus Trägheit oder Verzagtheit die Augen zumachen gegen die Unheiligkeit, die in uns ist, nicht Tod als Leben, nicht Angst für Buße nehmen, und nicht ein Spiel der religiösen Phantasie für Liebe, nicht müde werden im Aufstehen und den Willen zum Wollen lebendig erhalten, das ist die nie endende Vorarbeit des Menschen, die ohne Glauben nicht möglich, ohne die aber auch der Glaube nicht möglich ist. — Wurde es ihm schwer um das Herz, so wendete Perthes noch immer sich am liebsten zu den Paulinischen Briefen. Suche Dein Aufrichten im Römerbrief, schrieb er einmal, in ihm ist die volle Wahrheit aus Gott, so weit sie uns hier auf Erden dienlich ist. Kämpfen, kämpfen den guten Kampf bis an das Ende predigt Paulus Dir wie mir. — Oft, sehr oft habe ich den Römerbrief gelesen, heißt es in einem anderen seiner Briefe. Es ist das Buch der heiligen Schrift, welches mich am meisten getroffen, mir Klarheit gegeben und meinen

Glauben befestigt hat. Ist nun einem anderen ein anderes Buch werther, so soll man darüber mit keinem Christenmenschen streiten; das ist grade ein Zeichen der Göttlichkeit der Bibel, daß das eine Buch und der, welcher es schrieb, den einen, ein anderes den anderen je nach Gemüth, Temperament, Bildung und Richtung mehr anspricht, tiefer auf sein Christsein wirkt und daß dennoch alle Bücher zu einem Ziele führen.

Die Überzeugung, die in ihm lebte, bestimmt und lebhaft anderen gegenüber zu äußern, ward Perthes nicht allein durch seine rasche Natur, sondern auch durch seine Überzeugung getrieben. Wir sollen der Wahrheit die Ehre geben, schrieb er einmal, wir sollen nicht dulden, daß man sie schmähe, wir sollen nicht falsche Toleranz üben und sollen uns auch scheuen, innere Gemeinschaft mit denen zu haben, welche die Wahrheit nicht erkennen wollen. — Oft freilich begegnete es ihm auch in seinem späteren Alter, daß er im Kampfe mit Gegnern schroffer und schärfer im Ausdrucke war, als er selbst für recht halten konnte; er wußte es wohl, daß er durch Heftigkeit und Schärfe manchen gereizt und vorübergehend von sich entfernt hatte. Ich fühle, äußerte er sich einmal, daß ich mich in meinen mündlichen und schriftlichen Äußerungen über alles, was Kirche und Staat betrifft, sehr in Acht nehmen muß, um nicht mißverstanden zu werden und ungerechte Urtheile über mich und über die Sache hervorzurufen. Schuld muß auch ich wenn auch nicht allein tragen, wenn selbst Sie glauben können, daß ich mir ein paar Scheuleder vorgebunden hätte, um durch das, was rechts und links am Wege liegt, nicht irre zu werden an meiner religiösen und politischen Überzeugung. Nein, ich habe scharfe Augen für das, was nicht recht, nicht gut, nicht wahr ist an den Einrichtungen, Verhältnissen und Überzeugungen, die ich ihrem Wesen nach für nothwendig und wahr halte; ich sehe die Dinge und will sie sehen, auch wenn sie nicht in meine Ansichten passen, aber ich lasse mir durch sie meine positive Richtung nicht abschwächen. Wer weiß, was er will, und durchdringen

und herstellen will, sei es im großen, sei es im kleinen, der darf sich nicht dabei aufhalten, alle Dinge so lange von allen Seiten zu erwägen, bis er durch seine Critik jeden schwarzen, jeden faulen Punct an denselben entdeckt hat. Wer das thut, zieht in sich die Gewohnheit des Negirens groß, und wo diese ist, hört alles Schaffen und Herstellen auf. Wohl weiß ich, daß in das große Weltspiel hinein auch die negirenden Geister gehören, und daß nicht alle, welche negiren, dem großen Negirer mit dem Pferdefuße verfallen müssen, sondern zu Gottes Kindern gehören können, wenn auch nicht zu den schaffenden. Ich selbst aber bin in meinem Kreise auf das Herstellen angewiesen, will zwar das Böse und Faule sehen und bekämpfen, wenn es mir in den Weg kommt, aber weder in großen noch in kleinen, weder in politischen noch in religiösen Verhältnissen, weder im Thun noch im Denken oder Fühlen deshalb Gottes Kirche fallen lassen, weil der Teufel seine Kapelle daran gebaut hat oder künftig einmal bauen könnte.

So oft und so entschieden Perthes auch mit voller Überzeugung geltend machte, daß ohne kirchliche Autorität und ohne kirchliche Dogmen sich das christliche Leben ungeachtet aller Theologie und aller christlichen Gesinnung nicht in der Geschichte erhalten könne, so war doch sein eigenes Leben nur in sehr geringem Grade abhängig von der äußeren Autorität kirchlicher Gemeinschaft und kirchlicher Dogmen. Mein Christenthum wird einfacher von Jahr zu Jahr, schrieb er einmal. Daß Gott nicht lieben die Sünde und daß Gott wieder lieben die Erlösung von der Sünde ist, das ist als unausdenkbare Wahrheit und als Lösung aller großen Räthsel unmittelbar aus der heiligen Schrift in mein Geistesleben hinübergegangen. Das Christenthum ist practischer Natur durch und durch; nur so weit es unser Wollen durchdringt, schließt es uns Blicke in das Heiligthum jenseits auf. Forschen der Wissenschaft und Versenkung des Geistes in religiöses Gefühl führen für sich allein nicht weit. Immer mehr lerne ich die göttliche Weisheit, mit welcher die Offenbarung beschränkt ist, erkennen; was wir für unsere

Seligkeit bedürfen, ist gegeben, und wäre der Vorhang vor den heiligen Geheimnissen um ein weiteres gelüftet, so wäre ein Ausweg aus der Verwirrung für die Menschen nicht zu sehen.

Die letzten Lebensjahre 1837 — 1843.

Nach einem heftigen Grippenanfall im Frühling 1837 hatte Perthes sich in Friedrichroda, drei Stunden von Gotha entfernt, ein kleines Haus gemiethet, um die Sommermonate mit Frau und Kindern in der Waldluft zuzubringen. Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich mich ins Gebirge geflüchtet habe, schrieb er Ende Juli; die Folgen der Grippe sollen vertrieben werden. Noch ist mein Gehör recht krank; Menschengeschwätz verstehe ich schwer, hier aber bilde ich mir ein, die Geier pfeifen und die Forellen plätschern hören zu können. Wenn irgend etwas meine Gesundheit wieder herstellen kann, so ist es der Aufenthalt im Walde. Sie kennen Friedrichroda und ich habe nicht nöthig, Ihnen die Herrlichkeit der Lage zu beschreiben; alles begünstigt uns, der Himmel ist blau, die Wälder dunkel, die Wiesen grün. — Es war in der That ein schönes Stück Erde, welches Perthes sich zum Aufenthalte ausgesucht hatte. An der Nordseite des Thüringer Waldes läuft ein etwa anderthalb Stunden hingestrecktes Langthal hinaus in die Ebene; an seiner Mündung liegt die Salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal, eine halbe Stunde lang aufwärts ist das Thal von Gebirgsteichen ausgefüllt, neben welchen der unter hohen alten Tannen hinlaufende Fahrweg nur eben Raum findet sich durchzuwinden; dann wird es etwas breiter; ziemlich bedeutende, bis an den Fuß bewaldete Höhen schließen Wiesen vom frischesten Grün und Teiche von spiegelheller Klarheit ein, in deren Mitte früher das alte 1086 gegründete Bene-

dictiner-Kloster Reinhardsbrunnen lag; jetzt steht auf dessen Stelle das 1827 erbaute freundlich ansprechende Schloß des Herzogs von Koburg-Gotha. Mehrere von der Höhe des Gebirges herab kommende enge Querthäler von wilder Schönheit laufen nahe aneinander in das Reinhardsbrunner Thal aus; mächtige, mit Tannen und Buchen bestandene Bergrücken und hohe Berggipfel von bedeutenden Formen bieten eine reiche Fülle großartiger und lieblicher Ansichten und Aussichten, welche bis zum Inselberge hin von dem Forstmeister von Wangenheim durch sinnig angelegte Waldpfade zugänglich gemacht sind. Getrennt von dem Reinhardsbrunner Thale durch einen niedrigen Sattel liegt eine Viertelstunde entfernt das Bergstädtchen Friedrichroda mit seinen Bleichern und Bergleuten in einem von Tannen und Wiesen umgebenen Kessel und hundert Schritte von dem Städtchen entfernt das kleine Haus, welches Perthes sich zur Wohnung ausgesucht hatte. An einem Hohlwege gebaut, sah die Vorderseite auf die gegenüberliegende kahle, steinige Wand und manchen Spott mußte Perthes sich gefallen lassen über die schöne Aussicht, die er sich gewählt; von der Rückseite des Hauses aber und von dem daran stoßenden kleinen Garten öffnete sich ein wahrhaft großartiger Blick tief hinein in das Waldgebirge, auf das Bergstädtchen mit seinen Schindeldächern, und in den nahe gelegenen, aufwärts steigenden Thalgrund, der nach Schmalkalden führt; bis wenige Schritte vom Hause erstreckte sich von den Bergen abwärts der Schwarzwald mit seinem Schatten, seiner Einsamkeit und seinen nach allen Seiten hingehenden Fußpfaden. Einige Jahre nach Perthes' Tode ist Friedrichroda ein vielbesuchter Sommeraufenthalt für Fremde geworden, damals aber trug die Gegend durchaus den Character einer abgelegenen, einsamen Gebirgslandschaft; halbe Tage konnte man die Waldwege gehen und traf nichts als etwa ein flüchtiges Stück Wildpret oder einen Förster, Bergmann und Köhler, oder Kinder, die Waldbeeren, und Weiber, die Reisig suchten; man hörte nichts als den Schlag der Axt eines Holzhauers

oder den Accord des Geläutes der Heerden aus den Walddörfern; Abend für Abend sammelten sich im Herbste große Rudel Wild auf den nahen Wiesen und das Schreien der Hirsche hallte von den Bergen wieder.

Seit 1837 brachte Perthes, mit einer einzigen Ausnahme, jedes Jahr den Sommer bis Ende September in Friedrichroda zu und mit jedem Jahre ward ihm der Aufenthalt lieber; Vormittags pflegte er nach angestrengter Arbeit einen kürzeren einsamen Gang zu machen und gegen Abend zwei- und dreistündige, ja auch wohl vierstündige Fußwanderungen mit seiner Frau und seinen drei kleinen Mädchen zu unternehmen; neue Wege, neue Aussichten zu finden war seine Freude und eine eben so große, die gefundenen andern zu zeigen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht; Sonnabend und Sonntags ward es lebendig im Hause; Enkel, Töchter, Schwiegersöhne, bald einige, bald alle fanden sich ein; die Stuben wurden zu enge und Küche und Keller wurden auf manche harte Probe gestellt; oft genug war Perthes unter Kindern und Enkeln der jüngste an jugendlicher Lust. Die auswärtigen Söhne brachten meistens einige Wochen des Spätsommers im elterlichen Hause zu, und auch an Freunden und Fremden aus der Nähe und Ferne fehlte es nicht, besonders wenn der Eintritt der Herbstferien die Theologen und Historiker beweglich gemacht hatte. Im Laufe einer einzigen Woche waren einmal Tholuck, Lücke, Marheineke, de Wette und Olshausen dort; von den vielen Männern verschiedenster Art und verschiedenster Lebensstellung, welche Perthes in Friedrichroda aufsuchten, möchte kaum einer sein, der nicht die Erinnerung an einige freundliche und anregende Stunden mit fortgenommen hätte. Wer freilich keinen Sinn für Naturschönheit mitbrachte, hatte einen schweren Stand; halb mitleidig, halb verwundert betrachtete Perthes sich ihn, ähnlich wie er etwa den Taubstummen oder armlos Geborenen sich betrachtet haben würde. Geringschätzung und Mißachtung der besonderen Naturschönheit Friedrichroda's nahm er fast

als eine persönliche Beleidigung auf und konnte sie unter Umständen auch so behandeln. Der Besuchende dagegen, welcher ein Auge für Wald und Berge zeigte, war gut gebettet; hierhin und dorthin führte ihn Perthes, um ihm den Reichthum der Gegend, die er beinahe wie sein persönliches Gut ansah, im besten Lichte zu zeigen; wo er entdeckt hatte, konnte er eine Freude haben, wie wenn er Antheil an der Hervorbringung gehabt hätte. Den damals von Fremdenverkehr noch nicht berührten Bewohnern des Städtchens blieb es freilich völlig unbegreiflich, wie ein alter Herr, der weder Kohlen zu brennen noch Theer zu schwelen hatte, die weiten und beschwerlichen Wege gehen mochte, die zu gehen ihnen selbst ihr mühseliges Tagewerk auferlegte; aber gerne hatten sie ihn alle und wußten wohl, daß er Herz und Sinn für ihre Freuden und Leiden besaß. Je öfter er nach Friedrichroda zurückkehrte, um so lieber ward er ihnen und um ihm das auch zu zeigen, verliehen sie ihm 1841 das Ehrenbürgerrecht in ihrer Stadt. Vier stattliche Männer traten in letzter Woche ernst in mein Zimmer, schrieb Perthes; ich erkannte sie sogleich als Bürgermeister und Rathsherren. Sie überreichten mir freundlich in Sammt und Seide das Ehrenbürgerrecht der Stadt für mich und alle meine Kinder. Ich erinnere mich nicht, daß mir jemals in meinem Leben eine Ehrenbezeigung solche wahre und herzliche Freude gemacht hat, als diese. — Mancherlei ähnliche Beweise der Anerkennung, wie sie nach einem tüchtigen und bedeutenden Leben dem späteren Alter wohl zuzukommen pflegen, hatten Perthes schon seit Jahren daran erinnert, daß er vieles hinter sich habe. Bereits 1834 hatte ihm die Stadt Leipzig das Ehrenbürgerrecht und im Sommer 1835 Friedrich August, Prinz Mitregent von Sachsen, das Ritterkreuz des Civilverdienstordens ertheilt. Civilverdienst für Deutschland möchte ich gerne gehabt haben, schrieb Perthes einem Freunde, und ich lasse mich gerne von einem Fürsten wie diesem ehren. Im vorigen Jahre saß ich Mittags neben ihm bei Tafel. Über Literatur und Buchhandel, über Verfassung und Verwaltung Ham-

burgs, über die Julirevolution, über den Aufstand in Sachsenland und die Stimmung in Deutschland sprach er mit großem Verstand und vieler Kenntniß; aber was mich überraschte und anzog, war die ungesuchte, wohlwollende Theilnahme an den Lebensverhältnissen der verschiedenartigsten Kreise im Volke und der Sinn der Anerkennung für das Recht einer jeglichen, nach Geburt, Stand und Beruf auch noch so verschiedenen Lebensstellung bei vollem Bewußtsein der eignen. Nur wer den Menschen als solchen schon achtet und als Schöpfung Gottes hochstellt, wird jeden Beruf und jede Lebensstellung, eben weil sie menschlich ist, achten und hochstellen können. Solcher Sinn ist Bildung, ist vorzugsweise deutsche Bildung und ich möchte sie zum Unterschiede von der gelehrten oder vornehmen Bildung wohl allgemeine oder bürgerliche Bildung nennen; denn alle Stände können und sollen sie haben, und sie zu erwerben, ist dem Vornehmen nicht leichter als dem Niedrigen. Geist, Kenntnisse, Tiefsinn, Geburt, Rang drücken den Gegenüberstehenden nieder und entfernen ihn; diese Bildung aber macht jeden, der naht, frei und erweckt Achtung und Vertrauen. Welch eine Umwandelung ist in dieser Beziehung seit funfzig Jahren eingetreten! Bewahre nur Gott unser Volk, daß es nicht, weil es jede menschliche Stellung zu achten gelernt hat, nun dahin komme, die Verschiedenheit der menschlichen Stellungen zu verachten.

Im Jahre 1840 machte die Universität Kiel Perthes auf Anlaß des Krönungsfestes Christians VIII. zum Doctor der Philosophie. Mehr als über diese Ehre hätte ich mich wirklich nicht gewundert, schrieb er, wenn ich Vladica der Montenegriner geworden wäre. So einen Böhnhasen wie mich hat die gelehrte Zunft wohl lange nicht in ihrer Mitte gesehen: lateinische Haare möchte ich nicht mehr auf den Zähnen haben, als mein Oxforter College, Doctor Blücher, und das will viel sagen. — Die Facultät hat es gut gemacht, schrieb ihm ein Freund; wer Lebensweisheit ein

zutheilen, als in den Tagen der Gesundheit. Halt und Trost sind mir Nitzsch' Predigten geworden, die Schwierigkeit der Sprache habe ich überwunden und finde bei jedem Wiederlesen neue Schätze und neue Erhebung an dem Manne, der gewiß der tiefste unter den jetzt lebenden Theologen ist. Seit acht Tagen ist mein zweiter Sohn bei uns und wird nicht abreisen, bevor es in unserem Hause zu irgend einer Entwickelung gekommen ist. Täglich bringe ich einige Stunden allein mit ihm zu und habe ihm meine Überzeugung im Zusammenhange mitgetheilt; der Ursprung der Dinge und auch des Bösen, der weite Kreis, innerhalb dessen die Menschheit sich frei, aber auf eigene Verantwortlichkeit und auf eigene Kosten bewegt, die Leitung der Geschichte durch Gott, der Mittelpunct aller Geschichte in Jesus Christus, Materialismus und Pantheismus, politische und kirchliche Ordnung bilden den Inhalt unserer Gespräche. — In der letzten Woche des August wurde es Perthes gewiß, daß die Krankheit bei seinem einzigen Sohne zweiter Ehe einen tödtlichen Ausgang nehmen werde. Perthes stand zu dem lieblichen, reichbegabten Knaben, der damals sieben Jahre alt war, in einem so nahen, innigen Verhältnisse, wie er es zu keinem seiner anderen Söhne in deren Knabenalter gehabt hatte. Als die älteren Söhne Kinder gewesen waren, hatte er, von dem Gedränge und Getriebe des Hamburger Lebens in Auspruch genommen, nur in kurzen und flüchtigen Begegnungen sich mit ihnen beschäftigen und nur im großen und von weitem ihren Entwickelungsgang verfolgen können. Das Leben aber dieses Sohnes durchlebte er in Freud und Leid; bei der Arbeit hatte er den spielenden Knaben um sich und auf Spaziergängen war er sein Begleiter. Es ist ein seltenes Glück, schrieb er einmal, noch im späteren Alter einen Knaben dieser Art zu haben. Ein Vater in meinen Jahren beobachtet das wachsende Leben mit anderen Augen, als der junge Mann, der selbst noch kinderhaft mit den Kindern ins Leben hineintreibt und wirthschaftet. Es ist gar wohlthuend, Liebe und Sinneszartheit in ihren ersten Keimen zu

belauschen, und gar merkwürdig, zu sehen, daß auch die Kinderstube eine Welt ist mit Ereignissen, an denen Besonnenheit und Selbstbeherrschung sich zeigt und bildet, der Scharfsinn geweckt und der Sinn für das Komische hervorgelockt wird. — Als das Kind erkrankt war und die frische Lebenskraft mächtig mit dem Tode kämpfte, ward Perthes von einem Schmerze ergriffen, wie er ihn heftiger und tiefer wohl nie in seinem Leben gefühlt. Mit ganzer Inbrunst habe ich gefleht, schrieb er, daß mein Rudolph mir erhalten bleibe, und ich sah, es war umsonst. Glaube und Mißtrauen rangen miteinander in mir und ich habe ein Verständniß des Gebetes: Führe mich nicht in Versuchung, erlangt, wie ich es nie gekannt.

Am 31. August Abends, als eben die untergehende Sonne das Krankenzimmer röthete, starb ihm das Kind. Das Glück meiner alten Tage hat Gott mir genommen, schrieb Perthes gleich darauf, aber Thränen hat er mir gegeben, die noch einmal zu weinen ich nicht gehofft hatte. Sie wollen, daß ich Ihnen von meinem Rudolph erzähle. Ich vermag es nicht. Für jeden dritten sind Kinder in zartem Alter einander so gleich und der Verlust eines Kindes ist etwas so Gewöhnliches, daß Mittheilungen an Freunde über einen einzelnen Fall kein näheres Verständniß geben können. Den besonderen Schmerz fühlt jeder Vater und jede Mutter für sich allein, kein dritter kann denselben nachempfinden. — Seit dem Tode meines Rudolph's spüre ich den Abend des Lebens, schrieb er etwas später an Nicolovius, nicht an Abnahme der Kräfte des Geistes und Körpers, aber an einer gewissen Gleichgültigkeit gegen das Drängen und Treiben der Menschen. Gott wird mir Treue und Liebe lebendig erhalten, damit nicht Abspannung mich ergreife und mich unlustig und untüchtig mache, zu schaffen und zu wirken nach seinem Wohlgefallen. — Unlustig und untüchtig war Perthes nicht, aber die Sehnsucht nach dem gestorbenen Kinde blieb ihm, so lange er lebte. Noch nach Jahren drängte sich ihm, wenn er allein auf und ab in seinem Zimmer

ging, der Seufzer aus der Brust: mein Rudolph, wo bist du, wie bist du!

Stunden des Kampfes und des inneren Ringens hatte Perthes auch in diesen Jahren viel. Wie weit ab vom Wollen und Wünschen liegen doch, schrieb er einmal, auch bei dem alten, durch so viele Kämpfe hindurchgegangenen Menschen Werke und Wandel. Liebe ohne Werke und Werke ohne Liebe! Wie matt und schwach scheint uns die Buße und doch vielleicht sieht Gott mehr als wir und weiß, wie tief, wie stark, wie fortwirkend die Reue des Sünders ist. — Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, heißt es in einem anderen Briefe. Das Wort dringt in manchen Stunden durch Mark und Bein; manche kannte ich, welche das unmittelbare Wirken des heiligen Geistes an sich erfahren zu haben und durch dasselbe geheiligt zu sein glaubten. Daß es auch heute Geheiligte geben könne, will ich nicht bestreiten, ich aber gehöre nicht zu ihnen. Gestrebt und gerungen habe ich viel, aber Welt und Fleisch haben mich gehemmt; Momente nur waren es, in denen ich im Gebet und durch das Gebet den Frieden Gottes geschmeckt habe. Nicht aus Trägheit oder Verzagtheit die Augen zumachen gegen die Unheiligkeit, die in uns ist, nicht Tod als Leben, nicht Angst für Buße nehmen, und nicht ein Spiel der religiösen Phantasie für Liebe, nicht müde werden im Aufstehen und den Willen zum Wollen lebendig erhalten, das ist die nie endende Vorarbeit des Menschen, die ohne Glauben nicht möglich, ohne die aber auch der Glaube nicht möglich ist. — Wurde es ihm schwer um das Herz, so wendete Perthes noch immer sich am liebsten zu den Paulinischen Briefen. Suche Dein Aufrichten im Römerbrief, schrieb er einmal, in ihm ist die volle Wahrheit aus Gott, so weit sie uns hier auf Erden dienlich ist. Kämpfen, kämpfen den guten Kampf bis an das Ende predigt Paulus Dir wie mir. — Oft, sehr oft habe ich den Römerbrief gelesen, heißt es in einem anderen seiner Briefe. Es ist das Buch der heiligen Schrift, welches mich am meisten getroffen, mir Klarheit gegeben und meinen

Glauben befestigt hat. Ist nun einem anderen ein anderes Buch werther, so soll man darüber mit keinem Christenmenschen streiten; das ist grade ein Zeichen der Göttlichkeit der Bibel, daß das eine Buch und der, welcher es schrieb, den einen, ein anderes den anderen je nach Gemüth, Temperament, Bildung und Richtung mehr anspricht, tiefer auf sein Christsein wirkt und daß dennoch alle Bücher zu einem Ziele führen.

Die Überzeugung, die in ihm lebte, bestimmt und lebhaft anderen gegenüber zu äußern, ward Perthes nicht allein durch seine rasche Natur, sondern auch durch seine Überzeugung getrieben. Wir sollen der Wahrheit die Ehre geben, schrieb er einmal, wir sollen nicht dulden, daß man sie schmähe, wir sollen nicht falsche Toleranz üben und sollen uns auch scheuen, innere Gemeinschaft mit denen zu haben, welche die Wahrheit nicht erkennen wollen. — Oft freilich begegnete es ihm auch in seinem späteren Alter, daß er im Kampfe mit Gegnern schroffer und schärfer im Ausdrucke war, als er selbst für recht halten konnte; er wußte es wohl, daß er durch Heftigkeit und Schärfe manchen gereizt und vorübergehend von sich entfernt hatte. Ich fühle, äußerte er sich einmal, daß ich mich in meinen mündlichen und schriftlichen Äußerungen über alles, was Kirche und Staat betrifft, sehr in Acht nehmen muß, um nicht mißverstanden zu werden und ungerechte Urtheile über mich und über die Sache hervorzurufen. Schuld muß auch ich wenn auch nicht allein tragen, wenn selbst Sie glauben können, daß ich mir ein paar Scheuleder vorgebunden hätte, um durch das, was rechts und links am Wege liegt, nicht irre zu werden an meiner religiösen und politischen Überzeugung. Nein, ich habe scharfe Augen für das, was nicht recht, nicht gut, nicht wahr ist an den Einrichtungen, Verhältnissen und Überzeugungen, die ich ihrem Wesen nach für nothwendig und wahr halte; ich sehe die Dinge und will sie sehen, auch wenn sie nicht in meine Ansichten passen, aber ich lasse mir durch sie meine positive Richtung nicht abschwächen. Wer weiß, was er will, und durchdringen

und herstellen will, sei es im großen, sei es im kleinen, der darf sich nicht dabei aufhalten, alle Dinge so lange von allen Seiten zu erwägen, bis er durch seine Critik jeden schwarzen, jeden faulen Punct an denselben entdeckt hat. Wer das thut, zieht in sich die Gewohnheit des Negirens groß, und wo diese ist, hört alles Schaffen und Herstellen auf. Wohl weiß ich, daß in das große Weltspiel hinein auch die negirenden Geister gehören, und daß nicht alle, welche negiren, dem großen Negirer mit dem Pferdefuße verfallen müssen, sondern zu Gottes Kindern gehören können, wenn auch nicht zu den schaffenden. Ich selbst aber bin in meinem Kreise auf das Herstellen angewiesen, will zwar das Böse und Faule sehen und bekämpfen, wenn es mir in den Weg kommt, aber weder in großen noch in kleinen, weder in politischen noch in religiösen Verhältnissen, weder im Thun noch im Denken oder Fühlen deshalb Gottes Kirche fallen lassen, weil der Teufel seine Kapelle daran gebaut hat oder künftig einmal bauen könnte.

So oft und so entschieden Perthes auch mit voller Überzeugung geltend machte, daß ohne kirchliche Autorität und ohne kirchliche Dogmen sich das christliche Leben ungeachtet aller Theologie und aller christlichen Gesinnung nicht in der Geschichte erhalten könne, so war doch sein eigenes Leben nur in sehr geringem Grade abhängig von der äußeren Autorität kirchlicher Gemeinschaft und kirchlicher Dogmen. Mein Christenthum wird einfacher von Jahr zu Jahr, schrieb er einmal. Daß Gott nicht lieben die Sünde und daß Gott wieder lieben die Erlösung von der Sünde ist, das ist als unausdenkbare Wahrheit und als Lösung aller großen Räthsel unmittelbar aus der heiligen Schrift in mein Geistesleben hinübergegangen. Das Christenthum ist practischer Natur durch und durch; nur so weit es unser Wollen durchdringt, schließt es uns Blicke in das Heiligthum jenseits auf. Forschen der Wissenschaft und Versenkung des Geistes in religiöses Gefühl führen für sich allein nicht weit. Immer mehr lerne ich die göttliche Weisheit, mit welcher die Offenbarung beschränkt ist, erkennen; was wir für unsere

Seligkeit bedürfen, ist gegeben, und wäre der Vorhang vor den heiligen Geheimnissen um ein weiteres gelüftet, so wäre ein Ausweg aus der Verwirrung für die Menschen nicht zu sehen.

Die letzten Lebensjahre 1837 — 1843.

Nach einem heftigen Grippenanfall im Frühling 1837 hatte Perthes sich in Friedrichroda, drei Stunden von Gotha entfernt, ein kleines Haus gemiethet, um die Sommermonate mit Frau und Kindern in der Waldluft zuzubringen. Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich mich ins Gebirge geflüchtet habe, schrieb er Ende Juli; die Folgen der Grippe sollen vertrieben werden. Noch ist mein Gehör recht krank; Menschengeschwätz verstehe ich schwer, hier aber bilde ich mir ein, die Geier pfeifen und die Forellen plätschern hören zu können. Wenn irgend etwas meine Gesundheit wieder herstellen kann, so ist es der Aufenthalt im Walde. Sie kennen Friedrichroda und ich habe nicht nöthig, Ihnen die Herrlichkeit der Lage zu beschreiben; alles begünstigt uns, der Himmel ist blau, die Wälder dunkel, die Wiesen grün. — Es war in der That ein schönes Stück Erde, welches Perthes sich zum Aufenthalte ausgesucht hatte. An der Nordseite des Thüringer Waldes läuft ein etwa anderthalb Stunden hingestrecktes Langthal hinaus in die Ebene; an seiner Mündung liegt die Salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal, eine halbe Stunde lang aufwärts ist das Thal von Gebirgsteichen ausgefüllt, neben welchen der unter hohen alten Tannen hinlaufende Fahrweg nur eben Raum findet sich durchzuwinden; dann wird es etwas breiter; ziemlich bedeutende, bis an den Fuß bewaldete Höhen schließen Wiesen vom frischesten Grün und Teiche von spiegelheller Klarheit ein, in deren Mitte früher das alte 1086 gegründete Bene-

dictiner-Kloster Reinhardsbrunnen lag; jetzt steht auf dessen Stelle das 1827 erbaute freundlich ansprechende Schloß des Herzogs von Koburg-Gotha. Mehrere von der Höhe des Gebirges herab kommende enge Querthäler von wilder Schönheit laufen nahe aneinander in das Reinhardsbrunner Thal aus; mächtige, mit Tannen und Buchen bestandene Bergrücken und hohe Berggipfel von bedeutenden Formen bieten eine reiche Fülle großartiger und lieblicher Ansichten und Aussichten, welche bis zum Inselberge hin von dem Forstmeister von Wangenheim durch sinnig angelegte Waldpfade zugänglich gemacht sind. Getrennt von dem Reinhardsbrunner Thale durch einen niedrigen Sattel liegt eine Viertelstunde entfernt das Bergstädtchen Friedrichroda mit seinen Bleichern und Bergleuten in einem von Tannen und Wiesen umgebenen Kessel und hundert Schritte von dem Städtchen entfernt das kleine Haus, welches Perthes sich zur Wohnung ausgesucht hatte. An einem Hohlwege gebaut, sah die Vorderseite auf die gegenüberliegende kahle, steinige Wand und manchen Spott mußte Perthes sich gefallen lassen über die schöne Aussicht, die er sich gewählt; von der Rückseite des Hauses aber und von dem daran stoßenden kleinen Garten öffnete sich ein wahrhaft großartiger Blick tief hinein in das Waldgebirge, auf das Bergstädtchen mit seinen Schindeldächern, und in den nahe gelegenen, aufwärts steigenden Thalgrund, der nach Schmalkalden führt; bis wenige Schritte vom Hause erstreckte sich von den Bergen abwärts der Schwarzwald mit seinem Schatten, seiner Einsamkeit und seinen nach allen Seiten hingehenden Fußpfaden. Einige Jahre nach Perthes' Tode ist Friedrichroda ein vielbesuchter Sommeraufenthalt für Fremde geworden, damals aber trug die Gegend durchaus den Character einer abgelegenen, einsamen Gebirgslandschaft; halbe Tage konnte man die Waldwege gehen und traf nichts als etwa ein flüchtiges Stück Wildpret oder einen Förster, Bergmann und Köhler, oder Kinder, die Waldbeeren, und Weiber, die Reisig suchten; man hörte nichts als den Schlag der Axt eines Holzhauers

oder den Accord des Geläutes der Heerden aus den Walddörfern; Abend für Abend sammelten sich im Herbste große Rudel Wild auf den nahen Wiesen und das Schreien der Hirsche hallte von den Bergen wieder.

Seit 1837 brachte Perthes, mit einer einzigen Ausnahme, jedes Jahr den Sommer bis Ende September in Friedrichroda zu und mit jedem Jahre ward ihm der Aufenthalt lieber; Vormittags pflegte er nach angestrengter Arbeit einen kürzeren einsamen Gang zu machen und gegen Abend zwei- und dreistündige, ja auch wohl vierstündige Fußwanderungen mit seiner Frau und seinen drei kleinen Mädchen zu unternehmen; neue Wege, neue Aussichten zu finden war seine Freude und eine eben so große, die gefundenen andern zu zeigen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht; Sonnabend und Sonntags ward es lebendig im Hause; Enkel, Töchter, Schwiegersöhne, bald einige, bald alle fanden sich ein; die Stuben wurden zu enge und Küche und Keller wurden auf manche harte Probe gestellt; oft genug war Perthes unter Kindern und Enkeln der jüngste an jugendlicher Lust. Die auswärtigen Söhne brachten meistens einige Wochen des Spätsommers im elterlichen Hause zu, und auch an Freunden und Fremden aus der Nähe und Ferne fehlte es nicht, besonders wenn der Eintritt der Herbstferien die Theologen und Historiker beweglich gemacht hatte. Im Laufe einer einzigen Woche waren einmal Tholuck, Lücke, Marheineke, de Wette und Olshausen dort; von den vielen Männern verschiedenster Art und verschiedenster Lebensstellung, welche Perthes in Friedrichroda aufsuchten, möchte kaum einer sein, der nicht die Erinnerung an einige freundliche und anregende Stunden mit fortgenommen hätte. Wer freilich keinen Sinn für Naturschönheit mitbrachte, hatte einen schweren Stand; halb mitleidig, halb verwundert betrachtete Perthes sich ihn, ähnlich wie er etwa den Taubstummen oder armlos Geborenen sich betrachtet haben würde. Geringschätzung und Mißachtung der besonderen Naturschönheit Friedrichroda's nahm er fast

als eine persönliche Beleidigung auf und konnte sie unter Umständen auch so behandeln. Der Besuchende dagegen, welcher ein Auge für Wald und Berge zeigte, war gut gebettet; hierhin und dorthin führte ihn Perthes, um ihm den Reichthum der Gegend, die er beinahe wie sein persönliches Gut ansah, im besten Lichte zu zeigen; wo er entdeckt hatte, konnte er eine Freude haben, wie wenn er Antheil an der Hervorbringung gehabt hätte. Den damals von Fremdenverkehr noch nicht berührten Bewohnern des Städtchens blieb es freilich völlig unbegreiflich, wie ein alter Herr, der weder Kohlen zu brennen noch Theer zu schwelen hatte, die weiten und beschwerlichen Wege gehen mochte, die zu gehen ihnen selbst ihr mühseliges Tagewerk auferlegte; aber gerne hatten sie ihn alle und wußten wohl, daß er Herz und Sinn für ihre Freuden und Leiden besaß. Je öfter er nach Friedrichroda zurückkehrte, um so lieber ward er ihnen und um ihm das auch zu zeigen, verliehen sie ihm 1841 das Ehrenbürgerrecht in ihrer Stadt. Vier stattliche Männer traten in letzter Woche ernst in mein Zimmer, schrieb Perthes; ich erkannte sie sogleich als Bürgermeister und Rathsherren. Sie überreichten mir freundlich in Sammt und Seide das Ehrenbürgerrecht der Stadt für mich und alle meine Kinder. Ich erinnere mich nicht, daß mir jemals in meinem Leben eine Ehrenbezeigung solche wahre und herzliche Freude gemacht hat, als diese. — Mancherlei ähnliche Beweise der Anerkennung, wie sie nach einem tüchtigen und bedeutenden Leben dem späteren Alter wohl zuzukommen pflegen, hatten Perthes schon seit Jahren daran erinnert, daß er vieles hinter sich habe. Bereits 1834 hatte ihm die Stadt Leipzig das Ehrenbürgerrecht und im Sommer 1835 Friedrich August, Prinz Mitregent von Sachsen, das Ritterkreuz des Civilverdienstordens ertheilt. Civilverdienst für Deutschland möchte ich gerne gehabt haben, schrieb Perthes einem Freunde, und ich lasse mich gerne von einem Fürsten wie diesem ehren. Im vorigen Jahre saß ich Mittags neben ihm bei Tafel. Über Literatur und Buchhandel, über Verfassung und Verwaltung Ham-

burgs, über die Julirevolution, über den Aufstand in Sachsenland und die Stimmung in Deutschland sprach er mit großem Verstand und vieler Kenntniß; aber was mich überraschte und anzog, war die ungesuchte, wohlwollende Theilnahme an den Lebensverhältnissen der verschiedenartigsten Kreise im Volke und der Sinn der Anerkennung für das Recht einer jeglichen, nach Geburt, Stand und Beruf auch noch so verschiedenen Lebensstellung bei vollem Bewußtsein der eignen. Nur wer den Menschen als solchen schon achtet und als Schöpfung Gottes hochstellt, wird jeden Beruf und jede Lebensstellung, eben weil sie menschlich ist, achten und hochstellen können. Solcher Sinn ist Bildung, ist vorzugsweise deutsche Bildung und ich möchte sie zum Unterschiede von der gelehrten oder vornehmen Bildung wohl allgemeine oder bürgerliche Bildung nennen; denn alle Stände können und sollen sie haben, und sie zu erwerben, ist dem Vornehmen nicht leichter als dem Niedrigen. Geist, Kenntnisse, Tiefsinn, Geburt, Rang drücken den Gegenüberstehenden nieder und entfernen ihn; diese Bildung aber macht jeden, der naht, frei und erweckt Achtung und Vertrauen. Welch eine Umwandelung ist in dieser Beziehung seit funfzig Jahren eingetreten! Bewahre nur Gott unser Volk, daß es nicht, weil es jede menschliche Stellung zu achten gelernt hat, nun dahin komme, die Verschiedenheit der menschlichen Stellungen zu verachten.

Im Jahre 1840 machte die Universität Kiel Perthes auf Anlaß des Krönungsfestes Christians VIII. zum Doctor der Philosophie. Mehr als über diese Ehre hätte ich mich wirklich nicht gewundert, schrieb er, wenn ich Vladica der Montenegriner geworden wäre. So einen Böhnhasen wie mich hat die gelehrte Zunft wohl lange nicht in ihrer Mitte gesehen: lateinische Haare möchte ich nicht mehr auf den Zähnen haben, als mein Orforter College, Doctor Blücher, und das will viel sagen. — Die Facultät hat es gut gemacht, schrieb ihm ein Freund; wer Lebensweisheit ein

langes Leben hindurch geübt, bedarf, um Doctor der Philosophie zu sein, der lateinischen Haare auf den Zähnen nicht.

Zu den Ehren, welche Perthes im späteren Alter zu Theil wurden, gehörte auch die Freundlichkeit, mit welcher das Koburgische Herzogshaus ihn behandelte. Schon im Jahre 1826, als der Herzog von Koburg die Regierung Gotha's antrat, hatte Perthes geschrieben: Mein monarchisches Princip hat neue Anhänger gewonnen; denn alles fällt plötzlich dem neuen Fürsten zu. Freilich ist dieser, wie König Saul, eines Kopfes höher als alles Volk, ist voll fürstlicher Würde, sehr gescheit und folglich sehr leutselig; er weiß alles und interessirt sich für alles; alle Welt ist bezaubert und die Napoleonischen Raisonneurs, die Männer von der Wartburg und die Republicaner der römischen und griechischen Autoren haben über Nacht herzogliches Herz bekommen. — Die große Klugheit und Welterfahrung des Herzogs interessirte Perthes und das demselben tiefeingewurzelte natürliche Wohlwollen gewann ihn. Auch der Herzog hatte Perthes gerne und sah ihn, so oft er seinen Aufenthalt in Gotha oder Reinhardsbrunnen nahm. Der Wald und die Waldbewohner und deren Leben und Treiben, Erinnerungen an die Begebenheiten seit 1806 pflegten so wie die politischen Ereignisse des Tages den Stoff zu den Gesprächen herzugeben. Seine besondere Freude hatte Perthes an den jungen Prinzen. Im Jahre 1836, als die Koburg-Kohary nach Gotha gekommen waren, um dort die Vermählung des Prinzen Ferdinand August mit der Königin von Portugal festzustellen, sah er sie zuerst. Ich war vor einigen Tagen, schrieb er im Januar 1836, bei der alten Herzogin zur Tafel; die beiden hiesigen Prinzen und die beiden Kohary waren dort, vier lange prächtige Jungen, echte, blanke Jungen, frisch und gesund und voller Muthwillen, dem sie freien Lauf lassen, sobald das Auge der Großmutter sie nicht sieht. Prinz Ferdinand, der künftige portugiesische König, hat ein edles, schönes Profil, aber er ist noch Kind durch und durch. Die arme schlanke Tanne wird auf einen heißen Boden

verpflanzt; vielleicht ist grade seine Kindheit ihm eine Hülfe. — Die herzogliche Jagdwirthschaft kam auch in diesem Spätsommer wieder nach Reinhardsbrunnen, schrieb Perthes 1839, und mit ihr der Erbprinz aus Dresden und Prinz Albert aus Italien. Der Vater hat wirklich alle Ursache, sich dieses Brüderpaares zu freuen. Die Raschheit, Offenheit und das gesunde Urtheil des Erbprinzen zieht mich ungemein an, und Prinz Albert ist ohne Zweifel ein selten begabter und durchgebildeter junger Mann, schön und elegant, sittenrein und wohlwollend. Sein besonnenes, zurückhaltendes Wesen wird ihm die schwierige Stellung, welcher er entgegengeht, erleichtern. Auch die Kohary kamen, der Herzog von Meiningen und der König von Sachsen; auf den Jagden und in Reinhardsbrunnen waren einigemal vierzehn Fürsten und Prinzen beisammen. Dieses Zusammenkommen des sächsischen Hauses und der benachbarten kleinen Fürsten sollte öfter stattfinden. Zusammen bedeuten sie etwas in den deutschen Verhältnissen, und diese klugen und rastlosen Koburger bedeuten auch etwas für Europa; sie machen nicht weit aussehende Plane, sondern wissen, was heute so wenige Fürsten und Menschen können, den Augenblick zu ergreifen und die sich darbietende Gelegenheit rasch zu benutzen. Die Throne von Portugal, Belgien und England haben sie bereits ihrem Hause gesichert und die von Frankreich und Spanien werden nicht aus den Augen gelassen. — Die Wintermonate dieses Jahres waren, schrieb Perthes im Frühjahr 1840, unruhig und interessant durch das Stück Geschichte, welches hier aufgeführt ward; am lärmendsten, als die englischen Hochzeitsbitter anlangten und nun der Papa unter dem Gebrumme von hundert und einem Kanonenschusse seinem Söhnlein das Hosenband festband. Der Ernst, der sich dem Prinzen durch den so frühen Beruf zu einer europäischen Stellung aufgeprägt hat, gibt ihm ohnerachtet seiner großen Jugend schon Würde und Sicherheit und erhöht die Lieblichkeit seiner ganzen Erscheinung. Die Königin Victoria wird den rechten Mann an ihm finden. Waltet nicht ein besonderer

Unglückssterne, so wird dieser Prinz Albert der Abgott des englischen Volkes werden und er ist gewiß befähigt, in aller Stille inmitten der Parteien der englischen Aristocratie einen leitenden Einfluß zu gewinnen und tief in die Geschichte Europa's einzugreifen. Vielleicht werden wir noch die ersten Anfänge davon erleben. — Was Ihren Prinz Albert betrifft, der es Ihnen angethan zu haben scheint, schrieb ein Freund im Herbste 1840 an Perthes, so habe ich alle Ursache zu glauben, daß Sie ihn und seine Stellung in England richtig beurtheilen; doch kann er der Natur der Sache nach nur langsam Boden gewinnen. Im Publicum ist man ihm wohlgesinnt, in der höheren Gesellschaft hat er schon Einfluß; um politisch eingreifen zu können, muß er erst älter werden und sich freier bewegen. — Gesehen habe ich den Prinzen bei meiner Anwesenheit in London nicht, schrieb ein anderer Freund um dieselbe Zeit, aber viel von ihm gehört. Überall scheint er sehr beliebt zu sein, und mehreremal bedankten sich Engländer sehr höflich für das großmüthige Gegengeschenk, welches Deutschland ihnen für den Herzog von Cumberland gemacht habe.

Einmal in seinem späteren Alter entschloß sich Perthes noch zu einer längeren Abwesenheit vom Hause. Am 14. Juli 1840 reiste er mit seiner Frau und seinen drei kleinen Mädchen über Koburg und Nürnberg nach Regensburg und von dort die Donau hinab nach Wien, wo er vier Wochen in dem ihm verwandten und lieben Hause des Kaufmanns Hornbostel blieb. Beinahe vier Wochen bin ich jetzt in Wien, schrieb er, und habe viel gesehn und gehört und zwar von ganz anderer Seite, als vor vier und zwanzig Jahren. Alle die alten Bekannten sind todt, Hammer verreist, nur Pilat lebt noch und ich brachte einigemal eine Stunde mit ihm zu. Sonst sehe ich fast nur Kaufleute und Fabrikherren, aber unter ihnen bedeutende und sehr unterrichtete Männer. Meine Achtung vor Östreichs innerer Kraft ist nicht dadurch vermindert, daß ich es diesesmal von unten herauf mir betrachtet habe. Die

Lebendigkeit, der Verstand, die Kenntnisse und vor allem die frische Weltgenußfähigkeit, die ich getroffen, haben mich überrascht. Wahr ist es, Geist und Wissen richtet sich fast ausschließlich auf Maschinen und Gewerbe, auf Handel und Fabriken; auch Kirche und Priesterschaft sind in den Mechanismus hineingezogen; der Protestantismus ist todt und flach; in den einseitig industriellen Richtungen, die von der Regierung über alles Maß begünstigt werden, liegt eine Gefahr. Aber dafür ist auch der zersetzende Gang, den das geistige Leben im übrigen Deutschland genommen hat, in Östreich gar nicht oder doch nur in der höheren Aristocratie vorhanden. Wenn große Ereignisse, die nicht ausbleiben können, eintreten und die Menschen aus ihrer jetzigen materiellen Richtung herauswerfen, so wird die kräftige Frische und natürliche Tüchtigkeit der deutschen Östreicher sich schnell aus dem gegenwärtigen Übergangszustand herausgearbeitet haben. Die hochmüthigen Thoren, welche in protestantisch-nördlicher Verstockung von östreichischen Barbaren und von dem verfaulten Kaiserreiche reden, wollen in ihrem platten Lande nicht wissen, welche Frische des Geistes sich hinter den Bergen bewegt; sie ahnen nicht, daß das literarisch ausgegerbte Norddeutschland vielleicht in der nächsten Generation schon sein Leben vom Süden wird wieder gewinnen müssen.

Wenn man für Östreich von Despotie reden will, so ist sie wenigstens höchst eigenthümlicher Art, schrieb Perthes ein anderesmal; sie drückt nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. Vielleicht in keinem anderen Staate der Welt ist die Regierung bei dem Gange, den sie im Innern nehmen will, so wie in Östreich durch das Bestehen langjähriger Gewohnheiten und Richtungen, Sitten und Verhältnisse im Volksleben bestimmt und geleitet. Einengungen und Beschränkungen aller Art, an die man gewöhnt ist und die zu umgehen man lange gelernt hat, lassen sich freilich mit Leichtigkeit erhalten; aber neues von regierungswegen einzuführen, ist fast unmöglich, weil ein nicht verabredeter und

doch ganz allgemeiner, zäher Widerstand bei Vornehm und Gering, Reich und Arm sich entgegenstellt. Eine Menge lustiger Geschichten gehen von Mund zu Mund, in denen die vergeblichen Versuche der Regierung verlacht werden. Vor kurzem war ein scharfes Verbot gegen das Umherfliegen der Tauben in Wien erlassen. Ob auch die kaiserlichen Tauben eingehalten werden sollten, fragte deren Aufseher an. Sperren's ein auf ein paar Tage, lautete die Antwort der befragten Hofstelle; wenn alle andere sie wieder frei lassen, thun wir es auch. Am stärksten und nachtheiligsten zeigt sich der Druck von unten nach oben in der Beamtenhierarchie; Willkür der Vorgesetzten soll gar nicht vorkommen, aber auch kein entschlossenes Eingreifen und keine kräftige Aufsicht; nicht einmal Versuche dazu werden gemacht, sagt man, da die untern Beamten ja doch die von oben getroffenen Anordnungen nicht durchführen würden. Die, wie es scheint, sehr verwickelte Verwaltung geht daher fort, wie sie immer gegangen ist; über Langsamkeit, Mechanismus und Bestechlichkeit wird allgemein geklagt.

Einen mich überaus anziehenden Mann habe ich in dem Domprediger Veith kennen lernen, äußerte sich Perthes in einem anderen Briefe; er war früher Director der Veterinäranstalten in Wien, ward dann Geistlicher, Ligurist und ist jetzt Prediger am Dom. Zweimal hörte ich ihn in der überfüllten Kirche; eine Fülle genialer Blitze und practischer Erfahrungen, untermischt mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Erzählungen und kräftig anregenden, echt christlichen Worten streute er aus; als er eine Legende erzählt hatte, fügte er hinzu: wahr oder nicht wahr, gut ist die Geschichte. Ein Freund brachte mich zu ihm in die Sacristei; er zeigte sich völlig zu Hause in den Bewegungen der protestantischen Theologie und sprach mit großer Kenntniß des einzelnen von Schleiermacher und Rudelbach, von Julius Müller und Tholuck; unbefangen ließ er sich über die katholische Kirche und ihren Zustand in Östreich aus. Seine Samariterin habe ich gelesen; neue Blicke und Aussichten sind mir dadurch geworden, und so

weit sie nicht das eigentlich Kirchliche berührt, findet sich wohl kaum etwas darin, was für den Protestanten anstößig ist. Eine höchst bedeutende, wenn auch namentlich dem Nichtkatholiken etwas wunderliche Erscheinung ist dieser Mann.

Von Wien aus trat Perthes, bis in das Salzkammergut von seinen Verwandten begleitet, über Ischl, Salzburg, Berchtesgaden und Regensburg die Rückreise an, und traf am 10. September nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder in Gotha ein. Weder Zahn noch Zehe hat uns wehe gethan, schrieb er; kein Unfall, keine Minute Besorgniß, kein Tag schlechtes Wetter störte uns. Als ich gestern gesund den Wagen verließ und alle Glieder der großen Familie wohlbehalten wieder fand, habe ich Gott inbrünstig gedankt. Nicht leicht hatte die Reise vor mir gelegen; fühle ich mich auch noch kräftig, so fehlt doch das Gefühl der Sicherheit für eine größere Reise in solchem Alter.

In Gotha traf Perthes seinen Bonner Sohn mit Frau und Kind; eine Masse von Arbeiten hätte in seiner Abwesenheit sich aufgehäuft, die nun beseitigt werden sollte, und die Philologenversammlung, welche Ende September in Gotha sich einfand, brachte Unruhe aller Art mit sich. In meinem Hause wohnen zwei sehr liebe Freunde, der Göttinger Ritter und der Kieler Nitzsch; mit mir unter einem Dache bei meinem Schwiegersohn Becker sitzt dessen Universitätsfreund und Dutzbruder Lachmann; an belebten Stunden fehlt es nicht und auch nicht an komischen, wenn die ganze gelehrte Schaar zu Ernst oder Scherz sich versammelt. Gar lustig war es anzuschauen, als zwölf blasende Postillons vor den dreihundert Schulmeistern herritten, um ihnen durch das Weichbild der Stadt das Geleite zu geben, als wir in einer langen Reihe Postkarren hinaus nach Reinhardsbrunnen zur herzoglichen Tafel gefahren wurden. — Das war ein Jahr, schrieb er einige Wochen später: Geburt von vier Enkeln, schwere Arbeit in Leipzig, Hochzeit und Hochzeitseinzug meines Andreas, Aufenthalt meines lieben Bruders Jacobi aus Siegburg mit Frau und Kindern in

unserem Hause, zweimonatliche Fahrt nach Wien, sehr angestrengtes Arbeiten bei der Rückkehr und dazu noch ein paar hundert Philologen auf engem Raum — meine alten Knochen knarren.

Nach seiner Rückkehr aus Wien wollte Perthes nichts mehr von einer längeren Entfernung aus seinem Hause wissen. Ich mache keine Reise wieder vor der letzten, antwortete er 1841 auf die Bitte seines Sohnes, ihn zu besuchen; Neigung und Kraft ist wohl noch da, aber Zerstreuung und Wechsel thut dem hohen Alter, welches Ihr mir doch nun nach gerade kaum länger abdisputiren könnt, nicht gut; für Leib und Seele ist äußere Ruhe, das heißt Gleichförmigkeit der Lebensordnung, das richtige. Andere Alte können sich einige Beweglichkeit noch eher als ich gestatten, weil sie in bequemer Behaglichkeit zu reisen vermögen; ich aber gerathe bei meinem Temperament auf jeder Reise in Erregung und werde von den tausenderlei Dingen in schnellem Wechsel berührt. Bedenke die Masse von Menschen, die ich in kurzem Zeitraum sehen würde, wie viel müßte ich hören und sprechen! Sechs Wochen Unruhe würden mir die acht Tage Aufenthalt bei Euch bringen. — Je mehr die Reiselust in Perthes zurücktrat, um so lebendiger ward seine Neigung zu dem Aufenthalt in dem nahen Gebirge. Sich in Friedrichroda ein Haus zu kaufen, wies er ab. Ich habe in meinem ganzen Leben, äußerte er wohl, nie ein anderes Grundeigenthum gehabt, als meinen Reisewagen und einen Platz auf dem Kirchhofe, und mag nun kurz vor dem Ausmarsche nicht noch ein Stück Erde an mich binden. — Wohnlicher und geräumiger aber als früher richtete er sich ein. Ich habe, schrieb er im Sommer 1841, durch den Anbau herrliche Aussicht nach dem Körnberg und Gottlob, wie nach dem Abtsberg und Wolfsstieg gewonnen. Die Erweiterung der Wohnung kam zur rechten Zeit, denn die Elemente toben in diesem Jahre sehr; es saust und braust und kracht der Sturm in den Wäldern gewaltig; die Morgende sind sehr kalt und die Bergnebel steigen mir ins Fenster hinein. Die guten Stunden am Tage benutzen wir, doch versteige

ich mich weniger weit und hoch als früher, sondern gehe auf gewohnten Wegen, auf denen ich ungestörter mein inneres Leben leben kann, wie es dem Siebenziger geziemt, welcher Schönheit und Gewalt der Erdennatur bald nicht mehr schauen und fühlen wird.

Auch 1841 fehlte es indessen an Leben in Friedrichroda nicht, im Spätsommer sammelte sich wieder ein glänzender Kreis auf dem herzoglichen Schloß in Reinhardsbrunnen. Der stille Wald ist unruhig geworden, schrieb Perthes; die Herzogin von Kent, die Großfürstin, Prinz Wilhelm von Preußen mit Familie, Würtemberger und Kohary's, Menzdorf's und viele andere sind hier. Das Schloß kann nicht alle aufnehmen und ein Theil ist deshalb in Friedrichrodä einquartirt. Adjutanten, Jockey's, Mohren, Lords, Hunde, Pferde sausen Tag und Nacht durch die hohle Gasse an unserm Häuschen vorbei; Höhen und Thäler, Wälder und Felsen werden von den Jagden aufgeregt und meine armen Hirsche haben böse Tage. Die Herzogin von Kent sah ich einigemal allein mit ihrem Bruder, dem Herzog, als dieser mich rufen ließ, und habe mich des geschwisterlichen Zusammenseins beider wahrhaft gefreut. — Wie wundersam erscheine ich mir selbst in allem solchem Getümmel, schrieb Perthes bald darauf, wenn ich zurückblicke auf den Gang meines Lebens. Vor einem halben Jahrhundert ward ich vaterlos, in ärmster Armuth hinausgeworfen in den Strudel der Welt; ohne Kenntnisse, ohne Hülfe, ohne Anhalt, ein verlassener Lehrjunge auf einer kalten Dachkammer, der mit erfrorenen Füßen wochenlang umherhinken mußte, weil niemand Rücksicht auf ihn nahm, als die arme, mir auch jetzt noch liebe Friederike. Wie ein Traum liegt alles hinter mir, jetzt wo ich am Ende der Pilgerfahrt bin. Leicht war mein Leben nicht, oft schmerzensvoll. Gott sei Preis und Dank, der alles zu einem guten Ende führte!

So kräftig und freudig Perthes sich auch im Leben bewegte, machte sich ihm das Nahen des hohen Alters doch in mancherlei Art bemerkbar. Oft konnte er selbst überrascht über die Länge

des hinter ihm liegenden Lebens werden, wenn irgend ein Zufall ihn daran erinnerte, daß er diesen oder jenen bejahrten Mann als Kind oder Jüngling gekannt habe. Vier Männer leben in Süddeutschland, schrieb er einmal an Ullmann, die ich in alter Zeit persönlich kannte, später aber niemals wiedersah: Rau, von dem ich ein angenehmes aber nur dunkles Bild erhalten habe, Schubert, den ich zuletzt vor fünf und dreißig Jahren, und Gustav Schwab, den ich zuletzt vor dreißig Jahren sah, und Schelling, mit dem ich vor zwei und vierzig Jahren zusammentraf und seitdem durch die wunderlichsten Ereignisse und Verhältnisse hindurch in freundschaftlichem Verhältniß blieb. — Mit dem letzteren sollte Perthes indeß noch einmal wieder zusammentreffen. Schelling war hier, schrieb er im Herbste 1841. Seit 1798 hatten wir uns nicht gesehen; der leicht-schlanke schwäbische Jüngling mit dem schwarzen Lockenkopfe stand vor mir als kräftiger Greis mit schneeweißem Haar; herzlich-freimüthig, naiv-derb heute wie damals. Wir ließen alle unsere Verhältnisse und Beziehungen von den Jacobi-Flottbecker Begebenheiten an bis heute, wo wir sogar verwandt geworden sind, an uns vorübergehen und die vertrautesten Mittheilungen über innere und äußere Verhältnisse schlossen sich daran; wir konnten uns nicht trennen und wanderten zuletzt noch zwei Stunden im Dunkeln miteinander auf und ab.

Mehr noch als durch das weiße Haar lieber Freunde ward Perthes dadurch an den Abend des Lebens erinnert, daß es immer einsamer um ihn ward. So viele Sterne erster Größe, an deren Leuchten er seit frühem Jünglingsalter sich gewöhnt hatte, erloschen einer nach dem andern; 1831 schon war Niebuhr, 1832 Goethe, 1834 Schleiermacher gestorben. So geht einer nach dem andern fort von den Großen, schrieb er einmal, und es bleibt nur noch das kleine Zeug. — Viele liebe Freunde und Verwandte schieden, denen Perthes schmerzlich nachsah und im Andenken nahe blieb. Wieder ist mir einer entnommen, schrieb er 1839, den ich lieb hatte und ehrte, mein alter treuer Nicolovius; gerne hätte ich

ihm noch einmal hinieden die Hand gedrückt. — Wenn es bei mir den Siebenzigen nahe noch einer Mahnung bedürfte, das Haus zu bestellen, schrieb er 1840 an Umbreit, so würde sie schon in dem Fortgange so vieler alten Freunde liegen. Nun ist auch Thibaut todt, den ich herzlich liebte und verehrte, und der auch mir sehr gut war. Mit freudiger Wehmuth kann man an ihn zurückdenken. Zwar hatte auch er wie wir alle zu kämpfen, doch war er, wenn man so sagen darf, ein glücklicher Mann; in ihm war wie bei wenigen geistige und sittliche Harmonie und neben dem kraftvollen Eingreifen in den Gang der wissenschaftlichen Welt hatte er sich ein geistiges Stillleben bewahrt. — Im Herbste 1837 schon war Poel gestorben, welchem Perthes lange Jahre hindurch viel Anregung und viel Belehrung verdankte, obschon nicht unbedeutende politische und religiöse Gegensätze zwischen beiden Männern bestanden. Leider sind die zum Theil wenigstens aufgezeichneten Lebenserinnerungen des merkwürdigen Mannes noch immer nicht allgemeiner zugänglich geworden, so viel Anziehendes und Unterrichtendes sie auch enthalten. Seine frühesten Jugendjahre hatte Poel in Bordeaux und Genf zugebracht, und dann seit 1780 in Göttingen studirt. Einige Zeit war er in der russischen Diplomatie, ging dann nach Stockholm und für kürzere Zeit nach Paris. Seinen Anlagen, seiner Erfahrung und seinem Lebensgange nach war er auf eine große politische Wirksamkeit angewiesen, aber frühe schon zog er sich zurück, lebte als Privatmann in Altona und bewegte sich als eines der bedeutendsten Glieder in dem Reimarus-Sievekingschen Kreise. Seine gründliche Bildung, sein scharfer Verstand, seine reiche Erfahrung fanden allgemeine Anerkennung, und wer ihm nahe trat, liebte den edlen Mann mit seinem allgemeinen Wohlwollen und seinem tiefen Gefühl für Recht und Sitte. Das Hinscheiden unseres lieben Poel hat mich tief betrübt, schrieb Perthes im October 1837, ich hatte ihn wahrhaft lieb und ehrte ihn wie wenige. Er war nicht nur ein ausgezeichneter, sondern ein seltener Mann, selten auch deshalb, weil sein Name und seine Per-

son der Welt sehr unbekannt sind, während er doch bedeutenden Einfluß auf seine Zeit übte. Viele einflußreiche Männer haben aus dem Reichthum seines Geistes Anregung, Richtung und Urtheil in Literatur und Politik gewonnen.

Ungewöhnlich lange waren Perthes die ersten treuen Pfleger seiner frühsten Kindheit, der Stallmeister Heubel und die alte Tante Caroline, erhalten worden; so lange sie lebten, sandte er ihnen brieflich freundliche Worte zu und besuchte sie jährlich auf einige Tage in Schwarzburg und in Rudolstadt. Gar merkwürdig ist es, schrieb er nach einem solchen Besuche, wie in dem alten lieben Mann alte und neue Zeit nebeneinander in bester Eintracht wohnen. Er hat die liberalen Ansichten unserer Tage, setzt aber zugleich seine höchste Ehre in die Treue des Dienstmannes zu seinem Fürsten nach Ritterart. Von der fürstlichen Familie wird er als eine schwarzburgische Antiquität mit Achtung und Liebe behandelt. Wird die Ankunft des Fürsten angesagt, so wirft sich der Alte in verblichene Uniform und hält seinem Herrn bei dem Absteigen die Zügel; der Fürst nimmt ihn dann wohl mit hinauf aufs Zimmer und leert mit ihm eine Flasche aus dem vorigen Jahrhundert. — Selten, sehr selten ist es, schrieb er einmal der alten drei- und achtzigjährigen Tante, daß dem Menschen in so hohem Alter solche Kraft und Klarheit bleibt, wie Dir von Gott gegönnt ist; Du bist gottergeben, gedenkst der Vergangenheit mit Freude, genießest die Gegenwart mit Ruhe und siehst der Zukunft mit Vertrauen entgegen. Ich sage mit Dir: Gott hat alles wohl gemacht. — Habe Dank für Deine Liebe, lieber Fritz, schrieb ihm der alte Onkel, als Perthes ihn im Schnee und Sturm im einsamen Schwarzburg aufgesucht. Du hast mich heute lieb, wie vor sechszig Jahren, als ich Dich auf meinen Knien reiten ließ; das Gefühl verläßt mich nicht in meiner Einsamkeit. Habe Dank dafür. — 1835 starb der alte Onkel, 83 Jahre alt; 1838 die alte Tante, 87 Jahre alt. Gestern erhielt ich die Nachricht, schrieb Perthes an Rist, daß mein lieber Onkel in Schwarzburg ge-

storben ist; er war lebensmüde, obwohl noch geisteskräftig, er hat ein sehr glückliches Leben gelebt und so sei Gott gedankt. Schwarzburg ist nun für mich verödet, das Commandantenhaus — Sie erinnern sich wohl des Hauses, unter welchem die gewölbte Durchfahrt zum Schlosse ging — die Wege meiner Kindheit, der Tummelplatz meiner Jugend ist ausgestorben, kein Heubel ist mehr dort; hundert und zehn Jahre hausten sie darin. Nun gehen die Glieder der Familie auseinander. So ist das Schicksal der Menschen! Wie kann man doch meinen, daß hier unsere Heimath ist?

Nach welchem Ort, in welchen alten Freundeskreis wir auch unsere Gedanken wenden, heißt es in einem anderen Briefe, überall werden uns schmerzhafte Lücken fühlbar; ja wir sind alt, recht alt geworden und den vorangegangen Älteren folgen wir in nicht langem Zeitraum nach. — Auch daran ward Perthes der Nähe des eigenen Sterbens sich bewußt, daß das Sterben anderer anders als früher auf ihn wirkte. Geborenwerden und Sterben, schrieb er einmal, Sterben und Geborenwerden hat in den letzten Monaten unter Kindern und Kindeskindern mich umschwirrt; viel Krankenbetten, viel Sterbelager habe ich anschauen müssen. Die Innigkeit der Liebe zu jedem einzelnen ist mir durch die große Zahl meiner Nachkommen nicht zersplittert, aber Wind und Wetter eines langen Lebens haben um den Körper eine Rinde gezogen und ihn abgehärtet gegen den Schmerz; auch der Geist hat es gelernt, in das Sterben und Entbehren lieber Menschen sich zu ergeben. Der Tod anderer hat heute, wo ich weiß, daß ich binnen kurzem nachfolge, ein ganz anderes Gesicht als in früherer Jugendzeit, wo man wohl sagt, aber nicht fühlt, daß man auch einmal sterben muß. Nur die Qual leidender Kinder dringt heute wie früher durch Mark und Bein, und zweifelnde Fragen tauchen auf. Bei Erwachsenen weiß man das Warum und Wozu, und sie selbst wissen es auch oder können es wenigstens wissen.

Dem Gedanken an das eigene Alter und an das eigene Ster-

ben wich Perthes niemals scheu aus, sondern rief ihn in den verschiedensten Formen gerne und oft in sich hervor. Ein Verhältniß, wie zwischen Vater und Kind, bestehet im wesentlichen nicht mehr zwischen mir und Euch Söhnen, schrieb Perthes 1841, weil die Überlegenheit des Vaters mir allmählich abhanden gekommen ist; Ihr steht in voller Manneskraft, bei mir werden die Organe, die dem Geiste dienen sollen, wenn auch nicht ungehorsam, doch müde und langsam. Gebe Gott, daß die letzte Stunde gleiche Demuth und gleiche Liebe in uns allen finde! — Allerdings wird, wenn ich sterbe, der Mittelpunct eines weit ausgedehnten geistigen Lebens hinweggenommen, schrieb Perthes Ende 1842; aber schwerlich ist es förderlich, daß solche Mittelpuncte noch lange Zeit, nachdem die Kinder eignen Standpunct gewonnen haben, fortbestehen. Es sollen sich immer wieder neue und eigenthümliche Kreise bilden in der fortgehenden Zeit. Sitzt aber so ein Alter mit Resten von Kraft fort und fort in dem Mittelpuncte, so entstehen bei den einzelnen Familien tausend Rücksichten der Schonung; es werden Hörner eingezogen, die bestimmt sind, Löcher zu stoßen oder abgelaufen zu werden. Zerfallen muß das Alte, damit Neues komme. Und nun der Alte selbst! An dem zaust die Zeit, endlich vegetirt er nur noch, wird sich und andern eine Last und was das schlimmste ist, er faßt eine widerliche Neigung zum längeren Leben. Wenn ich mir so manche alte Männer in meiner Nähe betrachte, so fällt mir Friedrich des Großen Anrede an die Grenadiere, die nicht in den Tod gehen mochten, ein: wollt Ihr Hunde denn ewig leben!?

Genesung ist wohl da, schrieb Perthes nach einem heftigen Krankheitsanfall im Frühjahr 1841 an Lücke, aber eine Genesung, wie die Jugend, kennt der Alte nicht mehr. — Das Frühjahr ist herrlich, schrieb er um dieselbe Zeit an Ullmann, und nicht selten überrascht mich Wehmuth, daß ich nur noch wenigemal diese irdische Herrlichkeit erscheinen sehen soll. Ein ähnliches Gefühl kann mich ergreifen, wenn ich auf meiner Stube die todten Ge-

genstände ansehe, die mir eine liebe Gewohnheit geworden sind. Nicht so bei dem Hinblicke auf die Lebendigen; die mir Lieben folgen bald mir nach, wie Geliebte mir vorangegangen sind. — Ich sehne mich nach der Ruhe in Friedrichroda, schrieb er im Frühjahr 1842 an Ullmann, vielleicht daß mir dort auch die Ruhe unter der Erde zu Theil werden wird, nach der ich mich sehne; gerne würde ich auf dem Kirchhof unter dem „Gottlob" mit seinen Tannen ruhen. Mein körperlicher Zustand ist nicht Grund dieser Sehnsucht, aber ich spüre in mir eine immer steigende Gleichgültigkeit gegen das Zeitliche; ich fühle für das Diesseit kein Streben mehr, ich will hienieden nichts mehr. — Das allmähliche Zurücktreten des Interesses an dem, was nur dieser Erde angehört, zeigte sich auch in der verringerten Bedeutung, welche Perthes dem von ihm selbst in äußeren Verhältnissen Erlebten und Erfahrenen beilegte. Früher hatte er wohl daran gedacht, den Gang seines Lebens aufzuzeichnen, aber der Drang des Geschäftslebens hinderte ihn daran. Später verlor er auch die Neigung zu solchen Aufzeichnungen. Als sein alter Freund Runge 1842 durch den Hamburger Brand sämmtliche Papiere verloren hatte, schrieb Perthes ihm: Auch ich habe zur französischen Zeit die meisten Briefe aus meiner Jugend eingebüßt. Nun haben sich freilich in den seitdem verflossenen dreißig Jahren Papiere genug wieder angesammelt, deren Inhalt lebensvoll ist, aber werden sie bei der stürmenden Eile unserer Zeit für das auf uns folgende Geschlecht eine Bedeutung haben? Ich glaube nicht. Meine Papiere seit 1813 werden, wie die früheren, ihren Untergang finden; niemand wird aus dem großen Wuste das Werthvolle heraussuchen, und warum auch sollte es geschehen? Wir werden als einzelne einzig und allein von Gott beachtet; vor den Menschen verwehen wir in der großen Geschichte, wie ein Blatt im Herbste. Wenn man von einer reichen Reise zurückkehrt, so glaubt man, das Erlebte nie zu vergessen. Was aber ist nach Jahren übrig geblieben von allen den Freuden und Interessen, welche gleich niedergeschrieben viele Bogen gefüllt haben

würden? So ist es auch mit den Einzelheiten unseres Lebensganges; und hätten wir sie mit aller Frische des Geistes niederschreiben wollen und können, wer würde es lesen? Vielleicht kurz nach unserem Tode ein paar Freunde, später höchstens ein Liebhaber alter Historien, es sei denn, daß die Aufzeichnung zugleich ein dichterisches Kunstwerk ist, wie Goethe's Wahrheit und Dichtung, welchem nicht der Inhalt, sondern die Form bleibendes Leben gibt. Die nach uns Lebenden haben ihr Leben und mit diesem hinlänglich zu thun; aus dem Sein der früheren Geschlechter bleiben nur die Resultate, deren Summirung wir Geschichte nennen. Nur vor Gott zählt auch der einzelne, das haben Hiob und David prophetisch verkündet und das hat unser Herr uns offenbart.

Den Sommer 1842 hatte Perthes vom Mai an in seinem lieben Friedrichroda zugebracht und sich der Stille gefreut. Möge der Morgen Euch so schön sein wie uns, schrieb er einmal seinem Sohne; dem in Sturm und Windstillen ergrauten Seemann thut ein solcher Morgen lebendiger Ruhe wohl. — Mitte September, als die kalten Herbstnebel das Gebirge zu füllen begannen, kehrte er nach Gotha zurück, wo er die ersten Wintermonate in gewohnter Rüstigkeit verlebte. Ich war nun über siebenzig Jahre alt, schrieb er Ende des Jahres an seine Schwägerin Auguste Claudius, ich kann noch stundenlang in Berg und Thal marschieren, kann acht bis zehn Stunden täglich geistesfrisch arbeiten ohne Beschwerde der Augen. Gott sei Dank dafür! Jeden, der zu mir spricht, verstehe ich leicht; aber was andere untereinander reden, entgeht mir. Darüber tröste ich mich; ich habe zur Genüge gehört, nur schmerzt es mich, daß ich das Geschwätze meiner drei kleinen Mädchen untereinander nicht mehr verstehen kann. Ein gewisses inneres Gefühl sagt mir, daß mein Leben über zwei, drei Jahre nicht hinausreichen wird. Lange habe ich den Kampf des Lebens gekämpft, ich wage nicht auf die Krone des Lebens zu hoffen, aber ich weiß, daß vor Gott das Gebet: Gott sei mir Sünder gnädig, Erhörung finden wird. — Ich glaube, schrieb er einige

Tage später an Bunsen, daß mein Ende nicht sehr entfernt sein wird; ich habe keinen Hunger mehr nach Speise, auch nicht nach diesseitig geistiger; meine Seele sehnt sich nach sichererer Nahrung.

Krankheit und Tod 1843.

Wie in jedem früheren Jahre brachten auch im Jahre 1842 alle in Gotha anwesenden Kinder und Kindeskinder den Weihnachtsabend bei Perthes zu; diesesmal wurde keines durch Krankheit zurückgehalten und in der Mitte von neun und vierzig dem Hause näher oder ferner verbundenen Angehörigen freute sich Perthes jugendlich frisch an der Freude ringsumher. Am heiligen Abend vergaß ich die Unbehaglichkeit meines Zustandes, schrieb er gegen Ende des Jahres, aber am zweiten Feiertage ward ich wieder daran erinnert. Schon seit einigen Wochen haben sich Vorboten einer ernsten Krankheit gezeigt; ich schlafe wenig und unruhig; die Eßlust ist fast ganz verschwunden und die Nachmittagsstunden sind sehr beschwerlich. Es war recht schlimm und ist es noch. — So entschieden fühlte Perthes das Nahen einer schweren Krankheit, daß er am 1. Januar in seinem Tagebuche, kurz wie immer, bemerkte: „mir meinem Zustande nach nicht wahrscheinlich, daß ich das Jahr 1844 schreiben werde.“ Bald zeigte sein Leiden sich als Leberübel, welches seit der letzten Woche des Januar zur Gelbsucht ward. Mehrere Monate hindurch schwankte der Zustand auf und ab; in manchen Wochen sanken die Kräfte so plötzlich, daß ein schnelles Ende zu erwarten stand; zuweilen aber trat auch wieder Erstarkung ein und machte einen raschen Verlauf der Krankheit unwahrscheinlich. Vor einigen Wochen glaubte ich, schrieb Perthes in der zweiten Hälfte des Februar, der letzte Weg sei anzutreten; jetzt wechseln gute Tage mit schlimmen; aber frei-

lich: nur immer langsam voran, wie die östreichische Landwehr. Meine kräftige Natur arbeitet gewaltig, den Krankheitsstoff auszustoßen; daß sie den Proceß gewinnen wird, glaube ich nicht. — Müde, müde, schrieb er einige Wochen später; doch die Besserung hält sich; es scheint als ob ich wirklich noch eine Zugabe zum Leben erhalten soll. — Bald darauf aber trat wieder eine Wendung zum Schlimmen ein und Ende März schienen alle Kräfte völlig aufgezehrt. Ich habe Perthes gesehen, heißt es in einem um diese Zeit geschriebenen Briefe; der Anblick seines äußeren Menschen ist erschütternd; alle Spannkraft, alle Frische des körperlichen Lebens ist dahin, die Stimme ist kraftlos und jede Bewegung todmüde; auf das äußerste abgemagert sitzt er matt in seinem Lehnstuhl. Der Eindruck ist um so schmerzlicher, je fremdartiger solche Hinfälligkeit an dieser bis vor wenigen Monaten so elastischen und energischen Natur erscheint. — Auch der fast aufgebrauchte Körper blieb indessen noch mit den letzten Resten seiner früheren Kraft das dienstbare Werkzeug für einen lebendigen und kräftigen Geist. Ein ausruhendes, pflanzenartiges Hinleben und sich pflegen Lassen, wie der hinfällige Kranke es sich gestatten darf und oftmals soll, lag nicht in Perthes' Art. Der Gesundheitstrieb, den er sein ganzes Leben hindurch gehabt hatte, war zu stark, um nicht bis auf das äußerste das Gefühl der Schwäche zu bekämpfen und der Krankheit die Herrschaft streitig zu machen; nur im Liegen ward es ihm, wie er einmal sagte, schwer, der feineren Nerven Herr zu bleiben und die Gedanken und Bilder in Ordnung zu halten, die sich einander jagten. So lange es irgend möglich war, brachte Perthes den Tag oder doch wenigstens Stunden des Tages in seiner Arbeitsstube zu; konnte er das Krankenzimmer nicht verlassen, so saß er wenigstens völlig angekleidet auf einem Stuhle vor dem Arbeitstisch; mußte er im Bette bleiben, so hatte er Briefe, Papiere, Bücher rund um sich ausgebreitet; auch das Bett sollte der Krankheit nur möglichst wenige Rechte einräumen und ein Bild gesunden, thätigen Lebens darbieten. Wenn und

wie er sich selbst helfen konnte, vermochte er es nicht, die Hülfe anderer sich gefallen zu lassen. Auch darin zeigt sich Eure Mutter als vollendete Krankenpflegerin, sagte er einmal, daß sie mir nicht helfen will, wo ich keine Hülfe nöthig habe. Wie er immer vor jeder Reise, die er antrat, alle seine Verhältnisse so ordnete, als wenn er nicht wieder zurückkehren werde, und gewiß mehrere Tage, bevor er in den Wagen stieg, mit allen Vorbereitungen fertig war, um nicht die letzten Stunden in Hast und Unruhe verleben zu müssen, so machte er es auch jetzt, seitdem ihm gewiß geworden war, daß er in naher Zukunft die letzte große Reise antreten werde. Auf das pünktlichste erledigte er alle Berufsgeschäfte, besprach mit seinem Sohne Andreas, der, was der Vater begonnen hatte, fortführen sollte, auch die kleinsten Einzelheiten, ordnete seinen Nachlaß und konnte jetzt wie früher die Stunde der Abreise, ohne noch durch äußere Arbeiten gedrängt zu sein, in Ruhe erwarten. Neben dieser letzten geschäftlichen Thätigkeit fand er aber auch Zeit, an seine auswärtigen Söhne, an Freunde und Bekannte eine Menge Briefe zu schreiben, unter denen manche, wie die an Boisserée, Ullmann, Bunsen, Neander, Dorner, Eichhorn, Graf Mailath, lebhaft und zum Theil sehr ausführlich kirchliche und politische Verhältnisse behandelten. Mit ungeschwächter Theilnahme las er noch im März die neu erschienenen Bände von Hagenbach's Wesen und Geschichte der Reformation und von Ranke's deutscher Geschichte. Die letzte Woche des März und die erste des April brachte sein Sohn aus Bonn bei ihm zu. Geistig frisch wie in den früheren gesunden Tagen ging Perthes auf jede Unterhaltung ein; über die vielen bedeutenden Männer, mit denen er vor langen Jahren gelebt, über die wechselnden Verhältnisse, in denen er gestanden, sprach er nicht minder lebhaft, wie über die politischen und kirchlichen Zustände der Gegenwart, und hatte noch manches Wort des Scherzes, als ein Brief des Ministers von Thiele ihn dringend nach Berlin zu einer Berathung über nicht näher bezeichnete Gegenstände einlud. Freunde und Bekannte, die ihn besuchten, konnten, sobald sie sich an sein hin-

fälliges Äußere gewöhnt hatten, nur schwer an die Nähe des Todes glauben. Perthes gehört zu den Menschen, schrieb ein Freund, mit deren Erinnerung sich das Bild geistiger und leiblicher Gesundheit so fest verbindet, daß man darüber die allgemein menschliche Hinfälligkeit vergißt. — Ich fand ihn, heißt es in einem Ende März geschriebenen Briefe, geistig durchaus unverändert: er ist hell und freundlich im Gespräch und anregend, wie wir ihn früher gekannt. — Es bleibt doch, heißt es in einem anderen Briefe, ein gewaltiges Ding, so ein Menschengeist. Wohl hat er die Herrschaft über die Natur eingebüßt, aber wenn er sich zuweilen dunkel seines ursprünglichen Rechts erinnert, so gehorcht ihm der Körper, wenn auch nur widerstrebend und nur auf kurze Zeit. Mit Erstaunen sah ich mehr als einmal, daß, wenn Perthes Abends müde und matt dalag, es nur eines geringen geistigen Anstoßes bedurfte, um auch dem Leibe Leben und Stärke wieder zu verleihen.

Es war kein künstlicher Zustand, keine erzwungene Anspannung, in welcher Perthes sich befand. Thätigkeit vielmehr war jetzt wie früher seinem Geiste so natürlich und angemessen wie das Athmen seinem Körper, und Arbeit und lebendiger Verkehr mit anderen stand jetzt so wenig wie früher der Sammlung und Vertiefung des geistigen Lebens entgegen. Schon in den der Krankheit vorhergehenden Jahren war Perthes mehr und mehr Herr über die ihm angeborene Natur und über das Heftige und Scharfe, was in ihr lag, geworden. Glaube und Liebe durchdrangen immer kräftiger und reicher sein ganzes Wesen und ließen Demuth vor Gott und Milde gegen andere zunehmen; je fester und lebensvoller seine Überzeugung ward, um so schonender ward sein Urtheil über Menschen. Daß er noch nicht als triumphirender Sieger dastehe, wußte freilich niemand besser als er selbst. Wenn Paulus, schrieb er einmal, über Kampf und Zwietracht in seinem Inneren klagen muß, so darf kein anderer verzagen, wenn auch er zu klagen hat. Alles, was der Mensch, wenn Christus ihm hilft,

auf Erden erreicht, ist doch nur, daß Stolz und Sinnlichkeit nicht auf eigene Faust ihre Wirthschaft in uns treiben, sondern stets bekämpft und stets bereut immer wieder die eben errungene Herrschaft abgeben müssen. Von Anbeginn der Kirche an sind äußere Mittel aller Art versucht, um den vollen Sieg herbeizuführen, und jeder einzelne hat noch seine besonderen Mittel; aber nie und nirgends haben sie gewährt, was sie gewähren sollten. Mich haben mehr, als Freude und Glück es vermochten, Schmerz und Leiden gefördert, dem Gebet um Hülfe liegt die Ergebung nahe und Ergebung hält die Seele rein; aber dennoch ist der Kampf geblieben bis zum heutigen Tag. Laß uns kämpfen bis an das Ende, mein lieber Sohn!

Perthes hatte zu kämpfen und kämpfte bis an das Ende, aber die Monate der Krankheit machten manche früher scharfe Waffen des Feindes stumpf und brachten das innere Leben des Geistes in den tiefsten und größten Beziehungen zur vollen Reife. Die Hinfälligkeit und die mancherlei Beschwerden, die er zu tragen hatte, waren dem Manne, der früher Rücksichten auf seinen Körper kaum gekannt hatte, keine leichte Prüfung, aber niemand hat ihn murren gehört, niemand ihn verdrießlich gesehen; von Woche zu Woche ward er stärker an hingebender Geduld; gegen alle, die ihm nahe kamen, übte er immer gleiche Freundlichkeit und das Gefühl des Dankes für das viele, was er in seinem reichen Leben empfangen hatte und noch empfing, verließ ihn nie. Daß nun das Ende seiner Tage sehr nahe sei, wußte und sagte er mit aller Gewißheit, und sah demselben mit wunderbarer Ruhe entgegen. Das Bewußtsein, daß nun der Lebenslauf gänzlich abgeschlossen hinten liegt, schrieb er an Dorner, ist ein eigenthümlicher Zustand; mir kein niederschlagender, sondern zur Ruhe erhebender; ich bin mit Dank zu Gott erfüllt. — Während der ganzen Krankheitszeit hat Perthes, so weit Menschenaugen blicken können, auch nicht in einem einzigen Augenblick mit Furcht vor dem Tode zu kämpfen gehabt. Gott ist mir armen Sünder gnädig um sei-

nes lieben Sohnes willen, rief er unzähligemale in schweren Stunden und rief es mit immer freudigerem Vertrauen. In Hoffnung und im Glauben gehe ich, schrieb er an Neander, freudig hinüber in das Land, wo Wahrheit in Klarheit, wo Liebe in Reinheit mir werden wird. — Getrost sehe ich dem Übergange entgegen, schrieb er ein anderesmal; die Gnade wird mich nicht loslassen, dessen bin ich gewiß. — Perthes ist mit dem Sterben völlig vertraut, heißt es in einem Anfang April geschriebenen Briefe; er ist in sich sicher und ruhig. Ob seine jetzige Sicherheit und Ruhe ihm auch in den Stunden des Todeskampfes bleiben werde, ist ihm nicht gewiß; die Natur, sagte er, mache ihr Recht an dem Menschen oft grade in den Augenblicken, in welchen sie es auf immer verliere, am stärksten geltend; auch ihm stehe vielleicht ein schwerer Todeskampf und ein scheinbares Verzagen, und der Seufzer: mein Gott! mein Gott! warum hast Du mich verlassen! bevor, doch hoffe er auf ein stilles, heimliches Einschlummern und bete darum. Einige Stunden, nachdem Perthes mir dieses geäußert, trat ich gegen Abend in sein kleines Cabinet, er saß zurückgelehnt auf seinem Lehnstuhle, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen; über alle seine Züge war Stille und freudige Ruhe ausgegossen. Als ich so ihn sah, hoffte ich, daß Gott schon sein Gebet erhört habe, aber es war nicht so; er schlief und wachte freundlich und mittheilend auf.

Bedurfte Perthes Sammlung und Kräftigung, so suchte er sie jetzt ausschließlich in der heiligen Schrift; keines der Werke, denen er so manche Förderung seiner christlichen Erkenntniß und seines christlichen Lebens verdankte, gewährte ihm jetzt noch, was er nöthig hatte. Vor allem an die Briefe des Apostels Paulus hatte er früher sich gehalten; sie traten ihm auch jetzt nicht zurück, aber immer mehr traten ihm die Johanneischen Schriften hervor. Wie früher zum Römerbrief kehrte er jetzt immer wieder zum Evangelium Johannis zurück; aufgeschlagen lag es neben ihm, mochte er arbeiten oder ruhen. Nicht oft aber doch zuweilen wendete sein

Blick sich auch über den Tod hinaus. In acht oder vierzehn Tagen werde ich drüben sein, sagte er einmal, und doch fehlt mir auch heute noch jede Ahnung von dem „Wie" des Seins unmittelbar nach meinem Tode. Werde ich in einem Zustande schweren Kämpfens, Leidens, Ringens sein, durch welches die Sünde abgestoßen wird, oder in einem Zustande tiefer Ruhe, in welchem ich mich besinnen und in stiller Hingebung von den Wunden heilen lassen soll, die der Tumult des Erdenlebens geschlagen hat? Werde ich mit zu arbeiten haben an den Arbeiten der Weisheit und Liebe, wird mir Erkenntniß der Natur, Verständniß der Geschichte, wird mir Gemeinschaft mit denen, die ich auf Erden lieb gehabt habe, gewährt werden? Alle diese Fragen haben unmittelbar vor dem Tode noch eine ganz andere Bedeutung für den Menschen, als in der früheren kräftigen Lebenszeit, und doch soll er sie nicht thun, weil keine Antwort darauf gegeben ist. — Die Zeit des Glaubens wird bald für mich vorüber sein, sagte er ein anderesmal, die Zeit des Schauens ist nahe; und doch wie dunkel ist das Wort und wie verhüllt ist sein Sinn. Schauen! — mit keiner Kraft des Geistes, die ich hier schon habe, werde ich schauen können. Wie ich mit dem Auge nur das Sichtbare von einer Sache sehe, mit dem Ohre nur das Hörbare von derselben höre, aber nie die Sache selbst erfasse, so läßt auch Verstand, Gefühl, Vernunft mich nur diese oder jene Seite der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst erkennen. Stückweises Erkennen aber ist kein Schauen. Soll ich schauen, so muß mir eine neue Geisteskraft gewährt werden, welche volle Liebe ausströmt, um volle Wahrheit aufnehmen zu können. Wie soll das zugehen, möchte man fragen und möchte hinzusetzen: doch mir geschehe, wie du gesagt hast.

Mit der zweiten Woche des April trat ein neues rasches Sinken in Perthes' Kräften ein, während zugleich die Beschwerden der Krankheit größer wurden. „Sehr schwach; sehr elendes Befinden," findet sich wiederholt in seinem Tagebuch bemerkt. Genesung will nicht eintreten, schrieb er am 15. April an Bunsen, und die

Entkräftung nimmt zu; es darf Sie nicht überraschen, wenn die Nachricht eintrifft: er starb an Altersschwäche. — Am Ostersonntag, den 16. April, als nach der Kirche Frau und Töchter bei ihm saßen, ließ er sich von ihnen die Auferstehungspredigt, die sie so eben gehört hatten, erzählen. Grübelt nicht, sagte er ihnen, und phantasirt nicht über den Zustand, in welchem wir uns befinden werden, wenn wir gestorben sind; es hilft zu nichts und führt von der Hauptsache ab. Haltet Euch einfach und fest an das, was unser Herr uns gesagt hat, und begehrt nicht, hier näheres und mehreres wissen zu wollen; leset wieder und immer wieder das vierzehnte, funfzehnte, sechszehnte und siebenzehnte Capitel des Evangelium Johannis; wer das hat, hat alles, was er bedarf, zum Leben und zum Sterben. — Während der letzten beiden Monate seines Lebens waren es aus der ganzen heiligen Schrift nur noch diese vier Capitel, mit denen und in denen Perthes lebte, und je näher er dem Tode kam, um so öfter las er vor allem das siebenzehnte. Seit dem dritten Ostertage war es ihm unzweifelhaft, daß er höchstens nur Wochen noch zu leben habe, und meistens hielt er die Stunde des Scheidens für näher, als sie war; liegend theils auf dem Bette theils auf dem Sopha mußte er von nun seine Zeit zubringen. Am 21. April, seinem Geburtstage, hatte er morgens Kinder und Enkel um sich; ernst und wehmüthig war allen zu Sinne, aber in solcher Ruhe und solcher Freudigkeit lag er da in seiner mit Frühlingsblumen reich angefüllten Stube, daß auch in den andern der Schmerz nicht laut werden konnte. Sollte es Gottes Wille sein, sagte er, daß ich noch einige Zeit mit Euch zu leben hätte, so thue ich es mit Freuden und gehe auch sehr gerne noch einmal nach meinem lieben Friedrichroda; aber es wird wohl gewiß nicht geschehen. Ein reiches Leben liegt hinter mir; schwere Tage und Jahre habe ich gehabt und manchen harten Kampf durchgekämpft; aber immer ist Gott mir gnädig gewesen. Wenn ich todt bin, so klagt nicht; sehnen werdet Ihr Euch wohl oft nach mir und dessen freue ich mich; Euch selbst brauche ich

nicht zu sagen: habet Liebe untereinander, aber erziehet auch Eure Kinder so, daß sie nicht vergessen, einander nahe zu stehen und sich einander lieb zu behalten. Ich sterbe gern und ruhig und bin bereit dazu; ich hab' mich Gott ergeben, dem liebsten Vater mein. Hier ist kein immer Leben, es muß geschieden sein; der Tod kann mir nicht schaden, er ist nur mein Gewinn; in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin.

Acht Tage später, am 29. April, glaubte er, die Stunde des Todes sei da, er war ohne Schmerzen, aber matt an Körper und weich im Gemüthe; viel lebte er an diesem Tage im Andenken seiner seligen Caroline, ließ sich von Claudius' letzten Stunden erzählen und hatte es gerne, wenn Frau und Töchter in seiner Nähe waren; mit Liebe und Freundlichkeit umfaßte er jede einzeln und als die Nacht kam, las er selbst, da keiner der Anwesenden es vermochte, mit lauter Stimme das vierzehnte Capitel des Evangeliums Johannis von Anfang bis zu Ende. Am folgenden Morgen, Sonntags, war er wieder kräftiger. Gegen Mittag traf sein ältester Sohn Mathias aus Moorburg ein. Als seine Frau ihn allmählich auf die Anwesenheit desselben vorbereiten wollte, lachte er laut in alter Weise und sagte: Du denkst wohl, ich müßte, weil ich krank bin, auch nervenschwach sein, laß ihn nur hereinkommen. — Mir hätte keine größere Freude noch in diesem Leben werden können, als die über Mathias' Ankunft, äußerte er wiederholt. Mehreremale noch vermochte er Stunden lang geistig klar und hell mit dem Sohne zu reden, obschon zu dem Gefühl der äußersten Hinfälligkeit bereits am Tage nach dessen Ankunft schmerzliche Leiden traten, indem eine Kopfrose sich ausbildete und bald einen sehr bösartigen Character annahm. Aber auch jetzt hielt weder Hinfälligkeit noch der von Tage zu Tage wachsende Schmerz ihn von Thätigkeit ab. Mit seinem Sohne Andreas arbeitete er täglich durchaus klar und zusammenhängend in Geschäftssachen und ging freundlich auf Gespräche aller Art mit den ihn besuchenden Freunden Ukert, Ewald und Archidiaconus Hey

rin, der als sein langjähriger Beichtvater ihm nahe stand. Zahllosen Menschen war Perthes Rathgeber, zahllosen Menschen Wohlthäter gewesen; Freunde und Bekannte hatte er in allen Gegenden Deutschlands. Er freute sich der theilnehmenden, grüßenden und Abschied nehmenden Worte, die hierher und dorther einliefen. Es war so tröstlich, schrieb Schelling, jemanden in der Welt zu wissen, bei dem man für jeden Nothfall treuer Theilnahme, liebenden Wohlwollens und treffenden Rathes gewiß ist. — An Rist dictirte Perthes seinem Sohne Mathias mit fester Stimme einen Abschiedsbrief, der leider nicht wieder aufzufinden gewesen ist. Ja ich habe viel im Leben erfahren müssen, antwortete Rist, bin großer Wohlthaten und großer Prüfungen gewürdigt worden; aber es blieb mir noch zu überstehen übrig, einen Brief zu erhalten, wie den Ihrigen vom 5. Mai, und ihn zu beantworten, wie ich jetzt thue. Meine Hand will fast dabei zittern, aber mein Herz ist unverzagt; ich schlage mein Auge vor dem Tode nicht nieder, mit dem ich so viel verkehrt habe. Ich trete an Ihr Lager, um Ihnen zu danken für die Erinnerung, die Sie mir in solchen schweren Stunden geschenkt; ich reiche Ihnen die Hand, um Ihnen, wenn es so sein muß, Lebewohl zu sagen, um mich an Ihrem festen Muth und klaren Blick, an Ihrem freudigen Vertrauen auf die Wiedergeburt in Christo zu erbauen; ich spreche Ihre Beichte nach, sie kann auch für mich gelten. Glücklich preise ich die Frau und die Kinder, die um Sie stehen und grüße Sie alle; meine Frau hat noch Thränen übrig für den alten theuren Freund, dem sie den herzlichsten Abschiedsgruß sendet. Sie sind uns viel gewesen; Ihr Andenken bleibt vielen, und vor allen uns ein gesegnetes. Soll ich jegliche Hoffnung fahren lassen, daß die Ärzte sich täuschen und auch Ihr eigenes Gefühl sich täuscht? Sodann, wohlan! hier ist meine Hand! auf Wiedersehen, lieber Perthes!

Auch manchen persönlichen Abschied hatte Perthes zu nehmen. Um ihn noch einmal zu sehen, war aus Leipzig der Sohn seines

alten Schwarzburger Pflegevaters, Karl Heubel, gekommen, dem er selbst wiederum von dessen Knabenalter an ein treuer Vater gewesen war; mit herzlicher Freude nahm er ihn auf und entließ ihn gehoben und gestärkt. Am 6. Mai sagte er seinem Schwiegersohn Wilhelm Perthes, der auf einige Wochen verreisen mußte, Lebewohl. Die Entbehrung dieses Mannes, der seit fünf und dreißig Jahren seinem Herzen sehr nahe stand, ward ihm schwer. Er hatte einige Tage nach dessen Abreise den Wunsch geäußert, ihn noch einmal zu sehen; als er aber gleich darauf hörte, daß nach ihm geschickt werden sollte, sagte er: nein, der Mensch muß sich nicht alles erlauben, was an sich wohl möglich wäre, er darf nicht kommen und ich verlange, daß Ihr mir gehorcht und nicht schreibt. Am 7. Mai kam Perthes' Schwester, Charlotte Besser, zu seiner großen herzlichen Freude. Vieles ließ er sich von ihr erzählen aus früherer und späterer Zeit und das vergangene Leben ging noch einmal an seiner Seele vorüber. Am Montag, den 8. Mai, nahm sein Sohn Mathias den Abschied, den der Mensch nur einmal im Leben nehmen kann, den Abschied vom sterbenden Vater. Mit einem Blicke tiefen Ernstes und tiefer Liebe gab Perthes ihm die Hand; auf Wiedersehen! sagte er ihm mit fester zuversichtlicher Stimme. Ich habe früher gedacht, hatte er einige Tage zuvor geäußert, daß vor der Gewißheit des Seins in Gott dort drüben jedes Bedürfniß zum Wiedersehen und Wiederhaben der uns hier lieben Menschen verschwinden und mir die persönlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch im Himmel bedeutungslos sein würden; jetzt denke ich nicht mehr so; ich hoffe auf ein Wiedersehen und Wiederhaben aller, die mir hier lieb sind, und ich glaube auch daran.

Am Dienstag, den 9. Mai, schließt Perthes' eigenhändiges Tagebuch mit den kurzen Worten: „sehr elend;" von jetzt an konnte er sich nicht mehr allein helfen, sondern mußte gehoben werden. Des Sterbens in nächster Zukunft gewiß und vom Wunsche, den letzten Augenblick mit vollem Bewußtsein zu erfassen, erfüllt, lag

er matt und todmüde da; unzähligemale betete er mit freudiger, sicherer Ruhe: ach, selige Freud' und Wonne hat mir der Herr bereit, da Christus ist die Sonne, Leben und Seligkeit; was kann mir doch nun schaden, weil ich bei Christo bin; in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin. — Er ist auch heute unbeschreiblich geduldig, heißt es in einem Briefe; keine Klage kommt aus seinem Munde und immer ist er freundlich. Schwach, schwach bin ich, sagte er heute, wollte Gott, es wäre die letzte Schwäche; die Schmerzen werden größer, aber noch kommt der Tod nicht. — Mit zarter Liebe und mit der Ruhe und Kraft, welche nur die Erfahrungen eines inhaltsvollen Lebens dem Menschen gewähren, war Tag und Nacht seine Frau um ihn; innig dankbar gab Perthes sich ihrer Pflege hin, ohne sich deshalb des Reichthums der Liebe weniger zu freuen, die ihm durch Kinder, Enkel und Schwiegersöhne zu Theil ward. Bleibt Nachts noch nicht bei mir, sagte er zu den Töchtern, ihr mattet euch ab und es kommt gewiß noch schlimmer; und doch möchte ich wohl gerne, fügte er einige Minuten später hinzu, wenn Nachts eines von Euch an meinem Bette säße, so daß ich Euch sehen könnte, so oft ich aufwachte. Er lag fast immer mit gefaltenen Händen; die Worte: Du lieber Gott, hilf mir, oder: mein Jesus, komme, oder: Herr, führe mich nicht in Versuchung, oder: Gott sei mir armen Sünder gnädig um Deines lieben Sohnes willen, drängten sich oft aus seiner Brust. Nicht allein den Jungen, sagte er einmal, sondern auch den Alten zum Trost und zur Hülfe ist das Gebet gegeben: führe mich nicht in Versuchung. So oft er das Auge aufschlug, sah er den grade vor ihm Sitzenden mit freundlicher Liebe an, winkte ihm zu oder reichte ihm die matte Hand. In diesen Tagen noch suchte er selbst einen Ring für seine Enkelin Fanny Becker zu deren Confirmation und einen anderen für seine Tochter Agnes aus, den er ihr am 12. Mai zu ihrer silbernen Hochzeit in einem mit Blumen angefüllten Korbe gab. Am folgenden Tage, den 13. Mai, war Perthes' Hochzeitstag; achtzehn

Jahre waren verflossen, seitdem er seine zweite Ehe geschlossen hatte. Viel und lange sprach er mit seiner Frau über das, was sie gemeinsam erlebt, und setzte dann hinzu: der Tod ist da, ein wunderbares Gefühl ist in mir, alle irdischen Verhältnisse lösen sich ab von mir; mit Worten läßt sich nicht ausdrücken, wie es ist. — Ich wollte, es würde heute geschlossen, sagte er zu seiner ältesten Tochter; bittet Gott, daß es geschehe. — Den ihm nahe befreundeten Arzt Dr. Madelung hatte er lange schon das Versprechen abgenommen, die Stunde des Todes ihm nicht zu verbergen. Jetzt fragte er ihn, ob sie gekommen sei; noch nicht, war die Antwort. Ich hatte so gewiß gehofft, heute zu sterben, äußerte Perthes wehmüthig nach einiger Zeit, und soll noch leben? — Fünf schwere Tage und Nächte hatte er noch vor sich. Am Sonntag Morgen, den 14. Mai, ließ er sich auf seinen Lehnstuhl bringen, die Entzündung der Rose am Kopfe hatte auf die Gehirnhäute zurückgewirkt, die Schmerzen stiegen von Viertelstunde zu Viertelstunde, Eisumschläge wurden aufgelegt und Opium ihm gegeben. Mit äußerster Anstrengung kämpfte er gegen die betäubende Wirkung; ab und an redete er irre, meistens aber ward er sich dessen bewußt, besann sich, sagte, was er sagen wollte, und sank wieder zurück in einen traumähnlichen Zustand. Es war ein Tag und eine Nacht furchtbaren Leidens; das Opium hatte die Kraft zum rechten Widerstande und zur hingebenden Geduld gebrochen. Schmerzensrufe wurden ihm ausgepreßt, die durch Mark und Bein drangen. Ihr müßt es Euch gefallen lassen, sagte er einmal, ich kann es nicht lassen, ich habe ja keine Zähne mehr, die ich zusammenbeißen könnte —; ach, wenn ich nur noch einmal weinen könnte, klagte er ein anderesmal; was für ein langer Sonntag! rief er gegen Abend; ein schwerer, schwerer Kampf! mein Gott, hilf mir und sende den Tod! Die Worte: Herr, Herr, führe mich nicht in Versuchung, tönten immer wieder durch die stille Nacht. Zwischen den Worten der Angst und des Schmerzes wurden aber auch Worte der Zuversicht und der Ergebung laut. Während die Umstehen-

den glaubten, daß er betäubt und bewußtlos hinschlafe, begann er mit leiser, rührender Stimme zu beten: Mein Weg geht jetzt vorüber, o Welt, was acht' ich Dein? der Himmel ist mir lieber, da muß ich trachten ein, mich nicht zu sehr beladen, weil ich wegfertig bin, in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin. — Ein anderesmal rief er aus halbem Traume aufwachend: Nur eine Idee noch begehrte Herder auf dem Sterbebette; Licht, Licht verlangte Goethe; hätten sie nach Liebe gerufen und nach Demuth, es wäre ihnen besser gewesen. — Am Montag frühe gegen drei Uhr ließ zwar nicht das Leiden, aber die Wirkung des Opiums nach; er suchte sich zu sammeln und fragte die bei ihm wachenden Töchter: was ist mit mir geschehen? Ihr seid böse auf mich; was habe ich gethan? was habe ich verbrochen? Die Kinder sagten ihm, daß er Opium erhalten und in Phantasien gelegen habe. Anfangs sprach er jedes ihrer Worte laut nach, wie wenn er sie nicht deutlich fassen könnte; bald aber ward er völlig klar und nun ergoß sich unbeschreibliche Freundlichkeit, Ruhe und Freudigkeit über sein ganzes Wesen; er zog die weinenden Töchter an sich, legte seine Hände auf ihr Haupt, segnete sie und betete lange.

Auch nach dieser schweren Nacht hatte Perthes noch Stunden, in denen das Bewußtsein ihm entschwand und er in leisem Schlummer dahin lag; zuweilen verwechselte er wohl die Zeit oder hatte Mühe, einen Eintretenden zu erkennen, aber Verwirrung ist nicht wieder über ihn gekommen, und wenn er sprach, so sprach er hell und klar und mit tief in die Herzen dringender Freundlichkeit. Mit Irdischem war er nicht mehr beschäftigt, gegessen und getrunken hatte er schon seit Wochen nicht mehr, ein Theelöffel schwarzen Kaffee's war das einzige, was er noch hin und wieder genoß; sein eigener Körper schien ihm bereits ein Fremdes zu sein, auf dessen Schmerzen er wie mitleidig hinsah. Frau und Kinder und alle, die ihm nahe kamen, umfaßte er mit wachsender Liebe, bat oft ihn so zu legen, daß er sie alle sehen könne; aber Schmerz über sein Fortgehen von ihnen hatte er nicht, das fühlten alle;

er war fertig, ganz fertig mit dem Leben und harrte in vollem freien Bewußtsein des letzten großen Augenblicks. Wohl seufzte er, wenn die Leiden des Körpers stiegen, noch oftmals mit tiefer, trauriger Stimme: lange schwere Stunden! und unaussprechlich sehnte er sich, bei Gott zu sein. Ich armer, armer Mensch, klagte er einmal, ich kann nicht leben und kann auch nicht sterben, hierher gehöre ich nicht mehr und drüben bei Gott bin ich noch nicht; Herr Jesu, hilf und mach ein End' und trag' mich fort! — So lang ihm aber auch die irdische Zeit ward, die Gewißheit eines endlichen glücklichen Ausganges verließ ihn nie. Lob und Preis sei Gott, hörten die Umstehenden ihn leise ausrufen, mein Glaube ist fest und hält aus im Sterben wie im Leben, Gott ist mir armen Sünder gnädig um seines lieben Sohnes willen! — Am Donnerstag, den 18. Mai, konnte der Arzt ihm sagen, er werde nun bald überstanden haben. Eigentliche Schmerzen hatte er nicht mehr; gefragt, ob er schwer träume, antwortete er freundlich: nein, nein, jetzt nicht, sonst schwer, jetzt schön. — Zuweilen betete er laut; am Nachmittage noch sprach er mit sicherer Stimme: Gesegne euch Gott, ihr Meinen, ihr Liebsten allzumal, um mich sollt ihr nicht weinen, ich weiß von keiner Qual. Den rechten Port noch heute nehmt fleißig ja in Acht, in Gottes Fried' und Freude fahrt mir bald alle nach. — Meistens lag er, ohne zu reden, ruhig und freudig, und die Ruhe und Freudigkeit, die Gott ihm geschenkt hatte, ging auf alle über, die ihm nahe waren. Wenn er die kalten Hände zusammenfaltete und still die Lippen im Gebete bewegte, so mußten wir, schrieb eine der Töchter, auch die Hände falten und aus tiefster Seele beten; es wurde uns so groß, so freudig in unserer Seele, als wäre unser Herr Christus mit uns in der Kammer. — Schwer ist der letzte Kampf, heißt es in einem anderen Briefe, aber wir sahen mit eigenen Augen, daß er in Liebe und ohne Furcht und Angst bestanden werden kann. Der Tod verlor für uns sein Grauen und die Auferstehung war uns näher als das Sterben.

Abends gegen sechs Uhr kam der befreundete Oberhofprediger Jacobi. Perthes schlug das matte Auge auf, reichte ihm die Hand und sagte: Zum letztenmal, es ist nun bald überstanden, aber es ist ein harter Kampf. — Um sieben verließen ihn Jacobi und der Arzt; gegen acht Uhr ward sein Athem langsam und schwer, aber ohne Qual und Unruhe. Seine Frau, seine Schwester, seine in Gotha anwesenden Kinder und Kindeskinder umstanden das Sterbebett; Perthes hatte die Hände gefaltet und betete wohl eine Stunde hindurch sehr laut, aber die Zunge war bereits gelähmt; nur die oft wiederkehrenden Worte: mein Erlöser, Herr, Vergebung, waren verständlich. Es war dunkel geworden; als Licht gebracht ward, sahen alle eine große Veränderung in seinen Zügen; jede Spur des Schmerzes war verschwunden, das Auge leuchtete; über das ganze Gesicht war eine Ruhe und Verklärung ausgegossen, so daß die Umstehenden nur an seine Freude, nicht an den eignen Schmerz denken konnten. Die letzten Worte dieser Welt, die das Ohr des Sterbenden erreichten, waren die an seinem Bette gebeteten Worte: Ja selige Freud' und Wonne hat Dir der Herr bereit, wo Christus, ist die Sonne, Leben und Seligkeit. Er that einen letzten, tiefen Athemzug; wie ein Blitz flog der Ausdruck unendlichen Schmerzes über sein Gesicht; dann hatte er überwunden, es war Abends einige Minuten vor halb zehn. Milde und Friede ruhte unmittelbar nach dem Tode wieder auf der Leiche. Am Montag den 22. Mai früh am Morgen ward sie auf dem Kirchhofe zu Gotha unter dem Gesange ins Grab gelegt: Was kann mir doch nun schaden, weil ich bei Christo bin? In Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

